Friedrich Christoph Dahlmann

von

Anton Springer.

Laeta viro gravitas et mentis amabile pondus.

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1872.

Inhalt.

Beilagen.

Verzeichniß

der wichtigsten Briefe.

Verbannung.

1. Der Göttinger Verein.

Als König Ernst August durch einen willkürlichen Machtspruch die Sieben Göttinger Professoren des Amtes entsetzte und Dahlmann mit Jacob Grimm und Gervinus gewaltsam aus der Heimat vertrieb, ahnte er nicht, daß er sich dadurch ein Verdienst um den deutschen Gemeingeist und um die politische Entwickelung des deutschen Volkes erwerben werde. Das Schicksal der eidtreuen Lehrer wurde nicht allein die Fabel des Tages, von welcher alle Zungen sprachen, alle Zeitungen erzählten, alle Müßigen sich unterhielten: ihre tapfere That weckte auch den Sinn für die allgemeinen vaterländischen Dinge. Die grausame Verfolgung, welche sie erdulden mußten, öffnete Jedermann die Augen über die Gefahren, welche unser öffentliches Recht, unsere bürgerliche Freiheit bedrohen und ließ die politische Glaubensseligkeit für immer schwinden. Vieles hatte das deutsche Volk ertragen und gelitten: den Abfall vom Geiste der Freiheitskriege, die Straflosigkeit, ja Erhöhung der Rheinbundfürsten, die rohe Verfolgung verdienter Männer unter dem Vorgeben, sie wären Demagogen, den Bruch verliehener Rechte, die grausame Verschneidung der Verfassungen. So gekrümmt war durch lange Gewohnheit sein Rücken geworden, daß man meinen durfte, es würde sich nimmermehr erheben. Was der Mainzer Untersuchungskommission, was den Carlsbader Beschlüssen, was selbst dem Bundestage nicht gelungen war, das erreichte Ernst August. Alle Kreise,

alle Parteien, alle Stämme einigten sich in der unbedingten Verdammung des Königs, in der lauten Anerkennung der Sieben Göttinger; die öffentliche politische Meinung, scheinbar schon erstorben, wurde wieder lebendig und trat als Macht auf.

Der alte Spruch besagt also doch die Wahrheit, daß wir Deutschen in unserem religiösen Gemüthe hart getroffen werden müssen, um uns für politische Thaten zu begeistern. Wohl gab es unter den Tausenden, welche Dahlmann und seinen Freunden zujauchzten, Viele, die den besonderen Nachdruck auf die Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes legten, in den Göttinger Sieben die Vertreter des constitutionellen Rechtes, die Kämpfer für die liberale Sache begrüßten. Ebenso Viele wurden aber durch den sittlichen Grund der Protestation bezwungen, und traten auf Dahlmanns Seite, ohne daß ihr politisches Interesse zunächst das Urtheil bestimmt hätte. „Ihre Ueberzeugung ist constitutioneller, als die meinige," schrieb ihm Adolf Trendelenburg (24. Dec. 1837) aus Berlin. „Durch den Gang meines Lebens und durch die Regierung des Königs, dessen Unumschränktheit Preußens und Deutschlands Segen ist, ist meine Ueberzeugung streng monarchisch geworden. Aber dieser Unterschied der Richtung hat für den vorliegenden Fall wenig Bedeutung. Ich wünsche vielmehr, daß meine Gesinnung ebenso wahrhaft sei, wie die Ihrige. Ohne eine furchtlose Wahrhaftigkeit und Unverbrüchlichkeit des Einzelnen kann es weder Einsicht noch Vertrauen, weder Bestand der Regierung, noch irgend eine Freiheit geben." Dahlmann selbst hielt an dem rein sittlichen Charakter seiner That gleichfalls fest. Dem alten Schlosser in Heidelberg, der ihm noch in den letzten Göttinger Wochen nach löblicher Gelehrtensitte den zweiten Band der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts geschenkt hatte, dankte (1. Dec.) er mit folgenden Worten: „Einen gewissen Zorn gegen unser armes Hannover und speziell gegen Göttingen können und wollen Sie nicht fahren lassen und ich tadle Sie nicht darum; thun Sie uns hie und da vielleicht zuviel, so verdienen Stadt und Land es jetzt zu Genüge. Halten Sie die neuliche Erklärung, welche durch die Zeitungen geht, für keinen politischen Schritt; es ist lediglich ein sittlicher; mag die Masse, wenn

sie dienstbar sein will, es so gut haben; allein der ganze sittliche Mensch geht verloren, wenn man nicht blos Unrecht dulden, sondern auch bei der Vollführung werkthätig sein soll. Ohne solche Verwahrung des Gewissens hätte ich mich nicht wieder auf dem Katheder blicken lassen mögen; ich wäre daran gestorben.“ Und als ihm sein Vetter Jochen Susemihl in Ratzeburg, ein strenggläubiger Mann, Worte des Trostes und der Theilnahme sandte und den religiösen Werth seiner That hervorhob, antwortete (4. Januar 1838) Dahlmann: „Sehr in meinem Sinne beurtheilst Du die Stimmung, in welcher ich den neuesten Abschnitt meines Lebens betrachte; ich wünsche sobald als möglich wieder zum ganz gewöhnlichen Menschen zu werden und die Aehnlichkeit mit so Vielen, denen ich mich in keiner Weise verwandt fühle, abzustreifen. Niemals ist ein Schritt, den ich gethan, stiller und mehr innerlich erwogen worden, als dieser; es handelte sich um den sittlichen Werth meiner ganzen Zukunft.“

So wurde Dahlmann nicht von der Parteigunst allein getragen, vielmehr weit über die liberalen Kreise hinaus von allen Gutdenkenden durch Zeichen menschlicher Theilnahme erfreut. Aber freilich, da seine That auf politischen Boden gefallen war, brachte es die Natur der Sache mit sich, daß sie politische Früchte zeitigte. Wenn auch Dahlmann selbst aus dem Proteste kein politisches Kapital schlagen wollte und sich beharrlich sträubte, die Führerrolle einer Partei zu übernehmen, so sorgten Ernst August und die ihm verbündeten deutschen Regierungen sattsam dafür, daß die öffentliche Aufmerksamkeit den Göttinger Verbannten dauernd zugewendet blieb und an ihr persönliches Schicksal ein politisches Interesse sich knüpfte. Je grimmiger Ernst August sie verfolgte, desto größer wuchs die Zahl ihrer eifrigen Vertheidiger; je leidenschaftlicher der hannoversche König seine Sache als die gemeinsame aller deutschen Fürsten verfocht, desto herzhafter trat das deutsche Volk auf die Seite der Professoren, desto lebendiger wurde die Ueberzeugung, daß es hier das allgemeine Wohl gelte, ein Preisgeben der wackeren Sieben die nationale Ehre beflecken, das öffentliche Recht schädigen würde. Wie das deutsche Volk vom Proteste dachte und die Göttinger Vorgänge auffaßte, zeigte es durch seine vorzugsweise an Dahlmann gerichtete

Huldigung. Keiner der Sieben stand dem Anderen an Verdiensten nach, jeder derselben hatte den gleichen freien Muth bewiesen, die gleichen Opfer gebracht. Dennoch gewöhnten sich Freunde und Feinde rasch daran, Dahlmann als das Haupt und die Seele der Sieben zu betrachten, und seine Person am innigsten und festesten mit dem Ereigniß zu verknüpfen. Mit richtigem Gefühle erkannte man in ihm den Mann, der unverzagt auch die politischen Folgen seiner That tragen, der mannhaft einem Staatswesen, das sich auf unsittliche Handlungen stützt und diese zu seinen Gunsten ausbeutet, entgegentreten werde. Dahlmann täuschte diese Erwartung nicht. Mit dem unbeugsamen Ernste, der ihn seit jeher auszeichnete, stand er für die Sache, die zugleich die Sache des öffentlichen Gewissens war, ein, mochte auch darüber sein persönliches Schicksal eine starke Trübung erfahren und er, dem Zorn der Mächtigen vorzugsweise ausgesetzt, mehr Jahre der Verbannung zählen als seine übrigen Leidensgenossen.

Als Dahlmann sich durch den Gewaltspruch des hannoverschen Fürsten plötzlich aus Göttingen vertrieben sah, dachte er zuerst im Norden eine Zufluchtsstätte zu finden. Dorthin führte ihn die natürliche Neigung, dort war er des Willkommens treuer Freunde und gleichgesinnter Männer sicher. Wie sein Bruder Albert in Wismar, so baten auch Hegewisch's in Kiel, liebevoll und eindringlich, der Verbannte möge bei ihnen einkehren, in ihrer Mitte das Austoben des Sturmes abwarten. „Unser Haus steht Euch offen, mit Allem was es vermag," schrieb ihm Hegewisch, sobald ihn die Kunde von der Vertreibung erreichte. „Kommt zu uns," fügte Caroline hinzu, „hier schlagen noch treue Herzen für Euch; laßt uns die Phalanx fester schließen, die wir das Rechte wollen. Kommt, wir wollen einfach, mäßig und doch mit gutem Bewußtsein heiter leben." Lebhafter Phantasie wie sie war, hatte sie bereits in Gedanken das ganze Haus für die neuen Bewohner gerichtet und die künftige Lebensordnung festgestellt. Aber Dahlmann, so sehr auch seine Wünsche mit den Bitten der nächsten Verwandten übereinstimmten, kam nicht. Die barsche Verweisung aus Cassel zeigte ihm, daß er sich nicht die Feindschaft des Königs Ernst August allein zugezogen habe, und ließ ihn eine größere Ausdehnung und Dauer des Kampfes

besorgen. Er entschloß sich daher vorläufig in der Nähe des Kriegsschauplatzes zu bleiben. Wohin er seine Schritte zu lenken habe, erschien ihm nicht zweifelhaft.

Unter den Städten, welche die Protestation der Göttinger Sieben mit hellem Zurufe begrüßten, stand Leipzig neben Hamburg*) und Kiel obenan. Bei einem Festmahle, welches eine größere Zahl Leipziger Bürger ihren aus der Ständeversammlung heimgekehrten Abgeordneten am 7. December gaben, wurde eine Adresse an die Sieben Göttinger Professoren beschlossen und dieselbe in wenigen kräftigen Worten entworfen an Dahlmann abgesendet. Sie weckte in ihm besondere Freude. Von seinen holsteinischen alten Freunden durfte Dahlmann wohl erwarten, daß sie gegenüber den vielen Verläumdungen für ihn Zeugniß ablegen würden. Die Hamburger Adresse (vom 27. Nov.) war ausschließlich „von ehemaligen Zöglingen deutscher Hochschulen" unterschrieben, welche die Ehre der Universitäten wahren wollten und zunächst den tiefen Eindruck des Göttinger Protestes in academisch gebildeten Kreisen aussprachen. Unter der Leipziger Zuschrift standen aber persönlich fremde Namen, welche Vertretern der verschiedensten Stände angehörten, so daß mit Recht gesagt werden konnte, hier hatte die öffentliche Meinung schlechthin sich kundgegeben, hier, wie der Kern des deutschen Bürgerthums von der That dachte, Ausdruck gefunden. Bei diesem Zeichen der Theilnahme blieben die Bewohner von Leipzig nicht stehen. Am Morgen nach dem Tage, an welchem die Adresse unterschrieben war, beschlossen zehn Männer, wackere Kaufherren, freisinnige Gelehrte, von der nationalen Würde unserer Wissenschaft ernst und würdig denkende Buchhändler einen weiteren Schritt. Sie erließen am 9. December folgenden Aufruf: „Die Sieben Göttinger Professoren, Dahlmann,

*) In Hamburg wurde sogar die Kanzel und die Bühne in Mitleidenschaft gezogen und beide wiederhallten von Anspielungen auf die hannoverschen Zustände, die nicht immer glimpflich für Ernst August ausfielen. Auf die gewaltsamen Entschlüsse des letzteren übte die Agitation der Hamburger den größten Einfluß. Bei der Nähe Hamburgs fürchtete er die Verpflanzung derselben auf den hannoverschen Boden und glaubte nur durch brutale Rücksichtslosigkeit dieselbe im Keim ersticken zu können.

die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, Albrecht, Gervinus und Weber sind der festen Ueberzeugung, daß wer den Eid auf eine bestehende Verfassung dem Regenten und dem Vaterlande geschworen hat, nicht einseitig desselben entbunden werden könne. Man fragt sich mit banger Erwartung, welches Schicksal den Ehrenmännern bevorsteht, die diese Ueberzeugung Anderen zum Beispiel öffentlich ausgesprochen haben. Wir erwarten, daß wer das Rechte und Gute liebt, auch Kraft in sich fühlen werde, für das Rechte und Gute zu handeln. Wir fordern daher die Wohlgesinnten unseres deutschen Vaterlandes auf, anzuzeigen, ob sie, wenn jene biederen Männer ihres Amtes verlustig werden sollten, zur Erleichterung ihres harten Geschickes beitragen wollen, und bemerken, daß wir auch die Unterzeichnung der kleinsten Gabe als ein äußeres Zeichen der Anerkennung jener Idee annehmen und zu seiner Zeit den Betrag einfordern wollen." Dieser Aufruf, von W. Crusius, Gustav Harkort, A. Dufour, G. L. Preußer, O. L. Erdmann, C. Hirzel-Lampe, Prof. Weber, Karl Reimer, Salomon Hirzel und Otto Wigand unterschrieben, fand begeisterte Zustimmung. Reich und Arm, Jung und Alt, Männer und Frauen eilten herbei, um durch Zusicherung von Beiträgen ihre Theilnahme für die Sieben Göttinger kundzugeben. In den ersten zwölf Stunden wurde die Summe von beinahe Tausend Thalern gezeichnet.

Leipzig hat seitdem noch oft das Recht sich erworben, als die deutsche Stadt begrüßt und gepriesen zu werden, in welcher der kräftigste Sinn für nationale Ehre und Freiheit waltet. Jedes große Interesse unseres Vaterlandes findet hier rege Theilnahme, jede tüchtige öffentliche That einen lebendigen Wiederhall, jedes Opfer, welches der einzelne Mann dem Gemeinwohle bringt, dankbare Anerkennung. Mochte aber auch bei späteren Anlässen der patriotische Eifer der Bürger von Leipzig sich glänzender äußern, wie es ja die stetig wachsende Blüthe der Stadt mit sich bringt: inniger und einmüthiger als es bei Gelegenheit des Göttinger Protestes geschah, konnte er sich nicht kundgeben. Diese wackere Natur der Leipziger Bürgerschaft bot Dahlmann eine sichere Gewähr des Schutzes und der freundlichen Aufnahme. Er beschloß daher, Leipzig als Zu-

fluchtsort zu wählen. Von Cassel vertrieben, fuhr er über Eisenach, mit Vermeidung von Jena, wo es gewiß eine große Bewegung unter den Studenten gegeben hätte, nach Leipzig. „Etwa um halb fünf kam ich gestern Nachmittag nach einer recht schlimmen Nachtfahrt im abscheulichsten Wetter hier an," schrieb er (21. Dec.) der sehnsüchtig auf Nachricht harrenden Gattin nach Göttingen. „Ich hatte den Rest des Tages mir zur Stille ersehen. Ich aß um sechs mit ein Paar Franzosen zu Mittag, und mit dem einen, einem vielgereisten Manne, bis dahin französischer Consul in der Walachei, sprach ich viel über Schiller und Goethe, die er fast auswendig kannte. Als ich mich um halb neun in mein Zimmer zurückzog, erschien plötzlich eine Deputation, aus mehreren der Häupter des unserthalb gegründeten Comités bestehend, um mich zu bewillkommen. Denn die Nachricht, daß ich da wäre, war schnell durch die Stadt gelaufen und einige hundert Einwohner draußen brachten Musik und Hoch. Ich erwiderte aus dem Fenster einige dankende Worte. Der Buchhändler Reimer bot mir sogleich seine Wohnung an, in die ich auch heute versprochen habe vorläufig zu ziehen, besonders auch, weil im Gasthof wohnend, ich den Aeußerungen der erregtesten Anhänglichkeit stets ausgesetzt bin, die, so wohlwollend sie sind und auch wohlthuend, dennoch dahin führen könnten, daß man meinen dauernden Aufenthalt in einer Universitätsstadt bedenklich fände. Zugleich erhielt ich die Versicherung, daß es uns (ich meine sämmtliche Sieben) nicht an thätiger Unterstützung und zwar solcher, die in den nächsten Tagen schon wirksam sein wird, fehlen wird; wir werden hier nicht zu Grunde gehen."

Diese Zuversicht gründete sich auf die fortgesetzte kräftige Thätigkeit des Leipziger Comités. Kaum hatte dasselbe die wirkliche Absetzung und Vertreibung der Göttinger Professoren erfahren, als es sich (20. December) in dem Beschlusse einigte, die bisher blos gezeichneten Beiträge sofort einzuziehen, die ganze Summe (von 2000 Thalern) den Sieben „als ein Ehrengeschenk von Männern und Frauen Leipzigs" zur Verfügung zu stellen, gleichzeitig aber weitere Subskriptionen einzuleiten, um für alle Fälle das Schicksal der widerrechtlich verfolgten Männer zu sichern. Noch durfte man die Hoff-

nung hegen, die erzwungene Unthätigkeit derselben werde nur kurze Zeit währen, sie ihrem Berufe, worin sie vor vielen Anderen glänzten, zum Theil unersetzlich waren, bald wieder zurückgegeben sein. Nachdem diese Hoffnung schwand, die Rachsucht des hannoverschen Fürsten sich als unersättlich erwies, trat das Leipziger Comité abermals (10. Nov. 1838) zusammen und bewirkte, daß die Freunde und Verehrer der Vertriebenen sich zu bestimmten jährlichen Beiträgen verpflichteten, deren Summe ausreichte, jedem der Sieben das volle Gehalt, das er in Göttingen bezogen, bis zu seiner Wiederanstellung auszuzahlen. So entstand der Göttinger Verein, das erste Beispiel nationaler Agitation, der erste Sieg des auch in öffentlichen Dingen selbstbewußten und unabhängigen Volksgeistes.

Der Göttinger Verein fand in allen deutschen Gauen eifrige Theilnehmer. In Freiburg stellte sich Rotteck, in Darmstadt Jaup, in Jena Frommann, in Marburg Huber, in Berlin Eduard Gans, in Königsberg Johann Jacoby an die Spitze der Sammlungen; mit den großen Handelsplätzen Hamburg, Bremen, Lübeck, Frankfurt wetteiferten die kleinen thüringischen Flecken; zu den nordischen Städten Holsteins, Mecklenburgs und Preußens gesellten sich freiwillig die Vororte Schwabens und Bayerns. Selbst über Deutschlands Grenzen hinaus, in der Schweiz, in Italien, in England traten Deutsche rasch zusammen, um den Zweck des Göttinger Vereins wirksam zu fördern. Und jede Sendung begleiteten Worte des Zornes gegen den fürstlichen Eidlästerer, Worte freudiger Anerkennung für die Göttinger Sieben. Mehr als dreißig Jahre sind seit der Gründung des Göttinger Vereins verflossen. Aber noch zu dieser Stunde, wenn man die umfangreichen Protokolle des Vereins durchblättert, die zahlreichen Adressen, welche an die Göttinger Sieben gerichtet wurden, liest, erfreut und hebt der rüstige Wille, der brave und lautere Sinn, der aus denselben spricht. Es ist, als ob der sittliche Ernst und die strenge Gewissenhaftigkeit Dahlmanns und seiner Genossen sich der ganzen huldigenden Gemeinde mitgetheilt hätte. Keine Ausbeutung des Ereignisses für selbstsüchtige Zwecke, kein Hereinziehen fremdartiger Interessen wird bemerkt, kein Spiel mit Phrasen wird versucht. Um die gute Sache allein ist es Allen

zu thun, darin sind Alle einig, welche am Göttinger Vereine theilnehmen, mögen sie auch sonst in Beruf, Anschauungen und politischen Wünschen noch so sehr auseinander gehen. Einer solchen reinen Einmüthigkeit gegenüber war der Zorn Ernst Augusts ohnmächtig. Seine Dragoner hatten nicht den feierlichen Abschiedsgruß der Göttinger Studenten verhindert, seine Beamten nicht eine kräftige Studentenadresse hintertreiben können; jetzt mußte er wahrnehmen, daß sogar aus dem Göttinger Professorenkreise — durch K. Otfr. Müller angeregt — namhafte Beiträge für die Vertriebenen nach Leipzig gesendet wurden. Der hannoversche König fand in ganz Deutschland eigentlich nur zwei offene Verbündete, den Bürgermeister von Lahr im Badenschen, welcher die Subskriptionsliste konfiscirte, und den preußischen Minister des Innern und der Polizei Herrn von Rochow.

Mehrere Bürger von Elbing hatten an Albrecht, der ihnen als Landsmann am nächsten stand, eine Adresse (27. Dec. 1837) gerichtet, in welcher sie ihre dankbare Zustimmung zu dem Proteste der Sieben aussprachen. Als „Freunde der gesetzmäßigen Ordnung" hatten sie sich unterschrieben und in der That auch den konservativen Standpunkt streng gewahrt. Man kann die Elbinger Adresse nicht gerade ein Muster geschmackvollen Stiles nennen, unmöglich aber das Gepräge aufrichtiger Loyalität übersehen. Mit patriotischem Stolze wird hervorgehoben, ein solcher Gewaltstreich, wie ihn Ernst August verübt, wäre in Preußen nicht durchzuführen, „wo König und Unterthan vor dem Gerichte gleichstehen, wo der Monarch stets das Beispiel jener Ehrfurcht vor der Heiligkeit der Gesetze gibt, die er vom Bürger fordert." Die Adresse schildert das Verdienst der Göttinger Sieben um die bestehende Ordnung, welche sie gegen jede Ungebühr geschützt, und sagt zum Schluß: „Der Protest bildet einen Wendepunkt in der Geschichte sociellen Fortschreitens. In einer Staatskrisis, wo sonst nur zu oft die rohe Gewalt unter Auflösung aller gesellschaftlichen Bande entschied, da haben die Göttinger Sieben im Geiste der Versöhnung auf die unverletzliche Macht des Rechtes und der Ordnung hingewiesen. Welche Beruhigung muß es jetzt dem loyalen Bürger gewähren, da ihm das Beispiel der

Göttinger Professoren den festen Felsen der Gesetzmäßigkeit gezeigt hat, an welchem das Staatsschiff im Augenblick der Gefahr ankern kann, um unbesorgt die Wechsel zu erwarten, welche die nothwendige Entwickelung des Staatslebens, früher oder später, unter jeder Form der Gesellschaft herbeiführt." — Eine Abschrift dieser Adresse überreichte der erste Unterzeichner, der Kaufmann Jakob von Riesen dem Minister Rochow, in der besten Meinung und in dem Glauben, die Regierung werde den Anlaß benutzen, um Albrecht, den geborenen Preußen, für sein Vaterland wieder zu gewinnen. Als Antwort kam (15. Januar 1838) das berüchtigte Reskript über den beschränkten Unterthanenverstand. Die Adresse erfüllte den Minister Rochow mit „unwilligem Befremden". „Wenn ich auch annehmen will," schrieb er an Jakob Riesen zurück, „daß es nur Gewissenszweifel gewesen, welche den Professor Albrecht bewogen haben, die ihm angesonnene Eideserklärung für unstatthaft zu halten, so bin ich doch so weit entfernt, die in der Erklärung des Albrecht und seiner Göttinger Amtsgenossen ausgesprochene Beurtheilung des Verfahrens S. M. des Königs von Hannover dadurch gerechtfertigt oder auch nur entschuldigt zu finden, daß ich solche vielmehr für eine ebenso unbesonnene als tadelnswerthe und nach diesseitigen Landesgesetzen selbst strafbare Anmaßung halte. Es ziemt dem Unterthanen, seinem Könige und Landesherrn schuldigen Gehorsam zu leisten und sich bei Befolgung der von ihm ergehenden Befehle mit der Verantwortlichkeit zu beruhigen, welche die von Gott eingesetzte Obrigkeit übernimmt, und es ziemt ihm nicht, an die Handlungen des Staatsoberhauptes den Maßstab seiner beschränkten Einsicht anzulegen und sich in dünkelhaftem Uebermuthe ein öffentliches Urtheil über die Rechtmäßigkeit derselben anzumaßen. Deshalb muß ich es eine recht bedauernswerthe Verirrung nennen, wenn die Unterzeichner der Adresse in dem Benehmen der Göttinger Professoren eine Vertheidigung der gesetzmäßigen Ordnung, einen Widerstand gegen die Willkür zu erkennen geglaubt haben, während sie darin ein unziemendes Auflehnen, ein vermessenes Unternehmen hätten wahrnehmen sollen. Eines noch beklagenswertheren Irrthums haben Sie sich aber schuldig gemacht, wenn Sie rühmen, daß solche Gesinnungen

und Ansichten von allen guten Bürgern und loyalen Preußen getheilt würden. Dies ist — Gottlob! — so wenig der Fall, daß ich überzeugt sein darf, selbst die große Mehrheit werde Ihre Schritte ernstlich mißbilligen und beklagen, daß durch den Irrthum der unberufenen Urheber der Adresse die gute und patriotische Gesinnung der Stadt Elbing verdächtigt worden ist."

So schrieb der Minister Rochow. Er hat durch sein Reskript den deutschen Sprachschatz um ein geflügeltes Wort bereichert, auf sein Haupt aber einen unendlichen, wohlverdienten Spott, auf den Staat, den er verwaltete, grobe Schmach gehäuft. Anders als der Minister urtheilte und schrieb ein anderer Mann, der zwar nicht in hohem Amte wie Herr von Rochow, aber in größeren Ehren in Preußen stand, der besser wußte, was dem Staate fromme, dessen inniger religiöser Glauben ihn vom Menschen stolzer und edler zu denken lehrte — der alte Georg Reimer, der Vater des Gastfreundes in Leipzig. Dieser in den öffentlichen Angelegenheiten erprobte Charakter, hatte sich von den Freiheitskriegen her ein tapferes Herz und einen großen weiten Blick bewahrt; wie ihm damals und seither unsere besten und weisesten Männer die nächsten Genossen waren, so erkannte sein jugendfrischer Geist auch jetzt den Werth der wackeren That der Göttinger Sieben. Er begrüßte Dahlmann (27. Dec. 1837) mit folgenden Worten: „Sie haben Ihrem durch stete Berufstreue und Pflichterfüllung dem Recht und der Wahrheit gewidmeten Leben durch Ihren letzten Schritt ein unauflösliches Siegel aufgedrückt, indem Sie dadurch zu erkennen geben, daß alle zeitlichen Interessen da zurücktreten müssen, wo die Rücksicht auf allgemeines Wohl dem Gewissen und der höheren Lebensansicht Pflichten gebeut, vor denen jene in Nichts verschwinden. Gott segne Sie dafür! Nur dadurch kann der schrankenlosen Willkür ein unerschütterlicher Damm entgegengestellt werden, daß der menschlich und christlich Gesinnte von der Ueberzeugung geleitet wird, daß der Wirkungskreis seines Erdenlebens ihm von dem Geber alles Guten anvertraut wurde, dem er allein Rechenschaft schuldig ist, von seinem Handeln innerhalb desselben, und indem er so das Pflichtgebot höher stellt, als die Rufe irgend einer menschlichen Macht, Gott allein die Ehre gibt und den

schönen biblischen Ausspruch zu erfüllen bestrebt ist: Du sollst Gott höher achten als den Menschen. — Ich beneide meinen Sohn um das Glück, Sie gastlich unter sein Dach aufnehmen zu dürfen, und segne ihn dafür. Er hat ganz im Sinne seines Vaters gehandelt, der Sie innig liebt und verehrt."

Im Sinne des alten wackeren Reimer handelte aber nicht blos sein Sohn, mit welchem, wie mit Reimers Schwiegersohn, S. Hirzel, Dahlmann von diesen Leipziger Tagen her eine dauernde enge Freundschaft knüpfte; in gleicher Weise dachten und handelten die Unterzeichner der zahlreichen Adressen, die Bürger von Bern und Sanct Gallen, die den Verbannten ein Asyl in der Schweiz anboten, die Bewohner von Hanau, durch die Erfahrungen im eigenen Lande über den Werth eines verfassungstreuen Lebens belehrt, die Vertreter holsteinischer und schleswig'scher Städte, welche der Verdienste Dahlmanns um das heimische Recht besser eingedenk waren als die schleswig-holsteinische Ritterschaft. Diese fand sich nicht bewogen, den Antrag des Grafen H. Holstein anzunehmen und öffentlich zu erklären, daß sie „in Dahlmann stets den Vertheidiger historisch begründeten Rechts ehre und daß nach ihrer Ueberzeugung Fürsten und Völker sich keine bessere Stütze für Thron und Freiheit erwerben können, als wenn Dahlmanns bekannte Grundsätze allgemein verbreitet würden." Desto lebendiger bewahrten die Bürger Kiels die Erinnerung an Dahlmanns holsteinische Thätigkeit. In ihrer Adresse sagten sie: „Unter den Namen, die die Protestation eingereicht, leuchtet der Name des Mannes voran, der einst als Mitbürger unserer Stadt, als Mitglied der schleswig-holsteinischen Landesuniversität in Vertheidigung der Landesrechte, in dem Bestreben für ihre Wiedergewinnung Vorkämpfer war. Was ihm im alten Vaterland zu erreichen nicht gestattet war, das strebte sein redlicher standhafter Sinn dem neuen zu erhalten."

Solche willige Anerkennung weckte in Dahlmann Dank und Freude und wandelte ihn, der sonst das tief wurzelnde Laster der Schreibfaulheit von sich bekennen mußte, in einen eifrigen Briefsteller. Er empfand, daß er es der guten Sache schuldig sei, die öffentliche Theilnahme für dieselbe rege zu erhalten, und daß eine spröde Zu-

rückhaltung leicht den Verdacht wecken könnte, es scheue seine That das volle Tageslicht. Wie er einzelnen Leidensgenossen gegenüber, welche die Unterstützung des Göttinger Vereins anzunehmen zögerten, seine ernste Ueberzeugung aussprach: „Wer sich für Viele opfert, wenn er auch die Hauptsache um sein selbst Willen thut, der darf auch Vielen etwas verdanken"; ebenso hielt er es für seine Pflicht, den Unterzeichnern der Adressen, allen werkthätigen Freunden überhaupt persönlich nahe zu treten. „Die an unserem Schicksale theilnehmen," schrieb er an Jacob Grimm, „wünschen nicht nur ein patriotisches Interesse zu fördern, sondern fühlen sich auch uns daher näher verwandt." Keine Adresse ließ Dahlmann ohne ein Gegenwort ergreifenden Dankes, kaum einen der zahllosen Briefe, welche an ihn von Freunden und Verehrern gesendet wurden, ohne eingehende Antwort.

Dem Leipziger Comité schrieb er (28. Januar): „Die unglückliche Getrenntheit, in welcher wir sieben Männer uns befinden, denen Sie das Zeugniß ehrenvoller Anerkennung widmen, und ein Ehrengeschenk von Männern und Frauen Leipzigs senden, kann es allein entschuldigen, daß unser hochachtungsvoller herzlicher Dank für Beides so lange ausgeblieben ist. Auch jetzt noch bin ich genöthigt, mehr im eigenen Namen als im Auftrage meiner Freunde zu reden, allein ich weiß aus ihren vereinzelten Mittheilungen, daß keiner unter ihnen ist, der nicht mit mir tief empfände, welchen Werth eine in solchem Sinne dargebotene Gabe an sich selber hat und welch einen Ausschlag die sittliche Begeisterung, die in den Bewohnern dieser glücklichen Stadt lebt, für die Beurtheilung unserer Handlung im deutschen Vaterlande gegeben hat."

Als Landsleute sah Dahlmann die Kieler an. Auf ihre Adresse antwortet er daher (27. Februar) mit unumwundener Offenheit. Er erzählt, wie es ihm in seinem Leben mit der Politik ergangen, daß er stets ohne es zu wollen in die Fragen practischer Politik hineingeführt und wider seinen Willen immer wieder dahin zurückgeführt wurde; er schildert weiter die letzten Vorgänge in Hannover und schließt den Brief also: „Wir sieben Collegen haben in ungleichem Kampfe Alles daran gesetzt. In Hannover ist ein solcher Vorrath

von Furcht aufgespeichert, daß man einen ganzen Welttheil damit versorgen könnte; auch an meditirtem Verrathe fehlt es nicht; auf einen Zusammenhang gesetzlichen Widerstandes konnte Niemand rechnen, der den in Höflichkeit getauchten Charakter des gebildeten Theils der Bevölkerung kennt. Das Schlimmste aber ist die allgemeine Lage der Dinge in Deutschland. Das Christenthum ist über anderthalbtausend Jahre alt geworden, ehe es nur der Welt eingefallen ist, zu behaupten, es könne nicht mit der bürgerlichen Freiheit bestehen. Jetzt ist's die Lehre von Jedermann, der Excellenz selber werden, oder Gunst bei Excellenzen will. Von uns sagt man: die Männer sind so übel nicht, aber der König und das Christenthum sollten ihnen mehr sein als ihr Gewissen — und man hält es für Pflicht gegen das Königthum, uns wenigstens vorläufig durch Nichtanstellung außer bürgerlicher Wirksamkeit zu halten. Darum haben wir es so dankbar anzuerkennen, daß die sittliche Begeisterung Deutschlands, welche unsern Schritt begleitet, sich auch thätig ausgesprochen hat. Wir danken es unsern Landsleuten, daß uns, wenn gleich in lästiger Lage doch ein freier Blick in die Zukunft bleibt, und wem sollte ich wohl lieber als den Kielern danken, die meine besten Tage gesehen haben und mir das Zeugniß eines lautern und ihrem Gemeinwohl herzlich ergebenen Strebens nicht versagen."

Nicht weniger herb klingt der Ton, den Dahlmann in den Briefen an Johann Jacoby und an den alten Reimer anschlägt. Dem ersteren, welcher im Namen von hundert und dreißig Bürgern der Stadt Königsberg an Dahlmann geschrieben und für den Göttinger Verein einen namhaften Beitrag gesendet hatte, antwortete Dahlmann am 20. Februar: „Es ist eine traurige Geschichte, die späteren Zeitaltern schwer zu glauben sein wird, wie vor den Augen von Deutschland die gerechteste Sache langsam zerwühlt und zertreten zu Grunde gehen muß, blos weil sie eine Sache der bürgerlichen Freiheit ist und nicht gerade des Gehorsams und des Königthums, für die wir dieselben Opfer nicht gescheut haben würden. Als ob nicht Beides gemeinsam den Staat ausmachte, der eine ebenso flache wie frivole Sache wäre, als er eine tiefsinnige und heilige ist, wenn er nicht gerade diese Verbindung von Dingen leisten

würde, die allein dem oberflächlichen Betrachter unvereinbar scheinen. Höchst peinlich ist insbesondere die fälschende Mißdeutung, welche das Christenthum erfahren muß, damit nur jeder Schritt, der für die Erhaltung gesetzlich bestehender Schranken der Herrschaft aus dem Drange des Gewissens geschieht, in das revolutionäre Gebiet hinübergespielt werden könne." An Reimer in Berlin richtete er folgende Klage: „Ihre Regierung ist es ganz hauptsächlich, die uns in ein Netz verstrickt, dessen Anfertigung dem Urheber wahrscheinlich als ein Wunder von Scharfsinn erscheint, weil es für den Augenblick bequem ist und wenn auch die Gerechtigkeit in alle Wege, doch das neue Christenthum nicht verletzt, dessen Fundamentalsatz die unumschränkte Regierung ist."

Die Erfahrungen, die er in den wenigen Wochen seit seiner Verbannung gemacht hatte, gaben seiner Sprache solche Rauheit, verliehen seinem Urtheil diese Schärfe. Gerade weil er und seine Freunde nur aus dem Drange des geängsteten Gewissens gehandelt hatten, waren sie über die Folgen ihres Auftretens nicht beunruhigt. Dahlmann so wenig als einer seiner Genossen hoffte politischen Lohn oder richtete seine Handlungsweise ein, um die Gunst der liberalen Meinung zu gewinnen, aber freilich politischen Haß in so reichem Maße zu ernten, von allen deutschen Regierungen geächtet zu werden, hatte er auch nicht erwartet. Welches Schicksal ihm bevorstand, ließ der Ausgang der Unterhandlungen ahnen, welche bereits im Frühlinge 1837 mit ihm wegen der Uebernahme einer Professur in Rostock waren angeknüpft worden. Sie zogen sich bis in den Winter hinein, weil noch über einzelne Bedingungen keine vollständige Einigung erfolgt war. Am 4. December schrieb ihm der Kanzler von Both: „Ich erlaube mir, die nicht abgebrochenen Verhandlungen wieder aufzunehmen und ersuche Sie, mir baldmöglichst mitzutheilen, unter welchen Bedingungen Sie geneigt sein würden, den Ruf nach Rostock anzunehmen." Aber schon in den nächsten Tagen schickte der Kanzler einen hinkenden Boten nach. Er meldet Dahlmann, daß er „von dem geheimen Ministerium zu Schwerin den Wink erhalten, sich zur Zeit in keine weiteren Verhandlungen mit ihm einzulassen, weil man den Ausgang seiner

Angelegenheit abwarten müsse", und fügt am 23. December hinzu: „da eine Untersuchung gegen Dahlmann eingeleitet sei, abstrahire der Großherzog jetzt völlig von seiner Berufung nach Rostock." Ueber diese schroffe Zurückweisung hielt Dahlmann sein Urtheil zurück, nur zu der von Hannover aus absichtlich verbreiteten Verläumdung, als wäre Dahlmann schuldbewußt geflohen, glaubte er nicht schweigen zu dürfen. „Beiläufig bemerke ich," antwortete er dem Kanzler, „daß wir drei Verwiesenen uns keineswegs weiterer Untersuchung entzogen haben; uns ward die Alternative gestellt, in drei Tagen das Königreich zu verlassen oder uns an einen dritten Ort abführen zu lassen. Mit einem wahren Worte: Unser Verbrechen besteht darin, daß wir den Plan zerstört haben, alle Welt glauben zu machen, man sei im Königreiche mit dem Umsturz des Staatsgrundgesetzes völlig zufrieden. Dies Alles melde ich Ihnen aus ungeheuchelter persönlicher Achtung, keineswegs um Verhältnisse wieder anzuknüpfen, deren Werth lediglich auf Vertrauen beruht."

Wie das Geburtsland, täuschte auch der größte deutsche Staat die auf ihn gestellten Hoffnungen. Dahlmann selbst theilte zwar dieselbe nicht, aber desto zuversichtlicher erwarteten einzelne Freunde, daß Preußen diese Gelegenheit ergreifen werde, um sowohl der Wissenschaft zu dienen, wie sein wohlverstandenes politisches Interesse zu fördern. Dringend mahnte ihn Hegewisch (25. Dec.), doch gleich nach Berlin zu gehen und dem alten ehrlichen Könige wahrhaften Bericht zu erstatten. „In Berlin sind die eigentlichen Feinde, aber ebenda sind auch die kräftigsten und klügsten Stützen der guten Sache. Preußen kann in der hannoverschen und deutschen Sache nicht passiver Zuschauer bleiben und da kann Deine Gegenwart den Ausschlag geben. Halte mich nicht für indiscret, wenn ich Dir den dringenden Wunsch ans Herz lege, Dich in Berlin zu zeigen. Dann ist mit einmal das Exil zu Ende. Es wäre, wenn es gelänge, die beste Methode über Deine Feinde zu triumphiren." In Berlin triumphirte aber nicht die gute Sache, sondern Ernst August. Weder bei Hofe, wo die verwandtschaftlichen Beziehungen vorwalteten, noch bei der Regierung, für welche der beschränkte Polizeiverstand allein maßgebend war, wagte man ein lautes Mißfallen über den

hannoverschen Staatsstreich zu äußern, oder wohl gar den offenen Widerspruch gegen denselben zu billigen, mochte auch sonst der persönliche Werth Ernst Augusts richtig geschätzt und daß er durch seine Gewaltthat die behagliche Ruhe Deutschlands gestört, ihm übel vermerkt werden.

Ob wohl Niebuhr, wenn er noch gelebt, sein Urtheil durch die Scheu, Ernst August Verlegenheiten zu bereiten, hätte leiten lassen? Sein Sohn, Marcus Niebuhr, glaubte über des Vaters Sinn unterrichtet zu sein und wie dieser aufgetreten wäre, mit Sicherheit bestimmen zu können. Marcus aber sprach sich (23. Dec. 1837) an Dahlmann so aus: „Ich würde nicht wagen, in diesem Momente mich Ihnen mit dem Ausdrucke meiner Verehrung und des tiefsten Schmerzes, den diese deutsche Calamität, deren heftigstes Unwetter Sie bestanden haben, in mir hervorgebracht, zu nähern, wenn ich nicht glaubte, daß des Sohnes Zuschrift Sie an den Vater erinnern werde, dessen Theilnahme Sie in dieser Zeit gewiß erfreuen würde. Gott hat ihm einen sehr harten Stoß erspart, daß er ihn diese Zeit nicht erleben ließ; er würde die Verruchtheit und Barbarei tiefer gefühlt haben, als die Meisten, die in ihrer Lauheit das Geschehene bedauerlich finden, und seinen Zorn lauter ausgesprochen haben als die Meisten, die Haus und Hof lieber haben als das Vaterland und die Erhaltung von Ruhe und Sitte. Viele gibt es allerdings hier (in Berlin), die nicht nur fühlen, sondern auch Gedanken und Worte wagen: dazu gehören auch die mir am nächsten Stehenden, besonders Savigny und Bettina Arnim, die untröstlich ist und nach Cassel zu Grimm will. Lange hatte ich mich schon auf die Aussicht gefreut, nach Göttingen zu kommen und Ihnen näher zu treten, persönlich und als Schüler, und diese bittere Täuschung mischt sich oft in meinen Schmerz über das große allgemeine Unglück. Bewahren Sie mir Ihre Theilnahme. Darf ich Sie Oheim nennen? Ihnen auf solche Weise, wenn auch nur entfernt anzugehören, ist mir in dieser Zeit oft tröstend und erhebend gewesen."

Noch blieben die constitutionellen Mittelstaaten als Zufluchtsstätte übrig. Nichts wäre natürlicher gewesen als daß diese sich

der verfolgten verfassungstreuen Männer angenommen hätten. In der That rechnete Dahlmann auf die Theilnahme wenigstens einer constitutionellen Regierung Deutschlands mit der größten Zuversicht. Gleich nach seiner Ankunft in Leipzig wurde er mit der Nachricht begrüßt, der König von Sachsen habe erklärt, die sieben Professoren, als achtbare Männer bekannt, wären ihm sämmtlich in seinem Lande willkommen und der Regierung könne es nur angenehm sein, wenn Dahlmann in Leipzig Vorlesungen halte. Ein Gespräch mit dem Kreisdirector und Curator von Falckenstein, welcher nach Dresden gereist war, um sich Instruktionen zu holen, bestärkte ihn in seinen Hoffnungen. „Der Hauptpunkt", schrieb Dahlmann an Luise, die noch in Göttingen mit den Kindern zurückgeblieben war, „die Frage, ob man mich hier behalten wolle, ist heute (27. Dec.) beseitigt. Der Kreisdirector versicherte mich, dem Könige werde es nicht allein nicht unangenehm, sondern sogar lieb sein, man vertraue meinem Worte, daß ich alle aufregenden Bezeugungen des Beifalles so viel möglich beseitigen werde." Und an Hegewisch meldete er am 4. Januar 1838: „Der König von Sachsen hat uns wieder ein Fundament im Vaterland gegeben. Allem Ansehen nach werde ich diesen Sommer, wenn nicht früher hier lesen; ob sofort eine Anstellung erfolgt, ist freilich die Frage, da Wachsmuth, Hasse, Pölitz, Bülau Alles füllen; allein man scheint großen Werth auf meine Thätigkeit zu legen." In Göttingen wollte man bereits wissen, alle Sieben wären zu Honorarprofessoren an der Leipziger Universität ernannt worden, Dahlmann hätte seine Vorlesungen vor vielen hunderten von Zuhörern eröffnet. Die Freunde jubelten, die Gegner, welche auch den persönlichen Verderb der Sieben geweissagt hatten, wurden verblüfft. Wie viel Uebertreibung in diesen Gerüchten lag, wußte Niemand besser, als Dahlmann; an eine so durchgreifende That, die den Zorn Hannovers herausgerufen hätte, dachte man in Dresden nicht. Aber auch die bescheidenen Hoffnungen, zu welchen Dahlmann sich berechtigt glaubte, erfüllten sich nicht. Ihn täuschte die leidige sächsische Höflichkeit. Diese hüllte die Zurückweisung in so viele süße Formen, daß sie ein der Landessitte unkundiger Mann leicht für Zustimmung halten konnte.

Sobald die Göttinger Vorgänge bekannt geworden waren, richtete das Ministerium des Unterrichts an die Leipziger Universität die Warnung, doch bei allen Aeußerungen über die Angelegenheit die größte Vorsicht walten zu lassen, damit der Geist der Universität nicht als ein unruhiger und anmaßender verdächtigt würde. „Sollte der eine oder der andere der in Göttingen bisher angestellten Lehrer sich nach Leipzig wenden, so ist ihm, sofern nicht sonstige Bedenken entgegen stehen, der Aufenthalt daselbst nicht zu erschweren, auch derselbe, wenn er in der Eigenschaft als Privatlehrer academische Vorlesungen zu halten beabsichtigen sollte, hieran nicht zu behindern." Das war also die gerühmte Tapferkeit der sächsischen Regierung, daß sie Dahlmann als Privatdocenten in Leipzig zu dulden versprach. So geringfügig das Zugeständniß auch war und so wenig es den zuerst erregten Erwartungen entsprach, so wies es doch Dahlmann nicht unmittelbar von sich. Die Sehnsucht nach der Einkehr in eine geordnete Wirksamkeit, der Zuspruch der Freunde, welche noch immer die Hoffnung auf eine förmliche Berufung nicht aufgaben, überwand alle Bedenken. Er ließ im Lectionscatalog für das Sommerhalbjahr 1838 eine Privatvorlesung über die Geschichte Deutschlands seit der Reformation ankündigen und bewog seine Leidensgenossen Ewald und Albrecht zu dem gleichen Schritte, allerdings entschlossen, auf diese beschränkte Thätigkeit zu verzichten, wenn er sie wie eine unverdiente Gnade erbetteln, oder mit dem Preise seiner Ehre erkaufen sollte. Daß ein solcher Preis aber von ihm gefordert werde, zeigten ihm schon die Erfahrungen der nächstfolgenden Tage.

2. Zur Verständigung.

Die Hannoversche Zeitung hatte, seitdem die Protestation der Sieben Professoren bekannt geworden war, das Gift der Lüge und Verläumdung mit freigebiger Hand gestreut. Jeder falschen Behauptung traten zwar Dahlmann und seine Freunde sofort mit der größten Entschiedenheit und mit der überzeugenden Kraft der Wahrheit entgegen. Sie stellten die Rothenkircher Vorgänge in das rechte Licht, sie berichtigten die offizielle Erzählung, wie sie entlassen wurden,

enthüllten das hinterlistige Verfahren bei ihrer Verbannung. Es hing aber vom Zufalle ab, ob diese einzelnen Erklärungen, bald in der Casseler, bald in der Leipziger Allgemeinen Zeitung abgegeben, auch rasch weiteren Kreisen zugänglich wurden. Daher empfahl sich eine zusammenhängende, übersichtliche Darstellung der Sache, welche überdies die Verworfenheit des Königs von Hannover und seiner Helfershelfer in ein viel helleres Licht setzen mußte.

Um die öffentliche Meinung zu bestimmen, dazu bedurfte es allerdings nicht, daß die Angegriffenen persönlich vortraten. Dichter, Journalisten und Gelehrte führten ihre Sache nachdrücklich genug. Anastasius Grün, der wackere Graf aus der Steiermark, richtete an Jacob Grimm einen poetischen Gruß; mit kräftigen Worten pries er den Mann, der das Banner der deutschen Treue rein und hoch hielt, in dessen Händen vergilbtes Papier zur Urkunde deutscher Ehre wurde; mit scharfem Spott geißelte er das hannoversche Land, das seine besten Männer von sich schleudert:

„Fürwahr, wo solche Männer fort, verbannt, landflüchtig reisen,
Müßt strafend ihr nicht aus dem Land, nein in das Land verweisen!“

In guter Meinung, wenn auch in häßlichem Bänkelsängerton sang Gaudy das Lied: „Non consulibus, sed exsulibus“:

Drei edle Männer ziehen aus ihrer Heimatstadt,
Aus welcher sie der Willkür Gebot vertrieben hat.
Dort stellten sie die Frage: Wollt Ihr meineidig sein?
Dort schüttelten die Drei das Haupt und sprachen: Nein!

Mit artigem Humor erzählte Ottilie von Goethe die „traurige Geschichte der Sieben“, welche sich in China zugetragen hat, wie Foto, als King-le-fu's Herrscherwahnsinn sich immer mehr steigerte, auf Konfuzius Bitte, sieben Hauptlehren der Weisheit in Menschen verwandelt, die aber von dem verblendeten King-le-fou aus dem Reiche vertrieben wurden.*) Zahlreiche andere Dichter folgten nach und umgaben die Namen der Sieben Göttinger mit

---

*) Die Stieftochter King-le-fou's, die in Rudolstadt lebte, wurde ganz arglos gebeten, das Gedicht, das als Neuigkeit von Weimar gekommen war, vorzulesen. Als sie Unrath merkten, schlichen die Hofleute verlegen davon.

glänzendem Scheine, wie auch die meisten Zeitungen und Zeitschriften bemüht waren, durch Schilderungen des Lebens und der Wirksamkeit derselben die einzelnen Persönlichkeiten dem Volkssinn näher zu bringen.*) Solchen tapferen Theilnehmern gegenüber zeigten sich die hämischen Angriffe des Berliner Politischen Wochenblattes und die erbärmlichen Schmähungen, welche Herr von Schele in bezahlten Zeitungsartikeln losließ, ohnmächtig. Dennoch hielten es die abgesetzten und verbannten Professoren für ihre Pflicht unmittelbar vorzutreten und in eigener Person ihr Recht und das Recht der guten Sache zu vertheidigen. Reine Naturen, im heiligenden Dienste der Wissenschaft bisher thätig, fühlten sie sich beschwert und gedrückt, so lange sie nicht den Lügenschmutz, mit welchem freche Hände sie zu besudeln gewagt, weggewaschen hatten. „Ich kann meine Stimmung", schrieb Jacob Grimm (15. Januar) an Dahlmann, „die ganze Zeit über nicht glücklich preisen, sie ist bald getroster, bald unruhiger, im Allgemeinen aber unbehaglich und unbequem, was auch kaum anders sein kann. Arbeiten gelingen mir nicht einmal halb und ich weiß die Muße, wo sie eintritt, nicht wie sonst zu Rathe zu halten. Eine geregelte ordentliche Lebensart bleibt doch die größte Wohlthat und die Bedingung unseres Gedeihens. Bis jetzt will sich die Zukunft noch wenig aufhellen. Ich hatte gleich anfangs die Absicht, etwas über die Sache blos in Beziehung auf mich niederzuschreiben und vielleicht zu veröffentlichen. Ich verlange für unseren Schritt nicht den Beifall anderer Leute, nur daß unsere Gesinnung rein und ungefälscht der folgenden Zeit überliefert werde."

Wie Jacob Grimm, so empfanden auch Albrecht, Ewald und Dahlmann die Nothwendigkeit einer persönlichen Ansprache an das Volk. Sie waren des guten Glaubens, daß wenigstens das Recht der Vertheidigung ihnen werde ungeschmälert bleiben. Sie sollten aber erfahren, daß die deutschen Regierungen viel zu schwach sind, um das Recht auch nur zu dulden, sie sollten abermals mit der einzigen Natur und Aufgabe des Bundestages, Unrecht zu schützen

*) Unter den selbständigen Schriften wirkte G. Beselers: Zur Beurtheilung der sieben Göttinger Professoren, Rostock 1838, am meisten und besten.

und zu fördern, vertraut werden. Es war auch dieses Mal Dahlmanns Schicksal, von allen Genossen die reichsten aber auch bittersten Erfahrungen zu machen. In einem Briefe an Jacob Grimm aus Dresden (14. Februar) erzählte er dieselben ausführlich: „Am 5. Januar setzte ich mich nieder und schrieb eine Darstellung unserer Göttinger Erlebnisse unter dem Titel: Zur Verständigung. Im Vorwort sprach ich mein Bedauern aus, von meinen Freunden getrennt, nur aus meiner eigenen Ansicht schreiben zu können, und nahm alle Verantwortung auf mich. Am 14. Morgens, den Tag vor der Ankunft der Meinen, war ich fertig. Die Weidmannsche Buchhandlung (K. Reimer und S. Hirzel) übernahm den Verlag, die Bogen waren schon gesetzt, da erklärt der Censor, Prof. Bülau, er könne wegen des Gegenstandes die Sache nicht auf sich nehmen, weist sie ans Censurcollegium und dies hat allerdings mit entschiedener Empfehlung zum Drucke (mit Ausnahme einiger Stellen, zu deren Entfernung ich mich im Allgemeinen auch willig erklärt habe), die Sache an das Ministerium des Innern gebracht, dieses wieder ans Gesammtministerium. Nachdem die Schrift über zwei Wochen hier in Dresden gelegen, habe ich mich selber hierher aufgemacht, um wenigstens eine Beschlußnahme zu fördern, vielleicht Schwierigkeiten, die an Einzelnem haften möchten, zu beseitigen. Der erste Minister, Lindenau, auf den ich am meisten baute, nahm mich sehr kalt auf; vielleicht daß eine bessere Natur in ihm sich gegen die Feigherzigkeit seines Entschlusses auflehnte. Der Referent in der Sache, ein Herr Scharschmidt, war gegenwärtig, bemerkte aber, als der Minister sich auf ihn bezog, daß er bei den letzten Verhandlungen nicht zugegen gewesen sei; so mußte der Minister sich selbst vertreten. Er bezog sich auf den Bundestagsbeschluß, daß Schriften, die eine Verletzung der Verfassung oder Verwaltung eines Bundesstaates enthielten, nicht gedruckt werden dürften. Es war nicht schwer zu widerlegen und aufzuweisen, daß der Verletzte nicht der Verletzer sei; ich fragte: wo denn ein Ausweg für Unterthanen bleibe, die gesetzliche Wege gehen wollten? Der Bundestag, sagte er. „Wer aber soll dahin gehen, wenn man Einzelne nicht zulassen will (Er: Schwerlich!), wenn der König die Korporation, die es

thun will, in dem Augenblick vernichtet, die Ständeversammlung aufgelöst hat." Er radotirte bis zu dem Grade, daß er meinte, auch die aufgelöste Ständeversammlung könne an den Bundestag gehen. Ich erwiderte ihm, dieses habe ich bis dahin für Aufstand gehalten, und setzte am Ende ganz kalt hinzu: „Wenn die Theorie Ew. Excellenz die allgemeine wird, so ist es besser, in der Türkei zu wohnen als in Deutschland." Noch sagte ich, da ich höre, dies sei der Beschluß des Gesammtministeriums, so wolle ich den übrigen Ministern nicht beschwerlich fallen. Er sprach dagegen den Wunsch aus, ich möchte doch zum Minister des Innern gehen. Ich stand auf und ging zu Nostiz-Jänckendorf. Der war sehr freundlich und offen, verhehlte seine Ansicht über die hannoverschen Angelegenheiten nicht, wies aber auch auf den Beschluß des Gesammtministeriums hin. Am Nachmittag war ich bei dem Minister des Cultus, Carlowitz. Der war die Freundlichkeit und Gesprächigkeit selber; als ich aber auf die Sache kam, rückte er auch mit dem Bundestagsbeschlusse heraus, worauf ich ihn unterbrach und sagte, der Herr Minister von Lindenau hätte mir heute Morgen schon die Ehre erwiesen zu beweisen, daß der Todtgeschlagene der Verletzer des Mörders sei. Er lachte und wandte das Gespräch auf andere Dinge. Das ist nun das Resultat, das ich zurückbringe."

Ein jämmerliches Resultat, zumal nicht innere Ueberzeugung, sondern nur schwächliche Nachgiebigkeit dasselbe hervorgerufen hatte. Vom Redacteur des Regierungsblattes bis zu den Ministern hinauf war alle Welt auf Dahlmanns Seite, gab ihm Recht, pries seinen Charakter, bewarb sich um seine Achtung und — entzog ihm die Mittel sich zu vertheidigen. Der alte sonst ganz brave Professor Hasse, ein eifriges Mitglied des Göttinger Vereins, der seine Briefe an Dahlmann mit dem Wahlspruche schloß: tandem bona causa triumphat, wagte nicht einmal Actenstücke, wenn sie zu Gunsten Dahlmanns sprachen, in der Leipziger Zeitung abzudrucken. Dagegen gab er ihm Mittel und Wege an, die Sächsische Censur zu überlisten. Der Kriegsminister, General von Zeschwitz, mit welchem Dahlmann bei Dr. Crusius in Leipzig zusammentraf, wurde förmlich grob, wenn man ihn als einen Gegner der Sieben schilderte.

„Nehmen Sie das Ehrenwort eines alten Generals“, rief er Dahlmann zu, „wir alle und persönlich der König meinen es gut mit Ihnen, haben den größten Respekt vor Ihnen, aber ich darf nicht sprechen von Verhältnissen, die uns den Augenblick einengen. Wenn Sie sie kennten, Sie würden gut von uns denken.“ Diese gute Meinung wurde nun nicht bei Dahlmann geweckt, auch nachdem er über diese Verhältnisse unterrichtet war, wohl sah er sich aber gezwungen, mit seiner Flugschrift, als enthielte diese grobe Verbrechen, aus Sachsen zu flüchten. Er versuchte sein Glück in Altenburg, welches damals im Geruche einer liberaleren Censur stand; als es hier nicht ging, sandte er die Bogen an Cotta nach Stuttgart, da sich aber auch hier und ebenso in Hamburg Schwierigkeiten zeigten, so entschloß er sich endlich, die „Verständigung“ außerhalb Deutschlands, in Basel drucken zu lassen.

Kein besseres Schicksal hatten die Schriften, welche Jacob Grimm und Ewald unter Dahlmanns Vermittlung herausgeben wollten. Die Schrift des ersteren: „Jacob Grimm über seine Entlassung“ betitelt, wurde von dem Leipziger Censor, dem Professor Bülau, mit dem Bemerken zurückgesendet, dieselbe hätte „ein bedenkliches Ansehen, da ihr Verfasser schwere und verletzende Anklagen gegen solche erhoben, die anders gehandelt haben als er, und in hartem Tone den Mitgliedern der Rothenkircher Deputation die kränkendsten Vorwürfe mache.“ Bülau nannte zugleich eine lange Reihe von Stellen, nach deren Wegfall oder Aenderung allein sich „die Censur berechtigt halten könnte, das Imprimatur zu ertheilen.“ Der Jammermensch wagte sogar, dem Meister unserer Sprache die Form einzelner Sätze und den Ausdruck vorzuschreiben. Als Jacob Grimm das Blatt mitgetheilt wurde, auf welchem der Censor alle bedenklichen Stellen verzeichnet hatte, schrieb er mit seinen bekannten Kraftzügen darunter: „Professor Bülau in Leipzig, Verfasser eines schlechten Buchs über Tacitus Germania und ähnlicher ebenso schlechter. So censire ich ihn gleich wieder.“ Auch Jacob Grimms Schrift mußte nach Basel wandern. Durch diese Erfahrungen gewitzigt, beschlossen Reimer und Hirzel, als sie Ewalds „Drei deutsche Worte“ zur Herausgabe vorbereiteten, einen klügeren Weg einzu-

schlagen. Da der Leipziger Censor sich als besonders ängstlich und gehässig erwiesen hatte, ließen sie die Schrift in einer kleinen Landstadt, in Schneeberg drucken und censiren. Sie hofften von dem dortigen Localcensor, einem einfachen Gerichtsbeamten, ein glimpflicheres Urtheil. Sie täuschten sich auch nicht. Das Imprimatur wurde ertheilt und der Druck nun sorglos begonnen. Unmittelbar vor der Ausgabe gab aber das Ministerium den Befehl zur Confiscation der Schrift. Es scheute vor einem offenbaren Gewaltstreich nicht zurück, um sich dem hannoverschen Fürsten gefällig zu zeigen, und ließ sich von den eigenen Gerichten lieber einer gesetzwidrigen Handlung überführen und zur Erstattung der Druck- und Papierkosten an den Verleger verurtheilen, als daß es sich mit der Ungnade eines österreichischen oder preußischen Ministers beladen hätte. Allein Albrechts Schrift: „Die Protestation und Entlassung der sieben Göttinger Professoren," eine gründliche, aber mit der größten Behutsamkeit geschriebene Rechtsdeduction, die jede persönliche Spitze vermied, blieb von der Censur ungeschädigt. Eine desto ärgere Verstümmelung mußte die Vorrede, mit welcher Dahlmann die Abhandlung des Freundes geschmückt hatte, erdulden. Nachdem Dahlmann den Standpunkt Albrechts erklärt und das große Verdienst eines streng sachlichen Beweises, daß die Protestation der Sieben eben so berechtigt, wie ihre Entlassung ungesetzlich sei, hervorgehoben, schloß er, dessen eigenes Werk noch in den Censurfesseln in Dresden schmachtete, mit folgenden Worten:

„Warum ich aber selber nicht längst den vollständigen Hergang der in ihrer Art einzigen Ereignisse, welche uns betroffen haben, öffentlich erzählt habe? Auf diese vielfach an mich gekommene Anfrage kann ich allein das alte Wort erwidern: Gebt mir einen Boden, auf dem ich stehe! So lange es bei uns nicht in politischen Dingen, wie seit dem Religionsfrieden Gottlob in den kirchlichen ein lebendiges Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse gibt, so lange die das beste Gewissen haben könnten, sich gebehrden, als ob sie das schlechteste hätten, so lange der feigherzigste Vorwand genügt, um nur Alles abzuweisen, was am trägen Polster der Ruhe rütteln könnte, eben

so lange gibt es keinen Boden in Deutschland, auf dem einer aufrecht stehend, die reifen Früchte politischer Bildung pflücken möchte. Kriechen und am Boden auflesen, das wenige Gute unter Unreifem und Wurmstichigem verbergen, damit es nur auf den Markt kommen dürfe, mag ich nicht.“ Die durchschossene Stelle, den ehrlichen Ausdruck eines männlichen Grimmes, strich der Rothstift des Censors Bülau aus. Gegen solche Erbärmlichkeiten fanden unsere besten Männer im ganzen Vaterlande keinen Schutz; um ihre Vertheidigung von diesem Censurschmutze rein zu erhalten, mußten sie mit ihren Schriften in das Ausland flüchten.

Allen Verfolgungen zum Trotze, fanden dieselben, bei Schweighauser in Basel gedruckt, weite Verbreitung und übten den tiefsten Eindruck. Die Worte, welche Jacob Grimm über seine Entlassung sprach, so schlicht und so wahr, so voll warmer persönlicher Empfindung drangen in alle Herzen. Jacob Grimm war kein Parteimann, politische Interessen standen ihm durchaus ferne. Still und ungefährdet dem unablässigen Dienste der Wissenschaft zu leben, war nach Gesinnung und Gemüthsart sein höchster Wunsch. „Die Vaterlandsliebe, so sagte er selbst, möchte ich niemals hingeben in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden, mit innerer Freude trank ich an den stillen Brunnen des Mittelalters, die mir kein Sumpf schienen, wenn sie auch von den Liberalen verachtet wurden, für alles Bestehende fühlte ich mich eingenommen, kein Absolutist, misbehagte mir doch an den Constitutionellen ihr pedantisches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit. Berggipfel möchten sie ebnen, stolze Wälder ausrotten, ihren Pflug in blumenreiche Wiesengründe die Furche des Ackers reißen lassen.“ Wenn ein solcher, allem politischen Treiben, allem Parteileben abholder Mann sich dennoch in eine öffentliche Angelegenheit verflochten sah, so hatte gewiß nicht politische Ueberhebung ihn geleitet, nicht eigensinniges Festhalten an zufälligen Verfassungslehren ihn bestimmt. Der Ruf der Ehre, die Stimme des Gewissens, durch die lange Beschäftigung mit den höchsten Gütern des Geistes geschärft, konnten ihn allein dazu vermögen, aus seinem abgeschiedenen Dasein herauszutreten. Und wenn Grimm am Schlusse seiner Schrift das

Bekenntniß ablegte: „So lange ich den Athem ziehe, will ich froh sein gethan zu haben, was ich that, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde": wer durfte dann noch zweifeln, daß der Göttinger Protest aus einem sittlichen Grunde entsprungen sei, welcher Gelehrte insbesondere heuchlerisch behaupten, jene Handlung habe die wissenschaftlichen Interessen geschädigt und sei unvereinbar mit den Pflichten eines Universitätslehrers. *)

Dahlmanns „Verständigung" betrat der Vergangenheit und Natur ihres Verfassers gemäß, mehr den politischen Boden. An der Hand urkundlicher Thatsachen bewies er sowohl den schnöden Verfassungsbruch, welchen Ernst August verübt, wie das grobe Unrecht, zu welchem Dieser gegenüber den Sieben Göttingern sich hatte hinreißen lassen; er erzählte in seiner eindringlichen Weise die Ereignisse der letzten Monate vom Tode des guten König Wilhelm bis zur Absetzung und Vertreibung der Professoren. Der brausende Zorn gab seinen Worten eine besondere Kraft, aber raubte ihm nicht den Sinn der lauteren Wahrhaftigkeit. Sein Kampf brachte ihn nothwendig dem Kreise der Liberalen näher; wenn er es nachdrücklich aussprach: „Wo Verfassungsrechte eines Volkes bestehen, dürfen diese nicht willkürlich vom Landesherrn vernichtet werden, weil sie den Landesherrn selber verpflichten", so konnte er der dankbaren Zustimmung aller Constitutionellen, der freudigen Billigung der ständischen Opposition in allen deutschen Staaten sicher sein. Wie mächtig und einflußreich ihm aber auch gerade diese Theilnahme erscheinen mochte: um keinen Preis wollte er sie durch eine Täuschung erkaufen. Die Kluft, die ihn von der liberalen Partei trennt, enthüllt er freiwillig, wie häufig er in der vordersten Reihe ihrer Gegner gestanden, bekennt er unumwunden. Nicht genug, daß er sich von jeder revolutionären Neigung deutlich lossagt, seine bescheidenen Wünsche für die ständische Wirksamkeit in deutschen Ländern, seine feste Ueber-

*) Diese Vorwürfe erhob namentlich Herbart in seiner erst nach seinem Tode herausgegebenen Schrift: Erinnerungen an die Göttinger Katastrophe im J. 1837. Königsberg 1842.

zeugung von der nothwendigen großen Macht einer tauglichen Regierung kundgibt: er schildert ausführlich seinen persönlichen Gegensatz zu den politischen Bewegungen der letzten Jahre und schaltet die Rede ein, welche er in der hannoverschen Kammer über die Göttinger Revolution gehalten hatte, voll der heftigsten Angriffe und bittersten Vorwürfe gegen die Aufständischen und ihre politischen Grundsätze. Diese Grundsätze wurden aber in den Kreisen, welche Dahlmann jetzt zujubelten, vielfach getheilt.

Bei solcher Härte gegen sich selbst durfte er um so nachdrücklicher das Recht der guten Sache betonen und lebendigen Wiederhall erwarten, als er die stolzen Worte ausrief: „Ich kämpfe für den unsterblichen König, für den gesetzmäßigen Willen der Regierung, wenn ich mit den Waffen des Gesetzes das bekämpfe, was in der Verleitung des Augenblicks der sterbliche König im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen beginnt.“ Nur wenige Streitschriften, am wenigsten solche deutschen Ursprungs können sich rühmen, auf unsere besten Empfindungen so gewaltig gewirkt zu haben, wie Dahlmanns Verständigung; eine Gattung von Schriftwerken, welche bis dahin in geringem Ansehen stand, wurde durch ihn geadelt. Denn, während ehedem Advokatenkünste, flacher Witz, leichtfertige Behauptungen, bis zur Maßlosigkeit leidenschaftliche Angriffe die Hauptwaffe im politischen Streite bildeten, trat hier ein ganzer Mann auf, Achtung gebietend durch männlichen Geist und unerschrockenen Ernst, der einfach sprach, weil er die Sache beherrschte und klar überblickte, der auf äußerlichen Aufputz der Rede verzichtete, weil er die innere Kraft seiner Worte kannte, der von der Wissenschaft her die gediegene Vornehmheit der Form sich bewahrt hatte, die vielleicht nicht unmittelbar lockt und anzieht, aber in jedem Besonnenen ein desto festeres Vertrauen weckt.

Die öffentliche Meinung, von allem Anfange her Dahlmann und dessen Freunden zugeneigt, trat durch die „Verständigung“ über den wahren Hergang der Sache belehrt, nur noch offener auf ihre Seite. Das genügte aber Dahlmann nicht, als Märtyrer von weiten Kreisen getragen und gefeiert zu werden; der deutsche ehrliche Sinn lebte zu mächtig in ihm, als daß er nicht nach Kräften sich

bemüht hätte, zu helfen, daß das Unrecht gesühnt, das Recht wieder hergestellt würde, sowohl das an ihm und seinen Genossen verletzte, wie das dem hannoverschen Volke entzogene. Im Auftrage der Sieben strengte der Advokat Grefe in Göttingen eine Klage gegen das Cabinet des hannoverschen Königs, auf Auszahlung der seit ihrer Absetzung fälligen Gehälter an. In dieser greifbaren Form sollte ein Urtheil der Gerichte über die gesetzliche Zulässigkeit der Gewaltstreiche des Königs erzwungen werden. Sprachen sich die Gerichte zu Gunsten der Kläger aus, wurde ihre Entlassung als gesetzwidrig anerkannt, so trat auch ihr Protest gegen den Verfassungsbruch und dieser letztere in das erwünschte Licht. Dann war es unmöglich, jenem die Berechtigung abzusprechen, diesen nicht unbedingt zu verdammen. Anfangs schien die Anrufung der Gerichte guten Erfolg zu versprechen. Die Justizkanzlei in Hannover, welche die Klage am 17. August 1838 angenommen hatte, forderte am 28. August das Cabinet auf, einen fiskalischen Anwalt zu bestellen, um die Einrede gegen die Klage zu verfassen, und lehnte die Zumuthung des Cabinets, sich für inkompetent zu erklären, da der Gegenstand des Prozesses keine Justiz-, sondern eine einfache Regierungssache sei, beharrlich ab. Nun nahm das Cabinet zu dem bekannten Mittel eigenmächtiger Regierungen, sich unbequeme Gerichtsurtheile fern zu halten, seine Zuflucht und erhob den Competenzkonflikt. Das Schlimme war nur, daß die Behörde, welche über einen solchen Streit zu entscheiden hatte, das Geheimerathscollegium, nicht mehr bestand, zugleich mit der Verfassung aufgehoben worden war. So viel war klar: Entweder galt das Grundgesetz vom J. 1833 nicht mehr; dann durfte das Cabinet keinen Competenzkonflikt, der nur nach den Bestimmungen des Grundgesetzes gelöst werden konnte, heraufbeschwören. Oder es galt noch der §. 156 des Grundgesetzes, welcher den Weg, wie es bei Competenzkonflikten zu halten sei, vorschrieb; dann war aber auch, wie der Advokat der Kläger ausführte, die Voraussetzung berechtigt, daß die Gültigkeit des Staatsgrundgesetzes überhaupt anerkannt werde, „denn das Cabinet und der König können nicht die ihnen convenablen Bestimmungen jenes Gesetzes für sich anwenden, die übrigen aber für

ungiltig erklären wollen." Das Cabinet half sich aus der Noth, indem es dekretirte, nicht die von dem Gesetze vorgeschriebene Behörde, sondern ein neu ernannter, vom Cabinet abhängiger Staatsrath, also die beklagte Partei selbst solle Recht sprechen. Die Justizkanzlei in Hannover, nach einigem Zögern und Schwanken, fügte sich und auch das Oberappellationsgericht zu Celle, dessen Schutz der Advokat der Sieben angerufen, fand keinen Grund dem Cabinetsbefehle zu widersprechen.*) Die Entscheidung dieses Staatsrathes, die Sache betreffe rein administrative Verhältnisse und entziehe sich dem richterlichen Urtheile, ließ nicht lange auf sich warten. Auf den unerschrockenen und unabhängigen Sinn des hannoverschen Richterstandes hatte Dahlmann große Stücke gebaut; als er diese Wendung der Sache erfuhr, schrieb er betrübt an Wilhelm Grimm: „Als academischer Lehrer fühle ich mich jetzt erst abgesetzt; denn solche Schelmereien und Unsinnigkeiten, die man jetzt zur Grundlage des Staatsrechtes erhebt, vermag ich nicht zu lehren."

Noch stand zwar den Klägern, welchen die hannoversche Regierung das Recht verweigerte, der Weg der Beschwerde an den deutschen Bundestag offen. Aber nur träumerischer Sinn, nur die vollste Unkenntniß der wirklichen Verhältnisse konnte an den Erfolg eines solchen Schrittes glauben. Am wenigsten hielt ihn Dahlmann für gerathen. Wenn ihn nicht die trüben Erinnerungen an seine holsteinische Zeit davon abgemahnt hätten, so mußten die neuesten Erfahrungen, die ganze Art und Weise, wie sich der Bundestag zu dem hannoverschen Verfassungskampfe verhielt, seinen Unglauben an den Bundestag befestigen.

König Ernst August war es wohl gelungen, durch einen Gewaltstreich das alte Recht zu brechen; als er nun aber die Willkür mit dem Scheine des Rechtes umkleiden, eine ihm beliebige Verfassung als feste Ordnung einführen wollte, stieß er auf einen unerwartet großen Widerstand. Die Mahnung des ehrlichen Gewissens, der Druck der öffentlichen Meinung besiegte allmählich die Zaghaftigkeit

*) Dem Verfasser waren nur Auszüge aus den Prozeßacten zugänglich. Vollständig besitzt dieselben Prof. Zachariä in Göttingen.

der verschiedenen Corporationen und ließ das Beispiel der Sieben Göttinger und des Magistrats von Osnabrück nicht mehr vereinzelt erscheinen. Dieser, von Männern wie Stüve und Pagenstecher geleitet, hatte bereits am 4. December 1837 bei der Huldigung sich alle gesetzlichen Schritte vorbehalten, welche zur Herstellung der widerrechtlich aufgehobenen Verfassung dienen könnten, und selbst als er (31. Jan. 1838) unter Gewaltsandrohung angewiesen wurde, den Huldigungsrevers ohne jede Klausel zu unterschreiben, that er es nur, indem seine Mitglieder gleichzeitig vor einem Notar die Erklärung abgaben, daß sie sich zur gesetzlichen Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes nach wie vor berechtigt und verpflichtet erachten. Durch das Vertrauen der wackeren Bürgerschaft gestützt, versuchte der Osnabrücker Magistrat noch weitere Schritte, um das verletzte Recht zur Geltung zu bringen. Er rief die Vermittlung des Bundestags an, und legte bei diesem eine nachdrückliche Verwahrung dagegen ein, daß die von Ernst August am 20. Februar 1838 einberufene Ständeversammlung den ganzen Verfassungsstreit thatsächlich erledigt habe. Dieser Protest war um so berechtigter, als es bekanntlich dem Cabinete nicht gelungen war, mit den Ständen die Verfassungsfrage zu regeln. Geringe Hoffnungen hatte man auf die Wirksamkeit der neuen Stände gebaut, deren Zusammensetzung jeder gesetzlichen Grundlage entbehrte. Es war natürlich von dem Staatsgrundgesetze vom Jahre 1833 dabei ganz abgesehen, aber auch die Verfassung vom Jahre 1819 nicht beachtet worden. Dieser schwankende Boden machte sich gleich bei dem Beginne der Berathungen geltend, zumal hervorragende Führer, geschlossene Parteien gänzlich fehlten. Bald sollte durch Verweigerung des Eintrittes die Versammlung aufhören beschlußfähig zu sein, bald eilten wieder Abgeordnete, welche gegen die Rechtmäßigkeit der Versammlung protestirt hatten, in Schaaren herbei, um durch das Gewicht ihrer Stimmen die zagende Opposition zu verstärken. Heute wurden die Abgeordneten von argen Zweifeln geplagt, ob sie auch befugt seien zu tagen und als Stände aufzutreten, morgen faßten sie Beschlüsse, welche nur den verfassungsmäßigen Ständen zukamen. Unentschieden schleppten sich die Verhandlungen von einer Woche zur andern.

Wären dem Könige die feineren Künste der Bestechung zugänglich gewesen, so hätte er wahrscheinlich sein Spiel gewonnen. Sein rauher Trotz stieß aber alle Halben und Schwachen, die Vermittelungssüchtigen und Friedfertigen zurück und verschaffte den Verfassungstreuen die Mehrheit in der zweiten Kammer. Am 25. Juni erklärte dieselbe auf den Antrag des Justizrathes Conradi aus Göttingen mit 34 gegen 24 Stimmen, daß die Verfassung rechtmäßig nur dann aufgehoben werden könne, wenn die in jener begründete Volksvertretung diesem Vorhaben zustimme. Welche Verfassung eigentlich gelte, ob jene v. J. 1819 oder das Staatsgrundgesetz v. J. 1833, dieses zu entscheiden baten neunundzwanzig Ständemitglieder den Bundestag. „Die hannoverschen Unterthanen", meinte Dahlmann, der mit gespannter Aufmerksamkeit den Gang der Dinge beobachtete, „hätten viel wohlfeiler gleich zu Anfang haben können, was sie jetzt mit vieler Mühe und noch immer zweifelhaft erringen." Immerhin freute er sich über die endlich erweckte Widerstandskraft und blickte hoffnungsvoller in die Zukunft. Was er am meisten besorgt hatte, das Ueberkleistern und Verschmieren des Unrechtes durch kleine Zugeständnisse, stand nicht mehr zu befürchten. Denn schon wagte der Osnabrücker Magistrat einen weiteren Schritt. War die Ständeversammlung in der Verfassungsfrage inkompetent, so war sie es auch in Bezug auf das Recht Steuern zu verwilligen. Gab es keine rechtmäßigen Stände, so konnte auch die Regierung keine Steuern einfordern, da sowohl die Verfassung vom J. 1819, wie das Staatsgrundgesetz die Steuern und Abgaben von der Bewilligung der Stände abhängig machten. Die richtige Folgerung führte demnach zur Steuerverweigerung. Zur raschen That ging nun zwar der Magistrat nicht gleich über; doch forderte er von deutschen Juristenfacultäten Gutachten, ob eine Obrigkeit verpflichtet sei von Ständen nicht bewilligte Steuern beizutreiben und ob sie sich nicht, wenn sie solches thue, der Gefahr aussetze, vom Gerichte bestraft zu werden. Der Ausfall der Gutachten sollte das weitere Vorgehen bestimmen. Die Heidelberger, die Jenenser und die Tübinger Facultät kamen willig der Aufforderung nach und überreichten im Anfange des Jahres 1839 ihre Gutachten, Arbeiten

von ungleichem Umfange und auch von ungleichem Werthe, die aber doch alle darin übereinstimmten, daß sie die Aufhebung des Staatsgrundgesetzes als eine widerrechtliche und daher ungiltige Handlung nachwiesen. Um zu wirken, mußten die Gutachten weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Diese Aufgabe übernahm Dahlmann, der schon kurz vorher die von einen Anonymus *) verfaßte „Vertheidigung des Staatsgrundgesetzes" herausgegeben und mit einem eindringlichen Vorworte begleitet hatte. Ihm lag namentlich die Veröffentlichung des Tübinger Gutachtens am Herzen. Ueber das Jenenser und Heidelberger urtheilte er in einem Briefe an Jacob Grimm (23. März 1839): „Sie sind schwach, weil charakterlos. Die heutigen Juristen, statt den Weg zum Rechte zu bahnen, führen meistens ein Bollwerk um das Recht auf, damit nur keiner dazu gelange. Das nennen sie das Recht schützen." Vorsichtiger, aber im Wesen doch nicht anders, sprach er sich in der Vorrede aus, mit welcher er seine Ausgabe der drei Gutachten ausstattete: „Ziehen sich die Gutachten von Jena und Heidelberg mehr auf die bestimmt vorgelegten, unmittelbar praktisch gewordenen Fragen zurück, wo es dann leicht geschehen mag, daß in solchem gefährlichen Falle die Gränzen dessen, was im strengen Sinne Rechtens ist und was rathsam erscheint, etwas ineinander laufen; so hat dagegen das Tübinger Gutachten sich der ganzen Frage in ihrem vollen Umfange bemächtigt und, wenn mich nicht Alles trügt, an dieses traurige vaterländische Ereigniß ein Meisterwerk von dauerndem staatsrechtlichen Werthe geknüpft." Als „ein Meisterstück, an dem nichts verwitzelt und nichts verkritzelt", bezeichnet er es auch in den Briefen an seine Freunde, und rühmt den Verfasser, Professor Ludwig Reyscher, wegen seiner gründlichen Wissenschaft und tapferen Gesinnung. Noch ahnte er nicht, daß ihn wenige Jahre später innige Familienbeziehungen mit Reyscher verknüpfen würden; aber schon jetzt bereitete die Kampfgenossenschaft ein befreundetes Verhältniß vor.

Wie Dahlmann vorhergesehen, machte das Tübinger Gutachten

*) Als Verfasser gilt Stüve. Doch schrieb dieser an den Justizrath Hugo, daß er nur den Druck besorgt habe.

großen Lärm. Die andern wurden von der hannoverschen Regierung mit zwei hochmüthigen Worten abgetrumpft: „unberufene Ausländer" hätten sich in den Verfassungsstreit gemischt. Gegen das Tübinger Gutachten strengte sie aber (26. April 1839) eine Klage bei dem Bundestage an und verlangte nicht nur ein allgemeines Verbot der Schrift in den deutschen Bundesstaaten — in Hannover durfte sie ohnehin nicht verkauft werden —, sondern auch noch die Bestrafung der Urheber als Majestätsverbrecher und Rebellen. Ernst August mußte in der That harte Dinge über seine Regierung darin vernehmen. Sein Verfassungsbruch wurde dem Verzichte auf den Thron gleichgestellt, daß er ein ungesetzlicher Zwischenherrscher, also ohne Rechtsanspruch auf den Gehorsam der Unterthanen, der Widerstand der letzteren vielmehr, wenn unwiderbringliche Rechte gefährdet werden, eine Pflicht sei, dargethan. Dieses Alles sagte das Gutachten, aber ohne jede persönliche Spitze, ohne daß es auch nur leise den Ton der politischen Leidenschaft anklingen ließ, in der Form allgemeiner unantastbarer Rechtssätze. Nur um so grimmiger raste der Zorn des Fürsten, der diese durchsichtige Auseinandersetzung las und von den Pfeilen sich getroffen sah, ohne daß er beweisen konnte, nur gegen seine Person seien sie willkürlich gerichtet worden. Er rächte sich in seiner Weise. In dem Gutachten (S. 308) stand zu lesen: „Die Handlung, welche Se. Majestät der König Ernst August unternommen, indem Sie das bestehende Grundgesetz des Königreichs Hannover willkürlich aufhoben, würde, wäre sie von einem Unterthanen dieses Königreichs ausgeführt oder auch nur versucht worden, nach dem gemeinen Strafrechte und insbesondere nach dem Hannoverschen Entwurfe eines Strafgesetzbuchs unter den Begriff des Hochverrathes fallen. Von einer Anwendung aber dieser Strafgrundgesetze kann, wie es sich von selbst versteht, nur gegenüber von Unterthanen die Rede sein, denn die geheiligte Person des Staatsoberhauptes steht, wenn schon im Allgemeinen unter den Gesetzen, doch nicht unter den Strafgesetzen und noch weniger unter den Gerichten seines Staates." Darauf hin ließ Ernst August durch seinen Minister der auswärtigen Angelegenheiten die würtembergische Regierung — denn die bei dem

Bundestage eingereichte Klage schien ihm nicht für solche „allerstaatsgefährlichste" Grundsätze genügend — auffordern, die Verfasser des Gutachtens mindestens ihres Amtes zu entsetzen. Eigentlich verdiente ihr Verbrechen nach der Ansicht des hannoverschen Ministers eine schärfere Ahndung. Die oben erwähnte Stelle des Gutachtens nachäffend, sagte er in seinem Schreiben: „Wer an einem verbündeten Staate Handlungen begeht, die von einem eigenen Unterthan begangen Hochverrath sein würden, hat nach dem Hannoverschen Entwurfe eines Strafgesetzbuches Kettenstrafe nicht unter sechs Jahren bis auf Lebenszeit verwirkt." Die Erwartungen Ernst Augusts und seines Anhanges wurden nicht erfüllt. Weder wurde die Tübinger Juristenfakultät in Ketten gelegt, noch vom Lehramte abgesetzt. Der würtembergische Cultusminister von Schlayer erklärte (3. Juli 1839) der Fakultät, daß einzelne Stellen des Gutachtens nicht besonders umsichtig gefaßt seien, und in „objektiver Beziehung mißbilligt" werden müßten. Zu weiteren Schritten war er trotz der dringenden Mahnung der hannoverschen Staatsmänner, solche „schwindelnde Ideologen, revolutionäre Jugendlehrer und gewinnsüchtige Advokaten zu vernichten", nicht zu bewegen. Ließ sich aber von dem anderen Gerichte, bei welchem Ernst August die Klage anhängig gemacht hatte, von dem Bundestage eine gleiche Unbefangenheit des Urtheils hoffen? Am Bundestage mußte die Sache zugleich mit dem hannoverschen Verfassungsstreite ausgetragen werden.

Die hannoversche Regierung, über den Aufruhr der öffentlichen Meinung trotz aller Schamlosigkeit betroffen und auch von konservativer Seite über die Gewaltthätigkeit ihres Vorgehens verwarnt, hätte am liebsten die ganze Sache rasch zum Schweigen gebracht. Sie zeigte dem Bundestage an (22. März 1838), die Verfassungsfrage sei durch den Zusammentritt der Stände in diesem Augenblicke rechtlich und faktisch erledigt. In demselben Augenblicke lag aber bereits dem Bundestage die Beschwerde des Osnabrücker Magistrates, welchem mehrere andere Korporationen folgten, vor. Nun galt es also, in Frankfurt selbst Recht zu erhalten. Der Bundestag sei gar nicht kompetent, einzuschreiten, lautete das erste hannoversche Votum, der Magistrat von Osnabrück und die anderen

klagenden Kommunen zu einer Beschwerde gar nicht berechtigt und übrigens die einzige rechtsgiltige Verfassung (jene v. J. 1819) in anerkannter Wirksamkeit. So tief gesunken waren doch nicht alle Regierungen, daß sie sich unbedingt die verlogene Meinung der hannoverschen Minister angeeignet hätten. Der Bundestag wies (6. Sept.) den Magistrat von Osnabrück ab, weil derselbe zur Beschwerdeführung nicht legitimirt sei, er forderte aber gleichzeitig auf das Andringen der constitutionellen Mittelstaaten die hannoversche Regierung auf, zur erschöpfenden Erörterung der Sache alle einschlägigen Acten, insbesondere die jüngsten Wahlacten vorzulegen.*)

Als die ersten Nachrichten von diesen Vorgängen bekannt wurden, schöpften die liberalen Kreise neue Hoffnungen. In einem Dahlmann mitgetheilten Briefe eines angeblich unterrichteten Mannes, der sich aber nicht nennen wollte, heißt es: „Das hannoversche Cabinet wird schwerlich Freude gehabt haben an den neuesten Berichten seiner frankfurter Gesandtschaft. Die constitutionellen Staaten halten fest zusammen und haben das Recht und die Pflicht des Bundestages, den öffentlichen Rechtszustand in Deutschland aufrecht zu halten, mit unwiderleglichen Gründen dargethan. Selbst der österreichische Präsidialgesandte, nachdem er gegen die Zulassung der Petition votirt, fügte in unumwundenen Worten hinzu, daß er sich hiermit keineswegs zugleich über die Sache selbst ausspreche, und er wünsche und hoffe, die hannoversche Gesandtschaft werde diese seine Verwahrung auch nach Hause berichten. Der dringende Antrag einiger Staaten, dem Könige eine Frist von vier Wochen zur bündigen Aufklärung seines bisherigen Verfahrens anzusetzen, war zwar in die gefälligere Form eines freiwilligen Erbietens von Seiten des hannoverschen Gesandten umgewandelt, es sprach sich aber im Ganzen so viele und so kräftige Mißbilligung aus, daß der König in jeder Beziehung am besten thäte, wenn er die Stände von 1833 zusammenberiefe und in gesetzlichem Wege seine Wünsche und Forderungen verhandelte." Auch Dahlmann zeigte ein gewisse Zuver-

*) Vgl. Hannoversches Portfolio, Stuttgart 1839, und Struve, das öffentliche Recht des deutschen Bundes. Mannheim 1846. I. S. 330.

sicht. Er hörte auch sonst noch die ihm mitgetheilten „vortrefflichen“ Nachrichten bestätigen und vernahm, daß selbst der russische Kaiser in dieser Sache dem hannoverschen Könige entgegen sei, weil er Ruhe in Deutschland wolle, um sicher im Orient operiren zu können. „Man erzählt sich, die Großherzogin von Weimar habe, als von einem russischen Diplomaten, der nach Hannover gehe, die Rede war, gesagt: C'est pour lui laver la tête.“ Doch währte die Freude nicht lange. Trotz aller Heimlichkeit, in welche die Verhandlungen des Bundestages gehüllt waren, gab es genug Ritzen, durch welche die Kunde von den Vorgängen im Bundespalast drang. Für die Gesandten der Kleinstaaten, welche regelmäßig überstimmt wurden, gab es kaum einen andern Weg, die Verantwortlichkeit für die allgemein verhaßten Bundesbeschlüsse von sich abzuweisen, als die Indiscretion. Der Ausschluß der Oeffentlichkeit bewirkte, daß niemals die ganze und volle Wahrheit bekannt wurde, sie verhinderte aber nicht, daß allmählich die Irrthümer und Täuschungen sich zerstreuten. Schon am 24. September konnte Dahlmann an Jacob Grimm melden: „Am Bundestage ist es so gegangen, daß ein schlechter Beschluß gefaßt wurde, während alle ehrenhaften Anträge nur noch in ungewisser Aussicht ihres Gelingens stehen. Die Staaten zweiten Ranges haben nach einer sehr persönlichen, manchmal groben Debatte insofern obgesiegt, daß eine Einmischung erfolgt ist. Dagegen haben sie sich in eine formale Niederlage gefügt, und das Scandal der Zurückweisung der Kläger zugegeben, auch zugegeben, daß nur diese Zurückweisung allein in den Beschluß gekommen ist, indem man im Protokoll die Erklärung des hannoverschen Gesandten, Auskunft geben zu wollen, als eine aus freien Stücken gegebene gefaßt hat, während sie ihm doch abgezwungen worden. Wenn die versprochene Auskunft kommt, was wird es am Ende austragen. Oesterreich und Preußen werden sicher Alles aufbieten, daß man sich mit dem Scheine der Erörterung und einigen vagen Versprechungen von Seiten Hannovers zufrieden gebe. Das Resultat von Allem bleibt wohl, daß, wenn das hannoversche Volk sich selbst verläßt, niemand ihm helfen wird.“

Das hannoversche Volk verließ sich selbst. Es ging nicht mit

fliegenden Fahnen zum Feinde über, es verleugnete nicht schroff das alte gute Recht, es verlor aber den Muth, dafür offen einzustehen, es ermüdete im Kampfe und gestattete den Halben und Schwachen, den Frieden mit der Regierung, wie diese ihn vorschrieb, zu schließen. Weder die große Masse des Volkes, welche von der Streitfrage doch nicht unmittelbar gepackt wurde, noch die Stände ergriffen zur rechten Zeit und mit der vollen Kraft die Mittel, welche allein das drohende Unrecht hätten abwenden können. Dem Volke stand die Steuerverweigerung, den Ständen die Weigerung in die Kammern einzutreten, zu Gebote. Dahlmann stimmte vollkommen mit dem Tübinger Gutachten überein. „Der Unterschied liegt am Tage," sagte er in der Vorrede zu dem Gutachten, „welcher zwischen einer von Landständen verweigerten Steuerbewilligung und der Weigerung der Unterthanen Steuern zu entrichten, welche wegen Nichtberufung der Landstände und Vernichtung der Landesverfassung unbewilligt sind, staatsrechtlich und bundesrechtlich stattfindet. Das Eine heißt, dem Staate den ihm nothwendigen Nahrungsstoff in einer Stellung entziehen, welche anderweitige Mittel zur Rechtsvertheidigung darbietet, das Andere heißt, im Herzen seines Rechtsbewußtseins verwundet, durch die Ablehnung einer rechtswidrigen Anmuthung zugleich das einzige mit den Gesetzen vereinbare Mittel ergreifen, welches übrig bleibt, um sich der schmählichsten Herabwürdigung zu entziehen." Und im Vorworte zur zweiten Auflage fügte er hinzu: „Der Satz: Wenn die Steuern ausbleiben, so hört der Staat auf — ist nicht von der Würdigkeit, daß man ihn als leitenden Grundsatz voranstellen dürfte. Will man ihn als Warnung gegen leichtfertige Drohungen mit Steuerverweigerung, wie sie hie und da in Ständeversammlungen vorgekommen sind, gebrauchen, so mag er hingehen. Recht und Pflicht gebieten, den Widerstand da wo er überhaupt zulässig ist, nie über die Grenze der Nothwehr auszudehnen, die äußersten Mittel bis auf die äußersten Fälle aufzusparen, aber wo steht geschrieben, daß, wenn es wirklich die höchsten Güter gilt, die Steuern noch mehr gelten sollen?" In vertraulichen Briefen jedoch zeigte sich Dahlmann wenig zuversichtlich in Bezug auf die Wirksamkeit dieses Rathes. „Die Steuerverweigerung,"

schrieb er (18. Nov. 1838) an Jacob Grimm, „ist eine Art Hungercur, wohl geeignet böse Säfte abzuführen, aber der Grund des Körpers muß gut sein.“ Ueber das letztere ist er in Zweifel. „Die moralische Kraft im Königreiche scheint noch immer sehr schwach zu sein, während die Aufgaben immer schwerer werden. Allerdings ist es keine kleine Sache die Steuern zu verweigern und selbst das rechtliche Verhältniß ist durch das unverantwortliche Benehmen der zweiten Kammer im ersten Stadium ihrer Thätigkeit schwer verworren, aber genug, den Korporationen wenigstens, die nicht gewählt haben, sind ihre Rechte und Pflichten und ebenso allen Einzelnen geblieben. Aber man wird auch hier seine Feigheit in den Mantel der Loyalität hüllen und uns gern die Ehre überlassen, uns allein zu Opfern gegeben zu haben.“

Hier und dort verweigerten Einzelne die Steuern. Es kam zur Pfändung und bei diesem Anlaß zu bezeichnenden Auftritten. Das Bildniß des Königs unter Glas und Rahmen fand auch zu dem geringsten Preise keine Käufer; als man aber das Bild entfernte, wurden Glas und Rahmen theuer bezahlt. Das sprach von einer maßlos erbitterten Stimmung, aber praktische Folgen hatte es nicht, da es an Einmüthigkeit und Beharrlichkeit gebrach. An den gleichen Mängeln scheiterte auch der Widerstand der Stände. Die nach der Annahme des Conradi'schen Antrages vertagte Kammer wurde auf den 15. Februar 1839 wieder einberufen. Alles lag daran, derselben ihre Beschlußfähigkeit zu entziehen. In der That erschienen bei der Eröffnung der Stände von 73 Abgeordneten nur 28, und Hannover erlebte das einzige Schauspiel, daß widerspenstige Deputirte von der Polizei in die Kammer getrieben wurden. Als aber das Cabinet die Weigerung des Eintritts mit dem Verzichte auf die Abgeordnetenstelle für gleichbedeutend erklärte und neue Wahlen anordnete, fanden sich schließlich doch in vielen Bezirken Menschen, welche dem Regierungsbefehle nachkamen. Es waren freilich nur Minoritätswahlen, und auch von diesen nicht alle fehlerfrei. Da aber die Regierung auf Recht und Gesetz keine Rücksicht nahm, bei der Prüfung der Vollmachten die keckste Willkür walten ließ, so gewann sie doch im Juni eine beschlußfähige Kammer, die gerade

weil sie im ganzen Lande verachtet war, den Absichten des Königs nur geringen Widerstand entgegensetzen konnte. Sie wehrte seine schmutzige Finanzpolitik nicht ab, die bekanntlich bei seinen Entschlüssen den Ausschlag mit gab, und half dazu, daß der ohnedies willfährige Bundestag vollständig zu seinen Gunsten entschied.

Hier hatten sich unterdessen die Beschwerden gegen das hannoversche Cabinet und die Anträge der constitutionellen Regierungen auf die Herstellung des Rechtszustandes wiederholt. Unter dem Rechtszustande verstanden sie nicht das Grundgesetz von 1833; gegen eine Aenderung des letzteren hatten sie eigentlich nichts einzuwenden, wenn nur dabei die äußeren rechtlichen Formen gewahrt würden. Daß dieses geschehen sei, konnte die hannoversche Regierung in dem Maße dreister behaupten, je zaghafter und nachgiebiger die Stände sich zeigten. Kaum hatten diese, durch Gewaltmittel aller Art zur Beschlußfäigkeit gepreßt, in einer Adresse (15. Juni) ihre Willfährigkeit zu einem Vergleiche bekundet, als sich auch schon der alte Trotz und Hochmuth Ernst Augusts regte. Der hannoversche Gesandte (von Stralenheim) in Frankfurt gab (27. Juni) auf seinen Befehl die unumwundene Erklärung ab, es könne dem König von keiner Seite angesonnen werden, sich auf eine Landesverfassung zu verpflichten, deren Anerkennung er mit seinen Regentenpflichten nicht zu vereinigen wisse. Es war selbstverständlich, daß die beiden Hauptmächte am Bunde nun nichts verlangten, was das angebliche monarchische Ansehen schmälern könnte, daß der dänische und niederländische Beamte, die im Bundesrathe Deutschlands saßen, sich dieser Meinung anschlossen und die kleinen Regenten eben das thaten, was die großen wollten. Mit der Mehrheit von zehn Stimmen gegen sechs erklärte der Bundestag (5. Sept.): „Bei obwaltender Sachlage besteht eine bundesgesetzlich begründete Veranlassung zur Einwirkung in die innere Landesangelegenheit Hannovers nicht.“ Die Verfassung und das Recht des hannoverschen Volkes war also dem Könige bedingungslos ausgeliefert. Daran änderte nichts, daß als Ernst August in einer Proklamation (10. Sept.) prahlte, die Bundesversammlung habe diejenige Grundlage des öffentlichen Rechtes anerkannt, welche er stets für die allein giltige erklärt, Bayern

und mehrere andere Staaten dagegen protestirten. Der Bundestag, behaupteten sie, habe nur die Aufforderung, sich in den Streit einzumischen, zurückgewiesen, keineswegs aber zu Gunsten der Verfassung von 1819 und gegen das Staatsgrundgesetz sich ausgesprochen. Indem er sich für inkompetent erklärte, dem hannoverschen Volke die einzige Hülfe, auf welche dieses noch hoffte, versagte, gab er es der Willkür des Königs preis. Selbst in dem kleinen Nachspiel, welches am Bundestage aufgeführt wurde, die von Dahlmann herausgegebenen Gutachten betreffend, siegte Ernst August. Der weitere Debit des Buches wurde verboten, die Beschlagnahme der noch vorräthigen Exemplare angeordnet und die weimarische Regierung angewiesen, gegen Herausgeber und Drucker „das Geeignete und den Bundesgesetzen Entsprechende zu verfügen.“

Den tiefen Eindruck, welchen diese Ereignisse auf Dahlmanns Freundeskreis übten, schildern die uns aufbewahrten Briefe auf das deutlichste. „Je größer die Widerwärtigkeiten,“ schrieb Wilhelm Grimm (11. October), „je mehr Veranlassung den Muth zu stärken und das Unabwendbare Gott zu überlassen. Ich habe mehr gesehen, daß er Wege findet, an die wir nicht denken. Der Beschluß des Bundestages, obgleich nicht anders erwartet, war doch ein schmerzlicher Stich in die Seele. Wie sie mit sanfter Miene den, der sich ans Ufer retten will, wieder ins Wasser stoßen.“ Weniger milde war des heißblütigen Hegewisch Urtheil. Gleich als er von den bei dem Bundestage angebrachten Beschwerden der Osnabrücker und anderen Kommunen hörte, rief er (7. Juli 1838) Dahlmann zu: „Zum zweiten Male wird auf Deine Veranlassung dem Bundestage als moralischer Person die Frage vorgelegt: to be or not to be. Wenn der Bund jetzt nicht das Zepter der Gerechtigkeit führt, so ist der Bund der deutschen Regierungen unter sich und mit den Völkern gelöst — es bleibt nur eine Verschwörung von einigen Dutzend Polignacs übrig und es wird auch für Deutschland eine Juliwoche kommen, die freilich wohl nicht minder als dreißig Jahre währen wird, da Franzosen und Russen sich in den Kampf auf deutschem Boden mischen werden.“ Und auf die Nachricht von der Zurückweisung der Beschwerdeführer schrieb er (23. Sept. 1838):

„So ist also wirklich geschehen, was längst verkündigt, dennoch unglaublich war! Der deutsche Bund erklärt, daß in seinen Bestimmungen nichts Konservatives liege für den Rechtszustand der dreißig Millionen Deutscher und daß der deutsche Bund nichts mehr sei, als das Protectorat des Rheinbundes. Mit wie wenig Aussicht auf Rechtserlangung in der Ferne hätten die Deutschen sich hinhalten lassen! Abgewiesen werden die Hannoveraner und alle ehrlichen Männer in Deutschland wie die bittenden Griechen auf dem Veroneser Congreß! Lieber Dahlmann, mein erster Gedanke als ich die Nachricht vom 17. September las, war an Dich. Cura ut valeas! laß mich mich das Dir zurufen und werde nicht ernstlich krank. Ohne etwas geht es freilich wohl nicht ab. Ich habe wie einen Faustschlag auf den Unterleib gefühlt. Der unendlichen Schmach wird unendliches Elend für Deutschland folgen — aber doch kein dreißigjähriger Krieg — die Dinge gehen schneller. Laß uns noch zehn Jahre leben, um den Triumph der guten Sache zu erleben. 1806 lief Napoleon im Weimarer Schlosse auf und ab und rief: rien ne me résiste! und sieben Jahre danach war der große Mann klein. Das Uebel in Europa rührt großentheils davon her, daß eine übel verstandene Philanthropie den Polignac, Peyronnet u. s. w. von der Guillotine rettete. Wenn Polignac geblutet hätte, seine würdigen Collegen diesseits des Rheins hätten sich bestens in Acht genommen. Zur Krisis muß es kommen und meines Erachtens ist die beste Krisis, daß einige landesverrätherische Minister ihren Kopf verlieren."

So maßlosen Haß häuften die nichtsnutzigen Beschlüsse in Frankfurt auf den Bundestag, daß die Stimmung, in welcher sonst nur der wildeste Radicalismus sich gefiel, auch in Kreisen heimisch wurde, die nach ihrer Stellung und Gesinnung weit davon entfernt waren, den allgemeinen Umsturz der Dinge herbeizuwünschen. Natürlich reizte die schließliche Inkompetenzerklärung des Bundestages Hegewisch zu neuen drastischen Wendungen. Da die frankfurter Verhandlungen geheim gehalten wurden, so drangen meist nur unklare und häufig auch ganz falsche Gerüchte in die Oeffentlichkeit. Dahlmann zwar war durch anonyme Briefe aus Frankfurt über

die Vorgänge genau unterrichtet, sein Freund in Kiel jedoch hörte und glaubte, daß der Beschluß mit der Mehrheit einer einzigen Stimme gefaßt worden sei. Unter dem Eindrucke dieser Kunde schrieb er (19. Sept. 1839) an Dahlmann: „Vielleicht erinnerst Du dich, wie ich bei der Nachricht von Sands Ermordung Kotzebues zu Dir gelaufen kam; unsere Betroffenheit, aber auch unsere Ahnung war dieselbe, das Vorgefühl, daß die Feinde der Freiheit diese wahnsinnige Missethat für ihre Zwecke benützen würden, ist nun gar zu sehr durch den Erfolg bestätigt worden. Heute lese ich in der Hamburger Zeitung die Nachricht vom Bundestagsbeschluß v. 5. September, der mit der Majorität Einer Stimme will, daß kein Einschreiten sein soll in Hannover zwischen Recht und Unrecht. Mit gleichem Schrecken wie damals habe ich diese Entscheidung gelesen. Aber auch eben so lebhaft und ich glaube sicher ist das Vorgefühl, daß die freiheitsmörderische Partei durch diesen wahnsinnigen Schritt sich selbst ins Verderben stürzen wird. Mit Einer Stimme! Also wenn der Gesandte für Holstein, wenn unser Pechlin anders gestimmt hätte, so wäre dieser Schandfleck nicht in der deutschen Geschichte. Hätte der verdorbene Student, der den Baron Pechlin hier auf dem Markte durchprügelte, noch besser zugeschlagen, so wäre die Abstimmung vielleicht anders gewesen. Schwerlich werden aber die Prügel vor zwanzig Jahr so wohlverdient gewesen sein, wie sie es jetzt sein müssen."

Ueber diese drollige Weise, die Ereignisse der Geschichte zu verflechten, lachte wohl Dahlmann; doch verkannte er keinen Augenblick den ehrlichen vaterländischen Sinn, der sich in den leidenschaftlichen Worten des Freundes barg. „Ich muß Dir", antwortete er (26. Sept.) Hegewisch, „für Deinen Brief danken, der von Deiner Bewegung über die Schande unserer vaterländischen Angelegenheiten ein so lebendiges Zeugniß gibt. Mich hat dieser verderbliche Wahnsinn Derer, die sich klug und unwiderstehlich dünken, wohl nicht minder angepackt, allein wie ich etwas vom Optimisten in mir trage, so denke ich was die Einzelsache angeht, jetzt: Es ist recht gut, daß die Hannoveraner merken, daß es mit der bloßen Demonstration des Muthes nicht gethan ist. Wenn sie ohne irgend etwas weiter

zu erklären, im nächsten Termin die unrechtmäßig auferlegten Steuern verweigern, so sind sie noch Herren ihres Schicksals. Thun sie es nicht, so fällt die Sache zu den vielen, welche eine bevorstehende gewaltsame Umkehrung der deutschen Dinge ahnden lassen, aber freilich darum noch keine Wiederherstellung des Vaterlandes, keinen Besserstand versprechen." Daß nicht jene Hoffnung, sondern diese Sorge sich erfüllen werde, erkannte er leider täglich immer klarer. „Was das hannoversche Volk betrifft," schrieb er an Wilhelm Grimm (7. Oct.), „so ist es mir nach dem Charakter dieser Leute wahrscheinlicher, daß man es lieber mit fruchtlosen Vorstellungen und Bitten versuchen, als das Einzige thun wird was noch fruchten kann, die Steuern des nächsten Vierteljahrs verweigern." „Alles," fügte er in einem späteren Briefe (8. December) hinzu, „führt mich immer wieder darauf zurück, daß die von den Beamten geleistete Huldigung der unverzeihliche Fehlgriff der Feigheit ist, der den Rechtszustand verwirrt hat. Wer einmal durch Huldigung sich außer Besitz des Staatsgrundgesetzes gesetzt, der kann auch, mit den nöthigen Vorbehalten zumal, nach der Verfassung von 1819 wählen und so einen Vergleich versuchen." Sein Schlußwort in der Sache lautete: „Man kann einzelne Rechte aufgeben um der Ruhe und des Friedens willen; aber das ist ein verächtliches Volk, das sich seinen Rechtsboden zertrümmern läßt, ohne daß er mit seinem Blute überschwemmt ist. Das ist die einzige Hoffnung unserer Zeit, daß alle Schande deutlicher als je ans Licht tritt." „Da wir," wendete er sich an die Brüder Grimm, „an unserem Theile das Unsrige gethan haben, um die Schande dieser Verhältnisse abzuwenden, so glaube ich, haben wir ein Recht, mit getrostem Muthe diesen Dingen zuzusehen und so denke ich wollen wir es denn auch allerseits halten und nicht allzuviel über unsere Zukunft speculiren."

3. Stillleben in Jena.

Im Frühlinge 1838 übersiedelte Dahlmann von Leipzig nach Jena. Zwar hatte er dort in kurzer Frist eine Reihe trefflicher Freunde erworben, deren Umgang ihn erfrischte und mit den

Strömungen des öffentlichen Lebens in unmittelbarer Berührung erhielt; auch Frau und Tochter, seit dem Februar wieder mit ihm vereinigt, hatten herzliche Aufnahme, und Hermann, der hoffnungsvolle Thomasschüler, an dem wackeren Dr. Klee den besten Berather gefunden. Aber die Aussicht, welche ihn vorzugsweise nach Leipzig gelockt hatte, die Rückkehr zur academischen Thätigkeit, war eine trügerische gewesen. Damit fiel der mächtigste Beweggrund, sich dauernd in Leipzig anzusiedeln, fort. Die sächsische Regierung, anfangs, wie es schien, so rühmlich bemüht, Dahlmann eine neue Heimat zu schaffen, verlor schon nach wenigen Wochen den Muth der guten That.

Auf das Andringen Gottfried Hermanns, des großen Leipziger Philologen, und auf den Wunsch der Facultät hatte Dahlmann eine Vorlesung im Lectionskataloge der Universität ankündigen lassen. Das erregte aber in Dresden große Bedenken. Noch ehe der Katalog gedruckt war, besuchte ihn der Kirchenrath Hänel im Auftrage des Ministers, um ihm zu erklären, daß schon die Nachricht von dem bloßen Vorhaben „einen viel zu großen Lärm" hervorgerufen habe, und ihn zu bitten, doch von diesem Schritte abzustehen. Bei seiner Berühmtheit würden die Studenten sich zu der Vorlesung drängen, auch wenn er sich mit einem halbversteckten Anschlage am schwarzen Brette begnüge. Diese unverschämte Zumuthung empfing den gebührenden Bescheid. So wenig ihm daran liege, im Katalog zu stehen, antwortete Dahlmann, so gewiß sei, daß er überhaupt nicht lesen würde, wenn er nicht darin stehen dürfe. Erst der entschiedensten Verwahrung des Rectors und der Facultät gegen solche willkürliche Eingriffe des Ministeriums in die Universitätsrechte gelang es, die Erlaubniß zur Ankündigung der Vorlesung Dahlmanns im Lectionskataloge der Regierung abzupressen. Offenbarten bereits diese Vorgänge den schlechten Willen der Dresdener Regierung, so zeigten vollends die Censurschwierigkeiten, welche Dahlmann bei der Herausgabe der „Verständigung" erfuhr, daß er auf einen wirksamen Schutz derselben nicht rechnen könne. Wie konnte er erwarten, daß man ihm eine gedeihliche, also freie academische Thätigkeit gönnen werde, wenn ihm verboten wurde, seine so schwer angegriffene Ehre

zu vertheidigen. Und wenn noch ein Zweifel über die wahre Gesinnung des sächsischen Ministeriums sich geregt hätte, so löste ihn ihr Verfahren, als gerade jetzt durch Pölitz' Tod die Professur der Staatswissenschaften in Leipzig erledigt wurde. Auf das dringendste empfahl die Facultät (7. März) Dahlmann für diese Stelle. Die Regierung, wenn sie diesen Wunsch erfüllt hätte, durfte mit vollem Rechte behaupten, nicht persönliche Gunst, sondern allein die sachliche Nothwendigkeit hätte ihre Wahl geleitet. Sie würdigte die Facultät keiner Antwort. Dieses brachte Dahlmanns Entschluß zur Reife. Als Gottfried Hermann, dem das Wohl und der Glanz der Universität eng am Herzen lag, ihn überreden wollte, sich noch länger zuwartend zu verhalten, schrieb er (4. Juli) zurück: „Ich habe die Ueberzeugung, daß eine von den Großmächten eingeleitete Verbindung der deutschen Regierungen stattfindet, keinen von uns Sieben vorläufig anzustellen. Ich will diese Maßregel hier nicht beurtheilen, sie hängt mit zu vielen andern Dingen zusammen, die sich, fürchte ich, schwer am Vaterlande rächen werden, allein ignoriren kann ich sie nicht länger. Was meine Lage im Königreich Sachsen angeht, so kann ich bei dankbarster Anerkennung aller in Leipzig erfahrenen vielfachen Güte nicht verkennen, daß meine Vorlesungen von Oben nicht gern gesehen, eher gefürchtet als gewünscht werden. Für meine Lehrfächer reicht Duldung allein nicht hin; ich bedarf eines ehrenden Zutrauens der Regierung; wo dieses fehlt, Vorträge halten und mich in den Fall setzen, auf die Insinuationen irgend eines hospitirenden Diplomaten hin Weisungen und Verbote zu Vorlesungen erfahren, ist nicht meine Sache. Mein Entschluß ist daher nach reiflicher Erwägung des Für und Wider dahin gegangen, mich vor der Hand von aller öffentlich lehrenden Thätigkeit zurückzuziehen. Sollte wirklich die Lehre des politischen Unsinns und der Ungerechtigkeit, welche bis dahin im Halbdunkel schlief, durch öffentliche Anerkennung in Deutschland autorisirt werden, so ist mir ein Leben in Dunkelheit und Armuth wünschenswerther als die glänzendste Universität."

Die Verehrung für Gottfried Hermann hemmte den vollen Ausdruck der bitteren Empfindungen, welche Dahlmanns Inneres

durchzogen. In den vertraulichen Mittheilungen an die Familie und die Freunde sprach er sie um so offener aus. „Wenn man vergessen hat, daß wir ehrliche Leute gewesen sind, wird man anfangen, es uns zu verzeihen," schrieb er an Wilhelm Grimm. Welche Erbärmlichkeit lag aber auch in der fast planmäßigen Verschwörung der deutschen Regierungen gegen die Sieben. Die Meisten derselben beurtheilten insgeheim die Natur Ernst Augusts ganz nach ihrem Werthe und sprachen sich wohlwollend über die Sieben aus; aber mit Ausnahme des würtembergischen Königs, der es zuweilen liebte, den fürstlichen Verbündeten seine Eigenmacht zu zeigen, wagte es doch keine, durch die Berufung Eines der Sieben oder wohl gar Dahlmanns, ihres Führers, das Mißfallen des Königs von Hannover zu erregen. An dieser elenden Furcht scheiterten alle Bemühungen verschiedener Universitäten, Dahlmann der academischen Wirksamkeit wiederzugeben. Wenn schon vereinzelte Berufungen eines und des andern der Sieben auf unübersteigliche Hindernisse stießen — nur Ewald wurde schon Ostern 1838 für Tübingen gewonnen — so mußte natürlich der viel weiter gehende Plan, die aufgehobene Helmstädter Universität herzustellen und die vertriebenen Professoren als Kern des Lehrkörpers dorthin zu verpflanzen, wofür namentlich Pertz sich mit großem Eifer bemühte, vollends träumerisch erscheinen. Auf das erste Gerücht von einem solchen Vorhaben erklärte man in Hannover, daß dann der vertriebene Herzog Carl nach Braunschweig zurückgeführt werden dürfte. Das genügte, den Plan aufzugeben.

Ein letzter Zufluchtsort, die gewaltsam unterbrochene academische Thätigkeit fortzusetzen, war zwar noch geblieben. Gleich nachdem die Protestation der Sieben bekannt geworden war, schrieb Professor Gerlach in Basel an Dahlmann und lud ihn nach Basel ein. „Unsere Universität würde es sich zu besonderer Ehre schätzen, wenn Sie in unserer Mitte Ihren einstweiligen Aufenthalt nehmen wollten. Einflußreiche Männer würden Alles aufbieten, um Ihnen Ihre Wirksamkeit angenehm zu machen." In Zürich trug man sich mit noch größeren Plänen. Die Professoren der Universität ersuchten den Regierungsrath, jeden der Sieben, der sich nach Zürich um

daselbst zu lehren wenden würde, zum Honorarprofessor zu ernennen. Der Erziehungsrath ging auf die Bitte um so willfähriger ein, als die Aussicht vorhanden war, die Gehälter der Berufenen durch Privatsubscription zu decken. Sowohl bei Dahlmann, wie bei Gervinus, der sich gerade zu einer längeren italienischen Reise rüstete, wurde angefragt, ob sie wohl einem solchen Plane zugänglich wären. Gervinus fand ihn in mancher Beziehung lockend. „Es wäre in Zürich etwas zu thun," schrieb er (7. Januar 1838) an Dahlmann. „Unter einem geistig sich regenerirenden kleineren Stamme, mit frischen Kräften, bei gutem Willen, unter gegebenen Immunitäten, ohne die keine Stadt und keine Universität aufblühen kann, hoffe ich, daß dort ein wissenschaftliches Leben werden könnte, wie ich es in Deutschland für unsere Lebzeiten nicht für möglich achte." Er setzte voraus, daß die Sieben auch jetzt ihre Gemeinschaft wahren und Dahlmann den Reigen führen würde. „Sagen Sie: Ja, so weiß ich, daß alle Anderen es mitthäten." „Aber," fügte er seufzend hinzu, „Sie werden es nicht thun, Sie werden Deutschland nicht aufgeben wollen." So war es auch. „Ich will," lautete die Antwort, „so viel als möglich kein besseres Schicksal haben als mein Vaterland, und mich in der Citadelle, so lange es geht, behaupten."

War einmal der vorläufige Verzicht auf jede öffentliche Lehrthätigkeit unabwendbar, so empfahl sich Jena in mancher Hinsicht als passender Aufenthalt. Es lag doch mehr in der Mitte der Ereignisse als Lübeck, wohin Dahlmann zuerst übersiedeln wollte. In unmittelbarer Nähe von Lübeck, in Rothenhausen, dem ehemaligen Sitze Rumohrs, lebte nemlich seit einigen Jahren Frau Dahlmanns schwesterliche Freundin Albertine in glücklichster Ehe mit dem Gutsbesitzer Wentorp. So herzlich und fröhlich sich aber auch dadurch die Familienverhältnisse gestaltet hätten, so war doch zu bedenken und gab den Ausschlag, daß Dahlmann sich von dem Göttinger Vereine, welcher gerade jetzt die kräftigste Theilnahme entfaltete, nicht allzuweit entfernen durfte und einen Wohnort wählen mußte, an welchem auch seine wissenschaftlichen Interessen Förderung erfuhren. In Jena fand er gelehrte Ansprache, in der Universitätsstadt einen vielfach gemeinsamen Boden der Anschauung;

literarische Hilfsmittel waren leicht zugänglich, das stille und einfache Leben entsprach der persönlichen Neigung Dahlmanns, und gewährte ihm als Schriftsteller die reichste Muße. Er war gewiß, hier das Nothwendige zu gewinnen: den Frieden und die ruhige Arbeitszeit, und doppelt dankbar und erfreut, wenn ihm überdies als schöne Zugabe Wohlwollen und Freundschaft zu Theil wurde. In kurzer Zeit sammelte sich ein Kreis wackerer Männer und braver Frauen um die neuen Mitbürger und entwickelte sich ein Verkehr so lebendig und traulich, als hätte Dahlmanns Familie seit Jahren hier Wurzeln geschlagen. Von den Universitätslehrern übte Göttling durch gediegenes Wesen und eine männlich-kräftige Persönlichkeit die größte Anziehungskraft auf ihn. Auch Kieser, der geistreiche Arzt, trat zu Dahlmann und dessen Frau in engere Beziehungen. Zu den näheren Freunden des Hauses gehörten noch der Präsident von Ziegesar, der Buchhändler Frommann und der Kirchenrath Schwarz. Aus der goldenen Zeit Weimars ragte noch die Gestalt der Frau von Wolzogen, Schillers Schwägerin, herein. „Sie ist alt und lahm,“ schildert sie Luise, „aber es lebt in ihr eine jugendliche Begeisterung für die Interessen der Welt, sie hat eine so angenehme Stimme zu sprechen, ist voll Gedächtniß für alles Erlebte und voll Güte und Würde im Umgang.“ Dank diesem freundschaftlichen Verkehre gewann auch der lange Winter, diese anfangs am meisten gefürchtete Zeit, mannigfachen Schmuck. „Wir haben regelmäßige Lesekränzchen,“ heißt es in einem Briefe Luisens an Frau Grimm, „und schon manches Schöne von Shakespeare, Goethe, Schiller, Calderon, Platen, Kleist, sogar Wielands Maulthierzaum vorgenommen; mit der Wolzogen lesen wir ernstere Sachen, wenn Göttling dabei ist, griechische Tragödien. Nicht wahr, Ihr denket, wir lesen was Rechtes zusammen, aber am Ende ein kleiner Kreis, der sich immer wieder sieht, der kleine Ort, der wenig liefert, die jungen Töchter, die da selten etwas Gutes hören und kennen lernen — es verbindet uns am besten. Für Dahlmann ist es jedenfalls eine Erholung, der nun einmal nicht wie Deine Männer gewandt und leicht sich zur Unterhaltung anschicken kann und mag. Indeß geht es bei Tische nach dem Lesen immer recht munter her.“ Einen neuen Reiz erhielt das

Stillleben zu Jena, als sich die Stimme Dorothea's, die unterdessen zur blühenden Jungfrau herangereift war, zu prächtiger Fülle und lauterem Wohlklange entfaltete. Mit der Stimme hatte sie von der Mutter auch die Freude und das Verständniß der Musik geerbt. Sie erfüllte nun nicht allein das Haus mit ihrem Gesange, sondern wurde auch eine kräftige Stütze des Concertvereins. Sie freute sich über den dankbaren Beifall, den ihr Eifer weckte, sie jubelte aber, wenn es ihr vergönnt war, vollendete Kunstleistungen zu hören. Dazu bot sich im nahen Weimar öfter die Gelegenheit. Denn nach guter Jenenser Sitte pilgerten auch Dahlmanns nach Weimar, wenn Goethes oder Schillers Gestalten über die Bühne schritten, wenn die unvergleichliche Schröder-Devrient sang oder Lißt spielte. Drängten diese Anregungen und Zerstreuungen selbst im Winter das Gefühl der Einsamkeit zurück, so sorgten im Sommer zahlreiche Besuche dafür, daß der Verkehr mit der großen Welt aufrecht blieb. Alle Göttinger Leidensgenossen, die meisten alten Freunde aus Holstein und Hannover kamen, um Dahlmann im Exile zu begrüßen, häufig sprachen auch die neuen Freunde vor, die sich Dahlmann in Leipzig erworben hatte, und das jüngere Gelehrtengeschlecht sandte manche Vertreter, wie Waitz und Karl Hegel, nach Jena, um dem Meister und dem Manne zu huldigen. Wie auf einem Congresse geht es zuweilen bei uns zu, konnte Luise in den Ferienmonaten nach Kiel melden. Für die Würde der Hausfrau mochte es schmerzlich sein, wenn das eine und andere Mal mehr Gäste am Tische saßen, als es Messer und Löffel im Hause gab — denn der Hausrath war in Göttingen zurückgeblieben, aber das Herz der Gattin wurde freudig und stolz bewegt im Angesicht der reichen und treuen Freundschaft, welche Dahlmann genoß. Das Beste freilich, die lange Zeit des Exils zu kürzen, mußten die Briefe thun. Am Jahrestage der Protestation klagte Dahlmann an Gervinus: „Stärker als ein Dampfwagen hat dieselbe Sie nach Rom, mich nach Jena, die Grimms nach Cassel, Ewald nach Tübingen, Albrecht nach Leipzig entführt und nur den Weber, obgleich unter sehr veränderten Verhältnissen, an Ort und Stelle gelassen." Sollte nicht der persönliche Zusammenhang und das gegenseitige Verständniß gelockert werden, so mußte die Feder

eifriger und regelmäßiger bewegt werden, als es sonst in der Gewohnheit der Freunde lag. Den Mittelpunkt dieses Verkehrs bildete Dahlmann. Jeder einzelne Genosse richtet nicht allein mit Vorliebe die Briefe an ihn, sie theilen ihm auch die Briefe mit, die sie unter einander wechseln, von der schönen Empfindung geleitet, daß ihm, den das Schicksal der Absetzung und Verbannung am härtesten getroffen hatte, die Gewißheit unzertrennlicher, fester Gemeinschaft besonders wohlthue. Denn Dahlmann fand nicht wie die Brüder Grimm oder Gervinus in dem unbehinderten Wirken des Schriftstellers mehr als ausreichenden Ersatz für die gehemmte Lehrthätigkeit, und diese wieder dachte er sich von bestimmten politischen Voraussetzungen abhängiger als z. B. Albrecht oder Weber, eine Wiederaufnahme derselben ohne daß gleichzeitig das volle Vertrauen zu seiner politischen Haltung ausgesprochen würde, erschien ihm sogar als wenig wünschenswerth.

Die zahlreichsten Beweise treuer Anhänglichkeit empfing Dahlmann von Jacob und Wilhelm Grimm. Kein Posttag verging, der nicht von dem Einen oder dem Andern Kunde gebracht hätte. Sie machen nicht viele Worte, schreiben kurz, meistens nur Thatsächliches, aber aus der ganzen Art und Weise, wie sie auch das Kleine und Kleinste zur Sprache bringen, wie eingehend sie sich von dem Jenenser Stillleben unterrichten lassen, wie dankbar sie jedem sind, der Dahlmann Freundliches erweist, wie sorgsam sie des Freundes Interessen wahren, und lebhaft Alles, was ihm Freude gewähren kann, erfassen, geht die Innigkeit und Herzlichkeit des Verhältnisses deutlich hervor. Die beiden Grimm und Dahlmann waren längst Freunde gewesen, das gemeinsame Schicksal machte sie nun zu Brüdern.

Wilhelm, lebhaft und dem harmlosen Geplauder zugeneigt, ist unermüdlich, Dahlmann mit Nachrichten aus Göttingen und Hannover zu versorgen. Er horcht aufmerksam auf die ständischen Verhandlungen, läßt sich von den Kämpfen in den Wahlversammlungen erzählen, über die Stimmung in den verschiedenen Kreisen belehren; seine Briefe sind gleichsam eine fortlaufende politische Chronik, welche den Freund nicht allein über den Stand der Dinge genau unterrichten, sondern auch die leidenschaftliche Spannung seines Gemüthes

lösen sollte. Denn Dahlmann verzieh schwer politische Sünden, er erblickte in den politischen Handlungen nur den Ausdruck des sittlichen Willens und machte die ganze Persönlichkeit des Mannes für jene verantwortlich. Es war natürlich, daß er insbesondere die Göttinger Professoren, welche sich dem Befehle des Königs gebeugt, streng und bitter beurtheilte. „Die schnöde Selbstsucht mit so viel edler Scheinheiligkeit gepaart, hat mich von jeher verhindert, zu Göttingen ein Herz zu fassen," meint er einmal, und über die Professoren, welche erst nach längerem Widerstreben sich gefügt, sagte er: „Auch die besser Gesonnenen haben am Ende nicht mehr gethan als genügt, den Schein zu retten und in ihren Kreisen sich über das Gesindel der Collegen recht keck erheben zu können." Aber auch sein Zorn wurde entwaffnet, wenn er die Schilderungen naiver Gemeinheit las, welche Wilhelm Grimm aus Göttingen berichtete. Als im Februar 1838 zur Wahl eines Universitätsdeputirten für die Kammer geschritten werden sollte, und K. Otfried Müller, Ritter, Kraut, Lücke und Ribbentrop die Vornahme der Wahl ablehnten, weil sie sich durch ihr Gewissen an das Grundgesetz gebunden erachten, gaben der Rector Bergmann und die Mehrheit der Wähler zu Protokoll: Sie halten sich nicht für beleidigt, wenn die Collegen sich für gewissenhafte Männer erklären. Ueber die Antrittsrede eines Collegen im neuen Semester schrieb Wilhelm: „Der Professor der Anatomie sucht die Studenten durch seine populäre Beredtsamkeit zu bekehren. „Meine Herren, wir stehen hier bei unsern Knochen, dazu brauchen wir keine Verfassung, die wollen wir denen draußen überlassen." Ueber uns beide hat er sich bildlich geäußert, ob so ein paar alte Märchen hier sind oder nicht, darauf kommt nichts an!" Solche Individuen waren kein Gegenstand für ein sittliches Urtheil, sondern nur für naturhistorische Beschreibung. Nach dem gleichen Maßstabe schien auch Ernst August selbst zu verlangen, wenn er sich wiederholt einen „steifen Bock" nennt, der durchsetzen müsse, was er begonnen. „Freilich hätte ich gewußt, daß die verfluchten Kerle so viel Verdruß mir machen würden, so hätte ich den Handel nicht angefangen." Diesem Gedankenkreise entsprach es, wenn er während einer Krankheit keine Bulletins ausgeben ließ,

weil „die Schweinehunde" — seine guten Unterthanen — sich über sein schlechtes Befinden freuen würden; oder wenn er dem Stadtdirector Rumann sagen läßt, dieser und sein Magistrat wären Esel, worauf Rumann den Magistrat versammelt und den Ehrentitel zu Protokoll gibt, damit jeder von ihnen sein bescheidenes Theil empfange.

In solchen zierlichen Formen bewegte sich das patriarchalische Regiment. Es hätte aber dasselbe seine Natur verleugnet, wenn es nicht sein sanftes Joch auch den Männern, die sich davon befreit, gern wieder aufgezwungen hätte. Die eigene Schmach erschien weniger drückend, wenn Alle von ihr belastet wurden, die einfache Gewissenlosigkeit gewann sogar den Schein der Tugend, wenn es gelang, bisher Gewissenhafte zu unehrlichem Handeln zu bewegen. So groß der Zorn auf die Göttinger Sieben war, so war man doch willig, sie in Amt und Gehalt wiederherzustellen, vorausgesetzt, daß sie über ihre Protestation Reue zeigten. „Albrechts Brief von gestern," schrieb Dahlmann (3. März 1838) an Jacob Grimm, „spricht davon, daß der Academische Senat aus Veranlassung aus Hannover selber wegen unserer Zurückberufung einen Antrag an das Curatorium machen wolle. Wie die Regierung uns ehrenhaft wieder herstellen könne, ohne sich aller Ehren verlustig zu erklären und ohne selbst ihren politischen Sieg zu gefährden, begreife ich so wenig, als wie wir ohne öffentliche Ehrenerklärung mit Ehren zurückkehren können. Und können wir es nur überhaupt, so lange die Wiederherstellung des Staatsgrundgesetzes, die allein die Rückkehr zur Gerechtigkeit verbürgt, nicht erfolgt ist?" Dahlmanns Vermuthung, daß dieser Plan vom hannoverschen Cabinete selbst ausgesonnen sei, war nicht unbegründet. In der That hätte dasselbe auch durch die Selbstdemüthigung der Sieben Großes gewonnen. Sie galten als die Anstifter des ganzen Verfassungsstreites, ihre Bekehrung ließ nicht blos eine allgemeine Nachfolge erwarten, sondern gab auch der Regierung gegen die ständische Opposition, falls diese dann noch den Muth der Ausdauer bewahrt hätte, wirksame Waffen in die Hände. Auch Ernst August hatte keine Ursache, die reuige Rückkehr der Sieben zu verhindern. Es wäre dadurch sein

geflügeltes Wort, das er an der Berliner Hoftafel zum Besten gab: „Comödianten und Professoren bekommt man für Geld überall" *), wahr geworden. Die Sieben waren aber glücklicher Weise für Geld nicht zu haben, und als Dahlmann abermals gedrängt wurde, gab er die grobe Antwort: „Wir können nur zurückkehren, wenn Schele zuvor im Zuchthause sitzt."

Da es nicht gelungen war, den Freundeskreis zu einer gemeinsamen Abschwörung ihres sittlichen Glaubens zu bewegen, so versuchte man, den Bund zu sprengen und einzelne zum Uebertritt zu verlocken. Eines Tages empfing Jacob Grimm von dem Justizrath von Knesebeck in Göttingen einen Brief, in welchem dieser eine altfranzösische Urkunde einschickte, mit der Bitte, von derselben „gegen eine billigmäßige Entschädigung für einen Auswärtigen eine Abschrift anzufertigen." Daran fügte Knesebeck folgende Worte: „Wie leid thut es allen Freunden der Wissenschaft, daß der größte Sprachforscher unserer Zeit über eine seinen ernsten Studien ganz fremde Sache uns verlassen hat! Gibt es denn kein Mittel, Ew. Wohlgeboren mit unserm Gouvernement zu versöhnen und in Ihre alte Stellung zurückzuführen? Ich gehe nächstens nach Hannover, besitze das Vertrauen des Königs und würde gern Aufträge dahin ausrichten. Fügen Sie sich; der König ist edel und verzeiht wie ein Vater Unbilden seiner Kinder, zumal er Männer von gediegener Gelehrsamkeit höher schätzt, als Mancher dafür hält." Ueber den Erfolg dieses albernen Versuches, Jacob Grimm zu ehrloser That zu bewegen, berichtete dieser (3. Nov. 1838) an Dahlmann: „Ich habe die fatale Mühe genommen, die übel zu lesende Urkunde wirklich auf fünf Folioseiten abzuschreiben und Knesebeck angemuthet, sich fünf Louisd'or dafür auszahlen zu lassen und sie an die Göttinger Armen abzugeben, auf den zweiten Theil seines Briefes aber nichts als die zweideutigen Worte geantwortet: Für die mir übrigens ausgedrückte theilnehmende Gesinnung danke ich."

Dieser Staub, von zudringlichen Wohldienern aufgewirbelt,

---

*) Im Volksmunde ist eine derbere Version geblieben. Welche die richtigere sei, läßt sich kaum mehr sicher stellen.

belästigte, blieb aber nicht haften. Denn schon athmeten die Verbannten wieder die reine Luft der Wissenschaft und retteten sich dadurch die Klarheit des Blickes, die ruhige Kraft des Geistes. Es ist für die Natur Jacob Grimms bezeichnend, daß er selbst den unmittelbaren Tagesereignissen gegenüber den Zusammenhang mit seinen Studien wahrte und bei ihrer Erörterung gern allgemeine Gesichtspunkte hervorhob. Die brutale Lehre von der Absetzbarkeit der Staatsdiener traf ihn persönlich hart genug und dennoch war er fähig sie leidenschaftslos zu besprechen und sich die Frage nach seiner Weise wissenschaftlich zurechtzulegen. Er schrieb (23. Aug. 1838) darüber an Dahlmann: „Daß Staatsdiener nicht wie Brotdiener auf Gnade und Ungnade angenommen und entlassen werden dürfen, folgt klar daraus, daß sie ihren Dienst kündigen dürfen, er ihnen aber nicht gekündigt werden kann. Entscheidend analog scheint mir das Recht des freien Mannes überhaupt auf sein Vaterland. Jeder Preuße oder Hesse darf, wenn er will, aus Preußen oder Hessen ziehen, umgekehrt der Fürst darf ihn nicht ohne hinreichenden Grund aus dem Lande weisen. Der Begriff der Staatsdienerschaft hängt wesentlich mit dem der Standesfreiheit überhaupt zusammen. Der Freie gibt seinem Herrn ein Großes und Edles hin, er kann dem Herrn aufsagen, nicht dieser ihm. Umgekehrt bei Unfreien. Der Knecht sagt nicht dem Herrn auf, der Herr aber ihm, so oft er will. Er kann ihn in ein anderes Land veräußern. Als sich die Unfreiheit milderte, namentlich bei der niederen Ministerialität, gestattete man auch dem unfreien Diener oder dem Brotdiener das Recht der Kündigung und der Herr behielt es ebenwohl. Dem Handwerker kann sein Gesell aufsagen wie der Meister dem Gesellen. Der Gesell, der Hausdiener gibt nur etwas Geringes, Lebloses, der freie Diener gibt etwas Großes, Geistiges. Hierin muß der Unterschied stecken, auf den es ankommt." Wer möchte aus diesem ruhigen Tone der Betrachtung errathen, daß er sein eigenes Schicksal erörterte! Der Vertiefung in die Wissenschaft verdanken die Freunde nicht allein die Möglichkeit eines leidenschaftslosen Urtheils, sondern auch die Fähigkeit, wenigstens zeitweilig auch die drückende Gegenwart zu vergessen. In dem Briefwechsel aus den

Jahren der Verbannung erhalten wissenschaftliche Gegenstände allmählich wieder einen breiteren Raum, wird der Ausdruck über die volle Befriedigung, welche die Einkehr in die sprachliche und historische Forschung gewährt, immer häufiger. Der gute Fortgang der Sammlung der Weisthümer erweckte bei Jacob helle Freude; eifrig emendirt er Stellen des Tacitus und theilt angelsächsische Glossen Dahlmann mit. Mit rüstiger Kraft vollenden die Brüder durch die Verbannung unterbrochene Arbeiten, mit frischem Muthe denken sie an künftige Aufgaben. Bekanntlich faßten die Besitzer der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, Salomon Hirzel und Karl Reimer, namentlich auch von Moritz Haupt dazu aufgemuntert, 1838 den Plan zur Ausgabe eines deutschen Wörterbuches und trugen die Leitung den Brüdern Grimm an. Die den Meistern unserer Sprache aufgezwungene Muße sollte durch dieses großartige Unternehmen für die Wissenschaft und die Nation gewonnen werden. Die anfangs geäußerten Bedenken wegen des weitschichtigen Umfanges der Arbeit wurden rasch zerstreut, da die Verleger in ihrem heiligen Ernst für die Sache jede Schwierigkeit bekämpften, und daß es ihnen an dem nöthigen Vorrathe von Geduld nicht mangeln werde, die auch durch die That bewährte Zusicherung gaben. Schon nach wenigen Monaten hatten sie die Freude, daß Jacob und Wilhelm sich in das Werk hineingelebt hatten. Sie waren in eifriger Correspondenz mit dem ganzen sprachgelehrten Deutschland und mit den allerdings am wenigsten anziehenden Vorarbeiten vollauf beschäftigt. Von dem Doppelwirken des politischen und wissenschaftlichen Geistes, von dem unmittelbaren Uebergange aus dem einen in den andern Gedankenkreis liefert der folgende Brief Wilhelms an Dahlmann (16. März 1839) ein gutes Beispiel: „Falcke und Schele der Sohn sollen noch allein im Stande sein, die confuse Wirthschaft etwas aufrecht zu halten. Selbst der alte Schele soll mit seinem Latein zu Ende sein;*) Leist liegt längst unter der Bank. Das war

*) Einige Tage später schrieb er: „Man erzählt, Ernst August sei über Schele schon ein paarmal so ärgerlich gewesen, daß er ausgerufen habe: Ich wollte, die ganze Geschichte wäre erst zu Ende, daß ich Schele wegjagen und Stüve zum Minister machen könnte.“

wieder ein Muster von Abgeschmacktheiten, die Rede des Prinzen von Solms; wie schwimmen die Paar Brocken, die man ihm in Berlin zugesteckt hat, in der Wassersuppe herum und die patriarchalische Regierung scheint ordentlich absichtlich das Gespötte der Leute aufreizen zu wollen. Die Ereignisse in Spanien, wo Don Carlos ziemlich nahe zu den Gräueln der französischen Revolution fortgerückt ist, müssen einen großen Eindruck in der Welt machen. Er und Ernst August waren ja, wie eine gewisse Partei behauptet, noch die einzigen Sterne am Himmel. Wir hoffen, daß es Ihnen so leidlich geht wie uns, eine gute frische Gesundheit ist ja eine Schüssel, die einem nur von Zeit zu Zeit vorgesetzt wird. Ich hacke täglich ein paar Stunden Holz, d. h. ich arbeite an den Sammlungen für das Wörterbuch und gewinne wenigstens das Gefühl, daß wenn es fertig wird, es nichts schlechtes sein wird und auch etwas ganz neues. Seltsam, so wie die Sprache der Betrachtung und der Kritik anheim fiel, etwa von Klopstock an, so zog sie sich auf einen ziemlich beschränkten Kreis zurück, den Goethe allein zu überschreiten Muth behielt. Die Bücher vor jener Zeit gewähren daher für das Wörterbuch ungleich größere Ausbeute, jeder gab aus, was er im Vermögen hatte, ohne sich um das Gepräge zu kümmern. Aus Schiller z. B. wird wenig zu gewinnen sein."

Man sieht, die Gelehrsamkeit hat den Brüdern Grimm nicht den tapfern politischen Sinn geraubt, ebenso wenig als das politische Interesse im Stande war, sie der wissenschaftlichen Heimat zu entfremden. Aehnlich erging es auch Dahlmann.

4. Die Geschichte von Dännemark.

„Mögen immerhin einige gelehrte Bücher ungeschrieben bleiben und dafür einige vollständige Menschen mehr wachsen. Mit den halbirten geht es nicht mehr." Diesen Spruch führte Dahlmann in den Tagen politischer Bedrängniß öfter im Munde und folgte ihm auch bei den mannigfachen Verlockungen zu literarischer Thätigkeit, denen er gerade jetzt mehr als sonst ausgesetzt war. Spe-

kulative Buchhändler suchten seinen berühmten Namen auszubeuten, ihn z. B. als Fortsetzer von Schillers Geschichte des Abfalles der Niederlande zu gewinnen, die angesehensten Zeitschriften warben um seine Genossenschaft. Gegen alle diese Anmuthungen, auch wenn sie ihn zu persönlichem Danke verpflichteten und ihm an sich ehrenvoll dünkten, bewies sich Dahlmann spröde. Als ihm Cotta die deutsche Vierteljahrsschrift zur Verfügung stellte, antwortete er: So lange das öffentliche Recht in Deutschland septembrisirt sei, wie es ja doch durch die Bundesbeschlüsse in der hannoverschen Sache geschehen, könne er als politischer Schriftsteller nicht auftreten. Ausführlicher und schärfer sprach er sich (25. März 1838) gegen die Berliner Societät aus, die ihn durch Professor Henning zur Theilnahme an ihren Jahrbüchern einlud. „Soll ich über politische und staatsrechtliche Schriften berichten, so muß es mir gestattet sein, in den Standpunkt der Repräsentativverfassung selber einzugehen, sie, da die landständische bereits zu den Unmöglichkeiten gehört, zu rechtfertigen an sich selber und gegen die unumschränkte Verfassung, mag diese nun aus der Bibel oder aus dem Berliner Politischen Wochenblatte deducirt werden. Mit einem Worte, es muß schließlich erhellen, warum eine Staatsform, die für sich genommen, so gar wenig bedeutet und leider so viele mittelmäßige Verfechter findet, dennoch für den gegenwärtigen Stand des Lebens und der Wissenschaft durchaus nothwendig ist. Nun ist aber, so viel mir bekannt, der preußischen Presse durchaus kein Lob der irgendwie beschränkten monarchischen Regierung gestattet, namentlich dürfen die vielen vortrefflichen Einrichtungen, deren Preußen sich erfreut, allein aus der Unumschränktheit, wenn nicht als ihrer alleinigen Quelle, so doch als ihrer nothwendigen Bedingung hergeleitet werden. Dieser Betrachtungsweise kann ich aber nun einmal nicht nur nicht huldigen, ich kann sie auch als ehrlicher Mann nicht unbestritten vorübergehen lassen, weil ich in ihr den Grund der traurigen Haltungslosigkeit unserer vaterländischen Angelegenheiten und vielfach drohende Gefahr für Wissenschaft, Sitte und Religion erkenne. Vergeben Sie der unverholenen Aufrichtigkeit meiner Erwiderung. Das Leben ist fürwahr zu kurz und die Zeiten rollen zu dringlich, als daß ich im Stande wäre, auf die gefälligere Einkleidung

und Verkleidung meiner Ueberzeugungen das herkömmliche Studium zu verwenden."

Nur eine längst eingegangene Schuld beschloß Dahlmann in dieser Zeit unfreiwilliger Muße zu lösen. Bereits in Kiel hatte er Vorarbeiten zur dänischen Geschichte begonnen, und auch in Göttingen die Aufgabe nie vollständig aus den Augen verloren, jetzt in Jena schrieb er das Werk nieder. In seinem Kalender notirte er: „Am 3. Januar 1839: das erste Manuskript der dänischen Geschichte in die Druckerei gesendet. 3. December: Das Manuskript meines ersten Bandes der dänischen Geschichte vollendet." Der zweite Band erschien bekanntlich im Jahre 1841, die Vorrede zum dritten und letzten, welcher bis zur Reformation reicht, ist bereits von Bonn, 23. August 1843, datirt, doch wurde der größte Theil desselben auch noch in Jena ausgearbeitet. Ein großes Werk in kurzer Frist. Denn wenn auch die Muße nicht mangelte, so galt es doch, mannigfache Hemmungen und bedeutende Schwierigkeiten zu überwinden. Nicht die geringste bestand in der weiten Entfernung von dem Lande, dessen Geschichte er erzählte, und von den literarischen Hilfsmitteln, wie sie nur Bibliotheken großer Städte und gut dotirter Universitäten bieten. Da mußten die guten Freunde aushelfen. Durch Wilhelm Grimms Vermittlung blieben ihm wenigstens in der ersten Zeit die Göttinger Bücherschätze offen, das Beste aber that der treue Ratjen in Kiel, der nicht nur, was die Kieler Bibliothek an Werken über Nordische Geschichte besaß, bereitwillig an Dahlmann sandte, sondern auch sonst noch persönlich den emsigsten Eifer bewies, das literarische Material vollständig zu schaffen und des Freundes Wunschzettel, die keineswegs kurz waren, befriedigend zu erledigen. Ueber eine andere Schwierigkeit äußert sich Dahlmann selbst in seinem Werke: „Persönlich habe ich sonst, wie in alter, so in der neuen Zeit, keinen Grund der Vorliebe für meinen Stoff, eher möchte man da, wo sich die Verhältnisse der Herzogthümer mit denen des Königreichs kreuzen, widerstrebende Neigungen bei mir vermuthen."*) In der That traf ihn von dänischer Seite

*) Geschichte von Dännemark I. S. 14.

der Vorwurf, er habe sich nicht auf den Standpunkt des Volkes gestellt, dessen Vergangenheit er schildere, von holsteinischen Einflüssen vielmehr sich leiten lassen und einer unfreundlichen Stimmung gegen die Dänen Raum gegeben. *) Nur behauptet, nicht erwiesen jedoch wurde der Vorwurf. Wenn es Dahlmann verargt wurde, daß er den Namen Schleswig-Holstein gebrauche, also das Recht der Herzogthümer auf Vereinigung anerkenne, oder ihm verdacht, daß er die den deutschen Kaisern geleisteten Huldigungen dänischer Könige nicht verschweige, so zeigt dieses nur eine arge Abhängigkeit des historischen Urtheils von dem augenblicklichen politischen Interesse. Weil das letztere die Trennung der Herzogthümer empfiehlt, soll der schon im 15. Jahrhunderte gebräuchliche gemeinsame Name nicht angewandt werden; weil der nationale Stolz von den Beziehungen Dännemarks zu Deutschland selbst in alter Zeit nichts wissen will, soll der Geschichtsschreiber auch beglaubigte Thatsachen vergessen dürfen. Wer Dahlmanns Werk unbefangen prüft, kann nur bestätigen, daß er erfüllt, was er sich als Aufgabe gestellt hat. „Es sollen wissentlich keine störenden Einflüsse walten, damit dieses Buch den Eindruck eines fortwährenden Suchens nach geschichtlicher Wahrheit hinterlassen möge. Für ein Mehreres kann ein Mensch weder sich noch Andern einstehn."

Wohl liebte es Dahlmann, zuweilen den geschlossenen Gang der Erzählung zu unterbrechen und kleine persönliche Bemerkungen einzuflechten, gleichsam noch einen besonderen privaten Verkehr mit dem Leser zu pflegen. Diese Sitte, einen Anklang an die romantische Periode, wo der Schriftsteller gern seine Persönlichkeit über seinem Werke frei schweben ließ, hatte Dahlmann mit manchem Freunde und Zeitgenossen gemeinsam. So lesen wir z. B. in Grimms Wörterbuche s. v. Amtmännin: „unsere sel. Mutter (der sel. Vater war hessischer Amtmann zu Steinau an der Straße) hieß beim Volke nur die Framtmännin." Aehnlich weckt auch bei Dahlmann der Ueberfall Wismars durch die Dänen 1511 eine

*) Vergleiche die Recension in Petersens Tidsskrift f. Litt. og Kritik VI. B. I. II.

persönliche Erinnerung. „Wismar is min leue Vaderland sagt Reimer Kock und ich sage es mit ihm, idt sin ok mine leuen lands-lüde," schreibt er bei diesem Anlasse, und als er das altisländische Armenwesen schildert, vergißt er nicht, Freund Hegewisch rühmend zu erwähnen, der sich „durch die Einführung des Buches von Malthus über Volksvermehrung in die deutsche Literatur ein großes Verdienst erworben." „Malthus", bemerkt er dabei, „hat den ganzen Gegenstand (über Armenversorgung) aus den Händen der frommen Wünscher und gutmüthigen Schwächlinge, die mit Kupfergeld den Himmel erstürmen wollen, gerissen und dem Nachdenken und der Welterfahrung überwiesen."

Wenn es aber auch Dahlmann nicht verschmäht, die Erzählung durch eingestreute persönliche Anspielungen zu würzen, so ist er doch weit davon entfernt, mit dem Maßstabe moderner Zustände die vergangenen Zeiten zu messen. Ein einziges Mal zieht er auch die Gegenwart in den Kreis der Betrachtung. Es hat ihn der Unmuth über manche Dinge, die er unmittelbar erlebt und erfahren, übermannt, er muß demselben durch offenes Aussprechen Luft machen. Da, wo er die Prätendentenwirthschaft in Norwegen nach König Sigurds Tode*) beschreibt, setzt er hinzu: „Sehen wir, die wir leben, heillosen Zeiten entgegen, weil die ewig wahren Begriffe vom Staate in einen Schleier künstlich eingehüllt werden, zu welchem Schelmerei den Stoff, das Christenthum die eingestickten Redensarten hergibt, so war es damals umgekehrt. Die jetzt geläufigsten politischen Begriffe: Untheilbarkeit des Reiches, Recht der Erstgeburt, die unerläßliche Forderung der ehelichen Abkunft, drangen in den starren Volksgeist nicht ein. Alle Heilsamkeit der Vererbung der Krone ging unter, weil man den gemeinen Erbgang auf sie anwandte, mehrere Erben sich in Reich und Regierungsrechte, als ob es Bauerngüter gölte, theilen ließ und sich noch unbedenklich unter die Herrschaft von Bastarden stellte. Die hohe Geistlichkeit griff zuerst verstohlen durch Eisenproben ein und machte übel ärger; seit

---

*) II. S. 140.

aber die Hierarchie zu der Macht hierin einzusprechen gelangt, riß sie mit roher Hand blos den weltlichen Vortheil an sich."

Ebenso wenig trifft ihn der Vorwurf einer Unterschätzung des Dänenthums zu Gunsten des deutschen oder wohl gar holsteinischen Wesens. Von dem romantischen Kaisercultus, dem so viele Zeitgenossen anhingen, hielt er sich vollkommen frei. Der Staufe Friedrich II. ist ihm „ein Italiener von Geburt und Neigung, höchstens von Haus aus ein Oberdeutscher;" die Vorzüge des skandinavischen, die Schäden des deutschen Lebens erkennt er klar und unbefangen an. „Die harte Trennung des Adels von der Gemeindefreiheit," so sagt Dahlmann mit bitterer Empfindung, „ist deutsch, nicht skandinavisch; sie ward in Dännemark durch die Einwanderung von deutschem Adel und überhaupt durch die deutsche Nachbarschaft gefördert; ihre Ausbildung ins Extrem erlangte sie erst durch die Verbindung mit Holstein, als im sechzehnten Jahrhundert ein Herzog von Schleswig-Holstein, der seinen Edelleuten den Blutbann über ihre Bauern gegeben hatte, König von Dännemark wurde." Daß Schleswig-Holstein „ein freier, überall im Mittelpunkte des Lebens wurzelnder, nicht blos nebenher gehender Bauernstand" abgehe, ist ihm der Gegenstand wiederholter Klage. Nicht parteiisch, nur gerecht urtheilt Dahlmann, wenn er bei der Wahl des dänischen Königs Christian I. auch zum schleswig-holsteinischen Fürsten die Lübische Chronik citirt: „Also wurden die Holsten Dänen" und hinzufügt: „Man opferte den altgewohnten Segen eines sichtbaren Fürsten gegen einen seltenen Besucher auf, der mit leeren Taschen kam, um mit vollen davon zu gehen, verwandelte einen sich genügenden unabhängigen Boden, den Günstling zweier Meere und eines aus dem Herzen Deutschlands dringenden Stromes, in ein Nebenland, in ein Opfer fremdartiger Strebungen. Man drängte Hamburg, die wichtigste Stadt des Landes, welche bisher ein lebendiges Gemeingefühl für Schleswig-Holstein bethätigt hatte, jetzt dahin, dieselben Wege zur Reichsfreiheit wie Lübeck zu suchen. Das zweite Auge des Landes schloß sich zu." *) Wer ihm

*) III. S. 209.

dieses Urtheil verargt, wehrt überhaupt dem Geschichtschreiber historische Gedanken und Ausblicke, geradeso wie eine andere Stelle nur von solchen Dänen getadelt werden kann, welche über der beschränkten Liebe zur Heimat die Größe und Bedeutung Skandinaviens vergessen. „Das heutige Dännemark, der Gebiete auf der großen skandinavischen Halbinsel verlustig, stellt sich auf den ersten Anblick eher wie ein Vorland von Deutschland dar. Jütland hebt sich wie ein ausgestrecktes Schwert Germaniens, das die Meere getheilt hält. Wäre Karl dem Großen ein gleich kriegerischer Sohn gefolgt, so gehörte seit nun tausend Jahren die Cimbrische Halbinsel zu Deutschland. Die beiden Inselgruppen Jütlands, die Inseln jenseits des Limfiord, Mors und Wendila, welche in Skagens Horn ausläuft, und die Fünische Gruppe, Fünen mit Alsen, hätten sich angeschlossen, keine irgend fremdartigere Erwerbung für das Frankenreich, als die der Sachsen, welche hinwiederum ein anderer Gang der Weltgeschichte leicht hätte in Dänen verwandeln können. Dagegen schließt sich die Insel Seeland durch die Ordnung der Erdbildung an das große Skandinavien an, ist auch nach der Meinung von Geologen im Uralter der Erde mit Schonen verbunden gewesen. Jenes große Skandinavien hat seine scharfen Naturgrenzen. Durch das Meer von Deutschland geschieden, mit welchem es die germanische Bevölkerung gemein hat, trennt es sich von der übrigen Welt durch das fremdartige Geschlecht der Lappen. Sein Körper ist aus Urgebirgen gebaut, ein hoher Rücken, der noch mit jedem Jahrhundert um vier Fuß zu steigen scheint, an den sich aber in Südschweden längs der Ostsee eine reiche Fülle jüngerer Bildungen niedrig angebaut hat, die nun auch Seeland umfassen." *)

Das große Skandinavien! so lesen wir hier und so hören wir Dahlmann rufen, so oft er auf nordische Dinge zu sprechen kommt. Da er den Glauben an seine eigene schwedische Abstammung festhält, weht ihn hier Heimatsluft an und umspielt alle seine Gedanken eine warme lebendige Empfindung. Hätte er statt der particulären Geschichte Dännemarks die skandinavische Geschichte schreiben

---

*) I. 128.

können, seine Befriedigung wäre gewiß größer gewesen. Als Lehrer verschaffte er sich dieselbe und verwandelte seine Geschichte Dännemarks in Vorträge über Abschnitte aus der skandinavischen Geschichte, welche er bis in sein Todesjahr mit großem Eifer und sichtlicher Lust hielt; an dem literarischen Plane ließ sich aber nichts mehr ändern. Er hatte denselben in Kiel gefaßt, wo freilich die Beschäftigung mit der dänischen Geschichte, ganz abgesehen von der Amtspflicht, eine viel höhere Wichtigkeit besaß, mit dem Studium der vaterländischen Geschichte zusammenfiel. Seine Arbeit war soweit gerückt, daß, als die Verhältnisse wechselten, sein Blick und sein Interesse von Dännemark weg auf Deutschland gelenkt wurde, dieselbe sich nicht mehr bei Seite schieben ließ. Wir begreifen diese Nothwendigkeit, wir werden es aber immer beklagen, daß es Dahlmann nicht vergönnt war, die besten Jahre und die volle Kraft statt der Geschichte Dännemarks der deutschen Geschichte, besonders seit der Reformationszeit, zu widmen. Denn wir sind überzeugt, daß diese Aufgabe seiner Natur am vollkommensten entsprach und wiederum seine Persönlichkeit ihn vor allen Zeitgenossen für jene geeignet machte. Der Mann war für die Sache, die Sache für den Mann geschaffen. Er hätte dann noch erreicht, was der eigenthümlich spröde Stoff der dänischen Geschichte dauernd verhindert, daß an sein Hauptwerk auch sein Hauptruhm bei dem jüngeren Geschlecht sich knüpft.

Willig gibt jeder Kundige Dahlmanns dänischer Geschichte in der großen Heeren-Uckert'schen Sammlung den Preis. In der Fülle der Gelehrsamkeit, in der Gründlichkeit der Forschung, in der Schärfe der historischen Kritik steht ihr wohl Lappenbergs Englische Geschichte ebenbürtig zur Seite, sie theilt aber nicht den Vorzug anschaulicher Schilderung, einer ausdrucksvollen, markigen Schreibweise, einer seltenen Fähigkeit, Land und Leute in ihrer vollen Eigenthümlichkeit zu erfassen und von jenem mit sinniger Empfindung, von diesen mit dramatischer Wahrheit zu erzählen. Von allem Anfange her stellte sich Dahlmann ein weiteres Ziel, als es gewöhnlich für Spezialgeschichten abgesteckt wurde. „Nach langer Arbeit unter Bausteinen," sagt er in der Vorrede, „wird man nicht alle Erde

vom Kleide los, die Notennoth schleppt Einem wie die Erbsünde nach. Gleichwohl habe ich nicht für das Nachschlagen geschrieben, ich wünsche mir Leser." Wurde sein Wunsch erfüllt? Gewiß, wer das Werk zur Hand nimmt, wird unwillkürlich ein aufmerksamer Leser, er empfängt neben reicher Belehrung mannigfachen Genuß. Nur wenige außer den Fachgenossen nehmen aber das Buch zur Hand, und wenn in weiteren Kreisen von Dahlmann gesprochen, sein Name gepriesen wird, lebt die klare Erinnerung an sein Hauptwerk selten auf. Auch die größte Meisterschaft der Behandlung vermochte nicht den Gegenstand volksthümlich zu gestalten. Ein Geschichtsbuch wird blos dann Eigenthum der Nation, wenn es entweder an die Ideale der Jugendbildung anknüpft oder auf die unmittelbar vorschwebenden Culturaufgaben und politischen Ziele sich bezieht. Lessings berühmten Satz, der Historiker könne eigentlich nur die Geschichte seiner Zeit erzählen, vermögen wir Deutschen am wenigsten anzuerkennen. Wir würden damit auf einen gerühmten Vorzug unserer Wissenschaft verzichten, auf unsere Fähigkeit, auch das Ferne und Fremdartige zu begreifen, mit Eifer zu erforschen, mit voller Hingebung an das rein Sachliche treu und wahr zu schildern. Aber diese Objectivität, in wissenschaftlichen Kreisen heimisch, besitzt nicht das Volk, es kann und soll sie auch nicht besitzen. Dieses faßt nur und liebt nur, was ihm gegenwärtig ist, was ihm, sei es durch das Spiel der Phantasie, sei es durch engen Anschluß an wirkliche Interessen unmittelbar nahe gebracht wird. Die antike Welt, die Männer von Hellas und Rom sind unser Eigenthum. Denn jeder Gebildete unter uns hat jene Welt in seiner Jugend im Geiste durchlebt und diesen Männern gehuldigt; mit unserem Gedankenkreise ist das klassische Alterthum auf das innigste verwebt, mit den Wurzeln unserer Anschauung dicht verflochten. Was wir von ihm erfahren, bereichert unsere Selbsterkenntniß. Unsere Familiengeschichte ist ferner die Geschichte der letzten Jahrhunderte. Gibt sie auch nicht immer die bestimmte Richtschnur für unser Handeln in öffentlichen Dingen ab, so weist sie doch den Weg, woher wir kamen, nennt uns das Erbe, das wir empfangen, legt uns das Maß unseres Könnens und unseres Wollens in die Hände.

Wer uns von Hellas und Rom erzählt, von der Reformation, vom achtzehnten Jahrhundert, von den beiden großen Revolutionen im Westen Europas, der findet in den weitesten Kreisen Anklang und Verständniß. Aber die Geschichte Dännemarks im Mittelalter, wie schwer hält es, sich für dieselbe zu erwärmen und mit unseren lebendigen Interessen in Zusammenhang zu bringen.

Wohl zählt auch das alte Dännemark einzelne welthistorische Momente. Dreimal hat es während des Mittelalters seine gewaltige Zeit in unserem Welttheil gehabt; zuerst damals als es Karl dem Großen widerstand und die Karolinger, Paris belagernd, heimsuchte; dann zum zweiten Male als sein Königsstamm mit der Herrschaft über Norwegen die über England verband, König Knuds Name als gewaltiger Fürst und kluger Gesetzgeber glänzte, endlich unter den Königen Knud VI. und Waldemar II., zur Zeit als die Hohenstaufen sich im Kampfe mit dem Papstthum verbluteten. „Dem Könige von Dännemark gehorcht Holstein nebst Hamburg und Lübeck, das Ratzeburgische; die Grafen von Schwerin, die Oboiriten-Fürsten, die Fürsten von Pommern gehen von ihm zu Lehen, Esthland hat sich ihm unterwerfen müssen; wegen der von Deutschland abgerissenen Gebiete geht Waldemar II. von Niemand zu Lehen, denn Kaiser Friedrich II. hat sie förmlich frei, vom deutschen Reiche abgetrennt erklärt. Es gab Dännemarks Gleichen damals nicht im ganzen Norden.“ Auch das mit Dännemark viele Jahrhunderte verbundene Norwegen, dessen Schicksale daher Dahlmann mit erzählt, greift durch besondere Umstände tief in die Geschichte Europas ein. „König Harald Schönhaar, der erste Alleinherrscher in Norwegen, ließ den Sohn eines seiner mächtigsten Jarlen zur Verweisung verurtheilen, weil er den Landfrieden gebrochen. Der verbannte Rolf schiffte nach Frankreich und erhub sich dort zum ersten Herzog in der Normandie. Von ihm stammt Wilhelm der Bastard, welcher 1066 England eroberte, ebenfalls stammverwandt ist ihm der berühmte Tancred, der im zwölften Jahrhunderte von der Normandie aus nach Italien kam und sich Neapel und Sicilien unterwarf. Selbst über den Welttheil hinaus wirkte die Umwandlung Norwegens in ein Großreich nach. Viele unzufriedene Norweger ver-

ließen die Heimat; die Einen wanderten in die Wüsteneien des Ostens und bevölkerten Jämtaland und Helsingialand; andere schifften sich ein und setzten sich auf den Faröerinseln fest, andere kamen nach Island. Von Island weiter schiffende Norweger entdeckten nicht allein Grönland, sondern vollbrachten auch die Entdeckung und zum Theil Colonisirung wichtiger Küsten von Nordamerika. Und ist nicht allem Ansehen nach das Englische Civilgeschworenen-Gericht aus dem Anspruche der Normannen entsprungen, sich durch gerichtliches Duell in den Besitz von Grundstücken zu setzen?"

Es ist aber bei den bloßen Ansätzen zu weltgeschichtlicher Bedeutung geblieben. Der unbändigen Kraft der Nordländer genügten die engen Landesgrenzen nicht, in die weite Ferne blickte ihr abenteuernder Sinn. Aber wenn sie auch stark als Eroberer waren, so mangelte ihnen doch die Fähigkeit, das Erworbene zu bewahren und zu einem Ganzen zusammenzuschmelzen. Schon die Natur zeigt sich der staatlichen Entwicklung hinderlich. „Das Wunderbarste in Norwegen," sagte öfter Dahlmann, „sind seine allgemeinen Reichstage, für welche die Natur dieses Land am wenigsten von allen bestimmt zu haben schien. Denn die von dem langen Rückgrat des norwegischen Hochgebirges auslaufenden Rippen verbieten den Einwohnern ein einheitliches Leben und wie ein Naturgebot kommt es vor, daß sich die Bevölkerung in verschiedene Staaten theile." Die Sitte steigerte noch das Hinderniß, da sie die Gleichberechtigung der Söhne im Königshause anerkannte und somit der Vielherrschaft offenen Zugang ließ. Entgegengesetzte Triebe, gleich mächtige Neigungen feindlicher Art kämpfen gegen einander; die Lust begehrlich weit auszugreifen und zu herrschen ist ebenso groß wie der Eifer sich zu spalten und von einander zu trennen. Wir sehen daher Versuche, Großreiche zu stiften, sich immer wieder erneuern, um durch innere Zwietracht immer wieder zerstört zu werden, jedem Aufschwung folgt jählings tiefster Verfall nach, kurze Perioden, in welchen großartige Ereignisse unser reichstes Interesse gefangen nehmen, werden von langen Zeiträumen abgelöst, deren Inhalt, um mit Dahlmann zu reden, einen „verworrenen Geschichtsknäuel" bildet, schlecht dar-

nach angethan, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise zu fesseln, vielmehr nur zu sehr geeignet, die Empfindung des Oeden und Eintönigen zu erzeugen.

Nur die innige Liebe, die Dahlmann zu seinem Gegenstande trug, und seine große Erzählungskunst vermochten diese Klippen zu übersteigen. Seine Liebe besaßen die Länder, die er beschrieb, und die Zeiten, welche er schildert. Er spendet reiches Lob nicht allein dem freundlichen Stück Erde, das ihm eine zweite Heimat geworden und die Jahre seines schönsten Glückes gesehen, dem östlichen Holstein, dem alten Wagrien, „auf dessen zierlich geformten Hügeln Eiche und Buche mit einander kämpft, wer der Sieger würde, wasserreich durch die schön umuferte Ostsee und unzählige Landseen, gefüllt mit Ortschaften und Städten sächsischer Sieger.“ Auch das ferne Island macht seinen Mund beredt. „Jetzt ist Island ein sehr armes Land; ohne seine Vergangenheit und fremde Beihülfe bliebe dermalen den Anwohnern kaum irgend ein Ueberschuß für Bildung und einige Zierde des Lebens. Allzuviele Zeit und Kraft erschöpft der Kampf gegen Sturm und Winter. Denn die Waldungen sind dahin, welche ehedem einen warmen Mantel um die Insel warfen, von dem jetzt kaum die Fetzen in Unterbusch und Zwergbirken zu sehen sind.“ Wie ganz anders steht Islands Bild aus Ingulfs Tagen (neuntes Jahrhundert), als es noch ein Freistaat war, vor seinen Augen. „Der norwegische Niederlasser vermißte wenig was er zu Hause gewohnt war und konnte die Arme weit freier hier regen. Alle zu den Seebuchten auslaufenden Thäler waren damals mit Waldung reichlich besetzt. Weil es an Holz für den gewöhnlichen Gebrauch nicht fehlte, wohnte der Isländer auch besser als heutzutage. Er hatte damals sein Feuerhaus so gut wie der Norweger, das heißt er hatte ein Haus von Holz aufgeführt, das mit Brennholz geheizt wird durch einen in der Mitte der Stube genährten Scheiterhaufen. Mag es nun in der alten Küstenwaldung beruhen, welche die gewaltigen Seestürme damals hemmte oder der damals geringere Andrang des polarischen Eises mitgewirkt haben, gewiß ist, auch die Ernährung des Isländers war damals besser. Denn in dem Lande, in welchem man jetzt kaum hin und wieder Kartoffeln, Kohl und

Rüben baut, gelang damals der Getreidebau." Gut und freundlich gedenkt er des Landes, über welches kundige Reisende auszuhorchen er nie müde wurde, das selbst zu besuchen, trotz seiner gegenwärtig verwitterten Gestalt, er lockend fand; begeistert spricht er von den alten Anwohnern.

„Wenn der Winter die schläfrige Natur überfiel und in sein großes Leichentuch schnürte, welches nur von siedenden Wassersprudeln und flammenden Vulcanen durchbrochen ward, wenn die Gerichtshöfe schwiegen, der Bauer draußen wenig mehr zu wirthschaften fand, ging ihm bei der Heimkehr aus Sturm und Kälte in sein Feuerhaus neben den Seinen und dem überwinternden fremden Gastfreunde eine neue Welt der Erinnerung auf. Gewiß, dem Isländer ward von allen Söhnen des Nordens am meisten geraubt, als ihm seine Götter verleidet wurden, der Dienst des weißen Christus siegte. Er verlor Alles, worin er Meister war, seine alte Naturanschauung und mit ihr den bildlichen Grund seiner Wissenschaft, seine Lehre von der Schöpfung der Welt und ihrem Untergange, welche wohl nur in diesem Lande des Frostes und der Gluten sich so durchbilden konnte, wie sie in der Voluspa dasteht, verlor allen zusammengesparten Reichthum der Phantasie, welcher der Sohn seiner Armuth war und sein Trost für den Mangel an Kriegsfreude und Kriegsruhm, — um in der Lehre des Südens ein Schüler zu werden und zu bleiben. Denn er konnte weder ihre heilige Musik machen, noch ihre Bilder; seine hölzernen Gotteshäuser erhoben sich nie zu Domen und eine lebendige Theilnahme an der lateinisch redenden Wissenschaft war hier unmöglich. Blos die mit den Christen eingewanderte Kunst der Schrift durfte er als baaren Gewinn betrachten und wandte diese früh und eifrig auf seine Muttersprache an. Zwar darf man den Reichthum von allen Götter- und Heldenliedern, die der Name Edda zusammenfaßt, durchaus nur als eine dem ganzen Skandinavien angehörige Hinterlassenschaft ansehen und das Mutterland trug gewiß größere Dichter, als die spätbevölkerte, einsame, thatenlose Tochterinsel; denn die Urkraft der Poesie sprießt aus der That, und die Skalden, welche Erich Blutaxts und Hakon des Guten Eingang zu Odin sangen,

glänzten selbst als norwegische Kämpfer in den Schlachten un gingen den einfach kräftigen Weg der Kunst, während die später zugereisten Poeten Islands an den Höfen des Nordens, welche den Thaten zusehen, sehr früh der Künstelei in räthselhäufender Bildersprache huldigten: aber die schreibfleißige Hand des Isländers allein hat uns die uralten Gesänge aus der Zeit der Väter erhalten, nicht übersetzt und manchmal travestirt, wie sie Saxo einzeln gibt, sondern in der Muttersprache und in Fülle. Island war der einzige Punkt auf christlicher Erde, wo der Laie weit eifriger schriftstellerte, als die Geistlichkeit. Noch heute gibt es auf Island, wo Jedermann schreibt und liest, wenig gedruckte Bücher, aber mit unermüdlichem Eifer vervielfältigt man in der schönsten Handschrift die alten Sögur. Am Winterabend wird die Lampe aufgehängt, alle Mitglieder der Familie, das Gesinde mit eingerechnet, nehmen Platz, jedes auf seinem Bette, mit der Arbeit in der Hand, und der Vorleser beginnt. Noch lieber aber, wenn jemand eine oder die andere Sage auswendig weiß, und noch jetzt gibt es wandernde Geschichtserzähler, die im Winter von einem Hofe zum andern streifen und Obdach und Nahrung erhalten, bis ihr Sagenvorrath erschöpft ist."

So erfüllt ist Dahlmann von der Schönheit und einfachen Größe des alten Island, daß er nur mit Wehmuth den Untergang des Freistaates erzählen kann. „Wenn der Reichthum blos ein Mittel für sinnliche Genußsucht wäre, so möchte der Isländer seinen Versuchungen entgangen sein, aber er gewährt auch Macht und vielfache Befriedigung des Selbstgefühls und der Eitelkeit. Die Reichen des Landes schufen sich durch Gunst und Schutz und Druck thatsächlich eine in Eid und Pflicht genommene Gefolgschaft und verwickelten ihre Insel in unaufhörliche bürgerliche Kriege." Die wilden Fehden, welche das mächtigste Geschlecht der Sturlungen verdarben, nicht ohne Schuld des berühmtesten seiner Glieder, des Skalden und Geschichtskundigen Snore Sturleson, zerrütteten auch die Insel und raubten dem Volke die Freiheit wie das Recht. Ruhe vor Verheerung, Brand und Mord wurde bald der einzige Wunsch der Bauern, unabwendbar ihrer Unterwürfigkeit unter die stärkste Macht. Im Jahre 1262 huldigt das isländische Volk dem Könige

Hakon von Norwegen. „Seitdem sank die Insel wie eine schwer Kranke auf ihr hartes Polster zurück, sie wußte, als sie nach vier Jahrhunderten wieder zu sich kam, nur von ihren schöneren Tagen zu erzählen, zuerst unvernehmlich und wenig beachtet, dann aber mit klarer Stimme, daß sie einen Kreis von Zuhörern beständig um sich gesammelt hielt."

Ueberall, wo ihm der Duft eines urwüchsigen, freien Volkslebens entgegenweht, verweilt er mit sichtlicher Freude. Er preist die Zeit, als noch „in des Stammvaters Tagen in Norwegen ein reicher König herrschte, über ungestüme aber in sich fertige Bauern" und weiß von dem Staat der Ditmarschen nicht genug des Rühmlichen zu erzählen. „Der freie ditmarsche Bauer war von Kindheit auf seinem Vaterlande dienstbar und fühlte sich wohl daran. In einem Alter von 11 Jahren und 6 Wochen schon sein eigener Vormund, war er frei in der Verwaltung seiner Wirthschaft, doch beschränkt noch in der Verfügung über sein Vermögen. Den Vierzehnjährigen entbot bereits der Frühling zu der Waffenübung seines Kirchspiels, und wenn es drängte, zog er auch schon selber geharnischt aus zum Schutze der Landesgrenze, erprobte am Feinde sein kurzes Schwert und die scharfe Schneide seiner langen Streitaxt. Mit dem vollendeten achtzehnten Jahre trat der Mündige in jedem Betracht in die Volljährigkeit, alle Vermögensrechte standen ihm zu; aber zugleich nahm jede Staatsleistung, insonderheit der ganze Umfang der Gerichtspflichten ihn in Anspruch. Ohne irgend eine obrigkeitliche Person zu sein, weder im Kirchspiel noch im Lande, ohne selber einen schlimmen Handel zu haben, mußte er sich jeden Tag einer Thätigkeit in Gerichtshändeln versehen, die ihn vielleicht in das entfernteste Kirchspiel entboten. Denn ihn beherrschte ein gesellschaftliches Band, welches so alt ist als das Leben der Deutschen, wie Cäsar und Tacitus es schildern. Das ist aber der Ruhm der ditmarschen Dinge, daß sie in sehr neuen Jahrhunderten die Glaubwürdigkeit der ältesten Berichte vom deutschen Leben unabweisbar verbürgen. Jeder Ditmarsche gehörte vor allen Dingen seinem Geschlechte an, in welchem man kaum unterschied, was das ursprüngliche Familienblut daran gethan hatte. Diese Verbindung,

der Stolz des Freien und seine Schutzwehr, war auch seine Fessel; sie sicherte ihm Ehre, Leben und Eigenthum, brachte sogar Geld ein durch erhobene Mannesbußen, aber kostete auch Geld, wenn für einen Vetter einzustehen war. Ein gesundes Glied in dieser Kette zu bilden war nicht so viel Ehre, als das Gegentheil Schmach brachte. — Ohne mit adliger Lebensweise zu wetteifern, liebte der Bauer Fülle und Zierde des Lebens, schmückte das Dach seines von Wassergräben umzogenen Hauses mit Schnitzwerk, Schildereien und bunten Farben, trug mit Weib und Kindern sich stattlich, aber nach Landesart. Gelehrsamkeit hielt er hoch. Die Staatsschriften der Achtundvierziger (des Oberlandesgerichtes) sind mit Einsicht und Vorsicht verfaßt. Mochte Holstein sich groß dünken in seinen festen Schlössern und Städten, der Ditmarsche war es zufrieden, keine Feudallasten, keine Bewirthungen von Fürsten und Hofhalten zu kennen, und Meldorp, seine einzige Stadt im Lande, durfte der völligen Gewerbefreiheit auch nicht das geringste Bannrecht entgegensetzen."

Selbst sein politisches Urtheil ließ ihm die Zeit der Stammväter in hellem Lichte erscheinen. „Noch im elften Jahrhundert machte die bäuerliche Gemeinfreiheit die Grundlage des ganzen Lebens aus. Auf einer mäßigen Höhe darüber standen zwar König, Haustruppen, Geistlichkeit für sich, allein auf der weiten dänischen Ebene lagerten gleichmäßig verbreitet Bauernrecht und bäuerliche Lebensweise, gaben dem ganzen Lande ihren Charakter; gegen den Volkswillen ward in der Harde (Hundertschaft), im Reichslande, im Reiche nichts Gewichtiges vollbracht. Indeß kündigte sich in dieser oder jener Harde selber eine abweichende Lebensweise von ferne an. Es gab einige Küstenstellen, an welchen der auswärtige Seefahrer öfter anfuhr, Waaren brachte und holte. Es konnte nicht fehlen, daß unter diesen Verkehrsleuten, zwischen Eingeborenen und Gästen und zwischen den Eingeborenen selber sich für diesen Betrieb mancherlei Satzungen bildeten, die auf Treu und Glauben gültig waren, zum rechtlichen Herkommen gediehen; allein Harde und Staat nahmen keine Kenntniß davon. Denn kam etwas von dieser Art, weil die Betheiligten einmal unter sich nicht fertig werden konnten, zur Entscheidung der Harde, es ward nach dem allgemeinen Landrechte, das

blos Dörfer und liegende Gründe, keine Städte und Waarenlager kannte, entschieden. Aber dem Landrechte widerstrebte schon die Lage dieser Häuser, so offenbar ohne alle Dorfregel, die Benutzung der Ländereien, theils gar nicht für den Ackerbau, überall aber ohne Feldgemeinschaft. Des Bauern Ehre ist, daß man ihn auf seiner ererbten Last zu finden wisse und in seinem Geschlechte; hier aber sieht er Gewerbsleute häufig ohne Haus zur Miethe wohnen, Haus und Hof gehen wie bewegliche Güter von einem zum andern über; er trifft Eigenthümer, die gar kein Landesgeschlecht glaublich aufzuweisen haben und fast scheint es, daß manch Sklavengesicht sich hier die Miene des freien Mannes gibt. Wer fragt denn, wenn die Waare nur gut ist, dem Verkäufer nach. Aber unmöglich konnte doch bei den freien Bauern die Frage schweigen: Wie darf sich solche ungesichtete Menge, deren Landsmannschaft blos durch die Sprache bewährt wird, auf dem Hardesting sehen lassen? Wie leistet sie gerichtliche Genugthuung? Wie geht ihr Erbe über? Unmöglich konnte man diese Leute so im Ganzen als seines Gleichen anerkennen, aber auch der abergläubigste Bauer mußte erkennen, daß diese anomalen Gebiete einen Werth für Harde und Land haben. Ließ man nun einen solchen Ort Landes selbst zur freien Sprache kommen, so bat er sicherlich um viererlei Bewilligungen: um eine Befriedigung, bestehe sie auch blos aus Pfählen und Gitterwerk, damit man nicht Tag und Nacht wie in ein Dorf zu ihm hineinkomme, um ein Gericht für sich, weil Sachen des Verkehrs auch nicht lange warten können und an Ort und Stelle geschlichtet sein wollen, um Befugniß, in Polizei- und Marktsachen verbindliche Beliebungen zu fassen, endlich viertens wo möglich auch um ein eigenes Recht für sich."

Wurde schon durch das Aufkommen der Städte, die niemals einen Aufstand gegen die Könige versuchten, wie es wohl die Geistlichkeit, der Adel und die Bauern thaten, der alte Volksstand der dänischen Bauern immer mehr beengt, so verlor er vollends durch das allmälige Vortreten des Adels, womit Entwaffnung und Dienstbarkeit der Bauern Hand in Hand ging, seine Bedeutung im Staate. Auf den Reichstagen des fünfzehnten Jahrhunderts er-

blickt man noch Abgeordnete der freigebliebenen Bauern, besonders wo es Königswahlen galt, aber „nicht als Thäter mehr, nur als Horcher, Zeugen, Billiger dessen, was die bevorrechteten Stände im engern Kreise vorher berathen und beschlossen hatten. So gingen ihre politischen Rechte dem Untergange entgegen. Man spricht so gern: Wie viel Freiheit bedarf denn der Mensch? Genug, wenn es zu Hause in der Verwaltung gut steht! und bemerkt nicht, daß man ebenso weise spricht: Wozu denn das kostspielige Dach auf eurem Hause? es ist ja heute Sonnenschein. Aber auch zu Hause ward es dunkler und dunkler. Wo der alte Chronist freie Männer, tüchtige Streiter, stolze Eigenthümer in Fülle aufgezählt hatte, da stieß der spätere Reisende auf unfreie Leibeigene, die als Knechte und Sklaven zu rechnen sind, die verkauft, gekauft, weggetauscht werden dürfen wie das Vieh und zu verdrossenen, faulen Müssiggängern geworden sind.“

„Ohne Zweifel ging von diesen Gräueln Vieles und sogar das Meiste über die Gesetze hinaus, aber das ist gerade der schlimmste Charakterzug der Zeit, daß die Gesetze vor der Gewalt verstummten. Der neue Sklavenstand in christlichen Staaten fand auch den Beifall der Könige. Christian V. machte (1683) durch sein Gesetzbuch gesetzlich, was früher Mißbrauch gewesen war, verurtheilte zur Arbeit in Eisen die Bauern, welche ihrem Jammer zu entlaufen suchten, ersann Strafen für diejenigen, welche lieber unverheirathet bleiben, als Erben ihres Elends zeugen wollten. Schon lagen im entvölkerten Dännemark mehr Bauernstellen wüst, als je der schwarze Tod verödet hatte, das herrliche Weidenland schien seine Natur verändert zu haben, denn man führte aus Holland Butter ein zur Ernährung des aus Bauernsöhnen conscribirten Heeres, als König Christian V. es noch nöthig fand, dem Bauersmann den Handel mit Mastochsen zu verbieten, zu Gunsten der adligen Güter und Städte.“

Wer so warm für das nordische Alterthum empfand und von dessen eigenthümlicher Größe so mächtig ergriffen war, wie Dahlmann, der besaß auch den rechten Blick, um den sittlichen Kern der alten Odinsreligion zu erfassen. „Ihr Inhalt zeigt ein Volk der Bekenner, dessen sinnliche Gesundheit durch den Schwung des Geistes

beseelt wird, welches die Grundverhältnisse, die das menschliche Leben veredeln, schon kennt und ehrt, die Ehe und die sonstigen Familienbande, in der bürgerlichen Gesellschaft Zucht, Gesetz und Gericht, und Ackerbau und daß es löblich sei das Schwert zu hemmen, selbst wenn man des Bruders Mörder gebunden fände, und vor den Göttern den Eid." Daß dieser Glauben weichen müsse, sagt Odins Lehre selbst, die von der Götterdämmerung und nach dem Weltbrande von der Erneuerung des Menschengeschlechts spricht. Von jenen kirchlichen Satzungen aber, welche im neunten Jahrhundert das Heidenthum verdrängt, scheint Dahlmann kaum anders als die alten Skandinavier zu denken. „Die Vielgötterei", meint er, „ist von Natur duldsam, weil sie auf einem unsichern Grunde ruht, indem der Mensch, der einmal mit einer Mehrzahl von Göttern fertig wird, auch leicht deren noch drei mehr übernehmen kann, sollten sie sich auch zu oberst stellen wollen und den Odin in die vierte Stelle herabdrängen. Er tadelt das kirchliche Verbot des Pferdefleisches geradezu als „unverständig" und da wo er von den Bekehrungsversuchen Hakons des Guten und Olaf Trygguasons erzählt, läßt er es nicht zweifelhaft, auf welcher Seite seine Sympathien stehen, ob bei den Bauern und Hintersassen, die dem Gebot, jedweden siebenten Tag heilig zu halten, die Arbeit zu unterlassen und zu fasten, das Bedenken entgegen stellten, wenn sie nicht arbeiten, könne das Land nicht gebaut werden, wenn sie nicht zu essen kriegten, können sie nicht arbeiten, oder bei dem Könige Hakon, der sich und das Volk betrog, den Vollbecher trank und mit dem Munde sich dem Kessel, worin das Roßfleisch gesotten wurde, näherte, um dem Volke zu genügen, aber über dem Becher das Kreuzzeichen machte und nur den Dampf des Roßfleisches einathmete, um nicht den weißen Christus zu beleidigen.

Daß sich ja aber Niemand täusche und Dahlmann der blinden Vorliebe für das Alterthümliche schlechthin zeihe. Mag er auch vom Zauber der alten Heldenzeit tief berührt werden, so weiß er doch, daß diese der historischen Entwicklung nothwendig zum Opfer fallen müsse, er spürt der letzteren sorgfältig nach, und gibt ihren Erscheinungen einen gleich beredten Ausdruck. So sehr ihn auch die

älteste Form unserer Volksfreiheit anmuthet, so bleibt er doch weit entfernt, jene als die allein giltige, die ausschließlich berechtigte darzustellen. Hebt er es doch in seinen Vorträgen über Skandinavische Geschichte als das Hauptverdienst Karls des Großen hervor, daß dieser der Welt zeigte, „in der fortschreitenden Staatsbildung, in dem daraus hervorgehenden Machtgefühl liege eine Entschädigung für die Opfer, welche die Volksfreiheit für die Bildung großer Staaten bringen muß.“ Auch die viel schwierigere Kunst, den einzelnen historischen Persönlichkeiten gerecht zu werden, sie nicht alle nach einem und demselben Maßstabe, der noch überdies aus beliebiger Ferne herangezogen ist, zu beurtheilen, sondern das Maß ihrer Zeit und Art an sie anzulegen, nicht die Anschauungen des Privatlebens auf die öffentliche Thätigkeit zu übertragen, übt Dahlmann mit großer Meisterschaft. Man braucht nur die ganz kurze, aber durchaus lebendige Schilderung Knuds des Mächtigen, des Eroberers von England, oder die ausführliche Charakteristik Bischof Absalons zu lesen, um inne zu werden, daß ihm der Geschichtsschreiber als ein weitblickender Seelenkundiger und nicht als ein eintöniger Sittenprediger erschien. „König Knud führte, wie die meisten Menschen thun, ein doppeltes Leben. Wenn ihm eine Leidenschaft kam, so sprach er ihr nach bis er sein Ziel fand. Dann war er wieder ein lieber Herr, zu allem Guten aufgelegt, auch andächtig. Gab man ihm nur jeden vorliegenden Fall zu, so war im Ganzen nicht viel an ihm auszusetzen. Auch nahm bei seinem großen Tact für die Reichsgeschichte sein Grimm von Anfang her blos die Richtung seiner Regierungszwecke. Kirchliche Bußen und Gaben schlugen die Brücke, welche von dem einen Knud zum andern führte.“ Ueber Bischof Absalon, des großen Waldemar Milchbruder und treuesten Freund, der den Kaper mit dem Bischof vereinigte, urtheilt er also: „Der auch körperlich wunderbar große Mann hat seine mächtige Spur dem Norden tief eingedrückt, als der erste Gläubige an die Rettung seines tief gesunkenen Vaterlandes, in der Rettungsarbeit aber mindestens der Zweite, Stütze von zwei Königen, Beistand und Quelle seines Geschichtsschreibers, und was Allem vorangeht, nach tiefem Verfalle Wiedererwecker und Bannerträger eines kühnen vater-

ländischen Selbstgefühls. Wem die rauhen Winde von Jugend auf das Antlitz furchten, dem vergibt sich Seemannsweise; dem Absalon aber legte der Schutzgeist Dännemarks das Steuer in die Hand und Bischofsstab und Schwert. Guter Rath verließ ihn nie, überall anstellig, fand er in Schlacht und Seesturm so schnell den Ausweg, als wenn es galt, die Erfindung der Feuergieke zu machen, um eines alten Erzbischofs Füße zu wärmen. Er arbeitete mit der Eingebung des Augenblicks auf Einheit und Größe Dännemarks durch die Mittel, die die Zeit ihm bot, Vertrauen bei'm Könige, Ansehen bei Geistlichkeit und Großen. Im Panzer war er auch dem Volke lieb, sonst nicht. Ein Uebermaß von Willenskraft verführte manchmal den Mann, der den Söhnen seines Waldemar mehr zum Vorbilde diente als der eigene Vater; unliebenswürdig sehen wir ihn oft und weniger edel als man solcher Stärke wünschen möchte. Doch verräth sein letzter Wille manche zarte Sorgfalt: Männer, Weiber, Kinder werden aus unrechtmäßiger Knechtschaft in die Freiheit gebracht."

Das große Lob, welches Dahlmann Magnus dem Gesetzverbesserer spendet, dessen Einrichtungen dem Könige auch im Frieden eine angemessene Wirksamkeit gewähren, dergleichen ihm bis dahin blos der Krieg zugesprochen, hindert ihn nicht, auch die gewaltthätige Kraft anzuerkennen, wenn sie sich einflußreich oder schöpferisch beweist. Mit einem Anfluge von Humor erzählt er die Geschichte Sverrirs, des Sohnes eines norwegischen Knochendrehers, des Schwagers eines Schweinehirten, des Stammvaters der Christian VIII. und Friedrich VII. von Dännemark. Ein abtrünniger Priester, behauptete er auf Kosten der Ehre seiner Mutter königliche Abstammung, gewann für seine trügerische Behauptung viele Gläubige und was ihm noch wichtiger war, mit Hilfe der „Birkenbeine," halb Räubern, halb Parteigängern die Krone des Reiches. Seine Predigtsucht verrieth den ehemaligen Cleriker, aber der Hierarchie war und blieb er ein grimmiger Feind. „Was Papst Gregor VII. in Bezug auf die gesammte Christenheit erstrebte, alle Reiche derselben in Lehen des römischen Stuhles zu verwandeln und der Erzbischof Epstein in Norwegen nahezu erreicht hatte, das verhinderte an der Spitze des ärmsten

Gesindels des Landes ein Mann von seltener Begabung — König Sverrir."

Wenn trotz Dahlmanns Freude an kräftigen, thatenreichen Männern und trotz seinem Interesse an der Entwicklungsgeschichte des Staates die Glanzseiten seines Werkes nicht nach dieser Seite liegen, so verschuldet dieses die Natur des Gegenstandes. Wo man an „dem Zuschnitte des Großreiches, dessen Wesen längst dahin war, nicht ändert, und die Schäden innerer Zwietracht weiter fressen läßt," wo oberflächliche Triebe gemeiner Herrschsucht die meisten Handlungen der Könige bestimmen, da ist der politischen Weisheit und dem psychologischen Scharfblick des Historikers kein weiter Spielraum gegönnt. Dagegen bot die Beschaffenheit des geschichtlichen Stoffes wieder manche eigenthümlichen Vortheile. Für die Schilderung alterthümlichen Lebens mit seinen einfach knappen Verhältnissen eignet sich Dahlmanns Stil vortrefflich. Eng und dicht geschart läßt er die kurzen Sätze in die gedrängten Reihen aufrücken, karg ist ihr Schmuck, vermieden jede leichte Wendung, jede behagliche Freiheit der Bewegung. Man wird an den einförmigen aber festen ehernen Tritt der alten Heerhaufen erinnert, und empfindet den Eindruck der ungetheilten gediegenen Kraft, welche das Leben der Väter auszeichnete. Auch wenn er zeitweise den Gang der Erzählung unterbricht und sich zu allgemeineren Gedanken erhebt, so geschieht es selten in der Form der nachträglichen Reflexion. Da wo er von den alten Fürstenwahlen spricht und erwähnt, daß die Germanen wie ihre Götter mit Gaben, so ihre Könige mit Geschenken ehrten, gönnt er seinem monarchischen Sinne ein Wort: „Es hat von jeher die Natur der Dinge viel für das Königthum gethan, in welchem auch das freieste Volk den festen lebendigen Mittelpunkt seines Gemeinwesens erblickt." Meistens gibt er nur einen kurzen Denkspruch (z. B.: Im Kriege müssen alle handeln, wenige rathen, oder: Ein König der nicht versöhnen kann, darf nicht regieren), einen Denkspruch, welcher die Thatsachen natürlich und ungezwungen zusammenfaßt, durch seine schlichte Form das Gepräge des Alterthümlichen so innig annimmt, daß er sich von den, alten Chronisten entlehnten Weisheitssprüchen kaum unterscheidet.

Das war überhaupt ein beneidenswerthes Glück und gewährte für manche Hemmungen reichen Ersatz, daß die sorgfältige kritische Sichtung der in Quellen bewahrten Nachrichten ihn nicht zwang, mit den alten Ueberlieferungen unbedingt zu brechen, daß er auch seine Erzählung von dem poetischen Hauche durfte durchziehen lassen, und mit den frischen kräftigen Farben ausmalen, welche unnachahmlich die alten Aufzeichnungen schmücken. Dadurch gewann er ungesucht für seine Beschreibung der Seezüge und Heerfahrten, für seine Schilderung der Fürstenstreite und Völkerkämpfe den epischen Ton und wurde in den Stand gesetzt, z. B. von der Schlacht bei Hemmingstedt, wo die ditmarscher Bauern die stolze Königsgarde grimmig schlugen, und eine Macht, die groß genug schien, um das Land, auch wenn es mit Ketten an den Himmel geschlossen wäre, zu unterjochen, vernichteten, ein so lebendiges und wirkungsreiches Bild zu entrollen. Noch jetzt schlagen unsere Herzen stärker, und glauben wir uns dabei gegenwärtig und empfangen den unmittelbarsten Eindruck, wenn wir lesen, wie die Garde am Vormittage siegessicher auszog mit der Losung: Wahr dich, Bauer, die Garde kommt, und wie nach langem Ringen endlich die Tapferkeit der Bauern den Preis davon trug. „Ihrer drei- bis vierhundert, langbärtige Männer, drangen aus der Schanze hervor zum Kampf gegen so viele Tausende, eine gottgeweihte Jungfrau voran mit dem Bilde des Gekreuzigten und der Lanze. Sie warfen den schweren Brustharnisch von sich, den Eisenhut, das Schild, und selbst die Schuhe, sprangen barfuß mit der gewohnten Hilfe der Springstöcke, leichtfüßig über die Gräben, warfen sich auf die Männer der Garde, schleuderten sie in die Wassergräben hinein. Zweimal schaffte sich die Garde Luft, die Eingeborenen flohen. Als sie zum dritten Male zurückkehrten, brachten sie einen neuen Bundesgenossen mit. Schon war die Fluthzeit eingetreten. Als die Wachen an den Deichen an dem Kanonendonner die rechte Stunde erkannten, öffneten sie die Seeschleusen, der Sturm aus Nordwesten trieb die Fluth gewaltig landeinwärts und bald waren in der ganzen Marsch zwischen Meldorp und der Schanze Land und Gräben nicht mehr zu unterscheiden. Jetzt riefen die Bauern: Wahr dich Garde, der

Bauer kommt.“ Nachdem die Garde in die Flucht geschlagen war, fiel der Sieger auf die folgenden Treffen der Bürger und Ritter. „Hier begann ein fast widerstandloses Morden und ins Wasser Stoßen, die Gräben füllten sich mit der Menge der Ertränkten. Als es darauf an die Ritter kam, so gab es kein Vorwärts und kein Rückwärts auch für diese. An den Seiten aber waren die Ditmarschen geschäftig, mit Spießen und Pfeilen blos die Pferde zu verwunden, die dann sich bäumten, ihre Reiter abwarfen. Die vordersten Reiter schafften sich zur Seite Bahn über die Leichen des Fußvolkes, welche die Gräben ausfüllten. Die in der Mitte aber starben, ohne nur das Schwert zu zucken, eines dreifachen Todes, gestürzt, zertreten, ertränkt. An wenig Leichen fand man Wunden. In dieser Schlacht von drei Nachmittagsstunden nahm der Tod unzählige Opfer. Einige tausend Leichen begrub man, aber die adeligen Leichname mußten auf freiem Felde verwesen. Gefallen waren die beiden Grafen von Oldenburg, nebst über 250 Mitgliedern des dänischen und schleswig-holsteinischen Adels, dazu 50 Edelleute aus der Mark, ein paar aus Mecklenburg, Lüneburg, Hildesheim. Schleswig-Holstein verlor die Blüthe seines Adels.“

Die Fülle sinnlichen Lebens, welche Dahlmann aus den Quellen in sein Buch herübernehmen konnte, erwies sich vollends hilfreich, als es galt, die Rechtsverhältnisse des skandinavischen Nordens zu erklären. Er kannte zu genau die wahre Aufgabe des Geschichtsschreibers, um jene mit Stillschweigen zu übergehen. Wer die Wandlungen eines größeren Staatswesens der willkürlichen und zufälligen Form entkleiden, wer ihre Gesetzlichkeit und Nothwendigkeit nachweisen will, der muß das Volksthum in den Kreis seiner Betrachtungen ziehen. In diesem beschließen sich alle zeitlichen Veränderungen, von ihm geht die Richtung des politischen Lebens aus. Wie die Handlungsweise des Einzelnen erst richtig verstanden wird, wenn die Denkart, Sitte und Natur desselben offen liegt, so begreift man auch nur dann vollständig die großen Ereignisse der Geschichte, wenn man ihren Zusammenhang mit den Volkszuständen, in welchen sie wurzeln, erkennt. Wohl bedarf es eines

Helden, um das Volk für bestimmte Ziele zu begeistern, es zu führen und zu leiten; erst wenn die persönliche Leidenschaft hinzutritt, wird das Wollen und Streben zur That, aber dieser verleiht nur die Uebereinstimmung mit den allgemein herrschenden Gedanken Dauer und Gewicht, sowie auch der historische Held seine Kraft nicht nur stählt, sondern allein bewahrt, so lange er mit dem Volksboden in Berührung bleibt. Die Gestalt des letzteren geben die Rechtsanstalten am deutlichsten wieder, vor allem bei den Stämmen des Nordens, deren Rechtsbegriffe mit religiösen Vorstellungen auf das innigste verwebt sind, deren Gerichtsverfassung so recht im Mittelpunkte des öffentlichen Lebens stand. Wäre es nur nicht so schwierig, diese Dinge zu besprechen, ohne aus dem Tone der Erzählung vollständig herauszufallen, und sich in trockene Lehrhaftigkeit zu verlieren, so daß was die Grundlage der historischen Darstellung bilden soll, wenigstens in der Form leicht zu einem bloßen Anhang herabgesetzt wird.

Von solcher Gefahr blieb Dahlmann befreit. Die „Graugans", das älteste und umfassendste Gesetzbuch des skandinavischen Alterthums, von den Isländern im zwölften Jahrhundert geschrieben, ist von einem so lebendigen Hauche durchweht, und trägt so sehr das Gepräge des Unmittelbaren und Persönlichen, daß die Kapitel, welche Dahlmann ihrer Schilderung widmet, ganz abgesehen von dem wissenschaftlichen Gewinn, zu den anziehendsten des Werkes gehören und durchaus in demselben Geleise wie die anderen Abschnitte des Buches sich bewegen. Volle Körperlichkeit gewinnen für uns die Goden, die Erb- und Gerichtsherrn und Hauptgesetzgeber Islands, deren silberner Amtsring, wie ja auch der Name selbst an die heidnischen Zeiten erinnert, die fast souveräne Rechte übten und doch keinen Erbadel bildeten, denen eine strenge Handelspolizei zusteht, aber auch die Pflicht ausgedehntester Gastfreundschaft obliegt. „Ein Seeschiff des Auslandes nähert sich und legt an. Alsbald reitet der Gode — 39 zählt man auf Island — mit seinem Gefolge zum Strande, nimmt einen Hafenzoll entgegen, besichtigt die Waare, bestimmt ihre Preise und übt das Vorkaufsrecht, gestattet auch befreundeten Familien allenfalls dieselbe Annehmlichkeit. Einigt er

sich nicht mit dem Kaufmann, so untersagt der Gode die Ausladung und allen Verkehr mit dem Schiffe. Geht aber Alles freundlich von statten, so führt der Gode die vornehmsten Schiffsleute mit sich, ehrt den Angesehensten mit der Aufnahme in sein eigenes Gastrecht, stellt die Andern andern Häusern zur Auswahl, damit auch diese die Freude genießen, von den Neuigkeiten der fernen Welt zuerst zu erfahren." Was wir von der Thätigkeit des Gesetzhofes erfahren, und über die Verhandlungen auf der Landesversammlung in Tingwalla, Allting geheißen, vernehmen, besitzt eine solche frische Anschaulichkeit, daß wir unvermerkt Theilnehmer an den Berathungen werden und mit Spannung den Ausgang des verhandelten Prozesses erwarten; zu wahrhaft dramatischem Interesse steigert sich die Geschichte, wie zu den vier ordentlichen Gerichten des Alltings noch ein fünftes hinzugefügt wurde. Zwei Freunde, Nial der gesetzkundigste Mann in ganz Island, und Gunnar werden durch die Bosheit der schönen Halgarde veruneinigt, Gunnar wird verbannt, entzieht sich aber der Strafe, denn niemals erschien ihm sein Gehöft so schön, seine Heimat so lockend, er erleidet Aechtung und Tödtung durch Gissur, wo wieder die schöne Halgarde die Katastrophe herbeiführt — Gunnars Bogensehne ist gesprungen, er bittet um eine Locke von ihrem Haare, um eine neue zu flechten, wird aber zurückgewiesen, weil sie sich einer früheren Mißhandlung erinnert — Nial führt dann aus selbstsüchtigen Gründen mit List ein neues Gericht ein, fällt selbst aber als Opfer des zerrütteten Rechtssinnes: sind das nicht Motive, wie sie die poetische Phantasie kaum wirkungsreicher ersinnen kann? Man meint gewöhnlich, die Rechtsanstalten geben zwar eine feste, aber grobe und harte Zeichnung des Volkslebens; in Island zeigen sie aber wahrlich auch weiche Umrisse und eine lebendige frische Farbe. Begreiflich, daß sie Dahlmann mit Liebe erörterte und nicht müde wurde von denselben zu erzählen. Viel rascher ermattete ihn das wirre, wenig fruchtbare Treiben, welches die Blätter der dänischen Geschichte füllt.

Als er den dritten Band seines Buches, welcher bis zur Reformation reicht, 1843 herausgab, schrieb er in der Vorrede: „Da die vorliegenden drei Bände schon für sich ein historisches Ganzes

bilden, so ist ihnen ein besonderer Titel beigegeben. Möge man daraus nicht folgern, als sei mein Vorsatz, auch die Geschichte Dännemarks seit der Reformation zu beschreiben, irgendwie erkaltet. Mein Absehn bleibt vielmehr nach wie vor darauf gerichtet, gerade der Gegenwart scharf unter die Augen zu treten. Um ihren Blick aushalten zu können, muß man freilich wohl gerüstet sein, und das macht ohne einige neue Studien an Ort und Stelle mit jedem Bande größere Schwierigkeiten." Einen längeren Aufenthalt in Kopenhagen hielt er für unerläßlich, ehe er an die Fortsetzung des Werkes denken konnte. Dazu kam es aber nicht. Zuerst nicht, weil er das Wohlwollen, das man ihm dort plötzlich zur Schau trug, scheute, später nicht, weil er das Uebelwollen und den Grimm der Dänen zu fürchten guten Grund besaß. Gleich nachdem der erste Band der dänischen Geschichte ausgegeben war, erhielt er von mehreren Seiten den Wink, wenn er eine Annäherung an die dänischen Regierungskreise versuchen wollte, würde man ihm auf halbem Wege entgegenkommen, das beste Mittel dazu aber wäre die Ueberreichung seines Buches an den neuen König Christian VIII. Dahlmann fühlte sich von dessen Persönlichkeit keineswegs angezogen. „Von ihm," so urtheilte er, „habe ich von allem Anfange her nur den gemeinen Train der Fürstlichkeit erwartet. Früher wollüstig und gourmand, liebt er die Kunst, frömmelt und unumschränkelt jetzt." Aber auch wenn sein Urtheil günstiger gelautet hätte, so war ihm diese Art, sich vorzudrängen und bemerklich zu machen, im höchsten Grade zuwider. „Wenn König Christian mich haben will," antwortete er (15. Januar 1840) Hegewisch, der ihm jene Rathschläge mitgetheilt, „so weiß er, was er an mir findet. Mich durch eine Zusendung meines Buches darum zu bewerben, ist doch wirklich meine Gelegenheit nicht. Da mir mein eigentlicher Wirkungskreis genommen ist, so will ich mindestens das was ich jetzt noch zu leisten vermag, intact von allen äußerlichen Einflüssen erhalten. Man sendet seine Bücher ungestraft nur solchen Königen zu, von denen man gewiß weiß, daß sie sie ungelesen lassen." Damit waren die Lockungen noch nicht zu Ende. Einige Wochen später empfing er durch Perthes Vermittlung den Brief eines Majors von Jensen aus Ko-

penhagen, desselben Mannes, der sein Buch in das Dänische übersetzt hatte, und in dem Briefe einen Bericht über ein Gespräch des Majors mit dem Könige. Der König fragte, wie Dahlmann sich wohl in seiner Geschichte Dännemarks über die Erbfolgefrage äußern werde. „Als Dahlmanns Lage, sein ehrenwerther Charakter, seine frühere Clientel besprochen wurde, sagte er die dringenden Worte: „Ich möchte nicht gern, daß er die Herzogthümer als getrennte Länder darstellte,“ und gab zu verstehen, er wünsche, daß Dahlmann davon Kenntniß nehme.“ Ob die Schlußworte des Berichtes: Im Falle Dahlmann an einer Rückkehr nach Kiel gelegen wäre, so würde sich dieses wohl einrichten lassen, gleichfalls im höhern Auftrage geschrieben waren, ist nicht ganz klar. Desto klarer lautete Dahlmanns Bescheid. „Wenn ich schriftstellere, nehme ich alle Fragen aufs neue vor und behandle sie der Wahrheit gemäß, so viel ich vermag. Darum kann ich keine Erklärungen zum voraus geben. Geschichte machen verstehe ich nicht. Gewiß ist, daß meine Ueberzeugungen keinen Marktpreis haben.“

Daß Dahlmann unter solchen Umständen die Reise nach Kopenhagen verzögerte, ist begreiflich. Als aber die Gefahr, von schimpflichen Anmuthungen behelligt zu werden, sich verlor, trat die andere, unter dem blinden Hasse der Dänen zu leiden, an ihre Stelle. Der treue Freund Schleswig-Holsteins konnte schon in den vierziger Jahren auf keine Förderung seiner historisch-politischen Studien in Dännemark hoffen. So verlor sich die Aussicht auf die Fortsetzung der dänischen Geschichte immermehr. Von Zeit zu Zeit klopfte der alte Ukert leise und bescheiden an, lauter und kräftiger mahnten einzelne Freunde. Die Antwort blieb immer dieselbe: „Ich kann die Schwierigkeiten, welche der Sache entgegen stehen, nicht beseitigen und kann mich auch nicht entschließen, mit einem flüchtigen Machwerke ohne dauernden Werth eine Arbeit zu endigen, die ich mit so viel Liebe begonnen.“ Leicht wurde ihm der Verzicht aber nicht. Noch im Jahre 1854 schrieb er an Ratjen: „Manchmal thut es mir doch recht leid, daß ich so mit der Geschichte von Dännemark ins Stocken gerathen bin. Allein so geht es, früher glaubte ich, den vierten Theil nicht schreiben zu können, ohne vorher einmal

wieder in Kopenhagen gewesen zu sein — und jetzt kann ich weder nach Kopenhagen noch füglich nach Kiel."

So wollte es also das Verhängniß, daß Dahlmanns dänische Geschichte ein Torso blieb, gerade wie sein anderes Hauptwerk, die Politik. Zum Glück reichte, was davon vollendet wurde, hin, sowohl seinen literarischen Ruhm fest zu begründen, wie über seine Individualität aufzuklären.

5. Auswanderungspläne.

Die Jahre kamen, die Jahre gingen, nur die ersehnte Erlösung von dem Banne, der Dahlmann getroffen, wollte nicht kommen. Der unerbittliche Haß des hannoverschen Fürsten trat ihm überall in den Weg, er bedrohte seine persönliche Sicherheit und raubte ihm jede Aussicht auf eine geordnete öffentliche Wirksamkeit. Als er im Sommer 1839 seine Freunde im Norden besuchen wollte, mußte er einen Umweg nehmen, denn von guter Hand war ihm die Warnung gekommen, hannoversches Gebiet zu betreten, da die Behörden den Befehl erhalten hätten, ihn in solchem Falle zu verhaften. Auch seine Briefe entgingen nicht dem Spürsinne der hannoverschen Polizei. Sie wurden geöffnet und die vertraulichen Aeußerungen Dahlmanns über Hannover, denen es allerdings nicht an Pfeffer und Salz fehlte, Ernst August vorgelegt, um dessen Zorn stets in hellen Flammen zu erhalten. Das Eine und das Andere ließ sich noch leicht ertragen. Die Grenzen des hannoverschen Reiches waren glücklicher Weise nicht so ausgedehnt, daß sie nicht mit Bequemlichkeit konnten umgangen werden, und die Verletzbarkeit des Briefgeheimnisses stand nun einmal unter den Grundrechten des deutschen Volkes obenan. Dahlmanns Briefe theilten das Schicksal mit den preußischen Depeschen, welche der Gesandte in Hannover auch nur dann unversehrt empfing, wenn sie der Postmeister von Halberstadt persönlich überbrachte.

Schlimmer waren die mittelbaren Folgen des königlichen Hasses, die dauernde Furcht aller deutschen Regierungen, durch die Anstellung

Dahlmanns den hannoverschen Herrscher zu beleidigen. Als die Göttinger Protestation aufhörte, das Tagesgespräch zu bilden, und der Zeitungslärm darüber verstummt war, kamen mehrere Universitäten wieder auf ihren Vorschlag zurück, Dahlmann als Professor der Geschichte oder der Staatswissenschaften zu rufen, ohne daß sie jetzt einen besseren Erfolg erzielt hätten, als das erste Mal. In Heidelberg griff Schlosser den Plan mit besonderem Eifer auf. „Ich kann das nicht leisten und nicht lesen, was Sie könnten," schrieb er (11. Februar 1840) an Dahlmann. „Auch bin ich innerlich müde, bin contemplativ und zöge mich gern ganz zurück." Die Karlsruher Behörden waren auch willig, dem alten Historiker eine frische Kraft zu gesellen. Sie fühlten ferner, daß nach dem Tode Thibauts, über welchen Dahlmann urtheilte, er wäre einer von den Wenigen auf unserem vaterländischen Boden gewesen, in dem der Mensch nicht vom großen Gelehrten verdrängt war, etwas Ungewöhnliches geschehen müsse, um den erlittenen Verlust zu ersetzen. Dies Alles sprach für Dahlmann; wie aber, wenn dann vielleicht den Hannoveranern der Besuch der Heidelberger Universität verboten würde? Einer solchen Gefahr durfte Heidelberg nicht ausgesetzt werden. Man ließ daher Dahlmann fallen und berief Kortüm. Rücksichten auf den König von Hannover waren es auch, welche die Bemühungen der Fakultäten in Breslau und Rostock erfolglos machten. Im Mecklenburgischen beschäftigte man sich gerade mit Eisenbahnplänen. „Ohne Hannover glaubte man damit nicht zum Ziele kommen zu können, daher darf der König nicht verletzt werden." So rechtfertigte man die Ablehnung. Als die Freunde und Verehrer Dahlmanns zu drängen nicht abließen, that die Regierung ein Uebriges und ließ durch den mecklenburgischen Bundestagsgesandten in Hannover anfragen, wie Dahlmanns Berufung wohl hier aufgenommen würde. Natürlich lautete die Anwort so grob als möglich, was ausreichte, um den Plan gleich wieder fallen zu lassen.

Während in Deutschland sich vor Dahlmann alle Thüren schlossen, eröffnete sich ihm plötzlich aus der Schweiz eine Aussicht, wieder in die academische Wirksamkeit einzutreten. Sobald durch den Abgang Kortüms die Professur der Geschichte an der Universität

zu Bern erledigt war, richtete (31. Mai 1840) der Rector, Reinhold Schmid, die vertrauliche Frage an Dahlmann, ob er wohl geneigt wäre, einem Rufe nach Bern zu folgen. „Da die Verhältnisse in Deutschland sich für Sie gewiß später ändern werden, dürfen wir kaum hoffen, Sie für immer an unsere Anstalt zu binden. Es würde aber für unsere Hochschule, die an die äußersten Grenzen deutscher Sprache vorgeschoben, die Aufgabe zu haben scheint, durch deutsche Wissenschaft einen wackeren Volksstamm deutscher Sitte und Bildung zu erhalten, um so mehr von Wichtigkeit sein, wenn es gelänge, Sie auch nur für einige Jahre zu gewinnen, als dieselbe gerade jetzt einen neuen Aufschwung hoffen darf, bei dem Ihre Anwesenheit wesentlich fördernd eingreifen würde." Mit gemischter Empfindung hörte Dahlmann diese Kunde. Hier war also das Ende seiner Verbannung, hier die Freiheit und der Wiederbeginn öffentlicher Thätigkeit. Aber um welchen Preis mußte er diese Güter erkaufen! Der warmherzige deutsche Mann sollte dem Vaterlande den Rücken wenden, der eifrige deutsche Politiker auf jeden Antheil an dem öffentlichen Leben Deutschlands, welches gerade jetzt durch den Thronwechsel in Preußen einen neuen Flug zu nehmen schien, fernerhin verzichten. Wohl fand er Rettung aus der gegenwärtigen persönlichen Bedrängniß, aber die Hoffnung und die Wünsche seiner Jugend, die Frucht seiner männlichen Arbeit gingen dem Ansiedler im fremden Lande verloren. Dennoch sagte er ohne Zögerung zu, nur den Vorbehalt machte er, daß er auch die Politik und Staatswirthschaft in den Kreis seiner Vorlesungen aufnehmen dürfe, dagegen zu Vorträgen über die schweizerische Geschichte nicht verpflichtet würde. „Von der Aussicht auf eine friedliche und gedeihliche Wirksamkeit soll es abhängen, wie dauernd die Verbindung sein wird." Nachdem er den schweren Entschluß der Auswanderung gefaßt, konnte er nur wünschen, daß rasch geschehe, was einmal geschehen muß. Er rüstete sich, schon im Herbst seine Wirksamkeit in Bern zu beginnen, wie auch Reinhold Schmid in seinem amtlichen Briefe vorausgesetzt hatte. Nun geschah aber das Unerwartete, daß in Bern plötzlich Alles stumm blieb, trotz seiner Zusage und trotzdem die Zeit drängte, die officielle Vocation nicht erfolgte. Das Gerücht,

Kortüm behage es in Heidelberg nicht, er wolle wieder in sein altes Amt zurückkehren, reichte hin, um den Berner Erziehungsrath zur Verschiebung der ganzen Sache zu vermögen. Erst nach zwei Monaten (13. August) beschloß dieser die förmliche Berufung, welche überdies, da der Erziehungsrath den Wohnort Dahlmanns nicht kannte, und den Brief falsch adressirte, noch viel später in Dahlmanns Hände gelangte. Selbstverständlich war an eine Uebersiedlung noch im Herbste nicht zu denken. Ließ sich aber der nothwendige Aufschub nicht benutzen, um die Gefahr, daß Dahlmann für Deutschland verloren gehen solle, überhaupt zu beseitigen? Die treuen Freunde in Jena und Leipzig hatten die erste Zusage nicht hindern können, weil sie Dahlmann mit der vollendeten Thatsache überrascht; um so eifriger gingen sie jetzt ans Werk. Sie drangen in Dahlmann, daß er die Entscheidung aussetze, und bewirkten auch, daß er sich in der Antwort auf das Berufungsschreiben noch eine kurze Frist erbat. Nachdem er (10. Sept.) dem Erziehungsrathe die unbesiegbaren Hindernisse dargelegt, welche seinem Eintritt in das neue Amt schon im nächsten Winter entgegenstehen, fügte er hinzu: „Auch darf ich nicht verschweigen, daß ich von Gönnern und Freunden mündlich und schriftlich gedrängt werde, meinem Vaterlande doch nicht in zu raschem Unmuthe den Rücken zu kehren. Für meine Person zwar kann ich den mir aus der Ferne gezeigten Aussichten keinen Glauben beimessen; es sind gewisse Richtungen in der Zeit, die erst erfüllt sein müssen, bevor man ihre Verderblichkeit begreift, und diese Zeit scheint für Deutschland noch nicht gekommen. Inzwischen möchte ich bei einer Angelegenheit, welche meine und der Meinigen Zukunft so nahe angeht, mich von jedem Vorwurf der Uebereilung frei halten.“ Der Erziehungsrath gestattete, daß Dahlmann erst am 1. December seine Entscheidung gebe. Die Zeit bis dahin benutzten nun die Freunde zu neuen Schritten, um ihn, wenn möglich, für Deutschland zu erhalten. Abermals schlug ihn die Leipziger philosophische Fakultät an des verstorbenen Pölitz Stelle zum Professor vor. Den Bericht verfaßte der Dekan Hasse, ein loyaler Sachse und streng conservativer Mann, der das höchste Vertrauen der Regierung verdiente und auch besaß. Er bot jede persönliche Bürgschaft, daß

er nichts der Würde und den Interessen des Staates Abträgliches vorschlagen werde. Aber auch Hasse konnte die Anstellung Dahlmanns nicht dringlich genug empfehlen. Es wäre eine Schmach; hieß es in dem Bericht, daß ein Mann wie Dahlmann Deutschland verloren gehen solle. „Das Urtheil der Nachwelt wird es hart finden, daß ein Mann von so seltenen Verdiensten, daß ein Lehrer seiner Wissenschaft, wie es deren wenige gibt, denen gleiche Achtung und Liebe bei ihren Zuhörern entgegenkommt, auf keiner deutschen Universität eine gesicherte Stellung für seine Wirksamkeit erhalten konnte."

Die Antwort des Cultusministers Wietersheim (8. Sept.) zeigte, daß die Regierung noch ihren alten erbärmlichen Standpunkt festhalte. Man verkenne nicht, schrieb der Minister zurück, Dahlmanns literarische Verdienste, auch nicht die Nothwendigkeit, die erledigte Professur der Staatswissenschaften wieder zu besetzen. Es erscheine aber bedenklich, gleichzeitig mehrere der bekannten Sieben Göttinger Professoren nach Leipzig zu ziehen. Da die Regierung bereits Albrecht für deutsches Recht angestellt, so müsse sie von Dahlmann absehen. Die Facultät hielt sich noch nicht für geschlagen. Sie wiederholte (19. Oct.) ihre Bitte und erklärte, nach ihrer Ueberzeugung sei Dahlmann unter allen Lehrern der Staatswissenschaften der ausgezeichnetste, und daher am besten für die erledigte Professur geeignet, doch ohne eine bessere Antwort zu erzielen, als daß der Minister ihr aufgab ruhig zu warten, bis er über den „mündlichen Lehrvortrag" der vorgeschlagenen Personen Erkundigung eingezogen habe. Wer ihm als Autorität dafür galt, ersah man aus dem geflissentlich in Dresden verbreiteten Gerücht, Dahlmann hätte in Göttingen fast gar keinen Beifall gefunden und stets nur wenige Zuhörer gehabt. Noch ein letzter Schritt wurde versucht. Zweihundert der angesehensten Männer Leipzigs traten zusammen und richteten an den König wie an das Staatsministerium Petitionen. Den König baten sie zu erwägen, daß durch Dahlmanns Anstellung ein Theil des der Göttinger Universität früher eigenthümlichen Glanzes auf Leipzig übergehen würde; das Ministerium suchten sie zu überzeugen, daß, nachdem Albrecht doch schon berufen sei, offenbar

kein politischer Grund die Ausschließung Dahlmanns rechtfertigen könne. Eine Deputation überreichte die Bittschrift persönlich in Dresden. Sie fand aber eine ungnädige Aufnahme. Herr von Wietersheim bemerkte achselzuckend, die Bittsteller machen sich von Dahlmanns wissenschaftlichem Werthe eine viel zu große Vorstellung, dieser habe für Leipzig nicht die rechte Qualification, da er kein Technologe sei und die kameralistischen Fächer nicht vorzugsweise treibe. Dabei blieb es. Wahrlich, die Regierungen gaben sich unendlich mehr Mühe, Dahlmann aus Deutschland zu vertreiben, als sie gewöhnlich Kraft anwenden, den gemeinsten gelehrten Handwerker von den Universitäten fern zu halten.

Während Fürsten und Minister zagten und sich furchtsam vor dem Zorn Ernst Augusts verkrochen, handelte der Göttinger Verein muthig und männlich. Die Vermuthung lag nahe, daß Dahlmann auch aus Zartgefühl, um nicht seinen Freunden noch länger lästig zu fallen, sich zu einer Aenderung seiner Lage um jeden Preis entschlossen hätte. Er durfte daher über die wahren Gesinnungen des Göttinger Vereins nicht in Zweifel gelassen werden. Weit entfernt zu ermüden, fand derselbe in Dahlmanns drohender Auswanderung nur einen Sporn zu eifriger Thätigkeit. Im Auftrage und im Namen des Vereins theilte Karl Reimer Dahlmann den Beschluß mit, welcher in der Versammlung vom 19. August gefaßt worden war: „Mit großem Bedauern würden wir Sie unter den dermaligen Verhältnissen Deutschland verlassen sehen und sehr müssen wir wünschen, es möge nicht etwa Ihr Verhältniß zum Verein ein Bestimmungsgrund für Sie werden, den Ruf nach Bern anzunehmen. Der Verein wird auch fernerhin ein Mittelpunkt Ihrer Freunde und Verehrer bleiben." „Es lautet sehr schlicht," schloß Reimer den Brief, „was wir Ihnen sagen, aber ich kann Sie versichern, daß die Gesinnung wärmer ist." Das wußte auch Dahlmann und erkannte es dankbar an; aber sein Entschluß wurde dadurch nicht verändert. Die schnöde Abweisung, welche die Leipziger Petitionen in Dresden erfahren, zeigte ihm, daß er in Deutschland auf keine öffentliche Wirksamkeit hoffen dürfe. Am 1. December erklärte er sich zur Annahme des Rufes nach Bern bereit, am 19. December

erhielt er die Bestallung als Professor der Geschichte an der Berner Universität.

Der Wunsch des Göttinger Vereins, der ausgesprochen hatte, was alle Gebildete in Deutschland empfanden, ging also nicht in Erfüllung, wohl bewährte sich aber seine Versicherung, daß er auch fernerhin der Mittelpunkt der Freunde Dahlmanns bleiben werde. Dieser brachte, indem er dem Rufe nach Bern folgte, große materielle Opfer; sein Gehalt stand tief unter jenem, was er in Göttingen bezogen hatte und erreichte auch nicht die Summe, welche ihm die Liberalität des Göttinger Vereines gesichert hatte. Da trat denn der letztere wieder hilfreich dazwischen. Am Neujahrstage 1841 richtete er an Dahlmann folgendes Schreiben: „Sie haben unsere Bitte in Deutschland zu bleiben, nicht erfüllen können. Damit wenigstens ein fühlbares Band zwischen Ihnen und uns erhalten und der Zweck des Vereins auch wirklich erreicht werde, rechnen wir mit Zuversicht darauf, daß Sie in Zukunft jährlich diejenige Summe von uns annehmen, welche erforderlich ist, um Ihre Besoldung in Bern der in Göttingen gleich zu machen. In einem so bewegten Leben wie das Ihrige vermag Niemand vorauszusehen, was auch nur die nächste Zukunft bringen wird. Sollte es Ihnen wünschenswerth scheinen, ohne von einer Regierung berufen zu werden, nach Deutschland zurückzukehren, so wird auch unser Verein wieder ein Mittelpunkt für Ihre Freunde und Verehrer werden, welche Ihnen Liebe und Dankbarkeit zu beweisen wünschen." Dahlmanns Antwort (6. Jan.) gibt Zeugniß von der düsteren Stimmung und dem furchigen Ernst, welche den vielverfolgten Mann bewegten, zugleich von der Verworfenheit der öffentlichen Zustände in jenen Tagen. Sie durfte nicht durch den Druck verbreitet werden, da die Censur den Göttinger Verein mit besonderem Argwohn überwachte, und kam erst zwanzig Jahre später*) zur Kunde weiterer Kreise. Sie lautet: „Als ich von meinem Göttinger Lehrstuhle vertrieben, zuerst nach Leipzig kam, mit so vieler Zuvorkommenheit und Güte überall empfangen, hegte

---

*) Preußische Jahrb. B. VIII. S. 403.

ich für eine Zeitlang die Hoffnung, es werde den Opfern einer bisher im Vaterlande unerhörten Willkür gestattet sein, der öffentlichen Pflege ihrer Wissenschaft an einer der zahlreichen deutschen Hochschulen, wenn auch in äußerlich unscheinbarer Lage, ferner sich zu widmen. Aber nur zu bald ward man inne, daß die Unheilsstifter, deren Leib und Leben von dem Fortbestande des Werkes ihrer Ungerechtigkeit abhängt, siegreiche Fortschritte mit der Einflüsterung machten, ihre Verbrechen würden durch einen höheren vaterländischen Gesichtspunkt zu Tugenden umgestempelt. Der erste Tritt auf das Haupt der deutschen Demagogie sei durch sie geschehen. Seit diese böse Saat aufkeimte, beschloß ich, mich in die Stille zurückzuziehen, meiner Wissenschaft zu leben, zugleich aber keine Gelegenheit zu versäumen, um die gewaltsam unterdrückte Sache des Rechts in ihr wahres Licht zu setzen. Hierin ist durch vereinigte Bemühung, und zwar ohne alle Verabredung wirklich ein Bedeutendes geschehen; dem Unrecht ist seine unvertilgbare Schande in vollem Maße geworden; das Urtheil der Geschichte wird auch nicht einen Augenblick schwanken. Demungeachtet ist der Sieg factisch dem Unrecht zugefallen, und überall erzählt man sich jetzt in Deutschland, daß ein Volk, dessen rechtmäßige Landesverfassung gewaltthätig vernichtet ist, jeder rechtlichen Hülfe entbehrt, daß ihm nur Unterwerfung oder Gewalt gegen Gewalt übrig bleibt."

„Der ganze Welttheil droht sich jetzt in Gebiete der Volksherrschaft und der absoluten Fürstengewalt zu spalten. Ich nun lebe des Glaubens, daß das deutsche Volk vor allen andern Völkern berufen ist, diese verderblichen Extreme durch Gewissenhaftigkeit und Tiefsinn zu versöhnen: aber denselben Deutschen wohnt leider eine Neigung zur Trennung von Gedanken und That und zu einem, stets die vom Leben abgewandte Seite suchenden Quietismus bei, der uns seit lange an den besten Gütern des Lebens leer ausgehen läßt und unsere wichtigsten Angelegenheiten nur zu häufig den geschäftigen Händen der Schlechtigkeit und Beschränktheit überliefert. Aus einer Mischung von Beiden ist, wie ich nicht anders urtheilen kann, jenes modische Christenthum entsprungen, welches jetzt mit seiner dumpfen Schwüle an die Stelle von Allem dem treten soll,

was früher Einsicht und Redlichkeit und Mannhaftigkeit hieß. So viel darf ich mit voller Wahrheit von mir sagen, daß ich es von jeher für die wichtigste Aufgabe meiner geschichtlichen Studien gehalten habe, den Entwickelungen des Christenthums nachzugehen, aber ich habe nicht gefunden, daß die germanischen Völker durch Annahme dieser Lehre schwachherziger gegen innere und äußere Feinde wurden; sie führten edlere, heiligere Zwecke in ihr Leben ein, aber sie fuhren fort, „in der inneren Freiheit die Bedingung der äußeren zu sehen" und zählten den unerschrockenen Kampf für Beide zu den Christenpflichten. Auch habe ich in den hohen Vorbildern, in welchen sich christliche Tugend am glänzendsten malt, nie die Neigung zu blinder Unterwürfigkeit unter weltliche Gewalt entdecken können, sondern, wenn ja etwas zu tadeln war, weit eher die vorherrschende Richtung, durch rasche That zu bezeugen, daß Gottes Stuhl höher stehe, als der der Könige. Als durch innere Ungerechtigkeit und ungeschickte Leitung, nicht fürwahr durch eine Lust unseres Volkes an Umwälzungen, Deutschland unter die Herrschaft der Franzosen fiel, stärkte sich die Brust der Besten an der Hoffnung, es werde durch treues Beharren in den Tugenden, für deren Uebung die Vorsicht stets ein Feld übrig läßt, der Tag der Befreiung wiederkehren, für die Schlechtesten aber galten Diejenigen, welche den Feinden des Vaterlandes die Hand zu bieten als Pflicht christlicher Unterwerfung predigten. Kaum aber war durch Thaten wunderbarer Aufopferung die Freiheit vom auswärtigen Feinde wiedergewonnen, als auch jene alte unselige Spaltung und Mattherzigkeit unseres Daseins wiederkehrte, und die gefeierten Sprecher des Tages nicht satt wurden zu wiederholen, die Verfassung des Vaterlands sei dem Manne von Wissenschaft gleichgültig und das Christenthum predige nur Gehorsam. Als Heilmittel gegen die Uebel der Zeit stellen sie ein weltliches Pabstthum auf, gegen welches unsere ganze Geschichte laut Zeugniß gibt."

„Darum ist es nicht dieser einzelne Fall, dessen Opfer wir gerade geworden sind, — es hat zu allen Zeiten brutalen Mißbrauch der Gewalt und straflose Laster gegeben — es ist die immer allgemeiner hervortretende Planmäßigkeit, womit das Halten an Ehre

und Recht zu französischem Revolutionsunfug, die lautere Lehre des Christenthums zur Religion der Schurken und Schwachköpfe umgestempelt wird, die dem Manne, der sich keiner verborgenen Weisheit rühmt, der aber die Wahrheiten, die ihn in guten und bösen Stunden aufrecht erhalten haben, gerne fortbekennen und durch seine Lehre verbreiten möchte, seine Bahn verengt und endlich zuschließt. Da ich diese Zeichen der Zeit erkannte und schon vor meinen neuesten Erfahrungen die Anwendung davon auf meine Lage machte, lehnte ich den Ruf an die Berner Hochschule nicht ab, und will (vorausgesetzt, daß gewisse neuerdings in Bezug auf meine dortige Stellung erwachsene Anstände sich beseitigen) ihm folgen, weil die Wirksamkeit im Vaterlande, welchem ich stets treu bleiben werde, mir verschlossen ist."

„Das Schreiben des hochgeehrten Vereins vom 1. d. Mts. überhebt mich aufs Neue beengender Sorgen und gewährt mir, wie auch die nächste Zukunft fallen möge, nach einer Seite hin einen Blick der Beruhigung. Nur zu danken bleibt mir, und das thue ich mit den Meinigen aus vollem Herzen. Ich kann diesen Brief nicht schließen, ohne noch ins Besondere meinen gerührten Dank gegen die Einwohner Leipzigs und seine Universität auszusprechen, welche die giftigen Pfeile der Verläumdung durch das Schild ihres unvergeßlich ehrenvollen Zeugnisses von mir abgewendet haben."

Nach menschlichem Ermessen erschien nun Dahlmanns Wegzug nach der Schweiz unabänderlich. Aber in dieser Sache sollte nun einmal nichts wirklich werden als das Unerwartete. Dem Anstellungspatent folgte die Nachricht auf dem Fuße nach, daß der Regierungsrath die Reiseentschädigung gegen die frühere Abrede auf die Hälfte herabgesetzt habe, und daß, wenn Dahlmann nicht am 1. April an Ort und Stelle sei, sein Gehalt für jeden Tag der Verspätung um acht Francs verkürzt werden solle. Auf seine Beschwerde erhielt er zur Antwort: Zahlreiche Zeitungsartikel, welche fast einstimmig versicherten, er ginge ungern nach Bern und würde hier schwerlich lange bleiben, haben den Regierungsrath bestimmt, ein geringeres Reisegeld zu bewilligen. Als Trost fügte der Rector der Universität hinzu: „Sie dürfen bei der Beurtheilung der hiesigen Verhältnisse

keinen Augenblick vergessen, daß wir in einer Republik mit demokratischer Verfassung leben. Alle Rechtszustände haben bei weitem nicht die Festigkeit wie in den besseren Staaten Deutschlands, denn der launenhafte Demos hält sich, einmal aufgeregt, als Souverain durch nichts gebunden." Gleichzeitig tauchten in Dahlmann andere Bedenken auf. Er hatte Bunsen, welcher die Geschäfte der preußischen Gesandtschaft in Bern leitete, um Auskunft über mannigfache Berner Zustände ersucht. In Bunsens freundlicher Antwort verlieh der Wunsch, Dahlmann in der Nähe zu haben, „eine unvergessene, liebe Bekanntschaft wieder zu erneuern", der Schilderung offenbar einen hellen Farbenton. Trotzdem erschien sie nicht lockend. „Sucht Dahlmann eine Stätte, um von den Bewegungen des Augenblicks ferne zu bleiben, so kann er diese sehr gut in Bern finden", vorausgesetzt, daß er sich von der Politik fern halte. „Das ist allerdings nothwendig. Er wird sonst in den Zeitungen der einen oder andern Partei mit Koth beworfen. Selbst die edelsten Einwirkungen im Politischen dürfen hier, namentlich für den Professor der Geschichte, nur mittelbar sein, d. h. durch die Erhebung des Geistes der Zuhörer zum geschichtlichen Standpunkte und zur Anschauung von Grundsätzen, die über den Nebeldunst der Tagespolitik hinausretten in lichte Höhen." Das war also klar. Auf seine gewohnten Vorlesungen über Politik mußte er verzichten, wollte er mit seinen neuen Mitbürgern in Frieden leben. Aber auch dann erreichte er dieses Ziel nicht. Denn wie er aus dem ihm nachträglich zugesandten Reglement ersah, war er doch verpflichtet, speziell auch über die schweizer Geschichte zu lesen. Wenn er nun auch davon absehen wollte, daß dieses gleichfalls gegen die Abrede war, wie konnte er erwarten, politischen Verwicklungen in solchem Falle zu entgehen? Darüber kam es zum Bruche. Dahlmann, der ohnehin zu den Berner Verhältnissen kein großes Vertrauen hegte und von allen Freunden, nahen und fernen, dauernd gedrängt und gemahnt wurde, doch ja nicht an Deutschland zu verzweifeln, fühlte sich mit Recht durch die Vorgänge im Regierungsrathe beleidigt und für befugt, da in den Bedingungen des Rufes von diesem so wesentliche Veränderungen beliebt wurden, auch seinerseits die Zusage zurückzunehmen.

Er sandte dem Regierungsrathe das Anstellungspatent (16. Januar) zurück und rechtfertigte in einem Schreiben an Reinhold Schmid diesen allerdings auffälligen Schritt in folgender Weise: „Das Reglement von 1834, welches mir Ihr letzter Brief bringt, zeigt mir, daß zu meinen Verpflichtungen der Vortrag spezieller schweizerischer Geschichte gehöre. Dieser Umstand nimmt mir die Hoffnung, mich außer dem Parteikampfe zu halten, denn das Für und Wider künstlich einzuwickeln verstehe ich nicht. Unter diesen Umständen ist mir der Paragraph der Verfassung, der den Behörden das Recht der Abberufung und Einstellung der Beamten gibt, ohne daß den Gerichten eine Einwirkung vorbehalten bleibt, doppelt bedenklich. — Hat der Regierungsrath sich zum Theil durch Zeitungsartikel, für die ich doch nicht kann, bestimmen lassen zu glauben, ich gehe ungern nach Bern, man werde mich nicht lange behalten, und hat das, wie Sie vernommen, zu der niedrigeren Fetzsetzung des Reisegeldes mitgewirkt, so wird er es um so natürlicher finden, daß auf mich die wiederholten Zeitungsartikel und Privatbriefe, die einen der Hochschule drohenden Umsturz ankündigen, ebenfalls einigen Einfluß üben, wenn sie mich gleich nicht bestimmt haben."

„Gott Lob, daß Sie Deutschland erhalten bleiben", hallte es in allen Briefen wieder, welche die Freunde auf die Nachricht von seiner Ablehnung an Dahlmann richteten. Dahlmann selbst, wenn ihn auch seine Handlungsweise nicht reute, fühlte sich doch durch die Rückkehr in das öde Exil gedrückt und blickte mit Sorge in die Zukunft. „Sie werden mir leicht Glauben beimessen," schrieb er (28. Januar) an Wilhelm Grimm, „daß keine Täuschung mit Aussichten mich zum Rücktritt bewogen hat. Fast das Schlimmste in Deutschland ist, daß ich eigentlich gar kein Land zu nennen wüßte, wohin ich gern ginge. An sich ohne Zweifel am liebsten nach Preußen, aber die neue Regierung ist dort durch die Zurückweisung der hannoverschen Beschwerden ganz in die Fußtapfen der alten getreten und ich fürchte, in anderen Dingen wird es nicht besser gehen." Hoffnungsvoller, wenigstens was sein Schicksal betraf, dachten die Freunde. Daß er binnen Jahresfrist werde in Preußen angestellt sein, darauf gingen Heidelberger Verehrer mit Gervinus eine Wette

ein und sogar Eichhorn, der preußische Cultusminister, meinte, wenn Dahlmann nur noch ein Jahr warten würde, könnte sich wohl bald alles zum Besten wenden. Es dauerte zwar noch beinahe zwei Jahre, aber endlich ging doch sein Wunsch und seiner Freunde Hoffnung in Erfüllung.

6. Der Ruf nach Bonn.

Die Todtenstille, welche Jahre lang über den preußischen Staat sich gelagert hatte, schien, seit Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen, endlich einem bewegteren, regen Leben zu weichen. Es herrschte zwar über die Wege und Ziele der neuen Regierung eine große Unklarheit und Niemand wußte sicher anzugeben, was geschehen werde; aber Jedermann war überzeugt, daß die ausgefahrenen Geleise des alten Staatslebens verlassen würden. Mannigfache Veränderungen des Hergebrachten erwartete, auch wer nicht den Aberglauben hegte, in jedem Jahrhundert bilde das vierzigste Jahr Epoche in Preußen. Wie alle Welt, so beobachteten auch Dahlmann und seine Göttinger Schicksalsgenossen die Entwicklung der Dinge mit gespannter Aufmerksamkeit. Noch war ja, was sie zunächst anging, das hannöversche Unrecht ungesühnt, und daß es noch der Vergeltung harrte, wesentlich Preußens Schuld. Denn hätte nicht Preußens Schild Ernst August gedeckt, nimmermehr würde dieser seine trotzige Halsstarrigkeit so weit getrieben haben. Wie wird sich der neue Herrscher zu der Sache stellen? Anspielend auf den ein Jahr vorher erfolgten Tod des dänischen Königs, meinte Jacob Grimm: „Nun ist schon der zweite König gestorben, dessen Nachfolger die bessere Farbe ausspielen und das hannöversche Unheil ersticken helfen könnte.“ Dahlmanns Wünsche gingen noch weiter. Nicht blos jenes besondere Unheil sollte zerstört, sondern auch das allgemeine deutsche Heil, die preußischen Reichsstände, geschaffen werden. Was er acht Jahre vorher in der Rede eines Fürchtenden so eindringlich mahnend ausgesprochen, das hatten die folgenden Ereignisse nur bekräftigt. Seit Preußen die Reichsstände auf unbestimmte Zeit zurückgeschoben, wurde in den Grundeinrichtungen kein Fortschritt ersichtlich.

Die Charaktere sind, wie er richtig vorhergesehen, nur schwächer, die Gesichter andächtiger, die Selbstbelobungen zudringlicher und ausgesponnener geworden. Die Worte des Fürchtenden hatten einer vereinzelten Stimme angehört, jetzt war die gleiche Ueberzeugung in weiten Kreisen verbreitet und, was weit wichtiger war, die Decke, welche bisher den Ausdruck derselben verhindert hatte, erschien gesprengt, in immer hellerem Rufe machten sich die politischen Wünsche vernehmlich. Wenn auch Dahlmann nach seiner persönlichen Lage sich nicht berufen fühlte, den Kampfplatz selbst zu betreten, so blieb doch die Richtung seiner Sympathie durch seine Grundsätze fest bezeichnet. Noch schärfer, das ließ sich mit Gewißheit erwarten, wird sein Tadel klingen, wenn die neue Regierung diese Lebensfrage Deutschlands nicht muthig und richtig löst, als sein Urtheil über die frühere Regierung wegen ihrer Saumseligkeit in der Verfassungssache lautete. Denn diese konnte für sich die Entschuldigung ermatteter Kraft nach außergewöhnlichen Anstrengungen anrufen, und wurde auch von Dahlmann mehr wegen ihrer beschränkten Einsicht, als wegen ihres bösen Willens angeklagt.

Als er am Abend seines Lebens die persönlichen Erinnerungen ammelt e und die Vorarbeiten traf zu einer Schilderung der wichtigsten Ereignisse, an welchen er mitgewirkt, schrieb er über die Zeiten, die der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. vorangegangen, folgende Worte: „Ebenso gewiß wie Friedrich der Große jetzt mit Eisenbahnen fahren würde, ohne daran Anstoß zu nehmen, daß Georg Stephensons Vater ein geringer Arbeiter in einem Kohlenwerke war, ebenso sicher würde er jetzt überzeugt sein, daß es mit der unumschränkten Herrschaft über Europas Völker ein Ende habe, eben so entschieden aber drittens als eine Narrheit die Meinung zurückweisen, daß es eben darum mit der monarchischen Verfassung zu Ende gehe. Unsere Völker sind so unverständig nicht, daß sie, wenn der Grund der Freiheit nur sicher gestellt ist, sich nicht gern einige Procente davon kürzen lassen, um die Sicherstellung der liebenswerthen Eigenschaften zu gewinnen, welche mit der erblichen Monarchie verbunden sind, wenn diese einheitlich, nicht etwa dreiunddreißigstaatlich den Organismus durchdringt."

„Es lag vor allen Dingen nicht in der Art des großen Friedrich, sich als Großmacht zu proclamiren, um kleinmächtige Dinge zu vollbringen. Die Kleinmacht Friedrichs und abermals die Kleinmacht des Preußens der Befreiungskriege stellte sich die größten Aufgaben und vollbrachte ihre Lösung. Dagegen setzte sich der König Friedrich Wilhelm III., dem sonst alle Ehre bleibe, viel zu früh zur Ruhe und überließ gar Vieles der innerlich vegetirenden Andacht, was von Königs wegen durch die äußere Andacht der That rasch hätte fertig geschmiedet werden müssen. Die vaterländischen Gluten waren damals in Fülle da und bedurften nur der ernsten und entschlossenen Leitung zum Ziele, am allerwenigsten durften sie erstickt werden."

Ueberschwängliche Hoffnungen knüpft Dahlmann an den Regierungswechsel nicht. Vom neuen Könige meint er, daß er „wahrscheinlich guten Willen, aber schwerlich die Kraft haben werde, seine Neigungen zu einer richtigen, folgerechten Ansicht zusammenzufassen", und an Hegewisch schrieb er: „Der König hat offenbar viel Gemüth und Herzlichkeit, aber die Ganzheit und Gediegenheit der Ansicht fehlt, die in eines Mächtigen Brust gelegt, auf einen Schlag die Welt gestalten könnte." Den idealen Sinn und den flammenden Geist Friedrich Wilhelms IV. erkannte er freudig an. Die Wiederanstellung Ernst Moritz Arndts, die Berufung des Generals Boyen in den Staatsdienst, die Amnestie welche Hunderten von jungen Männern, den Opfern der rohesten Verfolgungssucht, das Licht der Sonne wieder schenkte, sah er als eben so viele Zeichen an, daß von nun an „keinen Grund der Verdächtigung abgeben solle, wenn Einer seinen Unglauben an die längere Zuträglichkeit unumschränkter Regierung in Preußen und Deutschland bekennt." Dem braven Arndt eilt er seine Glückwünsche zu senden, worauf ihn der lebensvolle Alte (24. August) mit folgender Antwort bedachte: „Freude hat mir meine kleine Weltbegebenheit allerdings gemacht, weil ich in ihr andere Hoffnungen zu erblicken glaube, in Hinsicht des Fürsten, der einst Niebuhrs Zögling war. Wolle Gott einen Theil davon erfüllen! Denn wir bedürfen in Deutschland etwas zur Erquickung und Stärkung der Geister, welche durch das Blei, worunter feige und dumme Helfershelfer fremder Hinterlisten sie

zwanzig Jahre hindurch zerpreßt haben, wahrlich einiger Mauserung und Lüftung warten. Für mich freilich ist dies um ein halbes Menschenalter zu spät gekommen; ich habe meine siebenzig Jahre auf dem Nacken und fange an die Mattigkeiten des Alters zu fühlen, wenn ich auch noch nicht alle Eitelkeiten, Dürrheiten und Geschwätzigkeiten habe, unter welchen es auch oft erliegt. Ich bin der Jugend mehr monstri et portenti instar, als daß meine Worte noch Blitze für sie haben könnten. Möchte doch Männern von Ihrer Kraft und Art sich recht bald wieder eine würdige Bahn öffnen."

Bei aller Freude über einzelne Ereignisse sah aber Dahlmann ein, daß nicht durch vereinzelte Handlungen, sondern nur durch die Aenderung des ganzen Systems Großes erreicht werden könne. „Wenn der König," bemerkte er bei Gelegenheit der Wiederanstellung Arndts in einem Briefe an Gervinus, „sowie er von A angefangen hat, von A bis Z wieder gutzumachen fortfährt, was Preußen in den letzten Jahren an sich selbst und Deutschland gesündigt hat, so hat er lange Zeit vollauf zu thun." Und selbst bei den einzelnen Handlungen ließ sich die Folgerichtigkeit nicht beloben. Nicht selten sprachen sich in unmittelbar aufeinanderfolgenden Maßregeln entgegengesetzte Richtungen aus, und wer heute über die Ziele der Regierung volle Klarheit zu besitzen glaubte, mußte morgen sein Grübeln und Rathen von neuem beginnen. Solche Halbheiten und Widersprüche, wie wenn das frühere Regiment unbedingt gepriesen und doch eine Ungerechtigkeit nach der andern aufgedeckt und gutgemacht wurde, weckten eine um so heftigere Verstimmung, als nun einmal mannigfache Hoffnungen belebt und große Erwartungen angeregt waren. Von diesem Wechsel der Empfindungen, von dem gemischten Eindrucke, den die Vorgänge in Preußen hervorriefen, legt auch Dahlmanns Briefwechsel ein deutliches Zeugniß ab. So schrieb er (28. Juli) an Hegewisch: „Man wird in Berlin schwer von den Personen lassen und auf Einrichtungen etwas bauen wollen. Immer erfreulich, wenn Albert Eichhorns Ministerthum sich bestätigt; er wird zwar auch, fürchte ich, nicht heraussagen, was er denkt oder mindestens gedacht hat, manchen dürren Zweig, z. B. die Provinzialstände pflegen, aber es ist doch eine Möglichkeit gegeben. Am bedenklichsten

wird es werden, wenn eine Lüftung der Censurfesseln versucht wird. Da wird schnell auf Reichsstände wieder die Rede kommen und dann ist Rhodus da. Censurfreiheit für Professoren und Akademiker! Wird dann nicht der Adel als Vorrecht seines Geschlechtes sie in Anspruch nehmen? Man muß sie den Leuten auf dem Todtenbette als letzte Oelung ertheilen, um sicher zu gehen."

Als Freund Hegewisch diesen Brief, der so geringen Muth zur Besserung der preußischen Zustände zeigte, empfing, hatte er bereits längst einen Plan gefaßt, von welchem er in seiner enthusiastischen Weise meinte, daß dadurch alle Schwierigkeiten beseitigt würden. Kein besseres Mittel kannte er, eine gründliche Reform in Preußen anzubahnen, als die Berufung Dahlmanns in den Dienst des Königs, und dafür suchte er auch nach Kräften zu wirken.

Dahlmann und Jacob Grimm hatten im Juni das Guttenbergfest mit Hirzel und Reimer in Leipzig gefeiert und waren guter Dinge nach Jena zurückgekehrt, wo Grimm noch einige Tage Dahlmanns Gastfreundschaft genoß, als sie von folgendem Briefe (30. Juni) Bettina's von Armin überrascht wurden, der zwar an Jacob Grimm gerichtet, aber für Dahlmann bestimmt war: „Hegewisch aus Kiel war bei mir, gerade wie der König im Sterben lag; er war voll tiefer Betrübniß, daß es ihm nicht gelinge, einen Menschen zu finden, der sich so weit für Dahlmann interessire, um den Kronprinzen aufzufordern den Dahlmann persönlich zu sprechen, denn der habe ihm gewiß die interessantesten Dinge mitzutheilen, von denen der Kronprinz keine Ahnung habe und die ihm, dem Kronprinzen, sehr wichtig sein würden. Ich bin gar nicht verhindert, dies dem jetzigen Könige zu sagen und Dahlmann wird es auch leicht werden aufrichtig zu sprechen, denn der neue König weiß und will das reinste Vertrauen befördern. Wenn es also Dahlmanns Wunsch ist und er sich mit dem, was ihm wichtig ist mitzutheilen, ausgerüstet hat, so soll er nur schreiben und ich werde es dem Könige zu passender Zeit mittheilen und mag daraus entstehen was will, so hat er nichts dabei zu befahren. Hegewisch hat mir auch vor wenigen Tagen von Kiel aus geschrieben über diese Angelegenheit und zwar mit sehr eindringlichen ernsten Worten, er scheint mir ein

aufrichtiger Freund zu sein, aber ich kann dies Ersuchen nicht eher anbringen, bis ich von Dahlmann direkt seine Wünsche ausgesprochen habe."

Man kann sich wohl Dahlmanns Staunen bei diesen unerwarteten Mittheilungen denken. Nichts lag ihm ferner, als seine Persönlichkeit in den Vordergrund zu stellen, auch besaß er Selbsterkenntniß genug, um zu wissen, daß seiner schweigsamen spröden Natur die Rolle einer Egeria bei einem geistreichen Fürsten schlecht zustehen würde. Er eilte daher, sich aus der Verlegenheit zu befreien, in welche ihn Hegewisch gestürzt hatte. Er schrieb (6. Juli) an Bettina:

„Lassen Sie mich auf Ihre Verzeihung rechnen, gnädige Frau, indem ich auf Ihren Brief an Jacob Grimm, der eben hier ist, die Feder ergreife und an Sie schreibe. Es gilt den Folgen zuvorzukommen, die der gewiß gut gemeinte Eifer eines Freundes möglicherweise haben könnte."

„Mir ist nicht bewußt, daß ich dem Könige, wenn er mich hören wollte, etwas irgend scharfsinniges zu sagen hätte. Meine Ueberzeugungen haben höchstens das Verdienst der Einfachheit und würden in der Nähe des Throns viel zu herbe lauten. In Wahrheit, ich fürchte, daß das Jahr 1806 zweimal in der preußischen Geschichte vorkommen wird, denn ich sehe dieselbe nimmer müde Selbstbewunderung, die vom lebendigen Glauben verlassen ist. Als der vielgeprüfte, jetzt verstorbene König seinem treuen Volke Reichsstände zusagte, da war er ein ächter Gläubiger, bereit das deutsche Leben auf einen höhern Fuß zu bringen. Seit man seinen schlichten Sinn von der Erfüllung dieses königlichen Worts ablenkte und die Erfindung des berliner Christenthums machte, ist die Bahn der wahren Ehre und Treue mit gleißenden Redensarten zugedeckt, bis man am Ende zu von Rochowschen Briefen und der Unterstützung des Herrn von Schele gerathen ist. Diese Dinge sind schlimmer als eine zweite Schlacht hier bei Jena."

„So gewiß ich von der großen Bestimmung Preußens durchdrungen bin, ebenso gewiß kann ich mir von meinem Tadel der jetzigen Stellung dieses Staates keinen Tüttel abdingen lassen. Aber

eben darum, wie könnte ich nur ohne die äußerste Verblendung mit meiner schlichten Meinung durchzudringen hoffen? Für die seltenen Eigenschaften des neuen Herrschers sprechen große Zeugnisse, allein es müßten sich die Wunder des Jahres 1740 erneuern, wenn man eine gänzliche Verlassung des bisherigen Systems glauben soll. Mit ein wenig Schnitzarbeit zur Zustutzung ists nicht gethan."

Wenn Dahlmann die Sache mit seiner schlichten Ablehnung für abgethan hielt, so hatte er offenbar das Bild, das Jacob Grimm von Bettina gebrauchte, vergessen. „Sie ist ein überlaufender Brunnen, der sich und Andere nicht zu beruhigen weiß." Bettina lebte sich von Stunde zu Stunde in den Plan, den Hegewisch angedeutet, immer mehr hinein, sie malte sich gleich mit ihrer stets geschäftigen Phantasie den Erfolg in den glänzendsten Farben aus und beschloß ein Verhältniß, welches ihr der Zufall in die Hände gespielt hatte, selbstständig weiterzuspinnen. „Oranie Boven," begann sie (13. Juli) einen an Jacob Grimm und Dahlmann gerichteten Brief, der zunächst von der sicheren Berufung der Brüder Grimm berichtete — Humboldt hatte die Kunde der Frau von Savigny, diese schleunigst Bettinen mitgetheilt — dann aber an Dahlmann sich unmittelbar wandte. „Was soll ich zu dem lieben Dahlmann seinem Briefe sagen? Er hat mich unendlich gefreut; er frägt, ob sich die Wunder von 1740 erneuern werden? — Ja! Man hat zum wenigsten die Zauberkreise schon gezogen und das Wunder muß vor sich gehen oder der Gott müßte seinen eigenen Beschwörungen untreu geworden sein. Und daß der Zauberer den eigenen Kräften diese Wunder zu danken haben will, wer kann es ihm verargen? Die lang zurückgehaltene Frühlingskraft bricht plötzlich mit Macht hervor. Als er vollkommene Amnestie aller politischen Umtriebe in Gegenwart seiner Minister aussprach, da meinte der Justizminister, das werde doch so unbedingt nicht geschehen können. Da sagte der König: Es geht Sie nichts an; die Gnade ist mein Vorrecht. Dann sagte er wieder mit Bezug hierauf: Es hat schon genug Ungerechtigkeiten gekostet, diese Untersuchungen zu betreiben und will man die Wahrheit mit Lügen herausbringen, da wird man allemal angeführt. Ich gönne es ihm also, daß er selber seines Volkes Vertreter bei sich sein will,

und wenn er erst ganz aufgeräumt haben wird, daß die Reichsstände nichts mehr und besser einzurichten finden dürften, dann wird er vielleicht auch diesem Bedürfniß gestatten, sich geltend zu machen."

Dahlmann glaubte in einem harmlosen Briefwechsel mit einer geistreichen Frau zu stehen, der zwar das nothwendige Maß, die Dinge zu fassen und zu halten, abgeht, deren mächtig empfindende Seele aber nach allen Seiten hinstreift und neben vielem Falschen auch viel Wahres schaut. Ihn hatte der Umgang mit ihr schon in Göttingen gefesselt, und diesen schriftlich fortzusetzen erschien ihm anziehend genug. Er entschloß sich daher, auf Bettinas Brief (19. Juli) zu antworten, „ihr einleuchtend zu machen, daß die Reichsstände in Preußen kein accidens, sondern conditio sine qua non einer gründlichen Besserung sind."

„Ihr Brief, gnädige Frau, der heute den Rückweg von Cassel zu mir gemacht hat und an den ich mir durch Ihre Güte ein Anrecht beimessen darf, hat mich mit Dank erfüllt. Gern will ich an die wohlthätigen Strahlen glauben, welche die neu aufgehende Sonne in unsere vaterländische Nacht werfen wird. An einer Stelle vermag ich Ihnen nicht beizutreten. Lassen Sie mich Ihnen ganz pedantisch ein halb Dutzend Gründe aufzählen, warum ich nicht der Meinung sein kann, daß die Reichsstände in Preußen ferner bis in eine zweifelhafte Zukunft aufgeschoben werden dürfen."

„Erstens. Die absoluten Mächte werden im Verein mit dem Heer aller derjenigen, die in und außerhalb Preußen ihren Einfluß ferner ihrer Mittelmäßigkeit verdanken möchten, einen zweifelnden Willen bald überwältigen."

„Zweitens. Der neue König wird die schimpflichsten Banden der Presse lösen wollen. Sobald er das aber thut, wacht auch diese Frage wieder auf. Dann bleibt nur harte Zurückweisung in neue Bande oder Gewährung übrig. Wir werden Rückschritte erleben, ehe es zu Vorschritten gekommen ist."

„Drittens. Es ist eine Fabel, womit jetzt freilich auch erwachsene Männer sich einwiegen, daß eine gute Verwaltung bestehen könne ohne ein gewisses Maaß von Verfassungsrechten. Die ganze Geschichte zeigt das Gegentheil. Die Einrichtungen des Ministers von

Stein, die den Weg zur Größe dreist einschlugen, sind als eine schwere Last von seinen Nachfolgern empfunden worden, seit man keine Reichsstände mehr wollte, und haben keine Früchte getragen."

„Viertens. Was die Regierung ihrem eigenen Volke versagt, wird sie in den deutschen Bundesstaaten zu unterdrücken fortfahren. Aehnliche Ungerechtigkeiten, wie die himmelschreienden in der hannöverschen Sache kürzlich begangenen, werden sich wiederholen. Wahrscheinlich hat kein Berliner den Muth, das auch nur zu denken, dennoch ist es wahr: diese Heillosigkeit hat den Bundestag in der öffentlichen Meinung zu Grunde gerichtet und Preußen im ganzen Deutschland verhaßt gemacht."

„Fünftens. Der Religionsstreit, einmal angefacht, wird ohne Reichsstände immer fortwuchern. Reichsstände würden die Besonnenen beider Kirchen zu der lebendigen Ueberzeugung vereinigen, daß dem Staate sein Recht widerfahren müsse, damit die Religion im Volk gedeihen könne."

„Sechstens. Es geht über die Kräfte auch des bestbegabten Königs, die rechten Männer für seine wohlthätigen Zwecke zu finden, wenn er nicht die öffentliche Meinung zu Hülfe nimmt, die in keinem Staate der Gnaden Wurzel schlägt; er ist Altersschwächen, die wie Rost am Eisen nagen, ist dem gleichen Lose der Sterblichkeit unterworfen. Er vermag seinen Nachfolger nicht anders zu beschränken als durch Einrichtungen, deren bindender Kraft er sich selber unterwirft. Pusillanimität hat lange genug für höhere Weisheit gegolten. Der große Zollverein zeigt daß das Zeitalter, wenn es gilt, auch die Kraft zu schaffen besitzt und daß große Einrichtungen die Menschen hervorbringen, die den Einrichtungen gewachsen sind."

„Die wahre Freiheit der falschen entgegen zu setzen ist das einzige Mittel gegen revolutionäre Richtungen, die weder durch Härte zu besiegen, noch durch politischen Quietismus einzuschläfern sind."

Schon nach wenigen Tagen kam ein neuer Brief Bettinas, vier große Quartblätter, ihr Inhalt — ein „Märchen, womit sich gern Kinder unterhalten."

Sie erzählte Dahlmann, daß sie schon eine geraume Zeit her in Gedanken Land und Leute regiere. „Obschon ich mich nicht um

Politik kümmere, so habe ich doch Fürst und Reichsstände vertretend, jede Frage der Zeit in meiner Weise gelöst, gleichsam wie einer mit sich selber Schach spielt, und das Resultat dieser innerlichen Uebungen ist: Ein guter König muß sich selber überall Schach bieten. Mit gleichen Füßen auf den Thron zu springen und da fortzufahren, wo ich's im Traum gelassen habe, würde mich nicht verlegen machen, so sehr bin ich von dem glücklichen Ergebniß meines Kinderspiels überzeugt, was der ganzen Welt zugleich Schach bietet. Man würde mich den großen König nennen, was wär' mir daran gelegen?" Bettina that nun nicht, was man nach diesem Eingang füglich erwarten durfte. Sie hellte weder des Orakels dunkeln Sinn auf, noch sprang sie mit beiden Füßen auf den wirklichen Thron, wohl aber in einen andern Gedankenkreis. „Ich habe dem Minister Altenstein zuweilen ihm höchst unwürsch Scheinendes zum Besten des Staates vorgeschlagen, unter anderem: man solle die Minister alle auf halbe Pension setzen und für die Hälfte die verfolgten und vertriebenen Demagogen als solche anstellen. Altenstein meinte, es wäre Spaß, es war aber mein Ernst; riskirt war auf jeden Fall nichts dabei, denn konnte der Staat, einem alten Rhabarberfungirenden Staats- und Hofkarikaturengeschlecht unterworfen, ächzen und krächzen, so wüßte ich nicht, was eingreifender in die Uebel der Zeit gewesen sein möchte, als durch Reaction eines so aufgeregten, für alles Hohe Blut und Leben einsetzenden Geschlechtes als das der Demagogen, der Schnellkraft der Electricität des Staates wieder aufzuhelfen. Bei so extravaganten Vorschlägen hab' ich immer einen Vortheil, nämlich daß den Anderen vor Verwunderung über die scheinbare Absurdität derselben der Verstand still steht." Aber Altenstein fand doch noch den Verstand zu der Gegenrede: der Staat darf sich kein Dementi geben. Da braust sie auf. „Was Teufel! Soll ich, so spricht sie im Namen ihres Traumkönigs, von dem alle Macht ausgehen muß, der alle Lügenknoten entwirren muß, alles Gegenstrebende sanft bändigend mit sich vereinen soll, der alle Vorurtheile von Jahrtausenden her mit mächtigem Zauberschlage verlöschen soll, soll ich der einzige sein, der nicht irren darf? Lach' nur, albernes Volk, meinen Irrthümern, dein Schall ist mir gleich summenden Mücken vor meinem

Ohr, der Wahrheit Stimme jagt Euch von Windesbrausen mir aus dem Weg, die Ihr bethört seid von Hoffart und Wahn der Unfehlbarkeit. Ich will mich geirrt haben, würde ich als König sagen zu jenen Versammelten im Rathe, die auf Mittel und Wege sinnen, dem Widerruf zu entgehen, das Mißrathen zu verbergen, das Unrecht zu beschönigen, das Vergebliche zu leugnen. — Ja das Volk! mach' es zu deinem Priester, lieber König, laß es dich Beicht hören, es wird dir den Ablaß nicht versagen, es wird des Segens Kraft auf dich herabbeten, denn es ist der rechte Beichtvater, begabt, das was es dir gebunden lässet, das wird gebunden sein vor Gott, was es dir lösen wird, das wird vor Gott gelöst sein. Was heißt König? wenn es nicht heißt: der Kühne, der mächtig genug ist der Vertreter zu sein aller Schuld seines Volkes vor Gott, das ist die elektrische Wirkung, die von dir auf es übergeht, daß es in dir den Befreier erkenne, den Vertreter seines Handels und Wandels. O so tritt auf mit mächtigen Schultern, nimm's auf dich so lange, bis sie auf ebenem Pfade der Wahrheit gehen lernen, dann werden sie dir trauen, dann werden sie deiner Stimme folgen und dann wird es auch ihnen kein Spott mehr sein, dein Weisheitsbekenntniß: Ich habe geirrt."

„Poetisch meine Politik in Preußen anzubringen, verstehe ich nicht," meinte Dahlmann, nachdem er die Epistel zu Ende gelesen, „und meine Prosa versteht man nicht." Oder wollte man sie nicht verstehen? Dieser Verdacht, gleich anfangs rege, weil er seine ehrliche Ansicht so deutlich niedergeschrieben, sogar paragraphenweise abgetheilt hatte, daß ein Mißverständniß gar nicht denkbar war, wurde bald durch einen Brief Bettinas an Wilhelm Grimm bestätigt, in welchem sie ihre diplomatischen Listen offen bekannte. „Von Dahlmann habe ich zwei schöne Briefe erhalten, voll unbefangener Wahrheit, ich hab' geantwortet, scheinbar extravagant, ich wollte ihm dadurch Gelegenheit geben seine gemäßigten Ansichten auszusprechen über Staat und Politik und denen gegenüber meine ungemessenen Forderungen an die Großmuth und die Selbstverleugnung eines Königs ins Licht stellen. Diese Correspondenz hoffte ich rasch genug zu befördern, um nach kurzer Zeit einen Cyclus von Briefen dem König darzulegen, der ihm volles Licht über Dahlmanns Charakter

gäbe, und über alles Listgewebe hinaus so der Wahrheit einen Weg bahnen um mich selber von allem eigenmächtigen Einwirken frei zu halten. So konnte der König durch eigene Ueberzeugung sich und Eueren Freund prüfen. Allein so eifrig ich Dahlmanns Antwort entgegen sah, ich habe keine erhalten. Was mag Schuld sein? hat er meinen Brief nicht erhalten, so ist er aufgefangen und könnte allerdings als ein merkwürdiges Actenstück tollkühner Ansichten gelten, die verrätherisch zu nennen kein Staatsphilister sich entblöden würde. Hat Dahlmann aber selbst aus hypochondrischen Ansichten mir nicht geantwortet, so thuts mir leid. Ich kann nicht umhin zu glauben, daß der König mich und ihn begriffen haben würde, denn ich traue seinem Geiste Fruchtbarkeit zu, für alles, was die Philister als Unkraut ausrotten. Hierzu gehört freilich auch der Wind, der den Samen beflügle und ihm zuwehe. Wie es auch sei, ich habe vor meiner Abreise Dahlmanns beide Briefe nebst meiner demagogischen Epistel dem König zugeschickt; er muß es auf seiner Rückkehr von Königsberg im letzten Nachtlager vor Berlin erhalten haben. Vielleicht hat es gerade in und um ihn geschwärmt, als daß er es berücksichtigte, doch hoffe ich auf seinen Witz und seine Laune: diese zwei Siegesboten seiner höhern Natur überlisten ihn manchmal."

Wenn Dahlmann nicht schon selbständig den Entschluß gefaßt hätte, einen Briefwechsel abzubrechen, der ihn nothwendig von den natürlichen Geleisen entfernte, so würde ihn die Kunde, wie Frau Bettina mit seinen Briefen schalte, dazu bestimmt haben. Rollen spielen, Unbefangenheit heucheln, war seine Sache nicht. Sowohl die Mahnungen von Hegewisch, den Ton der Briefe vorsichtig zu fassen, nicht katonisch streng sich auszusprechen, wie die Warnungen von Gervinus, Bettinen nicht zu großes Vertrauen zu schenken, da solche poetische Charactere unberechenbar sind, fanden ihn Bettinen gegenüber schon verstummt. Und selbst die wenigen Worte, die er gesprochen, reueten ihn, da sie Veranlassung gaben zu mannichfachen falschen Gerüchten, die ihn und seine Freunde in der nächstfolgenden Zeit plagten, sogar seine gute Sache zu schädigen drohten. Er zählte in Berlin der Gönner und Förderer gar viele, und ohne Zweifel mein'e es Jeder derselben redlich; aber weil das Ministerium nicht

die Einsicht und den Muth besaß, den geraden Weg einzuschlagen und zu thun, was seines Amtes war, weil über seinen Kopf weg, auf Umwegen und Privatwegen die günstige Entscheidung für Dahlmann gesucht werden mußte, so kam es zu zahlreichen Mißverständnissen, Irrungen, selbst Zwischenträgereien, den gewöhnlichen Folgen der Vielgeschäftigkeit, die Dahlmann peinlich berührten und seine ungewisse Lage noch steigerten. Neben Frau von Arnim nahm sich Alexander von Humboldt der Göttinger Sieben am lebhaftesten an und war für die Berufung einzelner derselben in den preußischen Staatsdienst eifrig thätig. Sowohl Bettina wie Humboldt besaßen eine zahlreiche Clientele, eifersüchtig auf die Macht des Patrons, neidisch auf jeden anderen Einfluß, zu Uebertreibungen in Lob und Tadel gern bereit, vielgeschäftig und gerade dadurch jede wahre Thätigkeit hemmend. Aus diesen Kreisen heraus empfing Dahlmann die widersprechendsten Nachrichten, jede mit der Versicherung, sie sei unmittelbar aus den Quellen geschöpft, begleitet. Da sollte Dahlmann jeden Ruf nach Preußen in den Briefen an Bettina zurückgewiesen und diese dann Humboldt davon Mittheilung gemacht haben, welcher nun nicht wisse, ob er sich noch ferner für Dahlmann einsetzen solle. Humboldts Freunde klagten, daß Bettinas Eifer nur allein auf die Berufung der Brüder Grimm gerichtet sei; die Verehrer Bettina's behaupteten wieder, daß nur sie den Gedanken an den Eintritt Dahlmanns in die Dienste Preußens mit Ernst, ja mit Begeisterung gefaßt habe. Dieses Geklatsch hatte einen überaus seichten Grund. Nur Verläumdung konnte von einem falschen Spiele sprechen,*) und wenn Dahlmann gerade jetzt wieder eine Zurückweisung erfuhr, der Antrag der Breslauer Facultät auf seine Be-

*) Alle gegen Bettina vorgebrachten Beschuldigungen wies Dahlmann stets beharrlich von sich und bewahrte der geistreichen Frau dauernd eine ritterliche Neigung. Desto tiefer wurzelte sich bei ihm ein Mißtrauen gegen Alexander von Humboldt ein, den er für seinen heimlichen Widersacher ansah und dessen Mitwirkung an den Bemühungen, Dahlmann für Berlin zu gewinnen, er entschieden bestritt. Daß Dahlmann sich irrte, sieht man aus den Briefen Humboldts an Bunsen (Briefe A. v. H. an B. Leipzig 1869, S. 47) und an Varnhagen von Ense (Briefe A. v. H. an V. Leipzig 1861, S. 77). Bezeichnend für die Persönlichkeiten bleibt es, daß Varnhagen in der Abschrift des Humboldtschen Briefes,

rufung ohne Antwort blieb, so trug die Schuld daran einzig und allein die noch nicht überwundene Scheu vor Ernst August. Aber hart war es doch, daß mit Dahlmanns Schicksal sich gleichsam die private Mildthätigkeit vergnügen wollte und seine Einschmuggelung nach Preußen als verdienstliches Werk galt. Das Ende mehrwöchentlicher Unruhe und vielfacher Zerrung des Gemüthes war die Ueberzeugung, daß vorläufig nichts von der preußischen Regierung zu hoffen sei.

Blieb auch der eigene Himmel noch bewölkt, so gewährte es doch Trost, daß wenigstens am Horizonte der Freunde die Sonne emporstieg. Was für Dahlmann zu erreichen nicht gelungen war, das wurde für die Brüder Grimm, auf welchen der Haß des hannöverschen Königs nicht so unmittelbar und persönlich lastete, glücklich erzielt. Sie empfingen im November 1840 den Ruf nach Berlin unter ehrenvollen und liberalen Bedingungen. Der König legte ihnen keine beengenden Verpflichtungen auf, sondern wollte sie, wie der Minister Eichhorn schrieb, in den Stand setzen, ihren Arbeiten und namentlich dem unternommenen Wörterbuche in sorgenfreier Muße obzuliegen. Auf die erste Kunde begrüßt sogleich Dahlmann (10. Nov.) die Freunde auf das herzlichste: „Gottlob, endlich doch einmal etwas von reiner ungemischter Freude. Wir sind alle voll davon und unsere Freunde hier, Kieser, Schwarz, Hase, Göttling wetteifern mit unserer Freude. Daß die Sache geschehen werde, habe ich stets geglaubt und noch gestern morgen mit unserem Hermann davon gesprochen, daß er, wenn Grimms zu Ostern nach Berlin kämen, auch dorthin zum Studiren solle. Ich werde dann überhaupt auch versuchen, ihn, der ja ganz heimatlos geworden ist, künftig in Preußen unterzubringen. Und dabei wird es dann auch wohl bleiben und gewiß geben Sie Beide Ihr Ja dazu. Jetzt aber ist es denn doch eine ganz andere Sache, da sich was nur Hoffnung war, jetzt erfüllt hat und in jeder Weise so ehrenwerth. Ich denke

---

die er an Bettina schickt, sich große Freiheiten erlaubte, nicht blos Humboldts Sticheleien auf Bettinen und die Grimms ausließ, sondern auch den Satz: „Für Dahlmann blieb nur wenig Hoffnung" strich. Etwas Diplomatie mußte man in jenen Kreisen doch immer treiben.

mir doch, daß Sie sich in Berlin um so besser finden werden, als Sie zunächst sich völliger Unbefangenheit erfreuen und niemanden in den Weg treten. Mit mir wäre das schon anders, wenn man mich an die Universität dort beriefe, wonach ich nie den Wunsch gehegt habe, bis heute Morgen. Denn wenn ich mir für die Zukunft ein Zusammenleben ausdenke, so verschwinden mir die Uebel jeder großen und Residenzstadt und die besondern gerade dieser. Brauchen sollte man mich, dächte ich, wohl können, wenn vom Staate künftig gelehrt werden darf, und in manchen Theilen der Geschichte dächte ich meinen Mann wohl stehen zu können."

Ebenso kräftig wie in Dahlmann lebte in den Brüdern Grimm die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung mit dem erprobten Freunde; das Schwinden dieser Aussicht zog einen schwarzen Strich durch das Bild, welches sie von ihrer Zukunft sich gemacht hatten. „Wenn ich daran denke," antwortete (15. Nov.) Wilhelm, „daß vor uns andern allen Sie zuerst sich der Anerkennung der Regierungen hätten erfreuen müssen, so empfinde ich die Härte und Ungerechtigkeit gegen Sie doppelt. Als Wolff unter den schwersten Anschuldigungen Halle verließ, scheute sich der kleine Landgraf von Hessen damals nicht, ihn gleich in Marburg aufzunehmen, und wäre es wohl jemanden damals eingefallen zu behaupten, man habe erst anfragen müssen, ob man es erlaube? Das ist der Fortschritt der Zeit und soll das monarchische Prinzip sichern." Und Jacob fügte hinzu: „daß man Sie verschmäht, den man vor allen andern ehren sollte, legt einen Stachel in unsere Freude, die eben darum keine rechte Freude ist. Mit wie viel größerem Vertrauen und Liebe zu dem neuen Könige wäre ich nach Berlin gegangen, wenn er den kleinen und ihn nichts kostenden Muth gegen seinen leidigen Verwandten bewiesen hätte."

In der ganzen langen Zeit der Verbannung erschien Dahlmanns Lage niemals so drückend wie in den Wintermonaten 1840 als er den Ruf nach der Schweiz zurückgegeben hatte, jeder Versuch, ihm eine öffentliche Wirksamkeit im Vaterlande wieder zu schaffen erfolglos blieb. Aber gerade jetzt begann sich eine bessere Wendung der Dinge vorzubereiten. Seine Schicksalsgenossen hatten fast alle eine feste Stellung wieder gewonnen; wie die würtembergische und

sächsische Regierung schon früher, so hob durch die Berufung der Brüder Grimm das preußische Ministerium den Bann auf, der auf den „Sieben" gelastet hatte. Nun konnte doch nicht mehr von einer grundsätzlichen Ausschließung der Sieben von öffentlichen Aemtern die Rede sein oder die Furcht vor dem hannöverschen Fürsten als Vorwand gebraucht werden. Es mußte als ein Fortschritt gelten, daß Dahlmann gegenüber jetzt andere Gründe vorgebracht wurden, welche die Fortdauer seiner Ungnade erklären sollten. Noch im December 1840 vernahm Jacob Grimm aus königlichem Munde: Die Rücksichten, die man auf Ernst August nehmen müsse, verböten Dahlmanns Anstellung. Wenige Wochen später versicherte Minister Eichhorn in einem Gespräche mit Karl Reimer: Nichts sei irriger, als daß Dahlmann noch von Hannover her verfolgt werde oder sein Verhalten in Göttingen die Schuld an der Fortdauer seines Exils trage. Sein Werth und seine Bedeutung seien in Preußen und überall anerkannt, nichts stehe seiner Anstellung im Wege als das Tübinger Gutachten, zu dem er eine Vorrede geschrieben. Dieses anstößige Buch habe die kleinen Höfe in Schrecken versetzt, man habe sich aus diesem Anlasse viel mit Dahlmann beschäftigt, seine Zustimmung zu dem Tübinger Gutachten unbegreiflich gefunden, da sie aber einmal vorliege, müsse Dahlmann auch die Folgen davon tragen. Uebrigens stünde Dahlmann in so großer Achtung, daß er — der Minister — überzeugt sei, in einem Jahre würde sich alles günstig für ihn gestalten. Wohl hatte Dahlmann Recht, wenn er sich über die Hohlheit solcher Gründe erzürnte. „Eichhorn denkt," schrieb er (7. Januar 1841) an Karl Reimer zurück, wenn ein König die Verfassung seines Landes vernichtet und Bitten und Vorstellungen dagegen nicht helfen, so muß der Unterthan es am Ende sich gefallen lassen. Ich aber denke gerade das Gegentheil; man kann und soll viel Unrecht verschmerzen, aber sich in die gewaltthätige Vernichtung seines Daseins nie ergeben, im Nothfalle Gewalt gegen Gewalt kehren. Darum gebe ich ihm doch ein paar Stellen im Tübinger Gutachten gern preis und ich wäre ihrer selbst gern überhoben gewesen, allein sie weglassen oder sie in der Vorrede entschuldigen, also darauf aufmerksam machen, war gleich bedenklich.

Aber so sind diese Menschen; vor lauter Splitterrichten sehen sie den Wald im eigenen Auge nicht. Wie will es Eichhorn rechtfertigen, daß er zu dieser ruchlosen Behandlung der hannoverschen Sache von Seiten Preußens geschwiegen oder wohl gar mitgewirkt hat.“

Wenn aber Dahlmann hinzufügte: „Eichhorns Vertröstung auf ein Jahr enthält bloß die Gewißheit, daß jetzt nichts geschehen soll, aber nicht die Wahrscheinlichkeit, daß künftig etwas geschehen werde,“ so hatte er Unrecht. Eichhorn behielt seitdem seine Sache fest im Auge. Ueberdieß sorgte die Gegenwart der Grimms in Berlin dafür, daß die Gerechtigkeit, die man Dahlmann schuldete, in lebendiger Erinnerung blieb. Sie waren in Berlin „gar artig und freundlich“ empfangen worden. Ihre wissenschaftliche Größe brachte ihnen die Achtung und Verehrung der gelehrten Welt, der Schimmer des politischen Märtyrerthums weckte die Theilnahme der Jugend, ihre persönliche Liebenswürdigkeit, mit dem berühmten Namen verbunden, öffnete ihnen auch viele vornehme und einflußreiche Kreise. Für sich mochten sie wohl die Berliner Geselligkeit mehr unruhig als genußreich finden, die gewöhnliche Unterhaltung bald zu flüchtig, bald zu förmlich, in jedem Falle beflissen, der ernsten Wahrheit aus dem Wege zu gehen. Doch benutzten sie eifrig ihre mannigfachen Beziehungen, um für den Freund zu wirken und ließen selten ein Gespräch mit Eichhorn, Savigny, Humboldt vorübergehen, ohne an die wünschenswerthe Berufung Dahlmanns zu mahnen.

Noch in anderer Hinsicht übte die Anwesenheit der Grimms in Berlin einen guten Einfluß. Dahlmann hegte gegen das Leben und Treiben in einer Residenz eine ziemliche Abneigung und fühlte sich von dem Geiste, insbesondere der norddeutschen Hauptstadt wenig angezogen. Er hatte den Glauben, daß das höfische Element den politischen Sinn unterdrücke, die wissenschaftliche Thätigkeit sich hier leicht zersplittere, von allzu vielen Rücksichten beengt werde. Nun waren aber doch die Brüder Grimm in Berlin rasch heimisch geworden. Aus ihren Briefen tönte zwar manche Klage, die gelehrten Kreise könnten weniger vornehm, die vornehmen mehr ernst und geistvoll sein; aber im Ganzen sprach sich doch in jedem Schreiben große Achtung des strebsamen Lebens, Freude über den reichen persönlichen Verkehr,

Zufriedenheit über die vielseitigen Anregungen aus. Schon durch die Berichte der Brüder Grimm kamen in das Bild, welches sich Dahlmann bisher von Berlin gemalt hatte, freundlichere Farben; diese wurden noch verstärkt, als im Spätherbst 1841 Dahlmanns Tochter zu einem mehrwöchentlichen Besuche bei Grimms eintraf und ihre Eindrücke in ausführlichen Briefen schilderte. Dorothea war in der trefflichsten Stimmung, ihre Berliner Erlebnisse günstig aufzufassen. Was sie in dem kleinen Jena so schmerzlich vermißt hatte, die Mittel ihr musikalisches Talent auszubilden und die geistige Hebung, welche reiner Kunstgenuß verleiht, beides stand ihr nun im reichsten Maße zu Gebote. Die glänzenden Aufführungen im Opernhause, die großen Musikfeste in der Singakademie führten sie in eine neue Welt. Sie war entzückt von dem Gesangslehrer, der für sie angenommen wurde, von dem alten braven Stürmer, an dessen Unterricht zwei Generationen Berliner Frauen sich dankbar erinnern. Mochte sie auch über sein ewiges „liebes Engelchen" lachen und als echte Tochter Dahlmanns ihn nicht verstehen, wenn er ihr empfahl, mit Hinterlist zu singen, nicht so ehrlich und gerade, wie sie es thue, so fühlte sie doch den großen Werth seiner Unterweisung und gewann erst jetzt rechte Freude an ihrem Talent. Und als vollends Mendelssohn-Bartholdy selbst in seiner liebenswürdigsten Weise ihr Rath und Lob ertheilte, war ihr Glück vollständig. Sie zählte mit Trauer die wenigen Wochen, die für den Aufenthalt in Berlin zugemessen waren.

Was ihr aber außerdem Berlin so heimatlich erscheinen ließ, waren die zahlreichen Beweise, welche sie von der allgemeinen Achtung und hohen Verehrung ihres Vaters empfing. In Berlin, meinte Dahlmann, sei sein Schicksal vergessen, seine Natur verkannt, hier glaubte er seine ärgsten Gegner, seine gehässigsten Verleumder thätig, und nun hörte er, daß gerade hier in allen Kreisen die herzlichste Theilnahme an seinem Geschicke walte, der ernste Wunsch, ihn für Preußen zu gewinnen, von allen hervorragenden Männern offen ausgesprochen werde. Doppelt willkommen waren ihm daher die Briefe Dorotheas, sie erzählten ihm von dem fröhlichen, genußreichen Leben der Tochter und weckten die eigenen, beinahe schon ganz begrabenen Hoffnungen. Doch nicht die in Berlin herrschende Stimmung allein

gab ihm den Glauben an eine nahe Wendung zum Guten, auch neue Thatsachen mußten ihn darin bestärken. Zu den deutschen Universitäten, welche bisher auf Dahlmanns Berufung dringend und wiederholt angetragen hatten, gesellte sich im Anfang des Jahres 1842 auch die rheinische Hochschule. Seit langer Zeit war in Bonn die Professur der Staatswissenschaften erledigt. Bereits 1835 hatte die Facultät ihre Wiederbesetzung erbeten und das Gesuch sechsmal ohne Erfolg wiederholt. Auf den Antrag des zeitigen Rectors, des bekannten Geologen Bischof, beschloß sie am 7. Januar 1842 abermals auf die Sache zurückzukommen und nun — was früher nicht geschehen war — Dahlmann in erster Linie vorzuschlagen. Es fügte sich, daß bald darauf Bethmann-Hollweg Curator der Bonner Universität wurde, dem es natürlich nur erwünscht sein konnte, sein Curatorium mit der Erwerbung einer so glänzenden Lehrkraft zu eröffnen, und welcher daher mit besonderem Eifer sich für die Erfüllung des Planes bemühte. Er erfuhr aus guten Quellen, daß die Regierung jetzt aufrichtig Dahlmann für Preußen gewinnen wolle, dabei die Absicht habe, ihn nach Berlin zu rufen, während man in Hannover, wenn schon einmal die Anstellung des gehaßten Mannes nicht vermieden werden könne, ihn lieber in Bonn als in Berlin wirksam sehe. Aber auch zu Bethmann-Hollweg war das Gerücht gedrungen, daß Dahlmann aus Abneigung gegen die preußischen Zustände einen Ruf nach Preußen abgelehnt habe und in seiner feindseligen Gesinnung beharre. Um darüber Gewißheit zu erlangen, schlug Bethmann-Hollweg den besten und kürzesten Weg ein, er wandte sich unmittelbar an Dahlmann.

„Auf die mir mit so vieler Freundlichkeit eröffnete Aussicht, antwortete (22. Sept.) dieser, lege ich den größten Werth, nicht bloß weil sie meine öffentliche Wirksamkeit wieder anknüpft, sondern ganz besonders auch weil sie mich und die Meinen mit dem preußischen Staate verbindet. Dieses sage ich mit völliger Aufrichtigkeit. Wie aber dem ungeachtet das Gerede hat aufkommen können, ich habe eine alte Abneigung gegen Preußen gefaßt, das kann ich schon einigermaßen erklären, am einfachsten vielleicht durch eine Erwiederung, die ich vor einigen Monaten an Jacob Grimm gab, der mir schrieb,

man sage mir in Berlin dergleichen nach. Ich antwortete: Hohenzollern-Sigmaringen würde ich nie tadeln. Wo ich an preußischen Verhältnissen etwas auszustellen fand, habe ich das allerdings stets unverholen gethan, gerade weil auf diesem Staate die hauptsächlichste Hoffnung der deutschen Dinge beruht, nicht aus einer Gegnerschaft, die ich, wie sie sich vielfach kleinlich zeigt, vielmehr stets in Gespräch und Vorlesung eifrig bekämpft habe. Wie wäre ich auch bei andern Gesinnungen mit Niebuhr wohl gefahren, diesem theuren Mann, dessen Freundschaft mich so glücklich machte und der so von ganzer Seele Preußen ergeben war. Es war in seinen letzten Lebensjahren im Werke, daß er nach Berlin komme und in die höchste Ordnung des Staatsdienstes dort trete. Damals ließ er nicht nach, bis ich ihm die Hand darauf gab, dann auch dahin zu ziehen und gewiß ich hätte mein Wort gehalten. Daß ich früher ihm nicht nach Rom folgte, daß ich die Anerbietungen einer Berliner Professur durch Nicolovius für den Augenblick ablehnte, geschah aus Treue gegen die schleswig-holsteinischen Landesverhältnisse. Ich mochte den Vorwurf nicht auf mich nehmen, daß ich um meines Vortheils willen diese in gefährlichen Augenblicken im Stiche gelassen hätte. Man kann hierin mein Urtheil tadeln, aber es hat mit jenem Vorwurfe nichts gemein. Als Bonn im Werden war, entsinne ich mich einmal nach Berlin geäußert zu haben, eine Professur dort habe großen Reiz für mich. Die Antwort war, das werde für den Augenblick Schwierigkeiten haben, denn im historischen Fache wären bindende Zusagen bereits gegeben. In späteren Jahren sind von dieser Seite nie Anträge an mich gekommen; es ist aber noch kein Jahr her, daß ich einem früheren Zuhörer, der mir seinen Ruf an eine preußische Universität mittheilte, dringend zuredete, dabei nicht sowohl andere Vortheile, als vielmehr das zu bedenken, was es für jeden Deutschen bedeute, Preußen anzugehören, so Vielfältiges man dort auch anders wünsche. Das ist meine Gesinnung, wie ich sie nicht offner aussprechen kann."

Während dieser vertraulichen Verhandlungen mit dem Bonner Curator eröffnete sich Dahlmann unerwartet noch eine neue Aussicht im preußischen Staatsdienste verwendet zu werden.

Die innere Verworrenheit und Unklarheit der preußischen Staats-

kunst trug schon in kurzer Zeit bittere Früchte. Dieses ewige Schwanken und Schaukeln — Wilhelm Grimm verglich es mit dem Hin- und Hertreiben einer Wolke bei wechselnder Witterung — diese sittliche Entrüstung, wenn das Volk der Regierung nicht die idealsten Ziele und besten Vorsätze zutraute, und dieses Poltern, wenn es sie bei ihren angeblichen guten Vorsätzen faßte, diese prickelnde Lust zur Thätigkeit und diese Scheu vor wirklichen Thaten vermehrten und erbitterten die Feinde, entfremdeten und entmuthigten die Freunde. Mit großer Sorge blickten die Letzteren in die Zukunft. Sie sahen den größten deutschen Staat einem immer steigenden Hasse ausgesetzt, dessen Führer verspottet, die öffentliche Meinung, die ohne Leitung blieb, täglich mehr verwildert. Die Männer der Regierung sahen natürlich nicht ein, daß die Schuld an diesen traurigen Zuständen, welche nothwendig das politische Bewußtsein des Volkes zerrütten und dessen Gewissen gefährden mußten, vorzugsweise sie belaste; bei aller Selbsttäuschung fühlten sie aber doch das Gefährliche ihrer Lage und begriffen, wie wichtig es wäre, die öffentliche Meinung in ruhigere Bahnen zu lenken und die leidenschaftliche Phrase, die fast allmächtig geworden war, durch klare Gedanken und maßvolle Erwägungen zu verdrängen. Eine große Zeitung sollte gegründet werden. Kein Regierungsblatt, welches die Vertheidigung jeder Maßregel des Ministeriums sich zur Aufgabe stellt, und Alles vortrefflich findet, was ihr vortrefflich zu finden befohlen wird; eine unabhängige und selbständige Zeitung wurde vielmehr in Aussicht gestellt, welcher selbst Tadel zu äußern gestattet ist, wenn sie nur für die großen Interessen des Preußischen Staats mannhaft einsteht und in den grundlegenden Anschauungen mit der Regierung übereinstimmt. Von allen Staatsmännern erfaßte am kräftigsten der Minister Eichhorn diesen Plan, welchem, wie man sieht, ein gewisser idealer Schwung nicht fehlte, aber deshalb auch das Scheitern in der Ausführung drohte. Die preußische Regierung hielt ihre Absichten für die besten und glaubte daher keinen großen Tadel fürchten zu müssen; es ließ sich jedoch mit Sicherheit erwarten, daß wenn ihr die Zeitung ihren Irrthum in jener Beziehung beweist, sie auch den Tadel und den Widerstand nicht glimpflich hinnehmen würde. Immerhin baute Eichhorn, durch die Erfahrung noch nicht belehrt, große

Hoffnungen auf den Zeitungsplan. Als er denselben im Sommer 1812 mit Karl Reimer, seinem Neffen, der den Verlag übernehmen sollte, überlegte, sprach er offen den Wunsch aus, Dahlmann für die Leitung der Zeitung zu gewinnen. In der That konnte auch, um den Erfolg des Unternehmens zu sichern, kein besserer Redacteur erdacht werden. Dahlmanns Antheil an der Hannoverschen Zeitung, seine Thätigkeit in der hannoverschen Ständeversammlung boten volle Gewähr wie für seine Freude am publicistischen Wirken, so für seine gediegene conservative Gesinnung und sein liebevolles Verständniß der Aufgaben Preußens; dazu kam, daß seine jüngsten Schicksale ihm das Vertrauen der ganzen Nation zugewendet hatten, eine von ihm geleitete Zeitung auf die allgemeinste Theilnahme rechnen konnte. Schon sein Name entwaffnete viele Gegner und lockte viele Freunde, die sich sonst schwankend zur Seite gehalten hätten, herbei. Karl Reimer erhielt den Auftrag, mit Dahlmann Verhandlungen anzuknüpfen.

Welch' seltsamer Wechsel der Dinge! Noch vor kurzer Frist hatte die preußische Regierung in Dahlmann eine bescholtene Persönlichkeit erblickt, gegen dessen Wiederanstellung als Lehrer schwere Bedenken walten, und nun wurde er zum Vertrauensmann derselben Regierung auserkoren und sollte ihr überdieß das verlorene Vertrauen des Volkes wieder schaffen. Mit Recht konnte Dahlmann sagen, daß die Kunde von diesem Plane ihm eine der größten Ueberraschungen seines Lebens bereitet habe. „Aber sie erfreut mich noch mehr, fügte er in seinem Briefe (3. Sept.) an Karl Reimer hinzu, denn wenn die preußische Regierung einem Unternehmen, dessen Grundbedingung die freie Entwickelung des politischen Urtheils ist, in der eigenen Hauptstadt Raum vergönnt, so ist das ein außerordentlicher Fortschritt. Es wäre die lange schmerzlich vermißte Anerkennung, daß am Ende allein durch die in den Dingen wohnende Wahrheit, unverkürzt ausgesprochen, die Zerwürfnisse der Zeit besiegt werden können." Der Aufforderung, das Blatt zu leiten, war er willig nachzukommen, doch stellte er feste Bedingungen. „Wenn das Vertrauen der Regierung vollständig wäre, unbeengt durch eine vorbeugende Oberaufsicht, so würde ich als Redacteur, ohne meine Kräfte zu überschätzen, die vielmehr der Uebung in diesem Fache ermangeln, mir einen außerordentlich gedeihlichen Erfolg

des Unternehmens versprechen. Da auch die in Einzelfragen von mir abweichenden, oft rascher gehenden Zeitgenossen meinem Charakter und meiner Vaterlandsliebe trauen, so würden die besten deutschen Kräfte sich mir zuwenden und mir, was unerläßlich ist, innerhalb gewisser Grenzen die Censur ihrer Arbeiten gestatten. Denn die Absicht wäre nicht, ein Durcheinander der verschiedensten Ansichten zu veranstalten, wie es in der Allgemeinen Augsburger Zeitung, in anderer Art verdienstlich, stattfindet, sondern einem Grundgedanken in der verschiedenartigsten Ausführung Geltung zu verschaffen. Wie aber alle diese Hoffnungen verloren gehen, sobald noch eine andere Censur, nicht bloß hinterher Mißgriffe berichtigend, sondern vorbeugend dazwischentritt, gewisse Richtungen ganz abschneidet, andere verkümmert, die edle Freimüthigkeit in angewiesene Schranken bannt, brauche ich nicht zu entwickeln. Ich bin dabei entfernt, eine übelwollende Censur vorauszusetzen, aber die frische Farbe, die Gesundheit der Zeitung ist dahin, die vaterländische Theilnahme zieht sich getäuscht zurück. Mein Wunsch wäre, wenn mir das Unternehmen vertraut wird, vorzugsweise eine Deutsche Zeitung zu gründen, sie selbst so zu nennen. Die entfernter liegenden Interessen möchten immerhin zurücktreten, die Absicht wäre, über alle Conflicte hinaus ein Band der Eintracht und wechselseitigen Anerkennung um die Lande deutscher Nation zu schlingen."

Als dem Minister Eichhorn Dahlmanns Brief mitgetheilt wurde, fand er denselben ganz vortrefflich, den Titel überaus richtig gewählt, das Ziel, welchem die Zeitung nachstreben sollte, die freie Entwickelung der politischen Ueberzeugung, durchaus übereinstimmend mit den Wünschen der Regierung. Nur in einem Punkte war er anderer Meinung. Die von Dahlmann geforderte Censurfreiheit hielt er für unerreichbar, da die leidigen Bundesgesetze dieser entgegenstehen. Er zog vor, diese Härte der Bundesgesetze zu bedauern, statt sich zu erinnern, daß dieselben die Censurfreiheit der Hannoverschen Zeitung in den dreißiger Jahren nicht verhindert hatten. Doch wurden die Verhandlungen nicht abgebrochen, vielmehr Dahlmann ersucht, sein Programm noch einmal ausführlich darzustellen, um hohe und höchste Personen für den Plan vollständig zu gewinnen.

Wenn auch mit geringen Hoffnungen auf Erfolg, so ließ es doch Dahlmann im Hinblick auf die Wichtigkeit der Sache an Eifer und gründlichem Ernst nicht fehlen, seine Ansicht recht eindringlich zu fassen. Er betonte die Unmöglichkeit, noch fernerhin die Politik als eine Art verpönten Wissens zu behandeln, und schilderte die Nothwendigkeit, der öffentlichen Meinung einen Raum zu öffnen, auf welchem sich dieselbe ergehen kann, ohne durch eine vorbeugende Staatsaufsicht gehemmt zu sein. Ueber die Richtung, welche er der Zeitung geben möchte, sprach er sich so aus: „Ich würde versuchen, in die Behandlung der deutschen Gegenwart mehr Wahrhaftigkeit und Tiefe, fast möchte ich sagen, mehr Andacht einzuführen, als ihr bisher zugewandt ist. Unsere deutsche Schriftstellerwelt läuft in zwei Hauptrichtungen feindselig aus einander. Die Einen wenden sich mit ausschließlicher Vorliebe der Vergangenheit zu; wo aber nun die Gegenwart sich lebendig anknüpfen sollte, da bricht ihr Ende ab und dringt einmal die Springfluth der Zeit an ihr sicher geglaubtes vorweltliches Dach, da bleiben sie, in die Erhabenheit ihres Wissens gehüllt, das für die Anwendung viel zu vornehm ist, hinter den gewöhnlichsten Forderungen zurück, welche das Vaterland an ehrenhafte Bürger stellt."

„Dieser Richtung tritt die unbedingte Jugendpartei rasch entgegen und hat mit unleugbarem Talent die Schwächen ihrer Widersacher ausgespäht; weil sie aber ihren Ruhm in der lieblosen Verspottung dessen sucht, was die Väter thaten und glaubten, können aus ihr keine Baumeister der Zukunft hervorgehen. Bei allen Völkern, die es zu etwas Großem in der Welt gebracht haben, hat man nicht die Gelehrten zuerst genannt, sondern diejenigen, die ein reiches Wissen in vaterländischen Tugenden ausprägten. Diese Richtung muß das Wissen, welches ohnehin über die alte Abgrenzung des Gelehrtenstandes längst hinausgewachsen ist, auf unserem vaterländischen Boden ergreifen und fest und fester halten, um die menschliche Lebenswärme sich zu erhalten, welche keinem Betriebe ausgehen darf."

Wahrscheinlich wäre Dahlmann noch öfter in die Lage gekommen, sein ideales Zeitungsprogramm zu erläutern und zu vertheidigen und zu klagen, daß er „sich die Finger müde schreibe", ohne daß er damit irgend welchen Erfolg erziele, wenn nicht ein Zwischenfall die schnelle

Entscheidung herbeigeführt hätte. Der Curator der rheinischen Universität, Bethmann-Hollweg, von Dahlmanns Geneigtheit, einem Rufe nach Bonn zu folgen, unterrichtet, erbat sich in einer persönlichen Unterredung mit dem Könige Dahlmann für sein Pflegekind und erhielt auch dafür die königliche Zusage. Wollte Eichhorn noch den Zeitungsplan durchführen, so mußte er sich rasch mit Dahlmann einigen, da diesem nun die Wahl zwischen zwei Stellungen freistand. Er ließ ihn durch Jacob Grimm und Karl Reimer auffordern, nach Berlin zu kommen und hier die Sache endgiltig zu ordnen.

Mit fröhlichen Hoffnungen sahen ihn Frau und Tochter die Reise antreten, mit großer Spannung erwarteten ihn in Berlin (19. October) die Freunde. Wird Dahlmann hier bleiben oder wird er am Rhein seine neue Heimat gründen? Die ersten Besprechungen mit den Ministern, die ihn alle, Eichhorn, Graf Arnim, Bülow, wohlwollend empfingen und seinen politischen Bekenntnissen aufmerksam zuhörten, brachten kein Lösung. Eichhorn hätte Dahlmann am liebsten nach Berlin gezogen und dann nur gethan, was die öffentliche Meinung empfahl. Schon begrüßten die Studenten ihren künftigen Lehrer mit einem Ständchen und hießen ihn die Professoren als dauernden Genossen ihres Kreises willkommen. Das geschwätzige Gerücht wußte nur nicht genau, ob er in den Staatsrath treten, in ähnlicher Stellung wie einst Niebuhr, oder das Amt eines „Chef der Publicistik" übernehmen werde; daß ihm Berlin als Wirkungskreis beschieden sei, galt als selbstverständlich. Auch Dahlmann verkannte die großen Vorzüge der Hauptstadt nicht und vollends bei Luisen, die sich das Zusammenleben mit Grimms in den schönsten Farben ausgemalt hatte, wollte sich anfangs die Wagschale zwischen Berlin und Bonn nicht gleichstellen. „Laß Dich in Berlin halten, bat und mahnte sie, es ist Dein richtiger Weg." Da aber Dahlmann unweigerlich auf der Censurfreiheit bestand, wenn er mit rechtem Nachdruck und aus eigener Ueberzeugung das preußische Staatsinteresse vertheidigen sollte, so siegte doch schließlich der Rhein über die Spree. Am 1. November empfing er die Bestallung als Professor an der Bonner Universität. „Die Entscheidung, schrieb er den nächsten Tag seiner Frau, ist für Bonn ausgefallen. Wie

es steht, haben wir alle Ursache zufrieden zu sein. Glaube mir, daß der erste Fuß sicher gefaßt ist, das ist eine große Sache und wir wollen dafür dem Himmel danken."

So stand denn endlich Dahlmann am Ziele einer langen unerquicklichen Zeit. Und das Ziel war, wie er sich bald überzeugte, das rechte Ziel. Schwerlich wäre er in dem großen hauptstädtischen Gebiete, wo man sich täglich bemerkbar machen muß, um nicht vergessen zu werden, an seinem rechten Platze gewesen, gewiß hätte er, wenn der Zeitungsplan sich verwirklicht hätte, nur seine Kraft aufgerieben, ohne einen erheblichen Erfolg zu erreichen. Einer Regierung, die haltlos hin- und herschwankte, konnte ein Mann, der Alles eher preis gab, als seine festen Grundsätze, keine Dienste leisten. Die gleiche Ueberzeugung theilten auch die Freunde, sogar Hegewisch, obgleich dieser durch Dahlmanns Berufung nach Bonn alte Wünsche vereitelt und seine Prophetengabe — im Staatsrath ist Deine rechte Stelle, hatte er noch im October geschrieben — schlecht bestätigt sah. Dem fröhlichsten Jubel gab sich Caroline Hegewisch hin. „Vernehmt unseren Freudenruf, heißt es in ihrem Brief an alle „vier Dahlmanns", Du mit Weib und Kindern hast wieder ein Vaterland, kannst mit der lebendigen Rede aus treuer Brust Gutes und Wahres lehren. Ihr werdet eine Stätte haben, wo Ihr Euer Haupt hinlegen könnt, einen eigenen Heerd! Wie so bewegt und froh und weich und ernst sind wir gestimmt, rückwärts und vorwärts blickend — mehr vorwärts, manchen bitteren Seufzer dahinten lassend. Amnestie wollen wir ergehen lassen! Eures jetzigen wohlconditionirten Königs klugblickendes Bildniß, das ich bisher wenig beachtet, hängt aus Dankbarkeit über meinem Sopha und wenn er sich zum deutschen Kaiser machen will, wäre es der rechte Zeitpunkt und wir wollen Alle dazu helfen. Franz und ich wir zankten uns über Berlin und Bonn. Er wollte lieber Berlin, aber mein Wunsch ist erfüllt, der Rhein ist doch schöner als die Spree, groß, frisch, rein und das Siebengebirge mit Rolandseck und Nonnenwerth, wie werden Frau und Kinder dafür schwärmen! Und wenn Ihr erst recht eingenistet seid und ausgeruht, so laßt uns Euch besuchen, daß meiner Jugend Wunsch erfüllt werde und ich mich einmal satt

an Trauben esse. — Wir haben jetzt wieder die dänische Geschichte vor, aber der Himmel, was ist das für eine gründliche, für mich bodenlose Gelehrsamkeit! Doch giebt es eine Art von Anschauung von den fernen nordischen Dingen. Ich komme mir mit meinem grauen Haar und grauen wollenen Winterkleid ganz wie die Isländische Graugans vor und wie belustigen uns Einzelheiten. Ich nenne einen hier neuerrichteten Club des jungen Holsteins das „halsstörrige Gesindel der Birkenbeine." Aber zurück von den Runen, Nornen und Asen zur belebenden Gegenwart. An Eurem Rhein mögt Ihr den Nibelungenhort finden, den Dahlmann kund thut den Herzen der Deutschen, daß Etwas erstehe, das zum allgemeinen Heil sei."

Ehe Dahlmann das neue Amt antrat — er sollte schon in den nächsten Wochen die Vorlesungen in Bonn beginnen — blieb ihm noch Doppeltes, was sein Herz bewegte, zu thun übrig: Dem Göttinger Verein zu danken und von den Jenenser Freunden Abschied zu nehmen. Wenige schlichte Worte äußerte er (12. Nov.) an jenen: „Dem Göttinger Verein wird es bereits durch die öffentlichen Blätter bekannt sein, daß meine Berufung an die Universität zu Bonn erfolgt ist. Wenn ich hierin mit wahrer Freude einen Beweis sehe, daß die Stimme der Wahrheit zwar lange unterdrückt, aber nicht erdrückt werden kann und ich mich mit den lieben Meinen fortan einer frohen Zukunft getröste, so führt doch Alles auf die würdigen Männer zurück, denen wir nächst Gottes Beistand es allein verdanken, daß uns selbst diese Jahre der Prüfung frei aufathmen ließen. Wohin uns auch die Zukunft führen möge, nie wird von mir oder einem der Meinen das Gefühl des innigsten Dankes für Sie und die innige Uebereinstimmung vaterländischer Gesinnungen weichen." Nach fünfjährigem Bestande löste sich im December 1842 der Göttinger Verein auf. Ohne daß es eines öffentlichen Aufrufes bedurft hätte, ohne die Hilfe der Presse, die auf obrigkeitlichen Befehl die Thätigkeit des Vereins todtschweigen mußte, ansprechen zu können, hatte dieser seinen Zweck vollkommen erreicht. Er hat sich nicht allein um die Göttinger Sieben verdient gemacht, sondern auch auf unsere politische Entwickelung einen segensreichen Einfluß geübt. Zum ersten Male seit Menschengedenken hat sich in dem Göttinger

Vereine die öffentliche Meinung als thatkräftig und mächtig bewährt, es gewagt, in Fragen des allgemeinen Rechts nicht bloß das Urtheil zu sprechen, sondern es auch auszuführen. Seitdem tragen wir die Ueberzeugung in uns, daß ein Mann, der sich rein und redlich für das Wohl der Nation opfert, von dieser nicht verlassen wird.*)

Mit wehmüthiger Empfindung, so fröhlich auch sonst das Herz über die endliche Erlösung aus schwerem Bann schlug, sagte Dahlmann den Jenenser Freunden Lebewohl. Sie hatten, so lange er unter ihnen weilte, treu zu ihm gehalten, mit wahrer Liebe und offener Achtung ihm angehangen und auch er und die Seinen hatten mannigfache herzliche Beziehungen geknüpft, deren Abbruch schmerzlich berührte. Zahlreich waren die Zeichen der Theilnahme bei seiner Abreise. Die Studenten brachten ihm ein Ständchen, die Bürgerschaft drückte ihm durch eine Deputation ihre Verehrung aus, ein Abschiedsmal im Rosensaale vereinigte die besten Männer der Stadt und der Universität und gab Anlaß, dem Freunde durch Trinksprüche und Lieder, unter welchen das von Robert Prutz verfaßte am bekanntesten geworden ist, zu huldigen. Minder feierlich klang, was in der stillen Stube Dahlmanns von den näheren Freunden zum Abschied gesagt wurde, aber bewies vielleicht noch deutlicher, welche Lücke in dem wackern Kreise der Göttling, Frommann, Kieser der Wegzug Dahlmanns riß. Noch nach vielen Jahren, wenn da von dem schönen guten Jena die Rede war, verstand man die Zeit darunter, in welcher Dahlmann in ihrer Mitte gelebt hatte.

*) Der Göttinger Verein hat im Ganzen die Summe von 22357 Thlr. aufgebracht. Bei seiner Auflösung blieben noch 2400 Thaler in der Kasse. Auf diese machten gar viele Menschen gleichsam als Erben der Göttinger Sieben den Anspruch, unter andern auch der alte Turnvater Jahn. Nach eingeholter Meinung der Mitglieder wurde dieser Rest zur Unterstützung der Familie des Professor Jordan in Marburg verwandt.

Bonn.

1. Die ersten Jahre am Rhein.

Die vieljährige Trennung vom Lehramte hatte Dahlmann nicht aus dem Sinne und Herzen der Studenten verbannt, das lange Stillleben in Jena nicht den Zeitgenossen entfremdet. Sein Leiden für Recht und Wahrheit, sein festes Beharren im Unglücke erhöhten vielmehr sein Ansehen und steigerten die Hoffnungen, die aus dem Wiederbeginn seiner Wirksamkeit geschöpft wurden, fast in das Maßlose. Dahlmann selbst war von dem gewaltigen Eindrucke seiner endlichen Einsetzung in Amt und Ehre überrascht. Der Theilnahme seiner Freunde, der herzlichen Glückwünsche der gewissenhaften und ehrlichen politischen Denker, damals wie zu jeder Zeit keiner besonders redseligen Gemeinde, war er gewiß; daß er aber als volksthümliche Persönlichkeit werde begrüßt und gepriesen werden, hatte der Mann, der sich auf dem großen Markt des Lebens stets so unbeholfen und unheimlich fühlte, mit festem, aber stillem Schritt für sich zu wandeln gewohnt war, nicht erwartet, am wenigsten erwartet, daß ihm in den Rheinlanden eine so reiche Volksgunst werde entgegen getragen werden. So Manches, was er über die Bonner Verhältnisse und die rheinischen Zustände vernommen, über die lockeren Wurzeln der Universität im Landesboden, über die kirchlichen Wirren, welche ihre Schatten auch auf das gesellige Leben warfen, weckte in ihm die Sorge, daß er hier sich nicht heimisch fühlen werde, und als er sich zur Reise nach dem Orte seiner neuen Bestimmung anschickte,

war sein bester Trost die Hoffnung auf eine Uebersiedlung nach Berlin in naher Zukunft. Eine frohe Enttäuschung stand ihm bevor. Der Gruß der Rheinlande war so begeistert, die Aufnahme so herzlich, wie er ähnliches noch nicht erlebt hatte. „Heute Morgen, schrieb er aus Bonn (20. November) seiner noch in Jena zurückgebliebenen Frau, bestiegen wir in Mainz das Dampfschiff Victoria. Hier spürte der Oberbürgermeister von Aachen aus, wer ich wäre, und Deinem Manne wurden wirklich wunderlicher Weise die höchsten Ehren erwiesen, indem das Dampfschiff mehrere Flaggen aufzog und bei der Ankunft hier die Kanonen des Schiffes gelöst wurden. Gut übrigens, daß ich einen Tag früher kam, als man mich erwartet hatte, denn sonst wären Studirende mir auf dem Dampfschiff entgegengefahren und der festliche Empfang, so gut gemeint er sicherlich gewesen wäre, hätte doch zu meiner Gemüthsart nicht passen können." Dennoch entging Dahlmann der feierlichen Begrüßung durch die Studentenschaft nicht, ebensowenig als den poetischen Ansprachen und dem Festmahle, bei welchem die Universität und die Stadt Bonn ihre Freude über Dahlmanns Berufung enthusiastisch ausdrückten. Das Unerhörte geschah, daß sogar der amtliche Lectionscatalog Dahlmanns Berufung als ein besonderes Ereigniß hervorhob und mit lautem Lob feierte.*) Aber auch über den Kreis der nächsten Genossen und Mitbürger hinaus empfing Dahlmann mannigfache Zeichen der Huldigung. Die angesehensten Kaufherren, Advocaten, Lehrer, viele Stadtverordnete Kölns vereinigten sich zu einer schwungvollen Adresse und bei einem glänzenden Feste, welches die Bürgerschaft Kölns am 18. December zu Ehren Dahlmanns gab, wurde ihm durch den Dichtermund unter jubelnder Zustimmung das Beste und Schönste geschenkt, was die Rheinlande bieten können. Als den köstlichsten

*) Das Prooemium zum Index scholarum für das Sommersemester 1843, von Friedrich Ritschl verfaßt, schloß mit folgenden Worten: restat ut vobis, carissimi commilitones, vestraeque industriae earum scholarum varietatem commendemus, quae infra et largiter propositas videtis et novorum nominum clarissimorum accessione liberali Regis Augutissimi beneficio insigniter condecoratas: in eisque *eius* nomine qui, masculae virtutis luculentum exemplum, non huic tantum universitati nostraeque urbi, sed universae Germaniae singulari decori est et voluptati.

Schmuck und den edelsten Besitz seiner Heimat sieht der Rheinländer das Siebengebirge an, über welchem die schaffende Natur, ehe sie in den niederländischen Ebenen ausruht, noch einmal den vollen Reichthum mannigfaltiger Formen, die ganze Fülle fast südlich anmuthiger, harmonischer Linien ausgegossen hat. Und diesem schönsten Gebiete des rheinischen Landes gab der Dichter neue Herren, er vertheilte die einzelnen Kuppen unter die Göttinger Sieben, und sang:

„Und jenen Mann, vom Thal benannt,
Den wollt' ich recht erheben;
Den höchsten Berg im ganzen Land,
Die Löwenburg ihm geben:
Man wallte dahin aus den Fernen,
Das Recht und Gesetz zu erlernen."

So gewann Dahlmann rasch das rheinische Bürgerrecht. Er war keineswegs unempfänglich für die herzliche Aufnahme, die ihm alle Kreise darboten. Das ursprüngliche Mißtrauen schwand bald, und auch die Scheu vor dem vielen Fremdartigen, das ihm in Sitten und Einrichtungen entgegentrat, verlor sich, als er dieselben näher kennen lernte. Nachdem er den Sitzungen des Geschwornengerichts in Köln beigewohnt hatte, fand er es doch nicht so sehr verwerflich, daß die Rheinländer mit solcher Sprödigkeit an ihren besonderen Instituten festhielten, und wenn er bisher der Meinung gewesen war, die französische Herrschaft und die Wühlereien der ultramontanen Partei hätten das nationale Bewußtsein in den Rheinlanden entwurzelt, so änderte er doch allmählich auch dieses Urtheil. Gute Preußen zwar, sagte er, sind sie nicht geworden, das hat der erzbischöfliche Streit verdorben, aber eine entschieden deutsche Gesinnung entwickelt sich doch in allen besseren Köpfen.

Freilich brachte auch die Volksthümlichkeit manche Qualen. „Meine Muße, klagt er (4. Februar 1843) Ratjen, wird von allen Seiten in Anspruch genommen. Ich soll nun einmal hier Jedermanns Don Quixote sein, dem Einen in seinen Beweisen zur Seite treten, daß es überall einen heimlich verbreiteten Illuminatenorden gebe, dem Anderen für 10,000 Thaler, die er mir bietet, seine ver-

weigerten standesherrlichen Rechte schaffen, — beiden schreibe ich eben — und so weiter. Selbst den Carnevalsnarren in Düsseldorf, die mich zum Ehrenmitgliede ernennen, muß ich danken und sie sind so närrisch, meine Antwort drucken zu lassen.*) Zu dem Allen ist hier ein heilloser Ton mit großem Tractiren eingerissen, was weder für meine leibliche noch geistige Stimmung taugt. So vertrödelt man denn sein Leben mit mancherlei Unbedeutendheiten, während viel Wichtigeres zu vollbringen wäre. Was ich wirklich und mit allem Ernste vollbringe, sind meine Vorlesungen über Politik und oft bin ich selbst verwundert, wenn ich so das Katheder besteige, daß das in einem Staate geschieht, der doch noch keineswegs aufgehört hat, sich zu den Lehren der heiligen Unbeschränktheit zu bekennen. Da wird nun hier am Rheine zu den Provinzialständen gewählt und in denselben Stunden sage ich vom Katheder, daß eine Regierung, die Provinzialstände von vornherein einrichtet (nicht etwa vorgefundene beibehält), ihrer Staatseinheit überdrüssig sein müsse. Gewählt wird, wiederhole ich, und ich, der ich doch so viel von Politik verstehe, als mancher Andere in Deutschland, und von dem die Rheinländer wenigstens bis jetzt glauben, daß ich mehr davon weiß als irgend jemand, ich habe weder Wählerrecht noch bin ich wählbar, bloß weil ich kein Grundstück besitze. Wie einfältig sind doch Einrichtungen, die das Leben jeden Augenblick Lügen straft."

Daß sich der Wunsch nach einem öffentlichen Wirken in Dahlmann regte, war wohl natürlich; wurde ihm doch auch jetzt am Rhein aus dem Munde des Volkes, wie kurz vorher in Berlin durch Vertreter der Regierung nahe gelegt, welchen lebendigen Wiederhall seine Stimme in allen vaterländischen Dingen finden würde. Aber zunächst wären seine Kreise dadurch nur gestört worden: sein Lehr-

*) Dahlmanns Antwort lautete: „Für das Ehrendiplom sage ich den hochgeehrten Sendern meinen aufrichtigen Dank, obgleich es so zu sagen ein Werk des Ueberflusses ist, denn was Sie in froher Kunst eine kurze Strecke des Jahres sind, das sind auf dem natürlichsten Wege der Welt die Politiker ex professo, die ungeachtet aller Erfahrungen des Gegentheils von den menschlichen Dingen Gutes zu hoffen fortfahren, wirklich das ganze Jahr hindurch. Obgleich ich mich also durchaus im Vortheil und in der Anciennität gegen Sie gestellt finde, verharre ich nichts desto weniger zu allen Zwecken ehrlicher Narrheit verbunden."

amt nahm ihn vollständig in Anspruch. Am 28. November 1842 eröffnete er seine Vorlesungen in Bonn. Ein leiser Ton der Wehmuth klang durch die ersten Worte: „Die frischen Lebenspulse, die den Lehrer einer heiter gespannten Jugend gegenüber so glücklich machen, schlagen nicht gleich wieder so kräftig an wie sonst. Man feiert nicht ungestraft fünf Jahre lang im Lehramte.“ Doch ließ er keine bittere Erinnerung wach werden und die gehobene Stimmung des Augenblicks, die frohe Aussicht auf eine gedeihliche Zukunft stören. Diese Hoffnung trägt ihn, auch wenn er den Vorwurf, er sei gut deutsch, aber dem preußischen Staate abgeneigt, nicht unbedingt ablehnen kann und will. „Wo ein mächtiges Glied gerade vom feinsten Geäder des geistigen Lebens durchdrungen, sich vom Körperganzen losreißt, um ein Leben für sich zu führen, da werden alle Schwingungen des Tadels rege und dieser Vorwurf haftet an dem Preußen, welches lange gegen Deutschland stand, haftet billig selbst an dem königlichen Helden des achtzehnten Jahrhunderts noch und wird nur in der Fülle der Zeiten vor dem unter Preußens Vorgange vollendeten Werke, vor Deutschlands großer Zukunft verstummen dürfen.“ Dennoch dankt er dem Himmel, wie der alte Weise den Göttern für die Gunst der Geburt als Hellene und Athener dankte, daß er ihn und das Schicksal der Seinen mit dem Preußischen Staate verbunden habe, weil er die feste Zuversicht hegt, daß Preußens und Deutschlands Wege auf die Dauer nicht auseinandergehen können. Aus dem gleichen Grunde fürchtet er auch nicht, daß das Wissen vom Staat, das Studium der Politik, das freilich nicht immer zur Zufriedenheit mit Allem, was einmal besteht, führt, in Preußen mit mißgünstigem Auge könne betrachtet werden. „Ich vertraue dem kernhaften Baue dieser großen Monarchie genug, um von der Ueberzeugung durchdrungen zu sein, daß ein stetiger unbekümmerter Fortschritt dem Ziele der Entwickelung entgegen sie höher stellen wird, als sie je gestanden hat.“

Es sind die gleichen Gedanken, theilweise dieselben Worte, welche Dahlmann einige Wochen vorher in einem Briefe an den Minister Eichhorn ausgesprochen hatte. Seiner einfach geraden Natur widerstrebte es eben, für dieselbe Sache einen mannigfachen Ausdruck zu

suchen. Gerade dieses unerschütterliche Beharren bei Inhalt und Form, waren sie einmal als richtig anerkannt, verlieh seinen Worten das Gepräge fester Gediegenheit und übte auf die Zuhörer eine mächtige Wirkung. Auch jetzt sprach die Rede eindringlich zu den Gewissen Aller, die sie, schmucklos, aber mit überzeugender Kraft vorgetragen hörten oder als sie gedruckt *) vorlag, lasen. Das war nicht unerwartet, wohl aber mußte es überraschen, daß auch Eichhorn, dem sie Dahlmann übersandte, seine wärmste Anerkennung äußerte. Der Minister antwortete nicht mit den üblichen kurialen Schnörkeln, sondern schrieb an Dahlmann eine förmliche Abhandlung zurück, merkwürdig wegen der großen Zugeständnisse, die sie enthielt, charakteristisch aber auch für den jammervollen Zwiespalt der Preußischen Regierungsmänner, die verständig genug waren, die rechten Ziele zu erkennen, aber viel zu schwach, um denselben in ihren Handlungen nachzuleben. Anknüpfend an Dahlmanns Klage, daß das alte Preußen seine Wege von jenen des deutschen Reiches getrennt, bemerkte er: „Das Ringen Preußens im vorigen Jahrhunderte nach Selbständigkeit war nichts Anderes als das Ringen eines großen Instinkts, welches sich in einem Theile Deutschlands kundgab, dem Tode und der Verwesung, welchem das Ganze zueilte, sich zu entziehen, und die Lebenskraft für ein neues gemeinsames Vaterland zu pflegen und zu bewahren. Seit nun in Deutschland die Liebe und Macht der Gemeinschaft wieder erwacht ist, wird auch kein Staat wieder mehr durch einen gleich großen Instinkt wie Preußen angetrieben, seine Isolirung zu meiden und die aus der Auflösung des Reiches gerettete und erhöhte Kraft zum Dienste und Nutzen des gemeinsamen Vaterlandes anzuwenden. Jenen isolirenden und diesen einigenden Instinkt kann der Welthistoriker nur in eine, nach demselben Ziele strebende Linie verbinden."

Man kann nicht treffender die Entwickelung und Stellung Preußens bezeichnen, als es hier Eichhorn that, und doch war gerade Eichhorn der Mann, der durch seine beschränkten Ansichten von

*) F. C. Dahlmanns Erster Vortrag an der Rheinischen Hochschule. Bonn bei Adolph Marcus. 16 S.

Kirche und Schule das Meiste dazu beitrug, daß Preußen dem deutschen Volke entfremdet wurde. Auch Dahlmann machte gar bald die Erfahrung von der jämmerlichen Schwäche des Ministers. Am Anfange zwar seiner Bonner Wirksamkeit gewann es den Anschein, als ob er auch in Preußen einen ähnlichen Einfluß üben würde, wie ehedem in Hannover. Bei Besetzung von Professuren wurde sein Gutachten eingeholt, wenn es sich um die Anstellung weniger bekannter Persönlichkeiten, um die Würdigung politischer und staatsrechtlicher Schriftsteller handelte, seine Stimme zuerst vernommen. Doch dieses änderte sich nach kurzer Frist. Als Eichhorn im Januar 1843 das bekannte Reskript an die Universitäten erließ, in welchen er die häufigere Vornahme von Repetitorien und Examinatorien empfahl und die bisher übliche Vortragsweise theilweise verdammte, protestirte auch Dahlmann gegen die vorgeschlagene Aenderung.

„Mit schmerzlicher Ueberraschung, lautete sein Votum, erkenne ich in den beabsichtigten neuen Anordnungen ein zumal im jetzigen Augenblick doppelt unerwartetes Zurücklenken in eine Bahn, auf welche seit einem Vierteljahrhundert jeder wahre Freund der vaterländischen Universitäten mit Sorge blickt. Möge der Waffenbund und der Bund der äußeren Politik unversehrt dauern zwischen Preußen und Oesterreich, wer aber Deutschlands Gegenwart und Zukunft im Herzen trägt, kann nur wünschen, daß in Bezug auf den inneren Bildungsgang eine unübersteigliche Kluft zwischen beiden Kronen befestigt werde. Der Wiener Hof wünscht Kenntnisse für seine Unterthanen, aber keine Wissenschaften. Was er unter Wissenschaft versteht, soll dazu dienen, sein System der Religion und Politik zu befestigen; was darüber hinausgeht ist vom Uebel und wird rücksichtslos beseitigt. Keiner der Classiker des deutschen Volkes, die im vorigen Jahrhundert erwuchsen und an welchen unser Herz hängt, ist anders als im Kampfe mit österreichischen Ansichten erwachsen, und wenn die dem charakterlosen Talent fast ausschließlich gewährte Pflege heute das Gedeihen von Classikern förderte, sie entgingen der Verfolgung von derselben Seite nicht. Auch Oesterreich wird es schon einmal an sich erfahren, wohin man geräth mit einer bis zur

äußersten Mißgestalt getriebenen Theorie des göttlichen Rechts und mit der Verdächtigung jeder freieren intellectuellen und sittlichen Bewegung. Vor der Hand aber wird es fortfahren mit seiner unerschütterlichen Vorliebe für Alles, was im Reiche der Geister mittelmäßig und kleinlich ist, in eiserner Consequenz die höheren Bildungsanstalten Deutschlands von Stufe zu Stufe bis auf den ihm gerechten Standpunkt herabzudrücken, wenn nicht, was der gnädige Himmel gebe, ihm ein für alle Mal ein entschiedener Wille entgegentritt."

Schon dieses scharfe Urtheil über eine Maßregel, die das Ministerium für eine heilsame Reform hielt, weckte bei Eichhorn große Verstimmung; ein an sich wenig bedeutender Vorfall sollte zum völligen Bruche führen. Die glänzende Wirksamkeit, welche Dahlmann in Bonn entwickelte, ließ den alten Plan, ihn für Heidelberg zu gewinnen, wieder auftauchen. Was denselben früher zu Falle gebracht, die engherzige Sorge, seine Berufung würde einige Hannoversche Junker vom Besuche der Universität abhalten, bestand nicht mehr; denn Dahlmann wurde nicht aus der Verbannung, sondern aus dem Preußischen Staatsdienste herbeigeholt und überdieß standen jetzt in Karlsruhe nach Blittersdorfs Entfernung Männer an der Spitze der Verwaltung, welchen die Hebung der Heidelberger Universität ernstlich und ausschließlich am Herzen lag. Gervinus wurde als Honorarprofessor berufen, durch seine Vermittlung mit Dahlmann unterhandelt. Was sich zu Gunsten des Rufes anführen ließ, das Alles sprach Gervinus in der eindringlichsten Weise aus. „Mir ist es die schönste Aussicht, die mir blühen könnte, und ich und meine Frau wir zittern vor Freude bei dem Gedanken, daß wir Ihnen hoffentlich auf dauerhaftere Weise den Ruf vergelten könnten, den Sie uns einst aus Göttingen geschickt. Mein Muth zum Leben und Schaffen würde ganz neu aufblühen. Bedenken Sie auch, daß Ihnen die Leitung der ganzen hiesigen Universitätsdinge in die Hände fiele, und wenn Sie es für verdienstlich halten, in Heidelberg einen Mittelpunkt süddeutscher Wissenschaft zu gründen, so haben Sie es rein in Ihrer Hand das Wichtigste dabei selbst zu thun." Dahlmann ließ sich nicht überreden und er-

weichen. Auf die wiederholten freundschaftlichen Mahnungen und officiellen Aufforderungen antwortete er (4. Mai 1844): „Ich kann mich nicht entschließen, ein Band zu zerreißen, welches von meiner Seite mit treuer Gesinnung und mit Wärme geknüpft ist; ich kann die Hoffnung auf Preußens Erhebung so leicht nicht aufgeben und ich fühle, ich würde mit mir selber unzufrieden von hier scheiden, wenn ich es thäte. Mancher schwere Kampf mag hier meiner warten, aber die weicheren Wege habe ich all mein Leben lang nicht gesucht und meine amtliche Wirksamkeit ist hier in kurzer Frist über alle meine Erwartung hinaus begründet. Mich von so vielem Wohlwollen loszusagen, weil man möglicher Weise in Berlin kalte Blicke auf mich wirft, die gewisse Bahn der Thätigkeit für eine doch immer unsichere neue zu verlassen, scheint mir meines Charakters nicht würdig und in solchem Falle muß der Genuß, welchen mir das Zusammenleben mit einem so lieben Freunde bietet, zurückstehen."

Dahlmann ließ von diesem Rufe nichts gegen Andere verlauten, benutzte ihn am wenigsten, um sich in Bonn einige materielle Vortheile zu sichern. Dennoch drang allmählich die Kunde davon in die studentischen Kreise und bewog diese, ihm ihren Dank für sein Verbleiben am Rhein durch einen glänzenden Fackelzug auszudrücken. Nur wenige Worte richtete er als Gegendank an die versammelte akademische Jugend, aber diese wenigen Worte verscherzten ihm die Gunst des Ministers für immer. „In dem Schooße unseres zerstückelten, viel duldenden Deutschlands giebt es doch einige Stätten, um die selbst England und Frankreich uns zu beneiden Ursache haben. Das sind unsere deutschen Universitäten. Mag man immerhin an uns zerren und zwacken, modeln und hofmeistern, der tiefe freie Geist deutscher Hochschulen wird dennoch den Sieg davon tragen." Man sollte meinen, die Zerstückelung Deutschlands ließ sich nicht in Abrede stellen; dennoch entdeckte Eichhorn in einem langathmigen Reskripte darin an Hochverrath streifende Tendenzen. Mit Schmähungen aller Art wurde Dahlmann in dem Reskripte des Ministers überhäuft, daß er sich zum Werkzeuge der Demagogen hingebe, das Treiben der Revolutionäre fortzusetzen scheine, mit

unbegreiflichem Leichtsinn handele, ihm nachgesagt. Das Schreiben schloß in drohendem Tone: „Dahlmann hat jenes hochherzige Vertrauen, welches seine Berufung nach Bonn über nicht geringe Hindernisse und Bedenklichkeiten hinweghob, durch diese Rede zu Gunsten einer Partei getäuscht, von welcher kein besonnener Vaterlandsfreund Heil erwarten kann. Als Minister bin ich verpflichtet, die Schranken zu wahren, welche allen mit einem Amte versehenen Männern meines Ressorts durch die Zwecke und Pflichten der ihnen anvertrauten Stellen gegeben sind. Professor Dahlmann ist daher in geeigneter Weise darauf aufmerksam zu machen, wie dringend ich wünschen muß, daß er ferner keine Veranlassung zu Mißdeutungen gebe, die den wahren Interessen der Universität nur nachtheilig sein können."

Diese schnöde Zurechtweisung änderte natürlich nichts an Dahlmanns Grundsätzen und Handlungsweise, bereitete ihm aber doch eine verdrießliche Stimmung. Wer hätte auch in jenen trübseligen Jahren 1843—1846 sich des nagenden Aergers und der finstern Verdrießlichkeit erwehren können? Deutschland hatte wohl zu anderen Zeiten größere Drangsale erfahren, aber selten eine so tiefe sittliche Bedrückung erduldet. In täglichem kleinen Streite zerrieben sich die Kräfte, verschoben sich die Verhältnisse; wer an einem Tage Aufsehen erregte, erschien sich und andern ein bedeutender Mann, wer einfach und redlich ernsten politischen Zielen nachstrebte, sah sich zur Thatenlosigkeit verurtheilt; im widerlichen Schulmeisterton behaupteten die Regierungen ihr besseres Wissen, mit Spott und Hohn antwortete die immer leidenschaftlichere Opposition. Jedes freimüthige Wort, jeder noch so berechtigte Tadel wurde von oben herab mit den heftigsten Vorwürfen überschüttet und gleich als Hochverrath verdächtigt; kein Wunder, daß bei dem Volke das ruhige Urtheil sich mehr und mehr verlor, dieses nicht die sichere Empfindung für das Maßvolle und Rechte sich erhielt. Die Minister sprachen und decretirten, als ob in ihnen der Staat ausschließlich verkörpert wäre; nichts natürlicher, als daß die Verachtung, welcher sie anheimfielen, auf den Staat sich ausdehnte und die wichtigste Grundlage der öffentlichen Ordnung, der lebendige Staatssinn allmählich abhanden kam. Es gab keine eigentlichen Parteien, dennoch drängte sich die

Politik in alle Kreise und Verhältnisse, diese oft ärger zersetzend als es große wirkliche Interessen gethan hätten. Das erfuhr zu seinem Schaden auch Dahlmann, dessen freundlichen Beziehungen zu den Brüdern Grimm durch die leidigen, öffentlichen Zustände eine arge Störung drohte.

Noch im Herbst 1843 hatte Jacob Grimm auf der Heimkehr von der Italienischen Reise Bonn besucht und das herzlichste Wiedersehen mit dem Freunde gefeiert. Für die Familie Dahlmanns, welche in der neuen Heimath noch manchmal den traulichen Verkehr der alten guten Göttinger Zeit vermißte, war es keine geringe Genugthuung, daß alle Bonner Bekannten, als sie Jacob sahen, eingestanden, sie begriffen nun wohl die große Schwierigkeit für Dahlmanns, sich in anderen Kreisen einzugewöhnen. Gegen ihn sind wir doch Alle hier nur Kommißbrod, meinte eine der besten unter den neu erworbenen Freundinnen. Je fröhlicher das Zusammenleben am Rhein gewesen, desto empfindlicher traf der bald darauf folgende politische Zwiespalt. Am 23. Februar 1844 brachte die Berliner Studentenschaft den Brüdern Grimm aus Anlaß von Wilhelms Geburtstag einen Fackelzug, und als sie unter den Gästen des Hauses Hoffmann von Fallersleben bemerkte, der kurz vorher von seiner Breslauer Professur entsetzt worden war, ließ sie auch ein Hoch auf den politischen Märtyrer erschallen. Gewiß lag darin eine Taktlosigkeit und verdienten es wohl die Brüder Grimm, daß eine an sie gerichtete Huldigung keine weiteren Nebenzwecke verfolgte. Aber auch die Grimms legten der Sache ein viel zu großes Gewicht bei, indem sie dieselbe für einen wohlüberlegten Parteistreich ausgaben, sich als das Opfer liberaler Intriguen betrachteten und in einer geharnischten öffentlichen Erklärung nicht allein auf Hoffmann grundlose Beschuldigungen häuften, sondern auch gegen „den Zauber der Parteien", den sie nicht athmen wollten, protestirten. Wie gereizt Jacob's Stimmung war, zeigt sein Brief an Dahlmann (15. März): „Hoffmann hat uns einen rücksichtslosen, gemeinen Streich gespielt. Er kam aus Breslau und es soll in dortigen Zeitungen acht Tage vorher von dem beabsichtigten Fackelzuge gestanden haben. Ohne Zweifel war mit einer Partei unter den jungen Leuten, zu der er sich hält, die Sache abgesprochen. Um sich

eine geringe Genugthuung gegenüber der Regierung zu verschaffen, brach er uns alle Gastfreundschaft. Als nun die Zeitungen noch dazu logen, da schwoll uns das Herz und es erschien uns undankbarer Verrath gegen den König, der sich unser angenommen hat, wenn wir solche Demonstration aus unserem Haus für einen Professor, den er entsetzt hatte, ohne offne Mißbilligung von unserer Seite geschehen ließen. So sind wir ganz unversehens, wie aus heiterer Luft, von diesem Handel berührt worden, der uns nicht allein bei den Studenten schadet, die begreiflicher Weise für die verfolgte liberale Partei sind, sondern auch mit andern spannt, namentlich mit Bettine, deren ganzer Richtung fast nichts mehr als grelle, verworrene Opposition zusagt." Jacob wünschte Dahlmanns Beifall und verlangte, daß dieser mit Gervinus die Angelegenheit bespreche; die Erinnerung an den alten Bund ließ ihn die gemeinsame Vertheidigung auch jetzt hoffen. In Dahlmann sprach aber wohl herzliche persönliche Theilnahme, doch keine sachliche Billigung.

Er schrieb (22. März) an die Brüder Grimm zurück: „Gar nicht sagen kann ich, liebe theure Freunde, wie schmerzhaft es mir ist, daß über Sie gerade solch ein rauher Sturm kommen mußte und mitten in eine frohe und erhebende Feier hinein! Wie oft habe ich mich letzter Zeit zu Ihnen gewünscht! wie oft auch ist es mir durch den Kopf gegangen, ob ich nicht ein Wort in einer Zeitung darüber sagen könnte! Allein ich fürchtete, das Uebel ärger zu machen, konnte die rechte Form nicht finden. Soll ich nun meine Meinung sagen, so liegt der tiefere Grund an dem allem in den so ganz unvorsichtig und leidenschaftlich provocirenden Schritten der Regierung. Man scheint in Berlin die Gefahren dieser Zeiten gar nicht zu kennen, wenn man solch einen Landtagsabschied stylisirt wie den jüngsten rheinischen, der nicht blos abschlagend, sondern verhöhnend ist. Die Minister mußten ihren Platz verlassen, ehe sie Dinge unterzeichneten, welche unseren König gänzlich um die Liebe des Volks bringen. Das ist keine gleichgültige Sache, wenn wir in der Times lesen: we knew that he was inconsistent and unwise. Diese und ähnliche Dinge haben eben Hoffmann, der nie mein Mann war, aber mit dem man doch auch sehr hart verfahren ist, zum Märtyrer in den

Augen der Leute gemacht. Er ist einmal der Unterdrückte und obgleich ich Ihren Unwillen gar wohl begreife und theile, würde ich doch nicht zu einer solchen ihn noch schlechter stellenden öffentlichen Erklärung gerathen haben. Ich glaube, ich hätte ganz geschwiegen oder wenn ja eine öffentliche Aeußerung wegen jener Fiction noth war, daß Sie, lieber Wilhelm, den armen Sünder zu den Studenten geführt hätten, so meine ich, hätte ich das durch einen Freund, der etwa dabei gestanden, berichtigen lassen. Nun weiß ich freilich wohl, daß man, wenn man vom Rathhause kommt, klüger ist als auf dem Rathhause, und ich will es mir keineswegs zur Weisheit anrechnen, daß ich von Bonn aus die Sachen klarer sehe, als man es, mitten darin stehend, in dem wirren Berlin kann, aber ich mag meine Meinung darüber, die vielleicht heute schon die Ihrige ist, gleichwohl nicht zurückhalten. Da werden aber aufdringliche Rathgeber genug gekommen sein, die statt den hitzigsten Verdruß erst etwas verrauchen zu lassen, es unerläßlich fanden, gleich etwas zu erklären, da doch niemand, der die Grimms kennt, ihnen zutrauen wird, sie hätten einen solchen Augenblick, da ihnen die verdientesten Ehren erwiesen, zu einer politischen Demonstration benützen wollen."

Wenige Tage später (31. März), als eine neue Mahnung kam, für den von den Zeitungen hart angegriffenen Freund einzutreten, schrieb Dahlmann an Jacob Grimm einen zweiten Brief: „Mein Grundsatz ist, liebster Jacob, in Verhältnissen, wo ich nichts zu verbessern weiß, mich wenigstens in Acht zu nehmen, daß ich nichts schlimmer mache. Ungewiß, ob es rathsam sei, sich einzumischen, sprach ich mit mehreren Freunden darüber. Einstimmig erwiederten sie: Alles was Sie Ehrenwerthes von den Grimms sagen werden, das weiß man längst und bezweifelt es keinen Augenblick, aber man hält ihre Erklärung für zu hart gegen Hoffmann und bei der allgemeinen politischen Aufregung, der allgemeinen Mißstimmung werden sich die Schreier in gedoppelter Zahl erheben. So schwieg ich, denn ich fand bei den Freunden wieder, was schon meine eigene Meinung im Stillen gewesen war, und noch diesen Augenblick glaube ich wohl daran gethan zu haben."

„Eben in der Art halte ich es in meinen eigenen Sachen. Ich

bin gewiß, daß man in den letzten Wochen nicht zehn Procent des Schlimmen von Ihnen hat drucken lassen, was von mir in den Tagesblättern gedruckt zu lesen ist, seit ich am Rhein bin. „Dahlmann hat den Erwartungen, die man von ihm als Politiker hegte, keineswegs entsprochen, er ist bloß konservativ", und dann wieder: „Von Dahlmann hätte man als Politiker nie etwas erwarten sollen, er hat die Hannoversche Verfassung bloß vertheidigt, weil er sie selbst gemacht hatte und weil sie aristokratisch war" — solche Sachen habe ich in unzähligen Variationen lesen müssen, mich aber nicht daran gekehrt. Das Vaterland sieht am Ende den ganzen Mann, wie er ist mit seinen Vorzügen und seinen Gebrechen. Den wechselnden Kampf des Lebens muß man durchmachen und sich eine etwas harte Haut wachsen lassen. Unterdessen bin ich im Vertrauen meiner Zuhörer fortgeschritten, welchen ich beständig wiederhole: Ich verlange nicht, daß Ihr meiner Meinung seid, Alles was ich thun kann ist, Euch meine aufrichtige Meinung zu sagen und die Gründe dafür. Noch viel gewisser aber ist, daß die Grimms dem Vaterlande sind und bleiben werden, was sie ihm längst waren."

„In einem Punkte stimmen wir nicht zusammen und es ist am Ende besser, daß ich es gerade heraussage, wiewohl ich sonst in Briefen solche Erörterungen lieber vermeide. Gewiß kenne ich den Inbegriff meiner Pflichten gegen den König und erinnere mich außerdem gern an dasjenige, was ich menschlich an ihm hochhalte, allein die Anstellungssache erscheint mir in einem ganz andern Lichte. Ohne es irgend feindselig nachzutragen, denn davon weiß ich mich in meinem Innern völlig frei, kann und will ich doch nicht vergessen, daß das Preußische Cabinet von Anfang her die erste Stütze des Königs von Hannover und eben dadurch die Ursache unserer Entsetzung geworden ist. Dasselbe hat unsere Wiederanstellung Jahre lang nicht bloß selber nicht gewollt, sondern auch bei den deutschen Höfen verhindert, hat die meine noch etwa ein halbes Jahr vor meiner Berufung nach Bonn in Mecklenburg verhindert, wie ich ganz sicher weiß. Daß man uns am Ende gleichwohl aufgenommen hat, war ein populärer Schritt und wie ich gern annehmen mag, auch der innere Trieb einen Theil mindestens des dem deutschen Vaterlande

und uns angethanen Unrechts an uns wieder gut zu machen. Die Hannoverschen Verhältnisse werden nicht gerechter jetzt als vorher behandelt. Anders kann ich die Sache nicht ansehen und bin gewiß, daß die unparteische Geschichtsschreibung sie künftig so betrachten wird."

Jacob Grimm befand sich nicht in der Stimmung, um Dahlmanns gut gemeinten Rath ruhig hinzunehmen. Er hatte wohl die Empfindung, daß er zu rasch und hitzig verfahren sei, fühlte sich aber von den Anschuldigungen der Zeitungen, die in diesen politischen Hungerjahren wochenlang an dem Gelehrtenskandal knabberten, als ob er seine Gesinnung gewechselt, mit Recht verletzt. Er hatte auf thätige Theilnahme, auf Hülfe gehofft und las nun in Dahlmanns Briefen einen wenn auch in schonende Form gehüllten Tadel. Dahlmann versehre, so klagt er, die in der Freundschaft nothwendige Gleichheit und maße sich gegenüber Grimm ein höheres Urtheil an. „Unsere Meinungen, schrieb er (26. April) zurück, stehen doch weiter von einander ab, als ich es mir sonst eingebildet hätte. Sie gestalten sich alle Verhältnisse und Lagen zu politisch und für mich nicht menschlich genug. Befinde ich mich nun manchmal schlimm dabei, so fühle ich mich auch anderesmal mehr zufrieden. Nichts von dem Gethanen gereut uns und wir tragen standhaft alle Folgen und bitteren Erfahrungen." Kein Gruß wie sonst, kein freundliches Wort war angefügt. Noch mehr. Gerade in diesen Tagen war die zweite Ausgabe der deutschen Mythologie fertig geworden. In warmen Worten hatte sie Jacob Grimm Dahlmann zugeeignet. Jetzt zerriß er die Widmung und ließ nur den Namen: „Dahlmann dem Freunde 1835" stehen. Die beigesetzte Jahreszahl war Dahlmann wohl verständlich und schmerzte ihn tief. Lange dauerte der Bruch. Erst nach Jahresfrist gelang es Frau Luisens zarter unablässigen Pflege wieder zusammenzurücken, was durch die Härte der Männer fast aus der Fuge gerathen wäre. „Gut geblieben, meinte Jacob Grimm in seinem Versöhnungsbriefe (12. April 1845), wäre ich Dahlmann immer, hätte ihn immer geehrt, aber an seiner Freundschaft begann ich zu zweifeln. Denn Freundschaft ist mir etwas, das wie Blutsverwandtschaft über alle andern dem Menschen theure

Verhältnisse hinausgeht. An mehr als einem Tage hatten wir feierliche und schwere Gänge neben einander gethan, warum wären wir unfähig, einer den andern zu ertragen nicht nur, sondern auch zu vertheidigen?" Aber auch dann währte es einige Zeit, ehe sich der Stachel vollständig verlor. Erst als sich beiden Männer persönlich wieder sahen, kehrte die alte reine Freundschaft zurück.

Also nach allen Seiten gab es nur trübe Aussichten. Mit einer Hartnäckigkeit, die einer bessern Sache werth war, zerstörte die Preußische Regierung alle Hoffnungen der Vaterlandsfreunde und nährte die politische Entfremdung zwischen dem Norden und dem Süden, immer leidenschaftlicher und zielloser wurde die Agitation in den Kleinstaaten, und auch die Bewegung, welche sich auf Schleswig-Holsteinischem Boden neuerdings kundthat, und wie Alles was diese seine wahre Heimat betraf, Dahlmanns Theilnahme in hohem Grade erregte, machte ihn die Stirn runzeln. Bis in die vierziger Jahre hatten die Successionsverhältnisse nach dem möglichen Aussterben des königlichen Mannesstammes die Schleswig-Holsteiner wenig gekümmert. Was man wünschte und anstrebte, war die Wiederherstellung der alten Verfassungsrechte, die administrative Trennung von Dänemark. An eine Trennung vom Königreiche dachte Niemand, ja die damaligen politischen Wortführer, an die althergebrachten Einrichtungen und Verhältnisse gewöhnt, und mit ebenso zahlreichen wie engen Banden gefesselt, hielten sie nicht einmal für begehrenswerth. Das Alles änderte sich seit dem Anfange der vierziger Jahre mit einem Schlage. Die Erbfolgefrage wurde die förmliche Tagesfrage, die alle Gemüther um so heftiger aufregte, als die Erbrechte Rußlands auf einzelne Holsteinische Gebietstheile gar nicht abweisbar erschienen.

Schon sahen ängstlich Blickende den Kuhberg in eine russische Citadelle verwandelt und in dem unvergleichlichen Kieler Hafen die Russische Flotte vor Anker liegen. Es war natürlich, daß man zunächst bei dem alten, bewährten Vorkämpfer für die Landesfreiheit Trost und Rath suchte. „Hast Du noch für unser Land Sinn und Zeit, rief ihm Hegewisch zu, so beschwöre ich Dich, Deine Meinung,

Dein Votum über die Successionsordnung auszusprechen, Falck ist unklar und widerspricht sich einmal übers andere. Deine Stimme ist uns von nöthen. Verlaß uns nicht!" Aber Dahlmann war mit der Wendung, welche die Dinge in Schleswig-Holstein nahmen, keineswegs einverstanden. „Für Deine Mittheilungen, antwortete er (13. Juni 1842), die Erbfolge betreffend, danke ich Dir, aber um auf solche Dinge einzugehen, müßte ich im Besitze aller Actenstücke sein und auch dann thäte ich es nicht. Wenn die Lage einmal praktisch wird, so wird die dreisteste Hand zugreifen und wenn mehrere Hände es zugleich thun, so giebt es ein Handgemenge. Es werden sich Leute im Lande genug finden, die dem Sieger hinterher die Deduction seines guten Rechtes machen. Wo man sein gutes Landesrecht aufgiebt, und sich an der Kinderklapper berathender Stände ergötzt, da muß man auch die Folgen hinnehmen, daß man ein Spielball fremder Hände wird. Eins hängt mit dem Andern ganz genau zusammen." Auf die Dauer konnte er aber in dieser freiwilligen Zurückhaltung nicht beharren. Der Streit griff immer weiter um sich, und erhitzte die Leidenschaften so heftig, daß der alte Freund des Landes unmöglich stillschweigen konnte. In zwei kurzen Zeitungsartikeln*) mahnte er zu einem maßvollen, besonnenen Vorgehen. Dem Dänen, der jetzt das Widersinnige und Unmögliche, die Verschmelzung Schleswigs mit dem Königreiche, begehrt, zeigt seine Hauptstadt Kopenhagen den Weg, auf welchem allein sein Heil liegt, den Weg zu den Skandinaven. „Ein skandinavischer Bund unterliegt weit weniger Schwierigkeiten als unser deutscher Bund, er ist womöglich durch eine gesunde Politik noch gebotener als dieser. Ein bundvereintes Skandinavien würde als ein Hort der germanischen Bildung im Norden des Welttheils dastehen, würde Deutschland

---

*) Kölnische Zeitung 1844, Nr. 7 und 16. In diese Zeit (1843) fällt auch der kleine Aufsatz, welchen Dahlmann unter dem Titel: „Emmerich" für das Niederrheinische Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Poesie (S. 1—18) schrieb. Anknüpfend an den Umstand, daß der Graf Gerhard von Holstein in Emmerich begraben liegt, schildert er die Schicksale der drei fürstlichen Brüder Heinrich, Adolf und Gebhard, welche im fünfzehnten Jahrhundert den harten Kampf gegen König Erich von Dänemark kämpften.

seine Flotte bieten und wenn einmal das drohende Gewitter ausbricht, die Hunderttausende von deutschen Kriegern zu seinem Schutze aufstehen sehen." Die Schleswig-Holsteiner warnte er wieder, vom deutschen Bunde die Abhilfe aller Beschwerden zu erwarten. „Wer auf seinem unzweifelhaften Rechtsboden noch so wenig Anerkennung erlangt hat, soll keine ausschweifenden Hoffnungen nähren. War aber das nicht seit lange der Fall in Schleswig-Holstein, daß man über Planen in die weite Ferne hinaus die Forderung der Gegenwart vernachlässigte? So ist jetzt Alles dort bis zum Uebermaße mit dem drohenden Abgange des Mannesstammes der regierenden Linie beschäftigt und den Folgen, welche das für die Herzogthümer haben wird, da doch Alles, was in dieser Hinsicht zu thun ist, vermuthlich in aller Stille unter den zunächst Betheiligten wird verabredet werden und das Kunststück der heutigen Staatspraxis besteht ja darin, alle Rechtsfragen in politische Fragen zu verwandeln. Es wird aber wahrscheinlich ein inhaltschweres Menschenalter verfließen, ehe dieser Fall eintritt, wenn er nur überhaupt bevorsteht. Praktisch ist gegenwärtig längst nicht mehr die Frage darüber, ob jener Schritt der Vorfahren, Schleswig-Holstein mit der Krone Dänemark zu verknüpfen, überall weise gewesen ist; ein Zustand, der Jahrhunderte alt und rechtlich über allen Zweifel hinaus begründet ist, hat seine Früchte gemischter Art getragen. Es ist weise, die bessern auszuwählen und durch fernere Pflege zu vervollkommnen. Nichts könnte trauriger sein, als wenn ungezähmte Leidenschaft von beiden Seiten gerade jetzt einen Haß zwischen Dänen und Deutschen entzündete, welche unendlich Vieles zum einträchtigen Zusammenhalten anmahnen muß. Der gebildete Theil beider Völker erkennt, was man sich wechselseitig verdankt. Europa hat den Schatz kennen gelernt, welcher in dem Alterthume Skandinaviens für die Menschengeschichte enthalten ist, und ehrt die Dänen als die um die Hebung desselben Hochverdienten."

Nicht minder unumwunden sprach sich Dahlmann in den vertraulichen Privatbriefen aus. „Mich dünkt, schrieb er am 8. März 1844 an Hegewisch, man sollte die dynastische Frage weit mehr in den Hintergrund stellen als geschieht, und vor Allem nur suchen, auf einen Rechtsboden zu gelangen; denn ich bezweifle sehr, daß die

Augustenburger, wenn sie je zur Herrschaft über Schleswig-Holstein kommen sollten, sich von der Sucht nach Unumschränktheit fern halten werden." Und als ihm von dem Wachsthum der Agitation in Dänemark für das Königsgesetz in Holstein zu Gunsten des Herzogs von Augustenburg berichtet und abermals sein guter Rath verlangt wurde, antwortete er (22. April 1845): „Was mich betrifft, so mische ich mich wohl schwerlich mehr hinein. Es ist ein Irrthum zu glauben, daß noch nach dem gesucht werde, was in dieser Sache Recht ist. Man sucht auf irgend einem Wege nach dem Mittel, mit so viel Schein des Rechtes als möglich zum Ziele zu kommen. Das Goethesche ist eingetreten: der Worte sind genug gewechselt, laßt uns auch endlich Thaten sehen. Ich könnte nicht anders sagen, als: Wehrt Euch! Besteht auf Euern alten Verfassungsrechten und wenn Ihr die errungen habt, so lasset die Erbfolgefrage getrost noch etwas reifer werden. Ihr habt dann ein Wort mitzusprechen. Mit unumschränkt oder mit einer bloßen Scheinverfassung, wie die bisherige, herrschenden Augustenburgern ist auch nicht viel gewonnen und diese Herren haben noch niemals ein offenes Kennzeichen gegeben, daß sie die historischen Grundlagen der Verfassung anerkennen. Laßt sie aus ihrer Diplomatik heraustreten, wenn sie wollen, daß man im Lande Herz zu ihnen fasse. Noch einmal: der Erbfolgefall so wichtig er ist, scheint mir die Nebensache zu sein; er kann noch ein Menschenalter lang ausstehen und wenn man nicht die Kraft hat, sich in seine alten Rechte wieder einzusetzen, so wird man aus dem andern Kampfe noch weniger ehrenhaft hervorgehen."

Um sich von dem unmittelbaren Drucke der Gegenwart zu befreien und von den thörichten Einfällen des Tages sich die Freiheit der Gedanken und damit auch den Muth und die Zuversicht zu retten, bot die wissenschaftliche Thätigkeit das bewährteste Mittel. Auch jetzt hielt sich Dahlmann an seiner Lehrwirksamkeit und an litterarischer Beschäftigung aufrecht. Es war aber doch bezeichnend für die gespannte, auf Lösung drängende Lage und zeigte, wie die Politik ganz ausschließlich die Geister erfüllte, daß Dahlmann dieses Mal keinen Gegenstand wählte, welcher, einer ferneren und entlegeneren Welt angehörig, ihn die Gegenwart vergessen ließ, sondern

eine solche Aufgabe sich stellte, die gleichsam dem gegenwärtigen Geschlechte einen Spiegel vorhielt, mit den unmittelbaren Interessen der Zeit in vielfachem Zusammenhange stand. Er schrieb die Geschichte der englischen und französischen Revolution.

2. Geschichte der englischen und französischen Revolution.

Noch lange nach Dahlmanns Tode hieß der größte Hörsaal der Bonner Universität bei Docenten und Studenten: „Dahlmanns Auditorium". Siebenzehn Jahre wandelte Dahlmann am Morgen (im Sommer schon um sieben Uhr) und am Abend den gewohnten Weg in dieses Auditorium, welches trotz aller Geräumigkeit namentlich in der ersten Zeit und bei den öffentlichen Vorlesungen die Zahl der Zuhörer kaum fassen konnte, und so viele Zuhörer, so viele begeisterte Schüler in sich schloß. Die virtuosen Künste des Vortrages übte zwar Dahlmann nicht; ebenso wenig als in seinem Wesen, lag auch in seinen Worten etwas Schmeichelndes und Lockendes. Die Natur hatte ihn nicht allzu reichlich mit den Gaben ausgestattet, welche einem großen Redner die unwiderstehliche Zauberkraft verleihen. Seine Züge belebten sich schwer, seine Stimme war nicht kräftig, nahm oft einen heiseren Klang an, die Fähigkeit der Improvisation war ihm vollständig versagt, die Macht, durch den raschen Strom der Gedanken und den gewaltigen Fluß der Rede die Gemüther unwillkürlich mitzureißen, nicht gegeben. Dennoch machten seine Vorlesungen auf alle Zuhörer den tiefsten Eindruck. Die schlichte Weise des Vortrages, so gestaltet, daß die Sache einfach für sich zu sprechen schien, trug das Gepräge der reinsten Wahrhaftigkeit und gewann dadurch unwillkürlich die Ueberzeugung der Hörer für sich. In den knappen Sätzen, die stets das Entscheidende und Große stark betonen, alle Nebendinge nur leicht berühren, drückte Dahlmann unmittelbar auch sein Urtheil über die Ereignisse aus. Es lautete immer streng, oft herbe, aber gestützt von dem ganzen Gewichte seiner Persönlichkeit, der sichtbare Ausfluß eines lauteren Sinnes für Kraft und Sittlichkeit, beherrschte es alle Zuhörer,

die sich der Macht solcher eindringlichen Mahnung und durch weise Erfahrung geprüften Lehre nicht entziehen konnten. Denn unsere Jugend, so viel auch an ihr gezerrt wurde, um ihre ursprüngliche Frische und Natürlichkeit zu brechen, hat sich trotzdem den idealen Schwung und die Begeisterung für sittliche Zwecke bewahrt und ist dem Lehrer am dankbarsten, welcher diese Eigenschaften, das lebendige Rechtsgefühl, die warme Empfindung für alles Hohe und Reine in ihnen anruft. Darum hielt sie auch treu zu Dahlmann und war mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllt. Indem er die gleiche ethische Strenge, die ihn beseelte, bei den Zuhörern voraussetzte, hob er sie zu sich empor, und weckte in ihnen ein Selbstgefühl, ohne daß die Pflicht der Bescheidenheit darunter litt.

Dahlmanns Bonner Vorlesungen bewegten sich vorzugsweise auf dem Gebiete der neueren Geschichte. Nur einmal las er über die römische Kaiserzeit, sonst bildete neben der Politik und Staatswirthschaft ausschließlich die Geschichte der letzten Jahrhunderte den Gegenstand seiner Vorträge. Wohl trug die unruhige und ungeduldige Stimmung der Gegenwart dazu bei, daß auch in den sonst ziemlich abgeschlossenen akademischen Kreisen das Interesse an dem Naheliegenden, unmittelbar Wichtigen sich steigerte; doch abgesehen davon, handelte Dahlmann nur seinen Grundsätzen gemäß, wenn er insbesondere das Gebiet der neueren Geschichte in seinen Vorlesungen umfaßte und seine Erzählung namentlich der deutschen Ereignisse „in die Gegenwart ausmünden" ließ. Bei ihm war die neueste Geschichte von demselben Geiste durchdrungen, der die älteste beseelte; nach seiner Ueberzeugung die Entwicklung des Staatslebens, die ihm in den historischen Vorlesungen am meisten am Herzen lag, nur dann verständlich und seine Lehre nur dann fruchtbar, wenn sie nicht an entlegene, in den Farben schon abgeblaßte Zeitalter anknüpfte. Den größten Beifall fanden die Vorträge über die „Geschichte von Großbritannien im 16. und 17. Jahrhundert", welche er im Sommer 1843 hielt. Unter den Zuhörern befand sich eines Tages auch einer der „Weidmänner", wie Dahlmann scherzend die Besitzer der Weidmann'schen Buchhandlung nannte, S. Hirzel, der aus Leipzig zum Besuch gekommen war. Ergriffen von der Gewalt der

Schilderung und der Lebendigkeit der Erzählung sprach er auf dem Heimwege nach Dahlmanns Hause schüchtern den Wunsch aus, die Vorträge durch den Druck dem ganzen Volke zugänglich zu machen. Dahlmann hemmte seine Schritte, hob, wie er gern that, wenn ihm etwas Unerwartetes vorkam, den Arm zweifelnd in die Höhe und antwortete, indem er den Freund gutmüthig lächelnd von der Seite ansah: „Ja, wenn nur das Manuscript schon vorhanden wäre.“ Doch dafür war bald Rath geschafft. Seit er durch Hirzel auf den Gedanken des Druckes gekommen war, schrieb er theils vor, theils nach den Vorlesungen Vieles auf, so daß nur wenige Wochen nach dem Schluße der letzteren schon das erste Manuscript nach Leipzig wandern konnte. Von seinem Vorhaben erfuhren auch die nächsten Freunde nichts. Denn so war es damals mit der Freiheit in der deutschen Welt bestellt, daß man mit Recht fürchten mußte, die Kenntniß von Dahlmanns Plane werde hinreichen, das Mißtrauen der Regierungen zu wecken, und diese gleich jetzt Verbote des Buches rüsten zu lassen. Wie Verschwörer saßen Reimer, Hirzel und der wackere Klee, der die Correctur besorgte, heimlich in Leipzig zusammen, lasen die einzelnen Aushängebogen, konnten die nächsten kaum erwarten und fanden mit jedem neuen Bogen den Genuß noch gesteigert. Das Geheimniß wurde gut bewahrt, aber noch drohte eine andere Gefahr. Wird nicht die Censur das Buch nach vollendetem Drucke willkürlich verstümmeln? Gerade damals wurde mit den sächsischen Ständen über das Gesetz verhandelt, welches allen Schriften über zwanzig Bogen Censurfreiheit gewähren sollte. Es war aber zweifelhaft, ob Dahlmanns Buch diese Bogenzahl erreichen werde, obgleich Hirzel die Vorsicht gebrauchte, als ihm die Nachricht von dem Gesetzentwurfe zukam, die Columnen noch kleiner zu machen; es war noch zweifelhafter, ob die sogenannte „Zwanzigbogenfreiheit“ rechtzeitig in Wirksamkeit treten werde. Die erstere Sorge war ungegründet, die Schrift füllte fünfundzwanzig Bogen, der andere Zweifel aber bestätigte sich. Da die Kundmachung des Gesetzes auf sich warten ließ, so blieb man auf die Gnade des Censors angewiesen. Dieser, Professor Bülau, war anständig genug, nachdem er die Vorrede gelesen und nichts Bedenkliches darin gefunden, das

Imprimatur zu ertheilen. Das Recht der Wissenschaft war denn doch so mächtig geworden, daß es die Censur nicht mehr wagte, den Kampf mit derselben offen aufzunehmen.

Im Februar 1844 wurden die ersten Exemplare der „Geschichte der englischen Revolution" verschickt. Im Mai war bereits die zweite, im November desselben Jahres die dritte — bis zum Jahre 1848 überhaupt fünf Auflagen nöthig geworden. Ein so guter Erfolg lockte zu neuen literarischen Plänen. Für die deutsche Geschichte seit Carl V. zwar, welche zu schreiben zahlreiche Freunde ihn dringend baten, glaubte Dahlmann vorläufig die rechte Zeit noch nicht gekommen. „Zu Hause haben wir nur Jammer und Elend, und wenn ich meine rechte Meinung sage, wirft man mich am Ende zum Hause hinaus. Es läßt sich freilich, wenn man es recht anfängt, so ziemlich Alles sagen, so daß man gar bitterböse wird, aber nichts dagegen kann; aber gerade das rechte Anfangen ist bei der deutschen Geschichte ungeheuer schwer." Dafür wuchs aus den Vorlesungen über die französische Revolution, welche er im Sommer 1844 hielt, allmählich ein neues Buch heraus. Schon im Juli 1844 fragt Dahlmann bei den „geehrten Weidmännern" an, ob sich diese eventuell mit demselben befassen würden. Auf ihre fröhliche Zusage arbeitet er rüstig an der Schrift und vollendet sie in wenigen Monaten. „Hier schicke ich Ihnen, lieber Hirzel, schreibt er am 5. Februar 1845, das erste Manuscript von meiner zu verfassenden Geschichte der französischen Revolution bis auf die Zeit Napoleon Bonapartes. Wenn es mir damit gelänge und ich Muth zur Sache behalte, so hätte ich den Gedanken, einen anderen Band, die Zeit Napoleons und vielleicht noch so weiter einen dritten und vierten daran zu schließen, so aber, daß jeder Band doch zugleich ein Werk ganz für sich bildete. Wie bis dato die Sachen in Deutschland stehen, könnte ich in einer neuesten Geschichte Deutschlands schwerlich die Wahrheit über unsere Zustände sagen, ohne zugleich den Wanderstab aus Deutschland hinaus in die Hand nehmen zu müssen. Dagegen sehe ich allerdings Mittel, an die französische Revolution angelehnt, unsere Dinge freimüthig zu charakterisiren." Auch von der Geschichte der französischen Revolution erschien, trotz der ungewöhnlich

starken ersten Auflage, welche im September 1845 ausgegeben wurde, schon nach zwei Jahren ein neuer Abdruck.

Kein deutsches Geschichtswerk unserer Tage kann sich eines so raschen und glänzenden Erfolges, einer so weit verbreiteten Wirksamkeit rühmen, wie Dahlmanns „Zwei Revolutionen". Beide Bücher drangen in Kreise, welche bisher wissenschaftlicher Belehrung fern standen und wurden in Räumen heimisch, wohin sonst historische Anregungen selten gelangten. Nicht mit Unrecht hatte man es beklagt, daß in Deutschland die Bildung so ausschließlich in der Form der Gelehrsamkeit auftrete, daß hier Bücher gewöhnlich nur von solchen gelesen werden, die selbst wieder Bücher schreiben, die Wirkung unserer literarischen Thätigkeit sich meistens auf die Fachgenossen einschränke. Wie so ganz anders stand es mit Dahlmanns „Zwei Revolutionen". Die politischen Tagesblätter, obenan die Allgemeine Zeitung in enthusiastischen Anzeigen Varnhagens, beschäftigten sich eingehend mit denselben, brachten lange Auszüge und empfahlen sie als wahre Volksbücher. Sie wurden nicht allein in allen besseren Bürgerhäusern mit Andacht gelesen, sondern fanden auch in Palästen Beifall und zogen selbst der Welt abgestorbene Kreise wieder zur Erde zurück. Beinahe jeder Tag brachte Dahlmann überraschende Kunde von dem Erfolge seiner Bücher. Sie hatten „unvergeßliche Stunden" einer hochgefürsteten Frau bereitet, und diese für ihren jungen Sohn, den Erben der mächtigsten deutschen Krone, wünschen lassen, Dahlmann möchte noch öfter solche Spiegel der Lehre und Warnung für Volk und Herrscher aufstellen. Die „Zwei Revolutionen" trieben aber auch bis in die ferne Herrnhuter Gemeinde in Christiansfeld ihre Wellenringe. Noch immer lebten hier Dahlmanns Schwestern in stiller Zurückgezogenheit, vielfach von schwerer Krankheit heimgesucht, aber trotzdem frischen Geistes und voll verständiger Theilnahme für Alles, was ihrem Bruder begegnete, der seinerseits es niemals an liebevoller Sorge für sie fehlen ließ und namentlich auch auf geistige Anregung der Einsamen Bedacht nahm. Er sandte ihnen öfter Bücher, unter diesen natürlich auch seine eigenen Schriften. „Christophs französische Revolution, schrieb Schwester Johanna (4. März 1846), ist zu

unserer Freude endlich bei uns angelangt. Das Buch ward nun auch gleich gelesen und mitten in brennender Fieberhitze hörte Jettchen diese bedeutungsvolle Geschichte an, wobei es gut war, daß der Stoff uns bereits bekannt war. Es ergötzte uns, wie unsere junge Vorleserin, der gleichmüthigen Brüdergemeinde angehörig, bei den Reden Mirabeau's in Feuer gerieth und sie mit ganz ungewöhnlicher Lebendigkeit las. Nach Jettchens Genesung haben wir dies Werk mit erhöhtem Interesse zum zweiten Male gelesen, wie auch aufs neue die englische Revolution, aber wir können der Bücher kaum habhaft werden; denn die Töchter unserer Hauswirthin, die Lehrerinnen in der Mädchen-Pensionsanstalt, die Eltern der Pensionäre baten uns darum. So werden sie von einem zum andern geschickt und wenn sie zu uns kommen, liegen drei, vier Zeichen darin."

Der Erfolg der „Zwei Revolutionen" überstieg alle Erwartungen. Bei den Näherstehenden war aber auch das Staunen groß, daß gerade Dahlmann diesen Wurf gethan und unter die populären Schriftsteller gegangen. „Sie sind incommensurabel," schrieb ihm Gervinus (15. April 1844). „Niemand Ihrer Freunde hätte Ihnen zugetraut, daß Sie sich so Knall und Fall zu solch einer Publication verstehen könnten und eben so rasch sie vollenden. Solche Bücher sollte man, wenn man auf der Stelle wie Sie steht, öfter in Deutschland hineinwerfen; wie concentrirt und frisch ist die Wirkung dieses Büchleins, wie langsam und mühsam gräbt sich dagegen ein gelehrtes Werk, wie Ihre dänische Geschichte ein. Die Zeit hat sich geändert, mächtig, in Deutschland. Vor zehn Jahren wäre solch ein Buch noch ohne Sang und Klang an uns vorübergezogen." Den zünftigen Fachgenossen war das nicht ganz aus der Seele gesprochen. In ihren Kreisen regte sich ein gewisser Widerstand gegen Dahlmanns Bücher. Dieser freiwillige Verzicht auf jeden gelehrten Apparat, diese Gleichgiltigkeit gegen das Sammeln neuen Stoffes, diese Genügsamkeit der Forschung widersprach nicht allein dem Herkommen, sondern erschien auch Vielen als eine Herabwürdigung der Wissenschaft, die nun einmal in Deutschland gewohnt war, die schwerste akademische Rüstung zu tragen. „Noch ein solches Buch und Dahlmanns

Ruf ist verloren," meinte damals der Professor der Staatswissenschaften an der Leipziger Universität, der Censor Bülau. Doch all dieser Tadel, auch wenn er aus besserem Munde kam, erwies sich wirkungslos. Weder ließen sich die gebildeten Classen den Genuß, den ihnen Dahlmanns Bücher boten, schmälern, noch vermochten sich auf die Länge selbst die gelehrten Kreise dem Zauber zu entziehen, welcher bis zum Jahre 1848 alle Deutschen an Dahlmanns „Zwei Revolutionen" fesselte. Denn Dahlmann sprach hier in historischer Einkleidung die Gedanken und Stimmungen aus, welche die Herzen des Volkes tief bewegten, und gab dem politischen Ideale, welchem die Besten anstrebten, einen vollen Körper und eine glänzende Farbe.

Auf einem fest bestimmten politischen Glauben fußt Dahlmanns Erzählung der englischen und französischen Revolution, eine eben so fest bestimmte politische Wirkung ist ihr Ziel. Die Schlußworte beider Bücher geben darüber genügende Klarheit. Die englische Revolution ist ihm ganz vorzugsweise der Kampf um politische Freiheit und sie findet ihren Abschluß in Wilhelm III., dem „England seine Freiheit verdankt, soweit Freiheit verliehen werden kann." „Wilhelm hat die größte von allen Staatsfragen, die von der politischen Freiheit der Völker, so mächtig in den ganzen Welttheil mit ihrer scharfen Ecke hineingerückt, daß, wer in ihrer Nähe blos die Augen schaudernd zuzudrücken und allenfalls ein Kreuz zu schlagen weiß, sich früher oder später daran den Kopf einrennen muß." Die Geschichte der französischen Revolution, welche mit der Erwähnung der Hinrichtung Ludwig XVI. und der zweiten polnischen Theilung abbricht, endigt Dahlmann mit folgenden Worten: „Wenn es Weisungen von oben giebt, welche die irren Bahnen der schwachen Sterblichen erleuchten, so sind diese damals ertheilt, als neben den frechen Königsmord der kalt berechnete Volksmord trat. Seitdem ist eine lange Zeit vergangen, die damals Knaben waren, sind zu Greisen geworden, aber unverrückt weist der große Zuchtmeister der Welt immerfort auf dieselbe Aufgabe hin, sucht seine störrig-trägen Schüler mit unsäglichem Leiden heim. Und dennoch wollen die Einen nicht lernen, daß es ein Unsinn und ein Frevel ist, unsern von

monarchischen Ordnungen durchdrungenen Welttheil in Republiken des Alterthums ummodeln zu wollen, die Andern umklammern hartnäckig das geliebte Götzenbild einer monarchischen Unumschränkheit, welche ja ihre unvergeßliche Zeit gehabt hat, gegenwärtig aber, verlassen von dem Glauben der Völker, ein so eitles Geräusch treibt, wie die klappernden Speichen eines Rades, dessen Nabe zerbrochen ist.“ Er ließ es sich gefallen, wenn man seine beiden Bücher mit der Schrift Mirabeaus über die preußische Monarchie verglich. Vielfach, wo dieser Preußen nennt, hat er Frankreich im Auge. Aehnlich, sagte man, bergen sich bei Dahlmann unter der Erzählung von französischen und englischen Dingen, ernste Mahnungen an Deutschland und Preußen. Er widersprach nicht, als ihm Gervinus (29. October 1845) den allgemeinen Eindruck der Geschichte der französischen Revolution in folgender Weise schilderte: „Was Jedermann darin am meisten fesselt, ist natürlich die Analogie, die Didaxis und die Tendenz. Ich habe in dieser Beziehung Alles in dem rechten Lichte und im rechten Maße gefunden. Preußische Patrioten hätten gern gesehen, es sei noch mehr und schärfer mit der Nase darauf gestoßen; allein das würde dem historischen Charakter der Schrift doch zu nahe getreten sein und zu solchem Zwecke würde man irgend eine andere Form besser gewählt haben.“ Er bestätigte vielmehr in einer Aeußerung an Hirzel (23. Juni 1845) das Recht zu solcher Auffassung des Buches. „Darin bin ich entschieden, schreibt er, mein Buch über die französische Revolution nicht weiter zu führen, als bis zur Stiftung der Republik. Ich bin seit länger überzeugt, daß es dem Eindruck des Buches schaden würde, wenn ich genöthigt wäre, mit der Hinrichtung der königlichen Familie und den Gräueln der Anarchie zu schließen. Ich möchte nicht, daß mein Werk einen sentimentalen oder niederschlagenden Eindruck hinterließe, ich möchte, daß es ein besonnenes politisches Urtheil förderte und für die nothwendigen Kämpfe der Zeit den Entschluß kräftigte. Man muß nie mit der Hoffnungslosigkeit endigen.“

Nach diesem Selbstbekenntnisse wäre es thöricht, die politische Tendenz der beiden Geschichtsbücher leugnen zu wollen. Aber die politische Tendenz wurde von Dahlmann nicht willkürlich und eigen-

sinnig dem historischen Stoffe aufgeprägt, sie wurde ihm vielmehr durch die Stimmung der Zeit, durch die Zustände des Volkes, mit welchem er gemeinsam empfand, aufgezwungen. Für uns Deutsche waren damals die englische und namentlich die französische Revolution nicht historische, sondern politische Ereignisse. Wir schmachteten bis zum Jahre 1848 nach Verfassungsrechten und seufzten unter dem Joche des absoluten Regimentes. Jene Sehnsucht und dieser Druck bestimmten nicht allein unsere Gedanken vom Staate, sondern lenkten auch unser Urtheil über die Geschichte Europas. So lange die deutschen Regierungen ihre Hauptwirksamkeit auf das Zurückdrängen des Volkswillens richteten und mit den Kräften des Volkes nach eigenem Belieben, aber mit sehr schlechter Einsicht walteten, so lange es in Deutschand nur passive Unterthanen, aber nicht thätige, theilnehmende Bürger gab: so lange blieb auch nothwenig das Interesse des deutschen Volkes auf die Wahrung seiner Rechte beschränkt, und mußte dieses sich zuerst eine würdige Verfassung erobern, ehe es sich für die übrigen Staatszwecke begeisterte. Auf dem Boden des wirklichen Lebens diesen Kampf auszufechten, war ohne die rohe Gewalt aufzurufen nicht möglich. Vor der Entfesselung der wilden Leidenschaften, die mit einzelnem Schlechten auch viel Gutes zerstören, scheuten alle ehrlich denkenden Männer zurück. Sie erwarteten von einer freiwilligen Sinnesänderung das gewünschte Gut; sie suchten auf die Ueberzeugungen der Zeitgenossen zu wirken und bemühten sich, eindringliche Beweise von dem unabwendbaren Sturze des absoluten Regimentes in Deutschland zu sammeln. Sie fanden den besten Trost in dem Schicksale der anderen europäischen Völker, welche das gleiche Joch wie wir getragen, längst es aber in glorreicher Weise abgeschüttelt hatten. Bei dem Mangel an eigenem politischen Leben besaßen wir keinen Prüfstein dafür, wie viel oder wie wenig die Thaten fremder Völker unserer Eigenart entsprachen. Wie im vorigen Jahrhundert die gleiche Sitte und höfische Bildung die Menschen aller europäischen Stämme vereinigte, so gab es auch jetzt eine europäische politische Gesellschaft, in Meinungen und Gedanken eng verbrüdert. Der Wiederhall der englischen Parlaments-Verhandlungen verlor fast nichts von seiner Kraft, auch wenn er

bis an die Ufer des Rheines reichte und der Eindruck der französischen Kammerdebatten war auch bei uns so unmittelbar, als ob unsere eigenen Angelegenheiten mit entschieden würden. Und so glaubten wir auch. Natürlich nicht die wirklichen Interessen des lebendigen Staates, den wir ja gar nicht kannten, wohl aber die allgemeinen idealen Grundsätze der Politik, an welchen wir uns allein festhalten konnten, deren muthige Vertheidigung uns zunächst am Herzen lag, schienen uns dort in das Feld geführt. Der gleiche Idealismus beseelte uns, wenn wir den Gang der Staatsumwälzungen in den letzten Jahrhunderten betrachteten. Wir sahen ab von dem Persönlichen, welches die Ereignisse eigenthümlich färbt, wir erkannten es kaum für nöthig, alle einzelnen Fäden der politischen Verwicklung sorgfältig und vollständig auseinander zu legen, wenn wir nur den Hauptfaden in der Hand hielten, wir glaubten an die lebendige Triebkraft, die den Grundsätzen des Rechtes und der Freiheit innewohnt. Diese werben unausgesetzt neue Freunde, führen sie an und schaffen den Sieg über die Gegner, welche schon als Vertreter der Tyrannei schmählich zum Untergange verurtheilt sind. Kein Interessenstreit, sondern ein Principienkampf entwickelte sich vor unseren Augen, dem wir zujauchzten, welchen wir im Geiste noch einmal freudig durchlebten. Denn der Sieg der Grundsätze der Freiheit und des Rechtes bei den Engländern und Franzosen bedeutete die Erfüllung unserer deutschen Hoffnungen.

Als Dahlmann die Erzählung der englischen und französischen Revolution begann, durfte und konnte er sich dieser idealen Anschauung nicht verschließen. „Ich betrachte mein Buch, sagt er in einem Briefe an Reimer, als einen Versuch mit mir selber, ob ich für ein größeres Publikum Geschichte zu schreiben verstehe, ohne von dem wissenschaftlichen Gehalte und meiner individuellen Auffassung etwas aufzugeben.“ Er hätte sein Ziel nicht erreicht, wenn nicht die verwandte Grundstimmung eine feste Brücke zwischen ihm und dem Herzen des Volkes geschlagen hätte. Denn wer auf das Volk wirken will, muß ihm nicht mehr sagen wollen, als es sich selbst sagen könnte, wenn es im Stande wäre, seine Ahnungen und Meinungen in die klare und reine Form zu füllen, wie sie eben

nur ein hervorragender persönlicher Geist seinen Gedanken zu verleihen vermag.

Die Aufgabe, die sich Dahlmann gestellt hatte, übte einen entscheidenden Einfluß sowohl auf die Auswahl des historischen Stoffes, wie auf das Urtheil über die einzelnen Ereignisse und Persönlichkeiten. „Für unsere Zwecke sind die auswärtigen Händel ein nebenhergehend Ding", bekennt er gleich im Anfang der Geschichte der englischen Revolution. Ihm war natürlich wohlbekannt, daß ein solches Zurückschieben der äußeren Politik nicht allein seine Erzählung unvollständig lassen, sondern auch die wirkliche Entwicklung der Ereignisse zuweilen verdunkeln dürfte. Thatsächlich hat sich die äußere Politik stets mit inneren Zuständen eines Volkes eng verflochten und namentlich auf den Gang der englischen und französischen Revolution einen schwer wiegenden Einfluß geübt. Aber eine solche Beschränkung des historischen Stoffes war durch die Absicht des Schriftstellers geboten und durchaus freiwillig. Er fand sie dadurch gerechtfertigt, daß er den Kampf zwischen politischen Grundsätzen, den endlichen Sieg des Rechtes und der Freiheit und nicht das ganze und volle Schicksal des Volkes schildern wollte. Unbewußt dagegen vollzog sich im Verfasser die Wendung des Urtheils über die Helden der englischen und französischen Revolution. Oft und nachdrücklich ist später, nachdem die unmittelbare berauschende Wirkung der Dahlmannschen Bücher mehr verflogen war, auf die falsche Zeichnung Cromwells, den Dahlmann einen phantastischen Heuchler nennt, hingewiesen worden. Die Rechte, die Oliver Cromwell aus seiner gewaltigen Herrscherkraft schöpfte und welche in einer Zeit allgemeiner Vergewaltigung doppelt schwer wogen, sind allerdings von Dahlmann nicht stark genug betont, die Macht und die Wahrheit der religiösen durch langen Druck überaus hochgespannten Leidenschaft in dem merkwürdigen Manne und seinen Anhängern nicht hinreichend gewürdigt worden. Er neigt dazu, das Urtheil Clarendons, Cromwell sei ein „wackerer Bösewicht" gewesen, zu unterschreiben und einen herben Gegensatz zwischen den persönlichen Absichten des Protectors und den reinen Interessen des Staates anzunehmen, welcher nicht immer die richtige Lösung fand.

Gewiß, wer auf die Entwicklung der britischen Reichsmacht das Auge richtet und die heldenmäßigen Männer zählt, welche das Staatswesen mit fester Hand geleitet, in Tagen drohenden Zerfalles gerettet und das Ansehen des Staates gekräftigt und gemehrt hatten, der muß auch Oliver Cromwell preisen. War es aber dem älteren deutschen Geschlechte so leicht gegeben, diesen Gesichtspunkt des Staatsganzen festzuhalten? Auch historische Urtheile bedürfen zu ihrer völligen Reife eines günstigen Bodens und an der Stimmung der Zeit ist es mit gelegen, ob eine bestimmte Anschauung geschichtlicher Ereignisse und Persönlichkeiten eine besondere Kraft gewinne. Unsere besten Historiker denken über die Römerzüge der deutschen Kaiser jetzt anders als ihre Vorgänger. Sie begreifen und beweisen die Nothwendigkeit, welche unsere Fürsten zur Annahme der Erbschaft der römischen Imperatoren zwang, sie haben aber auch für die Kehrseiten dieser Weltpolitik ein offenes Auge und wissen die schlimmen Rückwirkungen auf unser nationales Leben eindringlich zu würdigen. Zunächst beruht dies knappere Maß des Beifalls auf der einsichtigeren und strengeren Forschung, es wurde aber dasselbe ebenso gewiß auch durch die Wandlung unseres nationalen und politischen Bewußtseins bedingt. In ähnlicher Weise hat sich auch die Auffassung der beiden großen Staatsumwälzungen der letzten Jahrhunderte gegenwärtig geändert. Seitdem wir einem lebendigen Staatswesen näher getreten sind und einer nationalen Politik uns zugewendet haben, legen wir unserem Urtheile das Interesse des ganzen organischen Staates zu Grunde und bemessen nach diesem die Bedeutung der einzelnen Ereignisse und Persönlichkeiten. Das Geschlecht, das vor uns lebte und in der deutschen Jammerzeit nach den Freiheitskriegen groß geworden war, wurde von andern Erwägungen gelenkt. Im heißen Kampfe für die Rechte, ohne welche kein wahrhaft mächtiger Staat bestehen kann, begriffen, die einfachsten Grundlagen der politischen Ordnung gegen den blinden Haß und den beschränkten Verstand der meisten Regierungen zu vertheidigen gezwungen, ließ es auch seinen historischen Sinn in gleicher Richtung sich gern ergehen. Es war in unseren Leiden kein geringer Trost, zu erfahren, daß auch die anderen Völker Menschen-

alter hindurch kämpfen und streiten mußten, ehe sie sich einen festeren Verfassungsboden eroberten, auf welchem die freie Ordnung des Staates aufgebaut werden konnte, es lieh uns fröhlichen Muth, zu wissen, daß der Absolutismus eine Entwicklungskrankheit sei, welchen jeder größere politische Organismus bisher durchmachen mußte.

Wenn Dahlmann mit dem Bildnisse John Hampdens sein Buch schmückte, wenn er ihn als einen „Stern erster Größe" schildert, dessen Untergang den Weg vor Obrist Cromwell ebnete, und Hampdens Tod als schicksalbestimmmend für England darstellt, so gab er seinem Helden eine größere Bedeutung, als die spätere historische Kritik ihm zugestehen kann. Schelte ja aber Niemand Dahlmann darob. Er wußte gar wohl, was er that, als er Hampden in den Vordergrund seiner Erzählung stellte, John Hampden, „von dem auch seine Feinde bekannten, es habe noch nie einen Mann in England gegeben, vor dessen Geistesstärke und dem fleckenlosen Adel eines uneigennützigen Charakters sich so aller Willen gebeugt hätte, einerlei ob im Frieden, ob im Felde." Er zeichnete in Hampden die Natur, die er in seinem Vaterlande bei den drohenden politischen Kämpfen den Führern und Vertretern des Volkes wünschen mußte; denn nicht durch die Berufung wilder Leidenschaften und roher Gewalten wollte er jene geschlichtet sehen, sondern durch das unerschütterliche Festhalten am Rechte die Nachgiebigkeit der Gegner erzwingen. Aus streng conservativer Gesinnung heraus erwuchs für ihn sowohl die Pflicht als die Grenze des politischen Widerstandes. Da war dann allerdings Hampden der Mann, der als Muster gelten durfte. In Hampden trat überdieß Dahlmann sein eigenes persönliches Ideal entgegen. Freundlich zwar, wie Hampden, erschien Dahlmann den Fernstehenden nicht, was es aber weiter von dem „stillen Mann" erzählt, „von wenig Worten, der am liebsten auf Andere hörte, unter dessen schlichtem Gewande die eherne Brust der Beharrlichkeit verborgen lag, die auch bisweilen hervorsah", das priesen Zeitgenossen auch an Dahlmann, in welchem die „folgerechte Ruhe" Hampdens falls die hervorragendste Eigenschaft bildete.

Ueber der politischen Aufgabe vergaß Dahlmann aber keineswegs die Pflichten des Geschichtsschreibers. Eifrig war er bedacht,

die Entwicklung der Ereignisse in ein scharfes und helles Licht zu setzen, die historischen Persönlichkeiten nach Natur und Charakter anschaulich zu gestalten, wirksames Licht und Schatten über die Erzählung zu verbreiten. Er wollte nicht allein durch die Mittheilung der geschichtlichen Thatsachen die Kenntniß des Lesers erweitern und sein Urtheil leiten, sondern auch durch die wohl bemessene Form der Darstellung auf ihre Stimmung wirken und ihre Phantasie beleben. Und was er anstrebte, vollführte er auch in glänzender Weise. Wir mögen gegenwärtig Einzelnes berichtigen, z. B. die Erzählung von Cromwells jugendlichen Auswanderungsgelüsten als Irrthum zurückweisen, wir bewundern aber auch jetzt noch die Kunst, mit welcher Dahlmann es verstand, mit wenigen kurzen Strichen die ältere Verfassungsgeschichte Englands ausdrucksvoll zu zeichnen, und freuen uns an der vollkommenen Sicherheit, die ihn die wesentlichen Unterschiede der englischen und schottischen Reformation genau treffen läßt. Nur wer diese richtig erfaßt, besitzt den Schlüssel zum Verständniß der späteren großen Ereignisse. Reich an dramatischen Zügen ist die Schilderung vom Ende der Königin Elisabeth, von der Landung Wilhelms von Oranien, unübertrefflich wahr und geschickt gemalt das Portrait, das er von Jakob I. entwirft.

„Keine sonderlich gewinnende Erscheinung dieser siebenunddreißigjährige Fürst, der jetzt (1603) unter allgemeinem Jubel den Tweed überschritt. Auch nicht eine Spur vom Liebreize seiner Mutter! Von mittlerer Größe ritt er in bequemer Beleibtheit daher, mit einem Wulste von Kleidern angethan; denn sein Wamms war dick ausgenäht, sein Beinkleid weit und dick gefüttert, Alles um den Leib vor Dolchstichen zu schützen. Diese mädchenhaft feine Haut, dieser auffallend dünne Bart, das große unstät rollende Auge deckten ein scheues Wesen auf. Sprach er, so ließ sich bemerken, daß seine Zunge viel zu breit für seinen Mund war; trank er, so geschah es mit Beschwerde, es war als äße er sein Getränk, welches ihm zu beiden Seiten des Mundes wieder in den Becher troff. Ging er, so zeigten sich die Beine schwach, erst mit sieben Jahren trugen sie ihn und er brauchte stets im Gehen Jemanden zur Stütze. Auf diesem mürben Grunde war nun ein hoher Thurm des Wissens,

besonders theologischer Belesenheit aufgeführt: der gelehrte Buchanan hatte in seiner Art ein Meisterstück an ihm geliefert. Des Königs Mund floß auch von Maximen politischer Weisheit über. Seine Bewunderer nannten ihn den britischen Salomo, der große Sully, der ihn gleich zu Anfang als französischer Gesandter complimentirte, wagte es, ihn den weisesten Narren in Europa zu heißen."

Dahlmann selbst empfand es deutlich, daß sich in der Geschichte der englischen Revolution seine Natur in einem neuen Lichte zeige. „Die englische Revolution, schrieb er (12. Juni 1847) an Hirzel, scheint doch das Lieblingsbuch zu bleiben und auch ich finde immer wieder, wenn ich einmal daran komme, eine eigenthümliche Frische in ihr." Die freilich kurzen sonnigen Tage, die er gerade damals in Bonn erlebte, die glänzende Wirksamkeit, die er als Lehrer entfaltete, die reiche Anerkennung, die ihm endlich nach vielen herben Schicksalen allseitig gespendet wurde, blieben nicht ohne Einfluß auf sein Wesen. Ohne daß sich der Grundton seines Charakters geändert, der voll und schwer wiegende Ernst seiner Gedanken und Worte verloren hätte, ließ er doch öfter einen freundlichen Humor durchklingen und eine menschlich mildere Auffassung der Dinge walten. Das Buch der englischen Revolution würde nicht einen so großen Erfolg errungen haben, wäre ihm nicht die politische Stimmung des deutschen Volkes entgegengekommen, es würde aber kaum eine so mächtige Anziehungskraft geübt haben, wäre es in einer andern weniger ansprechenden Stimmung des Verfassers geschrieben worden.

Die Geschichte der französischen Revolution, welche Dahlmann dem Buche über die englische Revolution unmittelbar folgen ließ, wurde theilweise durch den Ruhm des letzteren getragen, denn an sich betrachtet steht sie nicht auf gleicher Höhe mit dem früheren Werke. Die Auffassung der Ereignisse war nicht neu und tief genug, um die älteren namentlich französischen Arbeiten über denselben Gegenstand vergessen zu machen. Dadurch, daß Dahlmann diesesmal nicht eine ausführliche Vorgeschichte der Revolution lieferte, beraubte er sich des Vortheils, den Leser Schritt für Schritt für seinen Standpunkt zu gewinnen. Indem seine Erzählung gleich mitten in die Revolutionsereignisse hineinspringt, erscheint die Vor-

aussetzung, daß der Kern der französischen Revolution in dem Kampfe für eine freie Verfassung liege, mehr gezwungen und nur mühselig im Stande, die Ueberzeugung an sich zu locken. Auch der Stil hat nicht die Frische und den Fluß des älteren Werkes erreicht, das Streben nach prägnanter Kürze zuweilen zu einem ungelenken Ausdruck verleitet. An Sprüchen der Weisheit, an tiefsinnigen Deutungen der Ereignisse, an ausdrucksvollen Bildern voll Wahrheit und Kraft fehlt es aber auch in diesem Buche nicht. Der Satz: „die Entwicklung eines baufälligen Hauses ist sein Einsturz" hat sich als geflügeltes Wort erhalten, sein Lob der französischen Staatseinheit, „eines nicht genug zu preisenden Gutes", seine Darstellung des Unterschiedes zwischen einem unumschränkt regierten und einem von Reichsständen mitgeleiteten Staate*) sprach zu Aller Herzen. Von zündender Wirkung war namentlich die Schilderung, die er von Preußens innerster wahrer Natur entwarf. Er hatte von den Gefahren gesprochen, welche die Neuerungen Kaiser Josephs II. für Oesterreich enthielten, denn „jeder Versuch hier umzuwandeln bedroht den wunderlich zusammengesetzten Staatskörper mit Auflösung", und richtete dann den Blick auf Preußen. „Mit dem preußischen Staate ist es durchaus anders bewandt. Seine Basis beruht auf der größten Abweichung vom Herkommen, welche jemals geschehen, auf Martin Luther. Die erste große politische That der Reformation war die Verwandlung des geistlichen Ordenslandes Preußen in ein Erbherzogthum der brandenburgischen Hohenzollern. Als hernach 1613 Kurfürst Johann Sigismund aus einem Lutheraner zum Reformirten ward: — es war ein Act der Politik, seinen jüngsten Unterthanen, den Westphalen und deren nächsten Nachbarn, den reformirten Holländern zu Gefallen, die ihm den neuen Erwerb sollten schützen

*) „So lange die unumschränkte Herrschaft dauert, ist der Staat ein mythologisches Wesen; Alles kommt darauf an den Mythus festzuhalten, daß Macht und Weisheit unaufhörlich verschlungen', auf demselben Thron sitzen, ohne sich einander zu verdrängen. Sobald aber regelmäßig wiederkehrende Ständeversammlungen berufen werden, nimmt das Wissen vom Staate seinen Anfang. Es ist von Oben her anerkannt, daß der Inhaber der Macht ungenügend berathen sein könne. Eine Lücke im Staatswesen ist zugestanden, welche durch Einsicht aus dem Volke her ergänzt werden muß."

helfen. Abermals eine ungeheure Abweichung vom Herkommen, die aber außer der Erweiterung des kirchlichen Horizonts, an welchem man allmählich zwischen Theologie und Christenthum zu unterscheiden anfing, auch den Staat als solchen fester stellte, während dahingegen das Haus Sachsen, in der Geburtsstätte der Reformation wurzelnd, durch Unsicherheit im Religionswesen und später durch Religionswechsel um der polnischen Krone willen seine Anwartschaft auf eine große Zukunft in Deutschland verwirkt hat. Der erste Gründer der preußischen Staatseinheit war der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, indem er alle landständischen Schranken gewaltsam niederbrach. Er betrachtete sich als Stütze des deutschen Protestantismus und reichte dem großen Oranier, welcher die Stütze des Protestantismus im ganzen Welttheile werden sollte, zu seinem langgepflegten Beginnen treu die Hand. Er war im Geheimniß jener Unternehmung, welche die Stuarts stürzte, hob dafür einen Feldherrn, den berühmten Schomberg, bei sich auf, und seine Lippen, auf denen der Tod schon schwebte, verriethen gewissermaßen das Geheimniß seiner Seele, als er seine beiden letzten Parolen austheilte; sie hießen London und Amsterdam. Sein Sohn gab dann dem Staate die Haltung und das stolze Trachten, welches in der Königskrone wohnt. Sein Enkel rief mit unablässigem Bemühen die wirthschaftliche Einheit und die der Heeresmacht herbei. Nun Friedrich der Große! durch sein Schlesien, durch seine drei schlesischen Kriege stellte er dieses noch unverständliche zweideutige Preußen plötzlich neben Oesterreich als ebenbürtig hin, und schuf zugleich das preußische Nationalgefühl, auch durch sein Landrecht das provinziale Trachten dem staatlichen unterordnend. Friedrichs Nachfolger brauchte den Blick vor dem jungen Frankreich nicht niederzuschlagen, wenn er seines hohen Berufes sich gehörig bewußt war. Er konnte auf die lange Reihe seiner Vorfahren hinweisen und sagen: Sehet, diese Männer haben in rastloser Arbeit das vollführt, was Eure Könige, Franzosen, im Wohlbehagen von den Genüssen unumschränkter Macht versäumten und darum jetzt von der Umwälzung ereilt sind, weil ihre Selbstsucht die Aufgabe so hoher Macht verkannte: die Hinwegräumung des nicht mehr haltbaren mittelalterlichen Staates. Wozu Euch

eine warme Augustnacht genügte, das haben jene, freilich langsam, in Menschenaltern vollbracht. Entspricht noch nicht Alles bei uns Euren Begriffen, seht her, ob nicht unsere Zustände reif sind zu einer weiteren Entwickelung durch die Entfesselung des ländlichen und städtischen Gewerbes, und ob sie nicht sicherer begründet sind. In der kirchlichen Freiheit sind meine Preußen Euch voraus, das beweist Eure neueste Priesterverfolgung. Was freilich Eure politische Freiheit angeht, auf die Ihr so stolz seid, von welcher Ihr Eure Zeit datiren wollt, gewiß sie fehlt den Preußen, aber seid Ihr der Euren denn so sicher, daß Ihr sie lange behaupten werdet? Und fragt Ihr nach Preußens Zukunft, wer sagt Euch denn, daß die Hohenzollern ihre Unumschränktheit von vier Menschenaltern anders als wie einen fruchtbaren Durchgangspunkt verstehen, daß der Sinn des großen Friedrich, welcher den ersten Diener des Staates in sich erkannte, vor ihren Ohren verklungen ist? Was jemals Herrliches unter den Menschen gelungen ist, Alles das liegt zwischen den großen Axen, von welchen die Welt gehalten wird, liegt zwischen Ordnung und Freiheit mitten inne. Ohne Ordnung keine Sicherheit, ohne Sicherheit keine Freiheit, und Eure Ordnung, sie liegt im Tode."

Dieses Bild eines idealen Preußens sollte zunächst dazu dienen, den Gegensatz des wirklichen Preußens, welches damals von Bischofswerder und Wöllner in unrühmlicher Weise geleitet wurde, recht stark hervortreten zu lassen. Aber es besaß auch volle Wahrheit in den Tagen, in welchen Dahlmann sein Buch schrieb, es mahnte auch jetzt die preußische Regierung, die alle Traditionen heiliger hielt als die echte preußische Ueberlieferung, und hob den Muth der Verzagten, welche die Thatenlosigkeit des gegenwärtigen Regimentes an der Erfüllung der Aufgabe Preußens überhaupt verzweifeln ließ. Unter den Zeugnissen für Dahlmanns unerschütterliche Vaterlandsliebe nimmt die Einschaltung in der französischen Revolutionsgeschichte über Preußens glorreiche Vergangenheit und dessen große Bestimmung einen hervorragenden Platz ein. Die Oekonomie des Buches hätte den ohnehin wortkargen Mann von derselben abhalten sollen. Denn der überströmende Stoff ließ sich nur mit der größten Noth in die von Dahlmann beliebte knappe Form bannen. Wie hätte er aber

dem Anlaß, der sich ihm darbot, widerstehen können, seine Herzensmeinung zu sagen und diese über eine Sache, die mit seinem Leben vollständig verwachsen war. Wenn Liebe mit blinder Schmeichelei gleichbedeutend ist, dann freilich lebte in Dahlmann keine warme Empfindung für Preußen; wenn sie sich aber in zärtlicher Sorge für Ehre und wirkliches Heil ausspricht, dann gab es keinen treueren Freund als ihn. Die Digression über Preußen ist übrigens nicht die einzige, die in dem Buche über die französische Revolution vorkommt. Außer dem Wunsche, daß Preußen endlich in die Reihe der Verfassungsstaaten trete und dadurch das ganze Deutschland unwiderruflich in die Bahn der Freiheit dränge, beherrschte ihn ein anderer Lieblingsgedanke, daß die politische Entwickelung des deutschen Volkes sich jener Englands so viel als möglich nähern möge, Englands, „welches seinen Bewohnern menschlich auszuwachsen gestattete.“ Kein Wunder, daß er gern den Blick von den französischen Zuständen zu den englischen Verhältnissen hinüberlenkte, daß er ausführlich des „großen Chatham“ politische Grundsätze und seine Stellung zum amerikanischen Freiheitskriege erörterte, daß er sich des Breiteren über den Streit zwischen Burke und Fox ausließ. Das mochte in dem sonst so kurz gefaßten Geschichtsbuche einen ungebührlichen Raum einnehmen, es diente aber vortrefflich zur politischen Belehrung der Leser. Und diese Belehrung war eben so dankenswerth wie erfolgreich. Erst die Vorgänge nach 1848 haben den Strahlenschein allmälig zerstört, mit welchem bis dahin eine schlecht berichtete und von Vorurtheilen befangene öffentliche Meinung die französische Revolution umgab. Gern erblickte man in dieser den Freiheitskampf, von dem französischen Volke für das ganze übrige Europa unternommen, und übersah die Schädigung, welche das politische Bewußtsein dadurch erfuhr, daß der Staat in Atome aufgelöst, das nackte Individuum dem Staatsganzen schroff gegenübergestellt wurde, daß dieses letztere keine Selbstständigkeit genoß, aus einzelnen mißtrauisch weggeliehenen Brocken individueller Rechte seine Kraft schöpfen sollte. Die Gefahr war nicht gering, da auch bei uns wie im alten Frankreich „das Ungemeine nur im Versteck aufgehen, ungesetzlich groß werden konnte, wie ein kühner Strauch die Felswand

durchbricht", daß in Deutschland von der Huldigung zur Nacheiferung werde geschritten und in der französischen Revolution das Vorbild unserer politischen Entwickelung erblickt werden.

Unsere Aufgabe lag aber weit ab von den Zielen der französischen Revolution. Bei uns handelte es sich darum, den Staatssinn zu wecken, durch die gesetzmäßige Theilnahme des Volkes an der Regierung die öffentliche Ordnung zu befestigen, die politische Einheit der Nation zu begründen, während in Frankreich die schroff durchgeführte Regierungseinheit als unerträglicher Druck empfunden wurde und der Glauben an den Staat als die höhere sittliche Ordnung in ein bedenkliches Schwanken gerieth. Da war es nun von großem Werthe, daß ein Mann von so mächtigem Ansehen wie Dahlmann, den Blick der Gebildeten von der französischen auf die englische Revolution zurücklenkte, daß nicht das Lob der ungestümen Leidenschaft lockend an das deutsche Ohr klang, nicht das unbedingte Recht des Einzelwillens ruhmredig gepriesen wurde. Wohl vertheidigte Dahlmann die Pflicht des Widerstandes, wenn eine schlecht berathene, vor keiner Gewaltthat zurückschreckende Regierung sich an den Gesetzen und den bestehenden Freiheiten vergriff, aber er hatte kein Wort der Billigung dafür, wenn die blinde Neuerungslust zum Kampfe trieb und der politische Fanatismus weit über die Abwehr erlittenen Unrechtes hinaus zur Bedrohung jeglichen Rechtes sich verstieg. Darin fand er vielmehr die Größe des englischen Volkes, daß es das Maß und Ziel seiner Thätigkeit nicht aus den Augen verlor, beharrlich darnach strebte, die Ordnung mit der Freiheit zu versöhnen, deshalb erschien ihm die Geschichte der englischen Revolution so lehrreich, weil sie nicht allein die Gefahren, welchen der Absolutismus stets entgegengeht, eindringlich aufwies, sondern auch unwiderleglich zeigte, daß die größte Sicherung der Volksrechte in der ehrlichen constitutionellen Monarchie gefunden wird.

In den Kleinstaaten freilich und in dem unterwühlten deutschen Süden behielten die französischen Anschauungen von der Freiheit noch immer eine große Kraft, eroberten sich Dahlmanns Ueberzeugungen keinen großen Raum. In Preußen dagegen und im Norden, wo man überhaupt bedächtiger empfindet,

gewann er großen Anhang. Mehr noch als aus seiner „Politik' schöpften hier die Bürger, die Gelehrten, die Beamten aus der Geschichte der englischen Revolution ein gutes Theil ihrer politischen Bildung. Denn in der Politik lasen sie meist nur ihrer Natur nach trockene Lehrsätze, die sich vorzugsweise an den Verstand richteten, in dem Buche über die englische Revolution trat ihnen dagegen das politische Ideal, von dem reichsten Schmuck historischer Erfahrung getragen, entgegen, und sprach die empfangene Kunde auch zur Phantasie. Kein Wunder, daß in den nächstfolgenden Jahren überall der Wiederhall des Buches vernommen ward. In politischen Schriften und ständischen Verhandlungen wird häufig auf dasselbe Bezug genommen; es gewann, als der Vereinigte Landtag in Berlin zusammentrat, eine erneute Bedeutung und wurde der stille Rathgeber mancher im Gewissen bedrängten oder im Entschlusse unsicheren Abgeordneten, es klang sogar noch in den Verhandlungen des Frankfurter Parlamentes nach. Seitdem sind wir an politischen Erfahrungen reifer geworden und bedürfen weniger der Anlehnung an fremde Muster. Dadurch hat auch Dahlmanns Geschichte der englischen Revolution ihre ursprüngliche Bedeutung und ihren unmittelbaren Einfluß auf die öffentliche Meinung eingebüßt. Man nennt sie nicht unter den Quellenschriften für die englische Geschichte, man findet in ihr keine vollständige und erschöpfende Schilderung der Ereignisse, welche England im siebzehnten Jahrhunderte erschütterten, mit dem Verfalle bedrohten und schließlich doch auf die höchste Stufe der Macht brachten. Wer aber erzählen will, wie wir Deutschen ein politisches Volk wurden, wer es unternimmt, die neuere deutsche Geschichte zu schreiben, der wird Dahlmanns Buch wohl beachten müssen. Die „signatura temporis" ist ihm in kräftigen Zügen aufgedrückt.

3. Die Germanistenversammlungen und die Deutsche Zeitung.

Viele Jahre des Friedens und der Ruhe hatte Deutschland genossen, nur die älteren Männer wußten sich noch großer Ereignisse und gewaltiger Kämpfe zu erinnern und besaßen politische Erfah-

rungen. Freude hat aber das deutsche Volk an diesem Frieden nicht erlebt und gerade das jüngere, in Thatenlosigkeit aufgewachsene Geschlecht den hohen Preis, welchen es für die Erhaltung der äußeren Ruhe zahlen mußte, den Stillstand in der nationalen Entwickelung, bald tief und bitter empfunden. Es gährte in allen Gemüthern, die gewaltsam zurückgehaltene Kraft des Volkes griff hastig nach jedem Auswege, der sich darbot, um sich frei zu äußern, das Anstreben einer lebendigen politischen Bewegung nahm immer leidenschaftlichere Formen an, der Glauben an den Bestand der herrschenden Zustände schwand auch bei jenen, welche das größte Interesse an ihrer Unveränderlichkeit hatten, die Ahnung, daß der schwere Sturm, der langsam über Europa aufstieg, auch unser Vaterland treffen werde, gewann immer größere Gewißheit. Da war es begreiflich, daß man guten Rath gern vernahm und dringend nach einem Wegweiser ausblickte, der aus den Wirren und Nöthen herausführen könnte. Wenige erschienen aber zum Rathen und Weisen so geeignet, wie Dahlmann, dessen reiches und tiefes Wissen vom Staate allgemein geachtet wurde, dessen Gewissenhaftigkeit und Rechtssinn sattsam erprobt war. So wurde Dahlmann in den vierziger Jahren wieder in den Strom der politischen Bewegung geführt. Es war ein Fürstensohn, bestimmt nächstens den mächtigsten Thron Süddeutschlands zu besteigen, welcher zuerst und mit größtem Eifer Dahlmanns Urtheil über die bedrohliche Lage der Dinge sich erbat. Der Kronprinz Maximilian von Bayern bewahrte noch von seiner Göttinger Studienzeit her Dahlmann ein dankbares Andenken, welches seit dem Erscheinen der Geschichte der englischen Revolution besonders lebendig wurde. In dem Kreise, welchen der Kronprinz auf Hohenschwangau um sich sammelte, war nun öfter die Rede von dem schweigsamen, aber wenn er mahnte und lehrte desto eindringlicheren Lehrer der Politik. Als hier einmal die Frage erörtert wurde: „Was ist der Geist der gegenwärtigen Zeit, was begehrt er bei Jemand, der zu dem Willen auch die Macht und Gelegenheit zum Handeln hätte, um seine begründeten Forderungen und Bestrebungen zu lenken und zu fördern", da rief der Kronprinz: „darüber möchte ich Dahlmann hören." Thiersch, mit Dahlmann längst befreundet,

übernahm den Auftrag, diesem den Wunsch des Kronprinzen mitzutheilen.

So allgemein gestellte Fragen zu lösen, widerstrebte Dahlmanns Natur. Seine Gedanken konnte und wollte er nicht von den sicheren Erfahrungen ablösen, Rathschläge, die nicht das Gegebene im Auge behalten, erschienen ihm stets unfruchtbar und ohne Werth. Er verwandelte daher die Frage nach dem Zeitgeiste in die Frage vom „Stand der deutschen Gegenwart“ und schrieb seine Meinung darüber dem Kronprinzen (31. Dec. 1844) „in wenige Worte zusammengefaßt, die aber der Ausdruck von Ueberzeugungen sind, welche sich in den Stürmen des Lebens befestigt haben“:

„Gewiß es stünde günstig mit unseren Aussichten von Deutschlands Zukunft, wenn unsere vaterländischen Schäden so leicht zu heilen wären, als ihre Quellen leicht erkennbar sind. Sie liegen in Staat und Kirche offen genug vor Augen.“

„Unsere Staatssachen auf einen besseren Fuß zu bringen war gleich bei Gründung des deutschen Bundes ein Augenblick da, wie kein günstigerer wohl gefunden werden konnte. Die Gemüther des deutschen Volkes waren gehoben und geeinigt durch die wunderbar gelungene Befreiung, kein revolutionärer Gedanke kam auf. Verfassungsrechte waren dem Unterthan zugesagt. Wären diese unter Vorgang der mächtigsten Staaten mit Aufrichtigkeit und Gleichmäßigkeit damals aufgestellt worden, so wurden vage Theorien im Keime erstickt. Statt dessen ist aber geschehen, daß diejenige Partei obsiegte, welche trotz der gegebenen Zusage den Grundsatz der Unumschränktheit aufrecht halten wollte. Die Folge war, daß jene Zusage theils unerfüllt blieb, theils blos scheinbar erfüllt ward. Aber auch in denjenigen Bundesstaaten, deren Verfassungsurkunden einen wirklichen Rechtsinhalt haben, hat man hinterher denselben hinwegzuerklären getrachtet und durch unhaltbare Theorien, mögen diese nun Legitimität im Sinne des Fürsten Talleyrand oder mögen sie landständisch, nur ja nicht repräsentativ, heißen, sie aller Orten verändert und möglichst durchlöchert. Durch diese Partei, deren siegreicher Führer bis auf diesen Tag der Fürst Metternich ist, hat Mißtrauen Wurzel geschlagen, wo früher Vertrauen war und der Argwohn ist

unermeßlich gesteigert, seit die Behandlung der hannoverschen Verfassungssache gezeigt hat, daß der deutsche Bundestag in keiner Sache competent sein darf, in welcher er im Interesse der politischen Rechte der Unterthanen würde entscheiden müssen. Dazu die neuerliche Aufdeckung so mancher geheimen Congreßbeschlüsse, welche deutlich zeigen, mit wie ungünstigem Auge die deutschen Constitutionen betrachtet werden. Durch diese Vorgänge ist das Verhältniß der deutschen Fürstenhäuser zu ihren Unterthanen wesentlich erschüttert. Da kein gescheuter Mann an die Haltbarkeit der Unumschränktheitstheorieen auf unserem deutschen Boden mehr glaubt und also wenn er redlich ist, unhaltbare Dinge nicht wird stützen wollen, so ist es leider dahin gekommen, daß Männer von gemäßigten politischen Grundsätzen, deren es Gottlob noch viele in Deutschland gibt, die Hände in den Schoß legen müssen; denn sie wollen extreme Neigungen nicht fördern, mögen sich diese despotisch oder revolutionär aussprechen. Der von unseren Regierungen verlorene Boden im Volk kann allein dadurch wieder gewonnen werden, daß man den bisherigen Weg geradezu verläßt, gewisse Grundlagen politischer Freiheit offen und redlich anerkennt und überall in den deutschen Bundesländern gewissenhaft zur Ausführung bringt. Das Recht der Steuerbewilligung, die Zustimmung zu den Gesetzen und die Verantwortlichkeit der Minister stellen die Unterthanen vor Willkür sicher, ohne sie in Mitregenten zu verwandeln. Bestehen diese Rechte in ehrlicher Anerkennung und ungehinderter Ausübung, so braucht man keine Umstürzer von Thronen, keine Communisten und Socialisten zu fürchten. Die öffentliche Meinung der Deutschen schlägt sie zurück."

„Mit der Kirche ist es bei uns so bewandt, daß wir Deutsche durch die lebendige Lage der Dinge angewiesen sind, der gegenseitigen Verdammung der Verschieden-Gläubigen durch ächte Menschenliebe ein Ende zu machen, und jeden, der es redlich meint und die Staatsordnung ehrt, seines Glaubens selig werden zu lassen. Wir sind vor allen Völkern berufen an der Duldung im Glauben festzuhalten, welche durch das Blut so vieler Tausende auf unserem Boden schrittweise erkämpft ist. Das Christenthum bedarf überhaupt keiner kriegerischen Anstalten zu seiner Erhaltung; es hat sich seine Geltung

für alle Zeit in der Geschichte der Menschheit errungen und es hat durchaus keine Noth damit, daß man darüber hinauswachse. Wohl aber kann und darf die Gegenwart hinauswachsen über so Vieles, was früheren Jahrhunderten als der Kern erschien und zu ungenießbarer Schale geworden ist. Wenige Glaubenssätze, mit wahrer Tiefe und Wärme erfaßt, machen zur Zeit einen besseren Christen als aller der Apparat, gewöhnlich Christenthum genannt. Mag dieser der Menge als Hauptsache zu gelten fortfahren, allein es muß dem anders Ueberzeugten erlaubt sein, seine Straße zu gehen. Auch werden wir uns nimmermehr bequemen, die Zierden der deutschen Nation: einen Winckelmann, Lessing, Schiller, Goethe darum als verruchte Ketzer zu verurtheilen, weil sie bei keiner der Confessionen unterzubringen sind, welche der westphälische Frieden anerkennt. Bestellte Glaubenswächter sind stets die gefährlichsten Feinde des Glaubens gewesen, einerlei ob es Jesuiten oder solche Evangelische sind, welche durch Religionsedikte Frömmigkeit verordnen wollen. Am Trugvollsten aber ist das Treiben derjenigen, welche das Wohlgefallen an politischer Knechtschaft als das Merkmal eines guten Christen darstellen. Als ob dem Christen die Vervollkommnung der weltlichen Verhältnisse gleichgültig sein dürfte. Wird in Bezug auf Staat und Kirche in den verlassenen richtigen Weg bei Zeiten wieder eingelenkt, so wird es der bestehenden Ordnung der Dinge in Deutschland in den Stunden der Noth nicht an tapfern Vertheidigern fehlen. Verstockt man sich aber in dem einmal fertiggemachten System der Mißgriffe, so ist eine gefährliche Steigerung des Unmuthes und wenn äußere Stürme hinzutreten sollen, eine Krise als unvermeidlich vorauszusehen."

Der Kronprinz dankte freundlich für den Aufsatz, wiederholte aber seinen Wunsch, Dahlmann möchte den Gegenstand „allgemein und im Großen fassen, was der überall hervorbrechenden politischen Bewegung eigentlich zu Grunde liege und wohin ihr Gang gerichtet sei", erörtern. Es vergingen viele Monate, ohne daß eine Antwort erfolgte. Auf wiederholte Mahnungen des Kronprinzen, durch den Staatsrath Maurer vermittelt, sandte endlich Dahlmann (22. Dec. 1845) folgendes Geständniß an den Letzteren: „Lassen Sie mich ganz auf-

richtig sagen, wie es mir mit der halbwegs zugesagten Arbeit ergangen ist. Für die Aufstellung allgemeiner Ansichten über den Zeitgeist ist mein Geschick gering und ich besorge sogar, es fruchtet nicht viel. Indem ich nun zur Feder griff, um in lebendigen Beispielen zu reden, ward mir klar und immer klarer, daß am Ende meine Leistung eine fortlaufende Kritik der Regierung des Staates, welchem ich angehöre, enthalten würde. Nun glaube ich gezeigt zu haben, daß ich Tadel auszusprechen mich nicht scheue, selbst auf die Gefahr hin, da verkannt zu werden, wo ich lieber anerkannt wäre. Allein ein inneres Gefühl sagt mir, daß in solchen Fällen der ganz offene Weg auch allein der rechte ist und ich würde es mir vorwerfen, einen Weg hinterrücks, wenn auch aus guter Absicht, betreten zu haben. Was ich dem eigenen Könige, wäre ihm meine Ansicht von Werth, unbedenklich sagen würde, weil ich der Lauterkeit meiner Gesinnung gewiß bin, das nimmt vor dem Königssohn eines anderen deutschen Staates ausgesprochen eine ganz verschiedenartige Gestalt an. Kaum kann ich zweifeln, daß S. k. H. selbst dieses Bedenken wohlbegründet erscheinen wird."

Dahlmanns Zuversicht wurde nicht getäuscht. Der Kronprinz ließ ihm durch den Staatsrath Maurer zurückschreiben, daß er die Motive seiner Weigerung nur achten könne, und daher von der erhaltenen Zusage abstehe. Er bewahrte seinem alten Lehrer fortdauernd großes Vertrauen, zog ihn bei der Wahl seiner literarischen Secretäre wiederholt zu Rathe, „einen Mann, der in Dahlmanns Geist der Geschichtsauffassung und der Behandlung politischer Probleme tief eingedrungen ist" hätte er am liebsten an der Seite gehabt, und als der Kronprinz im August 1846 eine Rheinreise unternahm, mußte ihn Dahlmann auf der Strecke von Coblenz bis Mainz begleiten, um die in steigender Verwirrung begriffenen Zustände Deutschlands mit ihm eingehend zu besprechen.

Es waren aber nicht fürstliche Kreise allein, welche von schwerer politischer Sorge bedrückt wurden und nach Rath und Hilfe scharf ausspähten. Auch die deutsche Gelehrtenrepublik, bisher so gern in vornehmer Abgeschlossenheit beharrend, fühlte jetzt den Trieb und die Verpflichtung in sich, in das Leben hinauszutreten und was an ihr

lag, zur politischen Erziehung des Volkes, zur Festigung seines Charakters, zur Klärung seiner Ziele beizutragen. Sie war nicht blos von dem Gedeihen einer solchen Wirksamkeit überzeugt, sondern glaubte auch einen festen Punkt zu besitzen, von wo aus sie in das öffentliche Leben erfolgreich eingreifen könne. „Es ist uns Deutschen nicht zu helfen, so lange wir nicht wissen, was wir haben und was wir verloren haben", schrieb damals eines der rührigsten Mitglieder jener Republik an Dahlmann. „Der altgewohnte Rechtsboden, auf den wir fußen konnten, ist dahin; wir leben als gäbe es keine Vergangenheit, keine Bedingung, kein Gesetz und Recht für die Gegenwart, als fingen wir jeden Augenblick von vorne an, als wären alle Wurzelfasern unseres geschichtlichen Daseins durchschnitten; wir experimentiren im besten Falle oder graben nach Quellen in dem öden Flugsande des Rationalismus; Staatskünstelei und flacher Liberalismus sind die unfruchtbaren Factoren unseres politischen Lebens." Mit sicherer Hand wurde so die schwere Wunde, an welcher das deutsche Gemeinwesen krankte, bloßgelegt. Daß wir uns von unserer Vergangenheit losgesagt haben, bildete das größte Hinderniß für eine ruhige, stetige Entwickelung des Staatslebens. Wäre aber das Volk seiner Vergangenheit uneingedenk geblieben, wenn diese durch große Thaten zu ihm gesprochen hätte? und wenn nun die Wissenschaft die Erinnerung an die früheren Zeiten weckt, wird nicht die einzige Frucht davon die Erkenntniß sein, wie sehr es jene verdient haben, vergessen zu werden? Man darf wohl bezweifeln, ob das Streben nach der Verbreitung guter historischer Bildung an sich genügt, ein kräftiges Interesse am Staatswesen zu schaffen und eine glorreiche Zukunft unseres Vaterlandes zu sichern, ob die bessere Einsicht allein hinreicht, eine rüstige politische Thätigkeit zu wecken. In Tagen, wo uns noch alle ernste Selbsterfahrung mangelte, war eine solche Täuschung aber natürlich und die Hoffnung, durch die Lehren der Wissenschaft den Gang der Ereignisse zu lenken, wohl begreiflich.

Gustav Droysen hatte für den Plan, eine „Geschichte der deutschen Bundesstaaten seit 1815" herauszugeben und das deutsche Volk „durch Selbsterkenntniß wieder emporzurichten", den Buchhändler

Veit in Berlin begeistert, dieser einen jungen Historiker, Adolf Schmidt, mit den vorläufigen Arbeiten betraut. Das Wichtigste war, daß sich an die Spitze des weitangelegten Unternehmens — es sollte acht Bände umfassen, nebst der Geschichte der einzelnen Bundesstaaten auch die Geschichte des deutschen Bundes geben — ein Mann stelle, dessen Name für die Gediegenheit des Werkes volle Bürgschaft leistet, dessen Ansehen diesem die Gunst aller Gebildeten sichert. Dazu wurde Dahlmann ausersehen.

Sich mit Plänen zu beschäftigen, die erst in ziemlicher Ferne verwirklicht werden können, war nun Dahlmanns Weise nicht. „Was mich betrifft, bekannte er einmal Gervinus, so müssen mir die Dinge erst verständlich näher treten, um sie in Fleisch und Blut aufnehmen zu können. Von jeher ist das meine Art gewesen, mir mit all den weltlichen Begegnissen erst zu schaffen zu machen, wenn sie einen Entschluß erfordern.“ Doch lehnte er auf Schmidts Anfrage die Theilnahme an dem Werke nicht unbedingt ab. Freilich blickte er aber den Schwierigkeiten des Gelingens schärfer in das Auge als die ersten Anreger des Planes. Er schrieb (4. Mai 1844) an Schmidt zurück: „Was den Antrag betrifft, dessen Ueberbringer Sie sind, so könnte der, recht ausgeführt, allein schon unsere vaterländische Welt durch Selbsterkenntniß gesund machen. Allein woher nehmen wir die Mittel der Ausführung? Kennen Sie ein halb Dutzend Männer in Deutschland, welche die Leiden des Vaterlandes, die schmerzlichen Täuschungen der Vaterlandsliebe redlich mitgetragen und doch noch Hoffnung und Thatkraft gerettet haben? Sie antworten vielleicht Ja und auch ich kenne vielleicht dergleichen, allein es sind das dieselben Männer nicht, welche wichtige Geschäfte ausgeführt und dabei die Gelegenheit gehabt hatten, die leitenden Personen kennen zu lernen, von den Mittelstufen der Macht bis zu den höchsten. Denn hier darf keine nackte Geschichte der meist trivialen Begebenheiten geliefert werden, die handelnden Personen sind die Hauptsache und diese leben großentheils noch, sitzen zum Theil auf Thronen. Erlauben Sie mir blos zur Verdeutlichung Sie an mein Büchelchen über die englische Revolution zu erinnern. Setzen Sie einmal versuchsweise an die Stelle von Shaftesbury einen der heutigen Diplomaten, an

die Stelle Karls II. einen Fürsten unseres Zeitalters. Fragen Sie sich, ob dergleichen sich gegenwärtig leisten läßt. Ich trete Ihnen noch näher. Für Hannover wäre z. B. Stüve ganz gemacht; er ist ein seltener Mann, allein er hat keine Ader von einem Märtyrer in sich. Die Wahrheit, unverstellt und ehrenfest, ohne alle Bitterkeit gesagt, würde ihn sein Bürgermeisterthum und daneben seine Freiheit kosten. Kurz, es ist nicht blos Schwaches, es ist überall zu viel Böses geschehen und zu vielem Bösen hat man geholfen, ja gesagt, als daß man der Wahrheit in's Gesicht sehen könnte. Nun aber auch die äußeren Hilfsmittel? Weiß der Herr Verleger uns den Zugang zu der Folio-Ausgabe der Bundestagsprotokolle mit den loco dictaturae gedruckten Beilagen zu verschaffen? Ich kenne diese Sachen genug, um zu sagen, daß ohne ihre Benutzung sich keine Geschichte der Bundesstaaten, geschweige der Bundesversammlung liefern läßt. Verzweifle ich nun darum ganz an dem Unternehmen? Keineswegs. Aber Preußen, denke ich, muß erst um eine Stufe weiter sein, ehe es gelingen kann. Dem Patienten darf man von seiner Krankheit nicht viel vorreden. Ist die Krise glücklich überstanden, so wird ein eindringender Tadel ertragen, in welchem man jetzt, in so edlem Sinne er auch ausgesprochen sein möchte, nur Uebelwollen und bittere Kränkung sähe. So sehe ich die Sache bis dahin an, will sie aber gern näher und reiflicher in Ueberlegung ziehen."

Auch Droysen gegenüber, der sich in einem längeren Schreiben bemühte, Dahlmanns Bedenken zu zerstreuen, hielt dieser die Schwierigkeiten des Unternehmens aufrecht. Doch gab er soweit nach, daß er zu einem versuchsweisen Anfange des Werkes rieth. Wie er sich den rechten Anfang dachte, zeigt seinen politischen Glauben in hellem Lichte. „Lassen Sie es mich gestehen, daß das Ziel noch in sehr weiter Ferne zu stehen scheint. Vielleicht aber gäbe es ein unscheinbares Mittel, es uns näher zu rücken. Mir will die umständliche Anwerbung von Mitarbeitern und die vorherige Ankündigung eines solchen großen Unternehmens nicht recht einleuchten. Die Kräfte wachsen allmälig nach und viele Aufmerksamkeit erregen, heißt in solchem Falle viel Mißtrauen erwecken. Alles käme darauf an, daß

eine Probe ans Licht träte, um der Welt zu zeigen, wie man dergleichen angreifen muß. Wenn nun Pertz, wie Sie schreiben, Preußen zu übernehmen gesonnen ist, wozu ihm durch die Stein'schen Papiere die größesten Hilfsmittel zu Gebote stehen, so wäre meines Erachtens nichts richtiger, als daß er damit herausträte und so den Grundstein legte. Denn auf einer gelungenen Darstellung Preußens beruht einmal Alles. Ist diese geleistet, so schließt sich das Uebrige wie von selbst an und man arbeitet sich dann in die Hand. In dem anderen Falle aber wird man ein weitschichtiges Plangerüste bekommen und jeder arbeitet dann in seinem Neste mit eigenen Einfällen und es wird nimmermehr ein lebendiges Ganze daraus."

Wie richtig Dahlmann dachte, wenn er die Geschichte Preußens als den wahren Ausgangspunkt der neueren deutschen Geschichte auffaßte, zeigte eine bekannte spätere Erfahrung. Als in den funfziger Jahren ein ähnliches, noch umfassenderes historisches Sammelwerk vorbereitet wurde, glaubte man anfangs auch die Geschichte Deutschlands und Preußens trennen zu können, stieß aber dabei auf die größten Schwierigkeiten, die sich gleich lösten, sobald man sich entschloß, die Schilderung deutscher Zustände und die Geschichte der Entwickelung des größten deutschen Staates zu vereinigen. Wie zweckmäßig aber auch Dahlmanns Vorschlag war, ausgeführt konnte er nicht werden, da Pertz die Geschichte Preußens nicht schrieb und selbst die Ausgabe der Stein'schen Briefe, die unumgängliche Vorarbeit dafür, sich noch viele Jahre verzögerte. So fügte er sich denn, gab dem von Adolf Schmidt und Veit entworfenen Plane seine Zustimmung und erklärte sich bereit, das Unternehmen zu leiten. Dem Eifer des Verlegers, vom guten Rathe Dahlmanns unterstützt, gelang es bald, den Kreis der Mitarbeiter festzustellen. Auf hervorragende wissenschaftliche Kräfte konnte zwar nicht in jedem einzelnen Fall gerechnet werden. Die Geschichte des einen und des anderen Bundesstaates wurde in die Hände von Ständemitgliedern oder Beamten gelegt. Doch da das Werk den politischen Sinn wecken und zur Thätigkeit des Volkes in einer bestimmten Richtung aufrufen sollte — Wurm in Hamburg wollte (21. Juli 1845), daß „das deutsche Parlament zur Cabinetsfrage für jeden Mitarbeiter

gemacht würde" — so war es gut, daß auch im praktischen Staatsleben erfahrene Männer zur Mitwirkung herangezogen wurden. Aber auch bedeutende wissenschaftliche Persönlichkeiten entzogen ihre Theilnahme nicht. Außer Lerchenfeld, Staatsrath Beck, Braun in Plauen, Wippermann, welche die Geschichte von Bayern, Baden, Sachsen, Hessen schreiben sollten, waren auch mit Droysen (für Schleswig-Holstein), Wurm (für die Hansestädte), G. Beseler und später K. Hegel (für Mecklenburg) Verhandlungen angeknüpft worden. Besonders schätzbar erschien das Angebot Häussers in Heidelberg, seine Geschichte Deutschlands während der Revolutionsperiode dem Sammelwerke einzuverleiben. So wurde für dasselbe eine passende Einleitung gewonnen, an welche sich die deutsche Geschichte seit 1815, welche Gervinus zu schreiben übernommen hatte, und die einzelnen Spezialwerke leicht anschließen konnten. Dieses Alles wurde theils brieflich erörtert, theils auf der Germanistenversammlung 1846 in Frankfurt, bei welcher die meisten Mitarbeiter gegenwärtig waren, besprochen. Im Jahre 1848 sollte der erste Band des Sammelwerkes ausgegeben werden, als Ereignisse eintraten, welche nicht allein die wissenschaftliche Muße für längere Zeit raubten, sondern auch die Grundlage, auf welcher das Werk aufgebaut werden sollte, zerstörten. Es blieb bei dem bloßen Projecte, wie ja auch das Jahr 1848 den Germanistenversammlungen für immer ein Ende gemacht hatte.

An den Germanistenversammlungen nahm Dahlmann gleichfalls regen Antheil. Er billigte Zweck und Ziel derselben, wie jeden Versuch, durch die Wissenschaft gefestigte Ueberzeugungen in das öffentliche Leben einzuführen, er hatte aber überdieß noch ein näheres persönliches Interesse, der Sache guten Fortgang zu wünschen. Der erste Anreger der Germanistenversammlungen gehörte seit einigen Jahren zu Dahlmanns Familie; es war sein Schwiegersohn Professor Ludwig Reyscher in Tübingen.

Mit reichen Hoffnungen hatte Dahlmann seinen Bonner Wirkungskreis angetreten, große Erwartungen waren ihm als Lehrer entgegengetragen worden. Beide erfüllten sich in der glänzendsten Weise. Nicht so hell blickten die neuen Ansiedler in die Zukunft

ihres privaten Verkehrs, der so traulich und anregend in Göttingen gewesen war, an dessen Wiederbelebung aber nach menschlichem Ermessen nicht gedacht werden konnte. Denn mit den steigenden Jahren wächst auch die Eigenart, die es nicht mehr gestattet, daß sich der Eine in den Anderen vollständig einlebe und Jeder den Gleichwerth dessen, was er giebt und was er empfängt, empfinde. Doch auch in dieser Hinsicht gestalteten sich die Verhältnisse besser, als Dahlmanns anfangs besorgt. Mit dem prächtigen alten Arndt wurde alsbald ein fester Herzensbund geschlossen. Seine tapfere Natur sagte Dahlmann vortrefflich zu, seine lebendigen Erinnerungen an die große deutsche Zeit fanden in ihm einen kräftigen Wiederhall. Mochten auch sonst viele Gegensätze zwischen den beiden Männern bestehen, der fast unbewegliche, schweigsame Dahlmann neben dem allzeit unruhigen, sprudelnden, lärmenden Arndt sich gar seltsam ausnehmen, so fühlten sie sich doch eng verwandt. Was sie vereinigte, das war die Treue, mit der sie zu ihren Grundsätzen standen, und das unabänderlich feste Beharren bei ihren politischen Zielen. Aus Arndts jugendfrischem guten Glauben holte sich Dahlmann in trüben Stunden festen Muth, zu Dahlmann als dem berufensten Rathgeber des deutschen Volkes blickte Arndt mit Achtung hinauf. Auch den Frauen wurde Arndt, der sie in seiner Lieblingssprache, im Schwedischen, unterwies, und stets, wie es sich paßte, ein fröhliches oder ernstes Wort für sie bereit hatte, werth und theuer. Nächst Arndt stand Dahlmann, der feinsinnigste Kenner des Alterthums, F. G. Welcker am nächsten. Schon vor Jahrzehnten waren sie einander nahe gekommen, noch als junge Männer in dieselbe wissenschaftliche und politische Gemeinde eingetreten. Mit jüngern Lehrgenossen unterhielt Dahlmann gleichfalls gute Beziehungen. Ihn fesselte die energische, mit Hindernissen gern spielende Kraft Ritschls, er theilte die philologischen Neigungen Böckings, mit Simrock verband ihn die gemeinsame Pietät für Jacob Grimm, in Bluhme begrüßte er einen ehemaligen Collegen aus seiner schönsten Göttinger Zeit. An diesem Verkehr hatten Frau und Tochter reichen Theil. Denn da es eine Ehre war, Dahlmanns Freund zu heißen, so brachte Jederman sein Bestes mit und bemühte sich, gern gesehen zu

bleiben. Selbst die größere Geselligkeit blühte in Dahlmanns Hause wieder auf. Es öffnete sich an jedem Mittwochabende allen Bonner Freunden und Bekannten und bot ihnen bei einfacher Bewirthung eine zwanglose anregende Unterhaltung, eine leichte musikalische Erholung. Durch den stets wechselnden Fremdenstrom wurde der Zusammenhang mit der großen Welt bewahrt, die stille Zeit des Jahres unterbrachen freundschaftliche Nachbarbesuche bei Brandis, Naumanns, Bleeks u. A., im Sommer lockte der Rhein zu kleineren und größeren Ausflügen. Auch die mütterlichen Neigungen der Frau Dahlmann, die gern braven jungen Leuten ihren Schutz zuwandte, sie in den Kreis der Familie zog und mit herzlichster Theilnahme auf allen ihren Wegen begleitete, fanden in Bonn vielfache Nahrung. Es war namentlich Emil Palleske, ein junger Schauspieler aus Oldenburg, den ein ernster Bildungstrieb zur literarischen Laufbahn geführt hatte, welcher in den ersten Bonner Jahren die wohlwollende Freundschaft der Frau Dahlmann und des ganzen Hauses im reichsten Maße genoß. In diesem Kreise nun bewegte sich Dorothea in ruhiger Unbefangenheit. In inniger Liebe zu den Eltern aufgewachsen, durch die herben Schicksale des Vaters diesem noch fester verbunden, fühlte sie sich als Tochter vollkommen glücklich und dachte an keine Aenderung ihres Schicksals, bis unvermuthet im Herbste 1844 Wahl und Entscheidung an sie herantrat. Auf einer Rheinreise begriffen, sprach Professor Reyscher bei Dahlmanns vor. Als Verfasser des Tübinger Gutachtens in der hannoverschen Streitsache hoch geschätzt und von Dahlmann, der ihn 1839 in Tübingen besucht hatte, auch persönlich geachtet, eroberte er sich die Freundschaft der Mutter gleich in den ersten Stunden. „So eine süddeutsche Natur spricht und thut so unmittelbar, einfach, natürlich und bei aller ernsten Sicherheit doch heiter." Er erzählte treuherzig von seinem verlorenen Glücke, wie die Gattin vor zwei Jahren gestorben und wie er nun mit fünf verwaisten Kindern allein und liebebedürftig dastehe. Wenige Tage später verwandelte sich seine Klage in lauten Jubel. Am gastlichen Tische des Hauses, im Gesange, im traulichen, harmlosen Verkehre auf einem Ausfluge in die Ahr offenbarte sich ihm in Dorothea das Wesen, nach welchem sein Herz aussah und welches die beste

Mutter seiner Kinder verbürgte. Seine Neigung wurde erwiedert und ohne Zögern die dargebotene Hand ergriffen. „Wie das so rasch kommen konnte, nach viertägiger Bekanntschaft und doch so gründlich besteht und mit so warmem Herzenszuge entstanden ist", darüber erstaunte Frau Dahlmann nicht wenig. Aber wenn sie auch die ernste und schwere Aufgabe der Tochter sorglich stimmte und Dahlmann in einem Briefe an Freund Hirzel klagte, er wisse nicht, wie er die Entfernung von dem geliebten Kinde ertragen werde, so billigten sie doch vollkommen die Wahl und freuten sich, die Zukunft der Tochter einem „so wackern und tüchtigen Manne" anvertrauen zu können. Schon zu Weihnachten wurde die Hochzeit gefeiert und Dorothea nach ihrer neuen Heimat entführt. Neue Leiden, neue Freuden erfuhr Dahlmanns Haus. Dieses zeigte dauernd eine unausfüllbare Lücke und brachte den Bewohnern, da auch der Sohn auf einer andern Universität studirte, die Empfindung der Verödung nahe. Dagegen begrüßten sie in jedem Briefe, der Kunde von Dorothea brachte, die vielverheißende Wiederholung ihres eigenen Lebens. Sie freuten sich zu hören, wie vollkommen sie sich im Schwabenlande eingewöhnt, welche hohe Befriedigung ihr die Erfüllung ihres Pflichtenkreises gewähre, und wurden Zeugen eines stets wachsenden Glückes, welches die Geburt einer Enkelin, Luise, die dazu ausersehen war, in späteren Jahren der Augentrost und die Herzensstärkung des alten einsamen Großvaters zu werden, krönte. Der Wunsch einer dauernden Wiedervereinigung mit der Tochter — Dahlmann hatte 1845 einen Ruf nach Tübingen erhalten, den er aber ablehnte, weil er Preußen nicht verlassen wollte — ging zwar nicht in Erfüllung. Doch wurde alljährlich eine Begegnung eingeleitet oder eine gemeinsame Reise vollführt, dazwischen ein überaus reger Briefwechsel unterhalten, an welchem auch Reyscher sich lebhaft betheiligte. In den Briefen der Männer traten natürlich gar bald die wissenschaftlichen und politischen Interessen in den Vordergrund. Dahlmann verfolgte mit großer Aufmerksamkeit die literarische Thätigkeit seines Schwiegersohnes, schrieb selbst in dessen Zeitschrift eine kleine Abhandlung: „Wegweiser durch die Geschichte der englischen

Jury"*) und als dieser den Plan einer Germanistenversammlung entwarf, ließ er es an gutem Rath und warmer Theilnahme nicht fehlen.

Die gelehrten Wanderversammlungen standen damals in der höchsten Blüthe. Sie boten einen der wenigen Anlässe, sich aus häßlicher Zersplitterung und tödtender Vereinzelung heraus zu einer einheitlichen Gemeinde zu erheben und den Mangel eines öffentlichen Lebens vergessen zu machen. Das erfolgreiche Beispiel der Naturforscher und Philologen lockte auch die Historiker. Im April 1845 hatte Wuttke aus Leipzig an Dahlmann geschrieben, dieser möge sich an die Spitze einer Verbindung von Historikern, Geographen, Statistikern stellen, welche stets gemeinsam mit den Philologen tagt; mit einem ähnlichen Plane trug sich Adolf Schmidt in Berlin. Als Reyscher davon erfuhr, erfaßte er den Gedanken mit großer Begeisterung. Er war aber überzeugt, daß die Anlehnung an den Philologenverein die Freiheit der Bewegung hemmen werde, da dann allzuverschiedene Elemente zusammentreffen, daß ferner auf ein gemeinsames inneres Interesse aller Theilnehmer gesehen werden müsse, um ein einheitliches Ziel der Arbeiten zu gewinnen. Er schlug vor, Alle, die sich der Pflege des deutschen Rechtes, deutscher Geschichte und Sprache ergeben, die Germanisten also, zu einer Versammlung zu berufen. Durch diese engere Begrenzung wurde ein wirklicher wissenschaftlicher Erfolg gesichert, überdieß dem Vereine eine nationale Färbung gegeben, welche ihn alsbald mit einem volksthümlichen Scheine umgab und zwischen seinen Zielen und den politischen Hoffnungen geheime Fäden zu ziehen reizte. Nicht als ob die Unternehmer es auf eine politische Agitation abgesehen hätten; aber die politischen Nöthen waren so groß, der Uebergang von historischen Erwägungen und Rechtsfragen zu den öffentlichen Angelegenheiten des Staates so nahe, daß ein Betreten des letzteren Gebietes kaum vermieden werden konnte. Dahlmann, der an den Vorbereitungen der Germanistenversammlung den regsten Antheil nahm, mahnte daher auch zur Vorsicht. „Die Hauptsache, schrieb er an Reyscher, bleibt, deutsche Geschichte und Rechtswissen-

*) Zeitschr. f. deutsches Recht, herausgeg. von Beseler, Wilda und Reyscher X. Bd. S 185.

schaft dem Leben näher zu führen, durch Besprechungen über Schwur- und Handelsgerichte, Universitätsleben und dergleichen mehr. So wenig es rathsam scheint, damit in der Einladung zu prunken, so nothwendig ist es, diese Dinge in der Ausführung zur Hauptsache zu machen." Aus diesem Grunde wünschte er für den Verein eine „monarchische Verfassung", welche jedes Schwanken und Abweichen vom Ziele, jede Schwäche wie jede Ueberstürzung leichter verhindern würde; gern hätte er in Reyschers Händen die Leitung der Versammlung gesehen, und nur unwillig fügte er sich darein, daß Leute wie Böhmer, der durch seine angreifenden Aeußerungen über Gelehrte, die sich in Politik mischen, Dahlmanns Zorn erregt hatte, um ihre Mitwirkung angegangen werden sollten. Uebrigens erwartete er „von diesen Zusammenkünften heilsame vaterländische Folgen", die denn auch in reichem Maße erfüllt wurden.

Als am 24. September 1846 nahe an zweihundert der besten und gelehrtesten deutschen Männer in dem mit Kaiserbildern geschmückten Römersaale zu Frankfurt sich zusammenfanden, da war es, um mit Uhland zu reden, „als ob einzelne Kaiser aus ihren Rahmen sprängen und unter die Versammelten träten, sie mit ihrem bloßen Blick anzufeuern oder zu zügeln." Unter dem Schleier der gelehrten Sprache und des oft weitläufigen wissenschaftlichen Apparates wurden Gedanken erkennbar, die zum Volksherzen drangen und die nächsten nationalen Interessen berührten. So handelte gleich der erste Vortrag, von Georg Beseler gehalten, über Schleswig-Holstein und weckte wie in der Versammlung eine erregte Stimmung, so bei den Außenstehenden eine lebendige Theilnahme an den Verhandlungen. Der berüchtigte Königsbrief vom 8. Juli 1846 erhielt hier die schlagendste Widerlegung, die beginnende politische Agitation in den Herzogthümern gewann durch die Germanisten ihre rechtliche Begründung, ihren nationalen Stützpunkt. Wie hätte nicht auch Dahlmann für eine Sache, die er nun seit dreißig Jahren vertheidigt, so eifrig vertheidigt, daß er in englischen Zeitungen der „Erfinder der Schleswig-Holsteiner" gescholten wurde, seine Stimme erheben sollen? Er sprach sich in seiner gewohnten gedrungenen Kürze für das „gute Recht der Schleswiger, welches nicht

minder ein gutes Recht der Holsteiner und des deutschen Bundes" aus, vergaß aber nicht seinen alten Wunsch einer freundschaftlichen Verständigung zwischen Deutschland und den skandinavischen Stämmen zu wiederholen. Noch einmal nahm er auf der Frankfurter Versammlung das Wort, als über die Geschwornengerichte verhandelt wurde. Seine Ansicht über den Ursprung der Geschwornengerichte, wornach Norwegen das eigentliche Vaterland der Geschwornen bildet und das norwegische Zwölfergericht die ursprüngliche und rein erhaltene Gestalt derselben zeigt, fand zwar nur getheilten Beifall. Als er aber am Schlusse der Rede sein Bekenntniß als Historiker und Politiker ablegte: „Ich verehre das Geschwornengericht, weil ich dasselbe für die erste Stütze einestheils einer im freien Sinne geordneten Staatsverfassung, anderntheils aber der Personen und des Eigenthums betrachte. Außerdem kenne ich kein gediegeneres Bildungsmittel für das Volk, nichts was dasselbe in dem Grade in seine bürgerlichen Pflichten, in Gewissenhaftigkeit und jede wahre Bürgertugend einweihte, als das Recht seiner Geschwornen, über Freiheit und Leben ihrer Mitbürger zu erkennen", da konnte er des Beifalls aller Gebildeten sicher sein. Denn in der idealen Anschauung des Volkes galt das Geschwornngericht als ein Eckstein politischer Freiheit und der Ruf nach seiner Einführung ertönte kaum weniger laut und allgemein als jener nach der Abschaffung der Censur. Dahlmann hatte aber zunächst die spröden Gelehrten vor Augen, welchen es in Deutschland bei der langen Entfremdung der juristischen Wissenschaft vom Leben schwer wurde, an die Weisheit und Gerechtigkeit von Rechtssprüchen, welche aus einfachem Volksmunde tönen, zu glauben. Ihnen galten die Schlußworte seines Vortrages, in welchen er den Zweifel, ob die Geschwornen in Hinsicht auf das materielle Recht dieselbe hohe Stellung behaupten, wie gelehrte Gerichte, erwähnt. „Ich stütze mich auf einen Trost und dieser Trost liegt in einer alten Erinnerung. Sie stammt von Köln her und von jener Zeit, da die preußische Immediatjustizcommission unter dem Vorsitze des vortrefflichen Sethe dort versammelt war, um das rheinische Geschwornengericht zu prüfen. Ich war damals bei Sethe und er sagte: „Wir haben sorgsam

untersucht, was geurtheilt worden in den altpreußischen Criminalgerichten, und die Urtheile der rheinpreußischen Geschwornengerichte damit verglichen; wir haben gefunden, daß die Geschwornen glücklicher und zutreffender in ihren Urtheilen gewesen sind, als die anderen Richter." Auf einen Trost stützte sich Dahlmann im Jahre 1846, schon im nächsten Jahre durfte er auf reiche Hoffnungen bauen.

Als die Germanisten in den letzten Septembertagen 1847 in Lübeck sich versammelten und die Frage der Geschwornengerichte abermals erörterten, zeigte sich bereits ein großer Umschwung der Meinungen. Die Zahl der Freunde der Geschwornengerichte hatte sich namhaft vermehrt, einzelne Gegner des Instituts, wie Heffter, offen ihre Bekehrung bekannt, so daß ein fernerer Widerstand der Regierungen gegen die Einführung der Geschwornen jeden Halt verlor und es nur als eine Frage der Zeit erschien, wie bald der Volkswunsch zum Staatsgesetze erhoben werde. Daß jetzt abermals wie in der vorjährigen Versammlung in der schleswig-holsteinischen Sache die Gelehrtenstimme mit der Volksstimme zusammentraf, verlieh der Nation erhöhten Muth und guten Glauben. Es waren ja die Germanisten nicht Männer, die um die Gunst der Menge buhlten, der Mehrzahl nach vielmehr ein gar vornehmes Geschlecht, nicht gewohnt, sich vor fremden Meinungen zu beugen, dabei bedächtig im Wesen und grundsätzlich jeder hastigen Neuerung abhold. Wenn auch in diesem Kreise die öffentlichen Interessen so überaus lebendig wurden, und die Scheidewand, welche die Wissenschaft und die volksthümlichen Bestrebungen oft getrennt hatte, vollkommen verschwand, wie sehr mußte doch die deutsche Luft mit politischem Stoffe übersättigt sein! Es war in Lübeck, daß Wurm aus Hamburg das deutsche Parlament als ein Geschenk der Zukunft begrüßte und einer Vertretung des deutschen Volkes zur Seite des Bundestages das Wort sprach, wie denn überhaupt in den Verhandlungen in Lübeck noch deutlicher als in jenen zu Frankfurt der feste Willen der gebildeten Classen der Nation, nicht länger wie bisher dem Staatsleben fern zu bleiben, sich enthüllte.

Dahlmann folgte mit freudiger Theilnahme den Verhandlungen,

doch trat seine Thätigkeit äußerlich nur wenig hervor. Nur einmal nahm er in öffentlicher Versammlung das Wort.

Unter dem Eindrucke der schleswig-holsteinischen Ereignisse war auf der Frankfurter Versammlung beschlossen worden, über die Mittel zu berathen, wie es zu verhüten sei, daß noch „irgendwo und irgendwie ein Lebenskeim deutscher Nationalität unterdrückt werde", und eine Commission eingesetzt, welche geeignete Maßregeln zur „Erhaltung der Nationalität außerhalb der deutschen Bundesstaaten" vorschlagen sollte. Lappenberg aus Hamburg übernahm es, im Namen der Commission den Bericht zu erstatten. Dem Bürger der größten deutschen Seestadt zählte das Auge täglich den empfindlichen Verlust vor, welchen die Nationalkraft durch das stetig steigende Auswanderungsfieber erleidet, dem Historiker der Hansa blieb natürlich der Gewinn nicht verborgen, welchen das Mutterland aus der festen Verbindung mit den neuen Ansiedelungen ziehen würde. Ließe sich nicht ein solches Band dauernd knüpfen, wenn Missionsgesellschaften, Schulen, Liedertafeln für die Wahrung deutschen Sinnes in der Fremde Sorge trügen, wenn durch Begünstigung heimkehrender Auswanderer, etwa durch Wiedergabe des Heimatrechtes, durch zeitweilige Befreiung vom Kriegsdienste und anderen Bürgerpflichten jedem Ausziehenden die Gewißheit gegeben wird, daß ihn das alte Vaterland nicht ausgestoßen hat? Solche Vorschläge fanden aber bei Dahlmann kein empfängliches Ohr. Ihm war die Sache des Staates zu heilig, als daß er einem Plane hätte zustimmen können, welcher Halbbürger schafft und es gestattet, daß Bürger in einem Staate leben und nach dem andern schielen, ihr persönliches Schicksal von dem Gemeinwesen, dessen Schutz sie genießen, nach Belieben trennen. Schon in der Commission, zu deren Mitgliedern er gehörte, sprach er sich entschieden dagegen aus und antwortete (18. Sept.), als ihm Lappenberg den Bericht zusandte, freundlich, aber ablehnend: „Meine Sorge war gleich von Anfang her, daß auch diese Angelegenheit zu den vielen ungünstigen Verhältnissen gehören werde, die wir Deutsche freilich tief beklagen, aber zu bessern außer Stande sind. Wo wir noch am ersten bessern könnten, nämlich in Bezug auf diejenigen Deutschen, welche uns unmittelbar angrenzen, Schleswiger, Elsässer,

da können wir es dadurch, daß wir uns zu einem begehrenswerthen Gemeinwesen gestalten. Darauf aber gerade können wir Germanisten nicht unmittelbar einwirken. Was aber Nordamerika betrifft, so muß ich sagen: Wo wir nicht die Anziehungskraft besaßen, die am heimischen Boden festhält, da dürfen wir keinen amphibischen Zustand fortpflegen wollen, sondern müssen der neuen Natur, der neuen Geschichte ihr Recht lassen, zufrieden, wenn auch nur einige Merkmale deutscher Art erhalten und in der neuen Schöpfung sichtbar bleiben." Aehnlich äußerte sich Dahlmann in der öffentlichen Sitzung der Germanisten (27. Sept.), nachdem Lappenbergs langer Bericht vorgelesen worden war: „Ich besorge gar sehr, daß wir im Begriffe sind, ein Gebiet deutscher Frömmigkeit zu erweitern, dessen Erweiterung ich gar sehr fürchte und keineswegs begehre, die Erweiterung nämlich des Gebietes deutscher frommer Wünsche. Ich bin mir bewußt, daß in mir ein warmes Gefühl der Liebe zu dem deutschen Gemeinwesen lebt, eine Anhänglichkeit an das deutsche Vaterland, so treu und rein, wie in Einem; ich wüßte mir bei den mannigfachen heimischen Gebrechen doch kaum ein Leben außer Deutschland zu denken. Allein ich trage in meiner Brust eine entschiedene Gegnerschaft gegen die unfertigen und halben Zustände, die man nur allzu willig im deutschen Vaterlande wuchern läßt, und ich wünschte nicht, daß der deutsche Auswanderer diese traurige Pflege halber Zustände mit sich nähme, jenseits des Oceans. Wandert Einer einmal aus nach Amerika, nun so verlasse er mit ernstem, festem Entschluß, was mangelhaft und dürftig ist in unserem deutschen Treiben, und nehme den vollen Segen der neuen Welt, soweit er ihn finden kann, dankbar und ohne Vorbehalt auf. Darum wünsche ich nicht, daß er der Innerlichkeit des deutschen Wesens sich entfremde, wohl aber, daß er selbstbewußt das Opfer seiner Muttersprache, so schwer es ist, bringen möge. Es giebt einmal in Nordamerika keine deutsch verfaßten Provinzen, der Deutsche findet aber im englisch redenden Gesetze, in der Constitution jenes Staatslebens die Grundlage zu einem vollen Dasein für sich und die Seinen vor. Bringe er denn entschlossen das unvermeidliche Opfer, damit er aus einem unbefriedigten Dasein in der alten Heimat nicht wieder in eine neue Halbheit, sondern in ein

volles Dasein trete. Und wenn wir darüber trauern mögen, daß so viele Söhne dem Deutschthum verloren gehen, so liegt doch ein Ersatz in dem Gedanken, daß die Weltlage es dem von uns ausgewanderten deutschen Familienvater möglich macht, für seine Söhne und Enkel in der Ferne ein neues Vaterland sich mit deutscher Beharrlichkeit zu gründen, um so bewußter und würdiger, je schwerer er das Opfer fühlt, durch welches es erkauft wird."

Dahlmanns und des Bürgermeisters Smidt aus Bremen schwerwiegender Widerspruch bewog die Versammlung, den ganzen Plan fallen zu lassen. Ihre Aufmerksamkeit war ohnedies von der unmittelbar folgenden Debatte über die Geschwornengerichte vollständig in Anspruch genommen, in welcher das „Parlament deutscher Wissenschaft und Intelligenz" seine glänzendste That feierte, die ihm die begeisterte Theilnahme der weitesten Kreise zuführte. Nicht die getroffene Entscheidung so sehr — es wurde über die Frage, ob Geschwornengerichte einzusetzen wären, zwar nicht abgestimmt, doch war, nach welcher Seite die Mehrheit sich neigte, nicht zweifelhaft — hob die Gemüther und weckte freudigen Widerhall, als der unverhoffte Anblick einer stattlichen Schaar von Männern, welche das reichste Verständniß öffentlicher Angelegenheiten zeigten, und überdies auch die rechte Thatkraft zu besitzen schienen, die offenbaren Schäden des Staates zu heilen. Als Sprecher und Vertreter des deutschen Volkes vielfach begrüßt, nicht allein durch das gemeinsame Fach, sondern auch durch die Gleichartigkeit der Gesinnung und des Strebens verbunden, gaben sich auch die Genossen der Versammlung einer stolzen, festlichen Stimmung hin, welche besonders auf dem Bankette in Travemünde (29. Sept.) einen volltönenden Ausdruck fand. Auch Dahlmanns Auge glänzte heller, als in beredten Trinksprüchen der reichen Hoffnungen, die den Deutschen tagen, und des glücklichen Wechsels der Zeiten zum Besseren gedacht wurde. Weckte doch Travemünde in ihm gleichfalls Erinnerungen, welche diese Wandlung bezeugten. Nicht selten war er schon als Knabe von Wismar herübergewandert. Damals mußte er auf deutschem Boden an schwedischen Grenzpfählen vorbei schreiten; vor acht Jahren sah er sich hier im Freundeskreise hoch geehrt, er war aber ein vertriebener Mann, der

sich vorsichtig von den hannoverschen Grenzen fern halten mußte, um nicht den Schergen Ernst Augusts in die Hände zu fallen. Jetzt stand er auf derselben Stelle in Amt und Ehren wieder eingesetzt, gepriesen in allen Gauen nicht allein wegen der Tapferkeit, mit welcher er zu seinen Ueberzeugungen hielt, sondern auch wegen der Weisheit, die aus seinen Lehren sprach und in ihm den berufenen Führer des Volkes erwarten ließ. Für Dahlmann hatte aber der Festtag zu Travemünde auch eine persönliche Bedeutung. Den Trinkspruch, der auf Jacob Grimm, den Herrscher in drei Reichen, ausgebracht wurde, beantwortete dieser in tiefster Bewegung. Ueber ihn werde bald Gras wachsen; werde seiner dann noch gedacht, so wünsche er, daß man von ihm sage, was er selbst von sich sagen dürfe, daß er niemals im Leben etwas mehr geliebt, als sein Vaterland. Von der Empfindung überwältigt, sank Jacob bei diesen Worten in Dahlmanns Arme. Alle Anwesenden waren von dem gewaltsam ausbrechenden Gefühle der beiden sonst starken Männer ergriffen, Niemand ahnte aber den tiefsten Grund der Bewegung, welche Dahlmann erschütterte. Ueber die beste Art dem Vaterlande zu dienen hatte er vor drei Jahren mit Jacob Grimm hart gestritten; seitdem war ein leiser Schatten über die frühere Freundschaft geflogen. Die lautere Quelle der Handlungsweise bestritt keiner dem andern, und als nun Jacob Grimm sich auf dieselbe berief, da schwand auch die letzte Wolke und kam die alte herzlichste Neigung wieder zu voller Herrschaft. Die Ehren und Freuden, welche Dahlmann auf der Lübecker Germanistenversammlung erlebte, die ruhige Behaglichkeit, die er während der Herbstwochen bei Wentorps auf Rothenhausen genoß, waren ihm wohl zu gönnen, denn Trübungen und Irrungen mannigfacher Art bedrohten damals seinen inneren Frieden. Schon begann die Sorge um das Wohl der geliebten Tochter das Haupt zu heben, politische Aergernisse prüften seine Geduld, und während er einen Freund wieder voll gewonnen hatte, kam er in die Gefahr, sich mit einem anderen, kaum minder werthen, zu entzweien.

Als Gervinus 1845 die Mission der Deutschkatholiken herausgab, zeigte sich bereits, daß er in wesentlichen Dingen eine andere Ansicht vertrete als Dahlmann. Die Sendung der Gelegenheitsschrift,

welche der Vereinigung der Bekenntnisse und der Gründung einer nationalen Kirche das Wort sprach, die Lebenskraft der christlichen Dogmen bezweifelte und den religiösen Glauben durch edle moralische Grundsätze hinreichend gestützt meinte, war mit der Bitte begleitet worden, auch Dahlmann möge sich zu Gunsten der Deutschkatholiken öffentlich äußern. „Es ist die höchste Zeit," schrieb Gervinus, „daß sich ordentliche Leute der Sache annehmen und sie in ein vernünftiges Geleise bringen." Und Victoria fügte hinzu: „Lieber Dahlmann, lassen Sie sich die deutschkatholische Sache recht tief in's Herz gehen und geben Sie mit all der Kraft und Wärme ihres Gemüthes uns und Ihrem deutschen Volke einige Worte darüber zu hören." Wie Dahlmann über das religiöse Leben dachte, hatte er in seiner Politik unumwunden ausgesprochen. Er achtete das freie Recht der Forschung, billigte persönlich ihre Resultate, aber er tadelte die Vielen nicht, welche über den Ursprung der Lehre nicht grübelten, „sich einfach an ihre Wirkungen halten, an ihren Werken sie zu erkennen, ihre Weisungen in sich aufzunehmen bemüht sind." Aehnlich sprach er sich auch in seiner Antwort (13. Dec. 1845) an Gervinus aus:

„Wie man ohne Kirche leben kann, das sehe ich ein, ich lebe selbst so, obwohl ich es anders wünschte, weil die Predigt, wie ich sie höre, mich nicht erbaut, der Kirchengesang nur wenigen Eindruck macht; allein wie man eine Kirche auf blos christlicher Moral bauen könne, das sehe ich vor der Hand nicht ein. Mir kommt es vor, daß diejenigen, welche sich an Christus selbst halten, vom Geheimniß seiner Geburt, seiner Auferstehung und von seinen Verheißungen lehren und die gläubige Menge, welche zuhört, die Kirche ausmachen; wenn wir andern aus- und eingehen, wir bringen Zug aber keine Wärme hinein. Was in dem Volke von christlicher Sitte lebt, ist bei dem Volke der unteren Lagen, welches ich kenne, die Folge von der Zuversicht auf die Untrüglichkeit der christlichen Verheißungen. In den elenden Hütten wird in dieser Zuversicht ruhig gestorben. Wir sind schlechterdings außer Stand, das diesen Lagen der Bevölkerung zu ersetzen durch unsere Moral und könnten wir unsere ganze Philosophie der Geschichte hinzuthun, wir vermöchten es nicht. In uns selber fehlt, wenn wir uns aufrichtig fragen, die Fülle der

Beruhigung, welche in dem einfachen Christenglauben wohnt. Mein Haupttadel gegen die gelehrten protestantischen Orthodoxen ist gerade darin enthalten, daß sie eine Beruhigung zur Schau tragen, welche nicht in ihrem Innern ist. Allein vielfach im Volke der mittleren und unteren Lagen findet diese wirklich statt und trägt ihre Früchte. Diesen wird die beste Sittenlehre wie ein Wechsel erscheinen, auf welchem der Name des Ausstellers vergessen ist.

Wohin ich nun mit dem Allen wolle? Blos Ihnen meine Besorgniß deutlich machen, daß jene improvisirten allgemeinen Glaubensbekenntnisse zwar den sehr Vielen genügen werden, welche aus den gegenwärtigen Kirchen um jeden Preis hinaus möchten, keineswegs aber genügen werden, eine neue Kirche aufzubauen. Es kommt mir mit den religiösen Anschauungen ungefähr wie mit den Dynastien vor; sie lassen sich vernichten, aber nicht beliebig wieder machen. Nichts desto weniger werden diese Entwickelungen ihre große Bahn verlaufen, allein die nächste Folge wird, wie ich glaube, der Bau einiger weniger vaterländischer Kapellen, nicht der einer vaterländischen Kirche sein. Aber die Duldsamkeit wird wachsen und ein Großes wäre es immerhin, wenn wir den Papst aus Deutschland los würden."

„Sie kennen den Norden Deutschlands besser und ich den Süden", so erklärte Gervinus den Unterschied zwischen seinen und Dahlmanns Ansichten. „Bei uns ist auch unter dem Landvolke die Orthodoxie größtentheils erschüttert. Unter diesen Verhältnissen scheint mir eine rationale Theologie das eigentlich natürliche, die ja die christlichen Verheißungen ihrem Wesen nach nicht widerlegt; dies Wesen sehe ich in dem Glauben an die Unsterblichkeit, die schwerlich an den Begriff der Gottheit Christi gebunden ist." Er gab zu, daß die kirchliche Bewegung wahrscheinlich nur zur Bildung neuer Secten führen werde. „Aber ich glaube nicht, daß die Zeit eine eigentliche Kirche in dem früheren Sinne erträgt. Darum halte ich für das Hauptbindemittel die Belebung der Kirche durch die Beigabe patriotischer Interessen. Auch das ist nur ein Nothbehelf, ich durfte es nur nicht sagen."

Dahlmann wiederholte sein Urtheil über die „Mission" von

Gervinus in einem Briefe an Wilhelm Grimm: „Seine Schrift ist nach seiner Weise geistreich, allein auf seinem Wege geht es nimmermehr. Auf die Sittenlehre läßt sich keine Kirche gründen.“ Aber selbstverständlich wollte er von dem „Geklingel mit Dogmen, das jetzt für jeden, der hoch hinauf will, die Hauptsache ist“, noch weniger wissen und verargte es daher dem Freunde nicht, daß dieser, weil er statt des tiefen Glaubens fast überall nur die Untiefen des Pietismus entdeckte, im Rationalismus einen Ausweg zu finden glaubte, die lautere religiöse Empfindung zu retten. Der Zwiespalt der Meinungen berührte in diesem Falle das persönliche Verhältniß nicht, er drohte aber nicht lange darauf bei einem anderen Anlasse dasselbe bedenklich zu trüben.

Der Plan einer großen Berliner Zeitung, welche die Regierung stützen und doch unabhängig von derselben auftreten, die conservativen Interessen vertheidigen und zugleich den liberalen Forderungen genügen sollte, war seiner Zeit an Dahlmanns Weigerung, auf ein so unklares Programm einzugehen, gescheitert. Aber die preußische Regierung war viel zu sehr von der Vortrefflichkeit ihrer Absichten überzeugt, als daß sie nicht den Widerstand, der sich gegen ihre Handlungen fast allseitig erhob, auf Unkenntniß und Mißverständnisse geschoben hätte. Diese ließen sich nach ihrer Meinung leicht beseitigen und so der Frieden zwischen Regierung und Volk wiederherstellen, wenn nur durch eine passend geleitete Zeitung für die nöthige Belehrung und Aufklärung gesorgt würde. Die preußische Regierung kam daher stets auf den Zeitungsplan zurück, sie betrieb ihn mit besonderem Eifer im Sommer 1846, als die steigende Unzufriedenheit und die vermehrten Angriffe ihr den Wunsch der Abwehr und der Verständigung wieder nahe legten. Mit ihrem Vorwissen trat in Berlin ein Kreis von Männern zusammen, und stellte das Programm der „Deutschen Zeitung“ fest. Die Namen, die unter dem Programme standen, stellten eine geringe Bürgschaft für das Gedeihen des Unternehmens, denn Niemand konnte glauben, daß der ehrenhafte Reimer und der sophistische Stahl, der streng protestantische Pertz und der erzkatholische Brüggemann sich auf die Dauer einigen würden; mehrere der Unterzeichneten, wie Lachmann,

Parthey, Lichtenstein hatten den besten wissenschaftlichen Ruf, aber auf politische Autorität durfte kein Mitglied des Berliner Kreises den Anspruch erheben. Widerspruchsvoll klangen die Namen, in grellen Widersprüchen bewegte sich das ganze Programm. Da sollte „Opposition gegen die Oppositionspresse" gemacht werden, gleichzeitig aber auch der neuen Zeitung der Charakter eines Oppositionsblattes nicht fremd bleiben. Da wurde über das Zuvielregieren geseufzt und doch wieder behauptet, daß nur eine Regierung nach Bewußtsein, das Volk stets nach dunklen Trieben handle. Daß Preußen seit den Freiheitskriegen nur eine deutsche Geschichte und eine deutsche Bestimmung habe, wurde in demselben Athemzuge mit der undeutschen Lehre von der nothwendigen Befangenheit des politischen Urtheiles in constitutionellen Staaten ausgesprochen und um der Gedankenlosigkeit die Krone aufzusetzen, kündigte das Programm eine Doppelausgabe der Zeitung für katholische und protestantische Leser an, als ob zwischen den beiden kirchlichen Systemen nicht seit jeher in Deutschland der stärkste politische Gegensatz bestanden hätte, der zwar ein Zusammengehen der Einzelnen nicht hindert, aber eine gemeinsame Politik, die hier und dort auf kirchlicher Grundlage ruhen will, schlechterdings verwehrt.

Der Eindruck des Programmes war für Männer von Dahlmanns Art äußerst niederschlagend und peinlich. Sie fanden das Gerücht bezeichnend, aber nicht tröstlich, welches an einzelnen Orten auftauchte, das Ganze sei ein Pasquill, von Preußens Feinden verfaßt und mit gefälschten Unterschriften versehen. Sie konnten auch die Entschuldigung nicht gelten lassen, welche Lachmann, einem der Unterzeichner, in den Mund gelegt wurde: Man müsse dem Könige in dieser von ihm mit Vorliebe erwarteten Zeitung den Beweis liefern, daß unter dem gegenwärtigen Regimente keine unabhängige Zeitung bestehen könnte. Diese Lehre, heilsam dem Fürsten, wäre für den Staat gefährlich geworden. Aber das bloße Flüstern, das leise Klagen und heimliche Spotten machte die Sache noch nicht gut. Da war es Dahlmann, der durch ein offenes männliches Wort den Bann löste, den Gesinnungsgenossen die Zuversicht und den Muth zurückgab und durch seinen entschiedenen Widerspruch den ganzen Plan beseitigte. Der Berliner Kreis hatte natürlich auf Dahlmanns

Beitritt gerechnet, und um seine Zustimmung zu gewinnen, den bereits angeworbenen Redacteur, einen aus langer Verbannung reumüthig zurückgekehrten politischen Flüchtling, Namens Lohbauer, nach Bonn gesandt. Statt der erwarteten Unterschrift unter das Programm kam aber (6. Aug.) eine längere Erklärung nach Berlin*), die mit vornehmer Ruhe, aber geradezu vernichtender Kraft sich gegen das Programm richtete.

Drei Bedenken stellt er demselben entgegen. Wird die deutsche Zeitung auch den Regierungen in allen Fällen opponiren, wo diese durch ihre Rathgeber dahin gerathen, „zu Recht Bestehendes zu vernichten und dadurch den Glauben an den Bestand der deutschen Staatsordnungen zu untergraben?" Die Erfahrungen, die er in dem hannoverschen Verfassungsstreite gesammelt, ließen ihm darüber sowohl, wie über die Bereitwilligkeit eines regierungsfreundlichen Blattes, das constitutionelle Princip ehrlich anzuerkennen, begründete Zweifel übrig. Ihn befremdete ferner „das starke Hervortreten des theologischen Elementes im Programm neben so geringer Entwickelung des politischen." Selbst den Anschein müsse man meiden, als sei die Absicht, ein Zeitungsblatt von starker theologischer Färbung zu gründen, vollends wenn damit ein „Eingehen in dogmatische Zwiste" verknüpft wird. „Giebt es leider eine deutsche Walhalla, in welcher Martin Luther nicht gefunden wird, so darf es doch im Jahre 1846 keine deutsche Zeitung geben, bei welcher ein Justus Möser, ein Lessing nicht getrost eintreten dürfte, ohne am Thore um sein politisches Glaubensbekenntniß gefragt zu werden." Endlich wollte er von einer katholischen preußischen Politik, welche mit einer protestantisch preußischen Hand in Hand gehen sollte, nichts wissen. „Wo die Mitglieder beider Kirchen auf deutschem Boden untermischt wohnen, da gestaltet sich allmälig aus dem Zusammenleben wie von selber eine Gesinnung wechselseitiger Duldung und Anerkennung, welche darum nicht minder christlich sein dürfte, weil sie weniger scharf confessionell ist. Die Wendung aber, welche nunmehr diesen

*) S. Beilage Nr. 1.

Dingen gegeben werden soll, bedroht uns mit einer Flamme, welche leichter zu entzünden, als zu löschen sein wird." Dahlmanns Erklärung wurde ohne sein Vorwissen, doch ohne daß er darüber gezürnt hätte — „ich habe keinen Grund," meinte er, „meine Meinungen zu verstecken" — in der Mainzer Zeitung abgedruckt und machte bald, freilich häufig von der Censur verstümmelt, die Runde durch alle deutsche Blätter. Sie erregte allgemeines Aufsehen und gewann den Beifall aller unabhängigen Männer; nur in Berlin grollte man Dahlmann, daß er seine ganze damals unantastbare Autorität den Gegnern des Planes zu Gebote stellte. Man machte aber die Sache nicht besser, setzte sich vielmehr einer neuen Niederlage aus, als Pertz zu einer Gegenerklärung veranlaßt wurde, welche Dahlmanns Brief auf bloße Mißverständnisse zurückführen sollte. Denn nun trat Dahlmann selbst öffentlich auf, um diesen Trug zu enthüllen. „Von Mißverständnissen," schrieb er (26. Oct.) in der Spenerschen Zeitung, „aus welchen mein Brief hervorgegangen sein soll, ist mir nichts bewußt; auch kam davon in einer Unterredung, welche Herr Pertz über diesen Gegenstand mit mir in Frankfurt hatte, keine Silbe vor; vielmehr versicherte mir Herr Pertz, daß alle Aussteller des Programmes mit meinem Briefe einverstanden wären, was über meine Erwartung ging, und daß ein anderes Programm in Kurzem erscheinen werde, mit welchem ich sehr zufrieden sein würde, was mich freute."

Durch diese Erklärungen und Gegenerklärungen war doch zu viel Staub aufgewirbelt worden, als daß nicht Dahlmann eine gewisse Scheu vor Zeitungsplänen gefaßt hätte. Er war daher nicht am angenehmsten überrascht, schon nach wenigen Wochen wieder zu einer ähnlichen Unternehmung aufgefordert zu werden. Am 9. December erhielt er von Gervinus aus Heidelberg folgende unerwartete Mittheilung: „Was würden Sie denn dazu sagen, wenn das Project der Deutschen Zeitung, nachdem es nun in Berlin doch wohl entschieden aufgegeben ist, hier auftauchen würde? Von Mittermaier, Mathy, Welcker, Zittel ist der Plan eines solchen freien Organs neulich im Kreise der badischen Opposition angeregt worden, die jetzt die Nothwendigkeit einsieht, ihre Sache von dem Radikalismus

sauber zu trennen. Es ist sogleich bestimmt worden, daß es keine Oppositionszeitung der badischen Deputirten werden soll, sondern ein allgemeines deutsches Blatt und hier in dem engeren Kreise der zu weiteren Schritten Delegirten hat sich sehr schnell die Ansicht festgesetzt, die gesammten Kräfte in Deutschland aufzubieten, die zu einem würdigen Ausspruch der Leiden und Heilmittel der Zeit, in fester Gesinnung, in mäßiger Form zu berufen sind. Mittermaier ist es, der eigentlich die Sache in der Hand hält, der die Germanistengesellschaft als einen Centralpunkt vorschlägt, wo diesem Institut immer wieder frische Nahrung gegeben werden kann, der seine weiten Verbindungen im ganzen Umfange zu nützen verspricht, um Correspondenzen zu schaffen und der nun zunächst mich beauftragt, an Sie zu schreiben." Schlosser, Fallenstein, Häusser hatten bereits zugesagt, an Dahlmann wurde nun der gleiche Wunsch ausgesprochen und zugleich die Bitte einer persönlichen Zusammenkunft gestellt, etwa während der Weihnachtsferien in Heidelberg oder an einem mittleren Orte am Rhein. „Ihr Zutritt ist Jedem von so viel Bedeutung, daß wir die genannten sechs bis acht Köpfe zusammenbrächten unter Einen Reisehut, zum Zwecke, mit Ihnen zusammenzustoßen." Die Heidelberger hofften nicht allein auf Dahlmanns Zustimmung,, sondern auch auf seine Bereitwilligkeit, das Programm zu verfassen und die Reimers in Leipzig und Berlin zur Uebernahme des Verlages zu bewegen. „Dadurch würde man vielleicht von den Berlinern diejenigen versöhnen, die nicht kleinlich sind, damit nicht die Zeitung von vornherein als eine Feindseligkeit gegen sie aussieht." In Dahlmanns sehnlich erwarteter Antwort spiegelten sich nur die Schwierigkeiten des Planes ab. Er zweifelte, ob das Berliner Project schon gänzlich aufgegeben sei. „Wie ich gewisse Leute kenne, bringen sie jeden Einfall in Ausführung; ob diese gut oder schlecht geräth, ist Nebensache. Eine tüchtige Zeitung wird ein Anlagecapital von 30000 Thalern fordern. Und wer verbürgt, daß sie nicht in den ersten vierzehn Tagen von den drei Hauptmächten Deutschlands verboten ist. Woher nehmen wir den Redacteur? Das müßte ein Mann von seltener Haltung und Tüchtigkeit sein. Wie ich meine, muß, wenn die Zeitung sich halten soll, der Ton des Spottes und der Hitze verlassen und mit Ernst und Tiefe vertauscht

werden. Von dem Redacteur hängt das ganze Gelingen ab. Wo ist ein Tauglicher, der sich auch ganz diesem Geschäfte widmen möchte? Als Nebengeschäft läßt sich dergleichen nicht treiben."

So leichten Kaufes ließ ihn Gervinus, der sich unterdessen in den Zeitungsplan vollständig hineingelebt und jetzt am eifrigsten ihn betrieb, nicht los. Alle Bedenken Dahlmanns glaubte er in seiner Antwort (17. Dec.) beseitigen zu können, insbesondere welches den Redacteur betraf. „Unser Redacteur für das Technische, Zusammenstellung der Correspondenz und der nöthigen Zeitungsexcerpte würde wohl Mathy sein. Mathy's ganze Richtung ist jetzt (und sie war es eigentlich bis auf einzelne Fälle in den Kammerdebatten immer) ernst, tüchtig; ich will Ihnen das Urtheil Rau's sagen, der gewiß kein Oppositionsfreund ist, der mit ihm, trotzdem daß sie im Princip ihrer staatswirthschaftlichen Ansichten verschieden sind, sich besser verständigen zu können meint, als mit jedem andern des nationalen Systems der Staatswirthschaft und der in ihm unseren künftigen Finanzminister sieht. Ich will Ihnen hier Mathy's von ihm allein redigirtes Wochenblatt, die Rundschau, vorlegen und Sie werden Mäßigung Ruhe, Tact, im staatswirthschaftlichen Gebiete Kenntniß, Verständlichkeit der Ausführung finden auf jeder Seite und nichts, was Sie an Welckersche Reden und Schriften erinnern wird. Uebrigens glaube ich fast nicht, daß von dem Redacteur so ganz viel abhängt, wie Sie meinen, sondern von den Redacteuren. Wir müssen für jedes Hauptfach einen Redacteur haben, sonst ist es unmöglich, frisch zu bleiben und die Sache zu etwas mehr als einem Sammelwerke von disparaten Correspondenzen zu machen. Man dachte hier eigentlich so: Mathy für die industriellen Sachen, Welcker für staatsrechtliche, Mittermaier für privatrechtliche, Zittel oder Dittenberger für kirchliche, Häusser für geschichtsliterarische Verhältnisse zu designiren; mich hatten sie für das äußere Departement auf dem Korn; Fallenstein, der wirklich ein Mann von seltener Haltung und Tüchtigkeit ist, wird sich für die technische Redaction mit bemühen; er ist ganz frei, wie Mathy auch. Die Solidität der Redactionen noch mehr zu begründen, war man ferner auf den Gedanken gekommen, eine Redactionscommission von fünfzehn Mitgliedern in ganz

Deutschland zu wählen, die drei Tage nach der Germanistenversammlung jährlich ihre Beobachtungen über den Ton und Inhalt der Zeitung sich mittheilen, sich über ein Urtheil im Ganzen und Einzelnen vereinigen und dieses der Redaction der praktischen als eine theoretische Controle zuschicken. Gerade für diese Commission waren Sie zum Präsidenten designirt.“ Gervinus wiederholte die Bitte einer mündlichen Besprechung. „Bestimmen Sie Tag, Ort und die Leute, die Sie sehen möchten und wir kommen sicher. Sehen Sie daraus, daß Sie nicht mir allein, sondern Allen der Mann sind, an dem Alles hängt.“ So eindringlich die Bitte war und so ernst die Mahnung: „Klagen wir nicht immer über die Lage der Welt und ertappen wir uns selbst nicht auf Bequemlichkeit und Unentschlossenheit“, Dahlmann blieb unbeweglich. Zu den alten Bedenken fügte er in seiner Antwort (21. Dec.) noch neue hinzu: „Ich lege einmal großes Gewicht darauf, daß auf preußischem Boden erscheinen muß, was in Preußen Wurzel fassen kann. Dann aber kann ich nicht leugnen, daß Ihr Unternehmen noch auf zu schwachen Füßen ruht. Ich will allen Glauben an Mathy haben, allein wenn keine durchgreifende Redaction an der Spitze des Ganzen steht, so richtet es Ihnen der eine Welcker zu Grunde. Ich glaube gern, daß er jetzt den Willen hat, sich zu mäßigen, allein seine Hitze wird mit ihm durchgehen wie zur Zeit des Freisinnigen. Schon sein Name, unter den Leitern stehend, bringt das Unternehmen in Mißcredit, seine Weitschweifigkeit, sein Mangel an eigentlichem Fundament werden das Uebrige thun. Ich bin ihm persönlich gut und traue ihm echt vaterländische Wärme, auch als Deputirten keine gewöhnliche Geschicklichkeit zu, allein als Schriftsteller wüßte ich wenige, die mir unwillkommener wären.“

Dieses Alles lautete nicht tröstlich. Nur am Schlusse des Briefes deutete Dahlmann an, daß er seine mannigfachen Bedenken nicht für unüberwindlich erachte. „Glauben Sie darum nicht, daß ich dem Unternehmen abhold bin, nein gerade weil ich es hochhalte und ihm den besten Erfolg wünsche, möchte ich es in allen seinen Theilen wohl erwogen und zum Ganzen gestaltet sehen, bevor man damit heraustritt.“ Gervinus setzte daher neue Hebel an. Er be-

seitigte Welcker, der übrigens den Ausschluß gutmüthig aufnahm, selbst äußerte, er fühle, daß er hier nicht an der rechten Stelle wäre, und erklärte sich zur Redaction der Zeitung bereit. Voll Eifer für die Sache, von allen Seiten sonst durch freudige Zustimmung ermuthigt, hoffte er doch noch über Dahlmanns Zweifel zu siegen. Und als Dahlmann in einem der nächsten Briefe gegen die „censorische Direction", in welcher er mit Arndt, Jacob Grimm, von Schön, Hansemann, Sydow und Jonas Preußen vertreten sollte, nicht ausdrücklich protestirte, nur gegen die „Abgabe eines politischen Vertrauensvotums", das in seinem Zutritt zu einer Gesellschaft theilweise ihm unbekannter Männer liegen konnte, sich verwahrte, überdieß einzelne Rathschläge zur besseren Förderung des Unternehmens ertheilte, glaubte Gervinus seiner Sache völlig sicher zu sein. „Sie stellen uns," schrieb er befriedigt an Dahlmann (31. Januar 1847), „Ihren Namen und Ihren Antheil nicht mit ausdrücklichen Worten zur Disposition, aber wir nehmen es so und freuen uns darum. Die Sache steht nun so, daß Sie weise thun, sich ihrer wie Ihrer eigenen anzunehmen und sie mit allen Kräften zu fördern, einen breiten Raum für sich in Beschlag zu nehmen, viele, fast ausschließliche Kräfte darauf zu wenden. Das Blatt wird sich dann zu einer Macht bilden." Seiner harrte eine bittere Enttäuschung. „Sie machen mich besorgen," lautete die Antwort (4. Febr.), „daß ein bedenkliches Mißverständniß zwischen uns obwaltet. Ich hätte zugesagt, in die Direction zu treten? Das habe ich so wenig, daß ich, wenn ich in einem für das große Publikum bestimmten Programme in der Zahl aufgeführt würde, dem öffentlich widersprechen müßte. Lassen Sie uns einige Punkte unter uns festhalten, so daß sie ein für alle Mal entschieden bleiben. Ueber Folgendes bin ich ganz entschieden: Ich nehme keinen Antheil an der Redaction; ich nehme keinen Antheil an jener, einerlei ob censorischen, ob nicht censorischen Direction und muß darauf bestehen, weder brieflich noch öffentlich unter ihren Mitgliedern genannt zu werden. Auch als Mitarbeiter will ich nicht genannt sein. Uebrigens bin ich nach wie vor bereit, mit meinem Rathe an die Hand zu gehen; vielleicht auch, wenn ich Muße und geistige Anregung finde, werde ich arbeitend

theilnehmen — allein ich kann nichts versprechen. Die Proclamirung jener Direction, zumal in Verbindung mit der Germanistenversammlung kann ich nicht für zweckmäßig halten, zu einfachen Besprechungen, die sich allenfalls an jene anknüpfen, werde ich immer willfährig sein. Ihres guten Muthes zu der ganzen Sache freue ich mich, allein, glauben Sie mir, die Begründung der Zeitung wird große Beharrlichkeit und das Verschlucken mancher Widerwärtigkeit erfordern. Auf wirklich arbeitende Mitglieder, gut arbeitende und nicht auf Namen kommt es an."

Gervinus fand durch diese Absage nicht nur den Erfolg des Unternehmens gefährdet, sondern fühlte sich auch persönlich verletzt. Denn er hatte sich für den Zutritt Dahlmanns verbürgt, davon als von einer vollendeten Thatsache gesprochen und geschrieben. Sein Zorn gegen Dahlmann stieg, als Karl Reimer, mit welchem Verhandlungen wegen des Verlages waren begonnen worden, dieselben abbrach. Auch daran sollte Dahlmann die Schuld tragen. Nun hatte allerdings Reimer Dahlmanns Bedenken erfahren, und am Anfange, so lange ihm der Plan nur in nebelhaften Zügen vorlag, gezögert. „Ich höre," schrieb er im December an Dahlmaun, „daß von einem großartigen Unternehmen die Rede ist und Heidelberg als ein passend gelegener Ort dafür gelte. Jeder Ort, an den die Eisenbahnen kommen, glaubt, er sei jetzt der Mittelpunkt der Welt geworden." Doch als ein kleinerer Maßstab angenommen wurde und Gervinus seine persönliche Redaction in Aussicht stellte, gewann er neuen Muth und reiste mit Dahlmanns Zustimmung nach Heidelberg, um hier die Sache endgiltig zu regeln. Erst die hier empfangenen Eindrücke bestimmten Reimer, von seinem Entschlusse zurückzukommen. In einem ausführlichen, für die Geschichte unseres Zeitungswesens vielfach anziehenden Berichte schildert er Dahlmann seine Heidelberger Erlebnisse, wie eine Berathung der andern folgte, ohne ein Resultat herbeizuführen, weil sich der praktische Mathy fernhielt, der unpraktische Mittermaier nur von seinen vornehmen Bekanntschaften in Oesterreich und Italien, „was für unerhörte Correspondenzen" diese liefern würden, erzählte und Gervinus schwankte, ob er die Redaction übernehmen solle oder nicht. „Er

meinte, es passe für sie, daß eine Zeitung als ihr Organ erscheine, wie es ein Organ des Lord Palmerston, ein Organ des Herrn Thiers gebe, ohne daß man deshalb verlange, einer von ihnen müsse als Redacteur auftreten. Das Ende der Berathungen, an welchen auch Frau Gervinus regen Antheil nahm, war, daß wir eine von Gervinus, Mittermaier, Häusser und Mathy inspirirte Zeitung hatten, ohne festen Plan, mit maßlosem Budget und sechs Redacteuren, einem als Aufseher, einem zum Sammeln aus deutschen Zeitungen, einem Bearbeiter der fremden Artikel, einem Handelskundigen, einem zum Intriguiren und einem zum Einsperren.“ Reimer gegenüber bemühte Dahlmann sein Verfahren nicht zu rechtfertigen. Denn Reimer, ebenso wie Hirzel kannten genau seine Beweggründe. „Ich will nicht,“ hatte er dem Letzteren geschrieben, „der Verleumdung Raum geben, die eine Deutsche Zeitung (in Berlin) zu Grunde gerichtet zu haben, damit die andere in Heidelberg entstehe.“ Und Reimer nahm er zum Zeugen, daß er sich stets gegen censirte Zeitungen, also auch gegen die projectirte censorische Direction gewehrt, auch von Anfang an Gervinus nie die geringste Zusage gemacht habe. „Ich bin doch wahrlich nicht verpflichtet, eine Zeitung zu unternehmen, sobald es Gervinus einfällt.“ Diesen selbst zu beschwichtigen, gelang nicht. Gervinus fuhr fort, gemeinsamen Freunden sehr aufgebracht über Dahlmann zu schreiben und kündigte ihm sogar (5. Mai) förmlich die Freundschaft auf: „Wenn sich ein gewisses Mißverhältniß zwischen uns bilden soll, so soll es doch nicht das des schweigenden „Maulens“ sein, wie es Ihre liebe Frau nennt, das würde sich zwischen so alten Freunden allerdings schlecht eignen. Ich habe den Verdruß, den mir Ihr letzter Brief machte, nicht bergen können, und will ihn am wenigsten vor Ihnen verleugnen. Wollen Sie denn alle Zeitungen, auch die, welche auf's Bessere, wenigstens mit den redlichsten Absichten hin arbeiten, in ihrem Beginne zerstören? Sie schrieben mir, ich würde unangenehme Erfahrungen zu machen haben; gewiß, Sie haben gut prophezeien, denn Ihr Brief war die erste darunter. Sie schrieben, es komme auf tüchtige Mitarbeiter an und nicht auf Namen. Aber es kam wesentlich auf Ihren Namen an, um tüchtige Mitarbeiter zu erhalten.

Nun haben Sie uns Ihren Namen entzogen, haben Sie uns Reimer als Verleger entzogen, haben Sie uns ein Paar werthvolle Berliner Namen entzogen, ist Wilda scheu geworden, hat Giech noch ganz spät sich zurückgezogen, das sind Dinge, die wir wissen, und was wir nicht wissen, wird wahrscheinlich noch viel mehr sein, das sind auch die persönlichen Punkte, die mich verletzt haben. Aber die Sache ist mir in sich selbst noch viel empfindlicher. Wir sind in einer Lage, Reaction da, Revolution dort, wo es wahrlich nöthig ist, daß sich die Guten regen und kräftig regen, wenn nicht um zu retten (denn es möchte bei unseren eigenen Anstalten schon zu spät sein), so doch, um mit gutem Gewissen sagen zu können: animam salvavimus. Für mich ist dies Zeitungsunternehmen so wichtig, daß ich auf sein Gelingen oder Mißlingen hin mich getraue, unserer Zukunft das Prognostikon zu stellen. Und dieses Unternehmen war ganz geschaffen, in Ihre Hand gelegt zu werden! Wenn man Schicksale erlebt hat wie wir, Studien, Richtung, Gesinnung theilt wie wir, in einem Alter steht wie wir, so sollte man öffentliche Schritte dieser Art nicht einer ohne den andern machen dürfen, denn hier sollte sich erst die Freundschaft bewähren, die in unseren Lebensjahren ja nicht mehr auf einer bloßen Gemüthsstimmung ruhen kann. Wenn Sie ein solches Werk angegriffen hätten und hätten mir ein solches Opfer auferlegt als ich Ihnen, gewiß, ich hätte Ihnen nicht gefehlt: das darf ich von mir rühmen."

Die Welt erfuhr nichts von diesem persönlichen Zwiespalt, wußte nichts von den Kämpfen, welche der Gründung der Deutschen Zeitung vorangingen. Man verknüpfte allgemein und fast unwillkürlich mit ihr Dahlmanns Namen und sah es als zweifellos an, daß sein Einfluß auf ihre Haltung maßgebend sei. Und beging man denn einen so großen Irrthum? Wenn auch Dahlmann persönlich an der Deutschen Zeitung keinen Antheil hatte, so waren doch seine Grundsätze in derselben vertreten, seine Gesinnung in ihr lebendig, seine politischen Lehren festgehalten. Gar manche Aufsätze lasen sich wie eine Erläuterung seiner Politik, welche gerade in diesen Tagen in neuer Auflage erschien und durch den heftigen Angriff auf Stahl und dessen monarchisches Princip, — „concessionirte Brustcaramellen

für beängstigte Herzen" — großes Aufsehen erregte. Er hätte nicht feuriger für die Rechte der Schleswig-Holsteiner einstehen, sich nicht schärfer gegen die Ständeliebhaberei in Berlin aussprechen, nicht tapferer das constitutionelle Princip vertheidigen können, als es in der Deutschen Zeitung geschah. Er freute sich aufrichtig über ihre Erfolge, und wenn er an ihr den „eigentlichen Zeitungscharacter" vermißte, und zu viel des Zeitschriftmäßigen fand, so entschuldigte er das sofort: „Ich würde es kaum besser machen, wenn ich das Unglück hätte, selbst eine Zeitung redigiren zu sollen." Ueber Gervinus sprach er sich gleichfalls unbeirrt von der persönlichen Verstimmung dauernd mit Ruhe und Anerkennung aus. „Das kleine Buch von Gervinus" (über das Februarpatent), schrieb er (23. April) an Reimer, „ist vortrefflich, mit steigender Wärme und mit weit mehr politischer Haltung geschrieben, als ich bisher bei ihm erfahren hatte, er hat ganz Recht in seiner Beurtheilung des Patentes, allein weder Recht in Bezug auf die anheimgegebene Ablehnung, noch hat er das Ereigniß gehörig gewürdigt." Darin allerdings wichen Gervinus und Dahlmann in ihrem Urtheile weit ab. Während Gervinus den kleinen süddeutschen Staaten die Aufgabe des Führens und Wegweisens in der Politik zuschrieb, „gerade wie die kirchliche Reform im sechszehnten und die literarische Umgestaltung im vorigen Jahrhundert von ihnen ausgegangen war" und Preußen nur das „Ausführen und Vollenden" als Rolle zuwies: hielt Dahlmann an der Ueberzeugung unwiderruflich fest, daß Preußen aus sich heraus den Weg zur Verfassung und zum deutschen Volke finden müsse. Das war ja auch für ihn mitbestimmend gewesen, jeden unmittelbaren Antheil an der Deutschen Zeitung zurückzuweisen. „Dem preußischen Staate will ich meine Kräfte, soweit sie reichen, ernstlich widmen," schrieb er einem gemeinsamen Freunde. „Ich glaube aber nicht, daß wie die Sachen stehen, durch eine badische Zeitung vortheilhaft auf die Stimmung und Einsicht in Preußen einzuwirken sei." Desto größere Hoffnungen setzte er auf den Vereinigten Landtag. Voll Eifer für den Zusammentritt und das gedeihliche Wirken desselben widersetzte er sich beharrlich der in liberalen Kreisen viel verbreiteten Forderung, das Patent vom 3. Februar abzulehnen. Der gesunde

politische Tact verlange, auch unter ungünstigen Umständen den Kampfplatz zu betreten. In den Berathungen, die er mit rheinischen Abgeordneten, namentlich mit dem trefflichen Beckerath aus Crefeld pflog, vertheidigte der Mann, der sonst das strenge Recht als die beste Grundlage des Staatswesens zu rühmen wußte, die Ansicht, daß man sich nicht auf das Recht, welches durch das Gesetz vom 5. Juni 1823 dem Volke auf Reichsstände erwachsen war, allein stützen solle. Und als die Liberalen in der Adreßdebatte eine Niederlage erlitten, meinte er, die einseitige Betonung des Rechtes habe dieselbe mitverschuldet. „Vielleicht, daß sich der Verfasser der Adresse (Beckerath) jetzt eines Rathes erinnert, den ich ihm dringend mündlich und auch schriftlich gab, die volle Wahrheit, in ehrerbietigen Ausdrücken, aber die volle, auszusprechen und darum sich nicht auf den Rechtspunkt zu beschränken, sondern auch den der Zweckmäßigkeit aufzunehmen: es komme gar nicht so sehr darauf an, daß die Adresse die Majorität erhalte, als daß ein dauerndes Denkmal der wahren Sachlage dastehe. Denn wenn der König auch in allen Rechtspunkten nachgäbe, so bleibe ja doch diese Verfassungsform die mißgestaltetste von der Welt. Nun aber hat man sich vom Anfange her auf eine sehr nüchterne und dürftige Darstellung der halben Wahrheit eingelassen und auch diese ist nun noch bis auf wenige Procente weggeschnitten. Hätte man die ganze Wahrheit gewagt, so wäre das Ministerium froh gewesen, nur einen Theil der Unzweckmäßigkeitsrügen beseitigen zu können. Inzwischen muß man den Muth nicht sinken lassen, überall ist ja vom ABC anzufangen und die Debatte ist doch kraftvoll geführt, und welch ein Fortschritt schon, daß diese Dinge so von Staatswegen gedruckt werden." Wie in diesem an Reimer gerichteten Briefe, so sprach er sich noch im Juni an Hirzel — beide Freunde berichteten ihm genau und ausführlich über die Vorgänge auf dem Landtage — hoffnungsvoll aus: „Wenn der König der edleren Seite seines Sinnes folgt, zweijährige Versammlungen gestattet, die Ausschüsse und Deputationen fahren läßt, so kann Alles gut werden. Wir haben ein Menschenalter in wenig Wochen durchlebt. Das wäre ein großes Beispiel: die Wiedergeburt Deutschlands ohne Umwälzung vollbracht."

Es ist bekannt, wie grausam diese Hoffnung getäuscht wurde. Mit Stolz und Zuversicht blickte das deutsche Volk zu einzelnen Männern empor, deren Muth und Weisheit sich bei den Verhandlungen des Vereinigten Landtages glänzend gezeigt hatte. Der Beweis war geliefert, daß Preußen an parlamentarischen Kräften und politischer Bildung dem deutschen Süden mindestens gleichstehe, auch die Ueberzeugung geweckt, daß das laute Wort von einer preußischen Tribüne herab ganz anders mächtig klinge, als wenn es in Darmstadt oder Carlsruhe gesprochen ward. Aber was so segensreich für Preußen und Deutschland geworden wäre, einen festen Grundstein für die freie Ordnung des Staates hatte der Vereinigte Landtag nicht gelegt. Ungnädig wurde er entlassen; mit bitterem Zorne im Herzen kehrte die Mehrzahl der Abgeordneten in ihre Heimat zurück, die Verständigung zwischen Volk und Fürst, der politische Frieden schien in weitere Ferne als jemals hinausgerückt. Auch Dahlmanns Stimmung verdüsterte sich und ließ ihn sorgenvoll, fast verzweifelnd in die Zukunft blicken. Es war aber nicht die politische Kümmerniß allein, die den starken Mann drückte, er mußte auch das schwerste Herzeleid, das einen Vater treffen kann, erfahren. Seine geliebte Tochter war dem Tode verfallen. Schon die Geburt des ersten Kindes hatte ihre Gesundheit erschüttert, eine Kaltwasserkur in Marienberg bei Boppard, der sich gleichzeitig auch Dahlmann unterzog, gab ihr zwar neue Kräfte, aber nach der Geburt eines nur wenige Tage lebenden zweiten Kindes brach im Herbste 1847 ihr altes Drüsenleiden, mit einem heftigen Fieber verbunden, wieder aus. Eiligst kam Frau Dahlmann nach Tübingen, um ihre liebe Dorothea pflegen zu helfen. Die Pflege konnte sie ihr wohl liebevoll und im reichsten Maße zu Theil werden lassen, die Hoffnung aber auf Wiedergenesung mußte sie aufgeben. „Laß uns sich so halten," hatte ihr Dahlmann beim Abschiede zugerufen, „daß wir auf das Schlimmste gefaßt und für das Bessere dankbar sind; das ist die Pflicht des Lebens." Die Nachrichten aus Tübingen verlangten leider seine ganze Fassung. Er bewahrte sie auch. „Gottlob," schrieb er seiner Frau, als er erfuhr, daß keine Rettung mehr möglich sei, „daß ich in solchen Augenblicken fühle, daß doch eine christ-

liche Gesinnung nicht von vorgeschriebenen Dogmen abhängig ist. Wir wollen sagen: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen und den Namen Gottes preisen. Bleibe bei unserer Tochter, die Du so treu geliebt hast und drücke ihr, wenn es so beschieden ist, die schönen Augen zu; ich werde sie sehen auch ohne sie zu sehen und bedarf dessen nicht, um sie nie zu vergessen. Wenn ich selber käme, ich würde mich nicht beherrschen und sie aus der glücklichen Unwissenheit reißen, die ihr der Himmel erhalten möge. Auch für uns, wenn Du wieder bei mir bist, werden wieder milde Tage kommen. Wir halten dann doppelt warm zusammen und unser liebes Kind geht uns ja nicht verloren. Sei getrost, wie ich es sein will."

Der alte Arndt, der ihm auf Frau Dahlmanns Wunsch die Trauerbotschaft von dem am 21. December erfolgten Tode Dorotheas brachte, fand ihn aufgerichtet, und selbstvergessen bemüht, dem Gatten der Verstorbenen sein herbes Loos tragen zu helfen. Daß dieser sich entschloß, die kleine Luise als Vermächtniß Dorotheas den Großeltern zur Erziehung zu übergeben, war Dahlmann „ein größerer Trost als er sagen konnte." Das Beste aber, den Schmerz zu dämmen und die Trauergedanken zu lösen, that die Noth des Vaterlandes, welche die ganze Kraft eines jeden deutschen Mannes in Anspruch nahm, die namentlich Dahlmann zur Führung der Geister aufrief und ihn zwang rückhaltlos und unbedingt dem öffentlichen Dienste sich zu widmen. Nur wenige Wochen trennten Dorotheas Tod von den Märztagen 1848.

Frankfurt.

1. Die Märztage 1848.

Als der Abgeordnete Bassermann am 12. Februar 1848 seine berühmte Motion über die Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestage in der badenschen Kammer vertheidigte, schloß er seine Rede mit folgenden Worten: „Der Weltfriede steht auf zwei Augen; an der Seine wie an der Donau neigen sich die Tage.“ So fest stand noch wenige Tage vor der schimpflichen Flucht Louis Philipps und dem Sturze Metternichs die allgemeine Ueberzeugung von der aus jeder Gefahr schlüpfenden Klugheit des ersteren und der allen Angriffen trotzenden Macht des letzteren. Die Sicherheit der politischen Empfindung war freilich längst verschwunden. Seit dem Sonderbundskriege gingen die Pulse schneller und flog oder stockte der Athem, je nachdem die Ereignisse Hoffnung oder Sorge weckten. Mit Schrecken wurde der Wachsthum der Corruption in Frankreich und der rasche Verbrauch aller politischen Persönlichkeiten durch die Julidynastie, ohne daß diese neue Kräfte geschaffen hätte, bemerkt. Es gehörte keine besondere politische Gabe dazu, ein schlechtes Ende der Dinge hier vorherzusagen. Mit der größten Spannung verfolgte Jedermann die italienischen Wirren, wo der gerühmte Liberalismus des Papstes und die behauptete Reife der Neapolitaner für eine parlamentarische Regierung den Glauben der Gebildeten auf harte Proben stellte. Man begriff die Leidenschaft des Jahrhunderte lang mißhandelten Volkes, freute sich über seinen plötzlichen Aufschwung,

blickte aber durchaus unklar in seine Zukunft. Der unerwartete Tod König Christians VIII. von Dänemark warf das Schicksal der Herzogthümer Schleswig-Holsteins in ein ungewisses Dunkel zurück und ließ anfangs Hoffnungen und Befürchtungen beinahe gleichen Raum. Ueberall zeigte sich die politische Luft umwölkt; daß ein schwerer Sturm nahe, davon war alle Welt überzeugt, Niemand ahnte aber, daß er schon in den nächsten Wochen ausbrechen werde, Niemand wußte, in welchem Maße Deutschland von ihm werde berührt werden. Die vereinigten ständischen Ausschüsse in Berlin erörterten ruhig am 28. Januar den Begriff der gemeinen und der höheren bürgerlichen Ehre und die Mehrheit fand es am 8. Februar mit 66 gegen 28 Stimmen zeitgemäß, jedes Unternehmen zum Zwecke der Auflösung oder Veränderung des deutschen Bundes als Hochverrath mit dem Tode zu bestrafen. Da brach die Pariser Februarrevolution aus. Die erste Kunde von derselben kam nach Bonn am 26. Februar. „Heute Morgen," schrieb Luise an Frau Wentorp, „kam Dahlmann herauf und kündigte mir die Revolution und Flucht des Königs an, ich ward ganz blaß davon, eilte herunter und fand bei Dahlmann Arndt, Naumann, Liliencron und Dr. Wolff (den geistreichen Hausarzt), die alle herbeigeeilt waren, um Dahlmanns Meinung zu hören. Den Abend saß die Gräfin Bülow-Dennewitz zwei Stunden bei mir, um sich darüber auszusprechen. Man läuft zu einander und die Aufregung läßt zu nichts Anderm kommen. So rasch man auch durch die Kölnische Zeitung die Nachrichten hat, immer Extrablätter, so ist man doch immer in Spannung." In derselben Weise ging es in den nächstfolgenden Tagen fort. Jeder Tag brachte neue Kunde, jede Stunde änderte die Lage der Dinge. Das Urtheil, das man heute glaubte auf sichere Thatsachen bauen zu können, stand schon am Morgen grundlos da. Anfangs glaubte Dahlmann wie alle Welt, durch die Abdankung Ludwig Philipps sei das Opfer, welches die Revolution gebieterisch forderte, vollbracht, alle Schuld gesühnt und in der Regentschaft der Herzogin von Orleans die befriedigende Lösung des Kampfes gegeben. Das erschien nicht allein als das beste Ziel Frankreichs, sondern versprach auch für Deutschland gute Früchte zu tragen. Denn die hohe Frau,

so hoffte man, werde für die Sache der Schleswig-Holsteiner, die brennendste Frage des Augenblickes, ihr Stammesgefühl in die Wagschale legen. Aber nur zu bald enthüllte sich diese Meinung als ein trügerischer Traum. Flüchtig irrte die zu glänzendster Stellung berufene Fürstin von Ort zu Ort, losgerissen von ihren nächsten Freunden, welche nur heimlich durch Dritte, unter anderen auch durch Frau Dahlmann, ihr Briefe senden konnten.

Die revolutionäre Fluth stieg unaufhörlich. Am Ende der ersten Märzwoche konnte die Deutsche Zeitung, die nun erst in das rechte Fahrwasser kam, hervorheben, daß fast die Hälfte der deutschen Bevölkerung der Politik der heiligen Allianz den Absagebrief geschrieben habe. Ein wildes Wort reichte hin, um Regierungen, die früherhin vor keiner Gewaltthat zurückschreckten, zittern zu machen, und was die Einsicht bei denselben niemals vermocht hatte, das entlockte ihnen jetzt die bloße Furcht. Kein Zugeständniß erschien ihnen zu groß, keine Forderung so übertrieben, daß sie dieselben nicht sofort bewilligt hätten. Alle diese Bewegungen, welche sich unaufhaltsam von Westen nach Osten wälzten, hatten zwar in der Ferne ein gemeinsames Ziel, die deutsche Einheit, aber sie besaßen zunächst überall eine locale Färbung und wurden durch die besonderen örtlichen Leiden und Nothstände wesentlich mitbestimmt. So war es auch am Rhein und in Bonn. Auf dem localen Boden der Universitätsstadt entwickelte sich Dahlmanns erste politische Wirksamkeit in den Märztagen. Wird nicht die neue französische Republik von demselben Eroberungsgelüste wie die alte verzehrt werden? das Waffengetöse nicht wieder bis an den Rhein dringen und nicht der Lockruf der Freiheit die studirende Jugend verführen, das gleißende Bild einer Republik ihre Sinne bethören? Die Kriegsgefahr besorgte auch Dahlmann, nur daß er sie nicht als unmittelbar drohend ansah und den Gerüchten von angeblicher Zuneigung der Rheinländer zu Frankreich nachdrücklich und aus guten Gründen widersprach. Eben so widersetzte er sich der Zumuthung, in seinen Vorlesungen beruhigende Worte an die Zuhörer zu richten. Dahlmann entgegnete, so berichtet seine Frau, „er hätte nichts bemerkt, was auf eine gefährliche Aufregung unter den Studenten schließen ließe, seine Zuhörer kannten

genugsam seine Principien und seine Urtheile über Republiken, seine Vorlesungen gaben täglich Beweise davon und von seiner Gesinnung und wenn er nach dieser Seite zu vermahnen hätte, so könnte er es nicht thun, ohne die gleiche Mahnung an die Furchtsamen und Aengstlichen zu richten." Wohl benutzte er aber die Gelegenheit, daß mehrere deutsche Prinzen, unter ihnen ein sächsischer und badischer, ein Privatissimum über Politik bei ihm hörten, um mit diesen die Ereignisse eingehend zu besprechen und die Aufgaben, welche jetzt den deutschen Fürsten gestellt sind, zu erörtern. Hier wie überall, wo sein Rath begehrt wurde, empfahl er volle Gewährung der rechtmäßigen, bisher gewaltsam zurückgewiesenen Forderungen; ist aber das billige Maß gegeben, dann energische Zurückweisung aller übertriebenen, den Staat gefährdenden Wünsche und Begehren. „Sogleich und Alles, was die constitutionelle Monarchie ausmacht, aber keinen Fußbreit weiter." Ihm erschien dieses vor Allem als die einzig richtige Politik der preußischen Regierung. Jetzt drückte auf ihre Entschlüsse noch kein äußerer Zwang, was sie bot und gab, erschien als eine freie That, welche den Dank des Volkes verdiente und ihr die Theilnahme und Unterstützung der Mehrheit des preußischen Volkes sicherte. In diesem Sinne war auch die erste Aeußerung, die von ihm in weitere Kreise drang, gefaßt. Der Adressensturm, der in den Märztagen über ganz Deutschland flog, ließ auch die Bonner Universitätskörperschaft nicht unberührt. „Am 9. Mittags," so berichtete Dahlmann an Reimer, „trat der Rector mit drei Collegen bei mir ein; sie baten mich, eine Eingabe, unmittelbar an den König gerichtet, von allen ordentlichen Professoren zu unterzeichnen, zu entwerfen. Mir blieben nur ein paar Stunden dazu, denn gleich am Nachmittage sollte sie berathen und unterschrieben werden. Solche rasche Arbeit in Staatssachen ist sonst nicht nach meinem Sinne; doch sagte ich zu, das Meinige zu thun und sie wurde wirklich Abends von allen Versammelten mit Ausnahme von zwei Mitgliedern (Perthes und Mendelssohn) nach einigen Abänderungen unterzeichnet. Wie sie daliegt, ist sie gerade kein Meisterstück; bei der Abfassung mußte natürlich die sehr verschiedenartige Gesinnung und Stimmung der Collegen vor allen Dingen berücksichtigt werden, wenn nicht der ganze Versuch in Nichts zerfallen

sollte.“ Die Adresse schlägt einen ziemlich düsteren Ton an. Sie weist auf die Gefahren hin, welche der umgestürzte Königsstuhl in Frankreich auf das deutsche Volk wälzen dürfte, beklagt den argen Zwiespalt deutscher Zustände, den nie endenden Zwist über Verfassungsgrundsätze seit den Befreiungskriegen und giebt den Wünschen Namen, deren Erfüllung dem Vaterlande wieder Frieden und Kraft verleihen würden. „Die Deutschen sprechen als das heilige Erbtheil ihrer Vorfahren das Recht an, ihre Stimmen zu Steuern und Gesetzen mit rechtlicher Wirksamkeit zu geben, zu dem Ende die besten Männer des Volkes ohne ängstliche Beschränkung ihrer Wahl zu erkiesen, und sie erkennen in der Preßfreiheit das vorzüglichste Mittel, schädliche Mißbräuche aus der Staatsverwaltung zu entfernen und die Bedürfnisse eines alle Bahnen geistiger Bildung kühn aufstrebenden Volkes zu befriedigen.“ Zu einer raschen versöhnenden Lösung drängen, so war weiter in der Adresse zu lesen, die Vorgänge in Oberdeutschland. „Sicherlich dürfen diese in der bisherigen Art nicht fortdauern; sie würden zur Vernichtung aller heilsamen Regierungsgewalt führen. Von der andern Seite aber würde der Versuch, sie mit Gewalt niederzukämpfen, zu allen Zeiten gefährlich, im gegenwärtigen Augenblicke unseren Feinden den gewissesten Triumph bereiten. Der Widerstand von Millionen Deutscher würde gar leicht an die nahe Schweiz sich lehnen und, auf's Aeußerste getrieben, vielleicht selbst die verderbliche Hilfe der neuen Republikaner Frankreichs nicht verschmähen. Denn alle Lehren der Geschichte verschwinden vor dem Streite der Meinungen. Das aber wäre der Umsturz der monarchischen Institutionen, in welchen wir die Gewährleistung wahrer Freiheit erblicken.“ Die Adresse schloß mit der Hoffnung, daß „ein ehesten zu versammelnder Vereinigter Landtag die Gemüther aufrichten und das reichsständische Gebäude vollenden werde, dem ganzen Welttheil zum Beweise, daß wahre Volksfreiheit nicht bloß in der großbritannischen Insel durchführbar sei. Durch ganz Deutschland geht die Sehnsucht, in Preußens König künftighin den höchsten Leiter und Gewährleister der deutschen Angelegenheiten zu verehren und so Preußen zu einer Höhe der Bedeutung steigen zu sehen, die selbst das Adlerauge des großen Friedrich nicht erreichen konnte.“

In diesen Schlußworten bricht sich die alte Natur Dahlmanns, welche durch die ungewohnte Hast der Arbeit und die Rücksicht auf die anderen Unterzeichner sonst etwas gehemmt erscheint, wieder freie Bahn. Mag der Anstoß zur Befreiung von Frankreich kommen, mag man sich im Südwesten Deutschlands für die revolutionären Schlagworte begeistern: Dahlmann beharrt unbewegt bei seinem Ideale politischer Freiheit. Er hatte nicht weniger gefordert, als noch der leiseste Ruf nach einem constitutionellen Regimente schier zum Verbrechen gestempelt wurde, er forderte jetzt nicht mehr, wo die zitternde Angst der Regierungen zur Maßlosigkeit der Wünsche geradezu aufforderte. Die Gliederung und feste Begrenzung der Staatsgewalten nach englischem Muster bleibt immerdar sein Ziel. Und mag ferner die aufgeregte Volksphantasie sich in unklaren Vorstellungen über die künftige deutsche Einheit ergehen, für ihn bleibt der Kern der Sache derselbe: „Preußen ist berufen, an die Spitze von Deutschland zu treten, der Augenblick ist da, allein so lange Preußen mit den Verfassungsfreiheiten der oberdeutschen Staaten im Gegensatze steht, ohne beschließende Reichsstände, ist dieses Ziel unerreichbar. Durch die Berufung des Vereinigten Landtages wird diese Lücke ausgefüllt werden. Sie wird verhindern, daß Deutschland sich in zwei feindselige Hälften theile und die Freiheit mit der Gesetzlichkeit versöhnen.“ *)

Noch das eine und das andere Mal wurde Dahlmann in die locale Bewegung hineingezogen. So als am 20. März die Nachricht von der königlichen Zusage einer Verfassung nach Bonn gelangte und Gottfried Kinkel an der Spitze eines Volkshaufens, eine riesige schwarz-roth-gelbe Fahne in der Hand, zur Feier des Tages einen Umzug durch die Stadt hielt. Da mußte es sich Dahlmann gefallen lassen, daß er und der alte Arndt aus ihren Behausungen geholt wurden, daß auf der Rathhaustreppe von Kinkel die Fahne über ihren Häuptern geschwungen wurde nach allen Weltgegenden zum Gruße der Völker und der übliche Redestrom über ihnen sich ergoß. Oder vier Tage später, als von Köln die Agitation über die Ausdehnung

*) Brief an Reimer v. 14. März.

des Wahlrechtes nach der Universitätsstadt verpflanzt wurde. Wie es da zuging, erzählte Frau Dahlmann ihrer Freundin Tine Wentorp unterm 24. März: „Ich mußte nach dem Tapezierer sehen, der im Wohnzimmer Gardinen aufhing. Er stieg eben von der Leiter herunter und sagte: Ich muß in die Bürgerversammlung, es ist wie eine Krankheit in mir; ich muß hin. Auch Dahlmann rüstete sich auf den gleichen Weg. Mehrere Bürger hatten ihn auf der Straße angehalten und gebeten zu kommen, weil eine Partei zu weit gehen wolle. Eben kommt er zurück; man hatte ihn zum Präsidenten der Versammlung gewählt; ein Kölner auf einem Tische stehend, wie es da so Sitte ist, hatte Vorschläge über das allgemeine Wahlrecht gemacht; Arndt war dann auch auf den Tisch gestiegen und hatte gegen den dummen, unpraktischen Vorschlag geeifert. Dahlmann bewies dann, daß der König gar nicht ohne erst die Stände zu hören, diese Frage entscheiden dürfe.“ Ueber sein Bedenken ging die Versammlung leichten Sinnes hinweg, kaum daß sie es der Mühe werth hielt, seine Gründe anzuhören. Es war das erste Mal, daß Dahlmann von der Laune der Volksgunst hart getroffen wurde. Seine Ruhe wurde dadurch nicht gestört, wohl aber die Ueberzeugung mit jedem Tage fester, daß er in dem rheinischen Boden nicht tief wurzele, seine Wirksamkeit hier auf keinen Erfolg rechnen könne. Stand es doch in Bonn und seiner nächsten Umgebung so, daß die Masse der Bürger blind den katholischen Priestern und ultramontanen Juristen folgte, die Jugend aber und der verarmte Handwerkerstand sich eben so rückhaltlos auf die Seite der Demokraten warf.

Schon in den Märztagen wurde der Grund zu der Parteibildung gelegt, welche während der ganzen Revolutionsperiode in dem Rheinlande herrschte. Da die Ziele der Ultramontanen nicht wechseln, so konnten diese die ersten mit einem festen Programm auf dem Platze sein und frühzeitig eine gut geplante Agitation in das Werk setzen. Es galt unter dem lockenden Schilde der Freiheit der Kirche die Herrschaft der letzteren über den Staat, die Gemeinde, die Familie und insbesondere über die Schule auszubreiten. Eben so konnte die radikale Partei ihre Rüstung rasch vollenden, denn zum bloßen Verneinen aller Ordnung und Gesetzlichkeit bedurfte es keiner

langen Vorbereitung. Das Treiben hier und dort widerte Dahlmann an, der sehnsüchtig nach einem weiteren und fruchtbareren Boden der Thätigkeit ausblickte und in seinen Gedanken bei den 51 Männern weilte, die am 5. März in Heidelberg frischweg den Volkswünschen einen Körper gaben und ein Vorparlament in Frankfurt ansagten. Nach Heidelberg rief ihn auch ein dringender Brief von Gervinus. „Ich schreibe Ihnen, heißt es in demselben (12. März) durch die Hand meiner Frau, weil ich krank zu Bette liege, daher so kurz als möglich. Sie haben sich gewiß die Art und Weise wie eine Nationalversammlung beim deutschen Bunde in's Werk zu setzen sei und die Umgestaltung einer Bundesverfassung früher und auch jetzt viel durch den Kopf gehen lassen. Schreiben Sie uns Ihre Gedanken in Ihrer lakonischen Weise für unsere Zeitung, am liebsten mit Beigabe Ihres Namens nieder. Man ist in Frankfurt, an den süddeutschen Höfen, selbst unter den ständischen Deputirten ganz rathlos und unberathen über das Wie der Ausführung dieses großen Gedankens, zu dem bei allen Dreien der beste Wille vorhanden ist. Wir sind hier von Frankfurt und von den Höfen aus fortwährend fast officiell unterrichtet. Auf die größte Beachtung kann daher jedes Wort rechnen, was wir bringen. Der König von Würtemberg soll so gute Entschlüsse haben, daß sie selbst Preußen mitreißen müßten. Sehr lieb wäre es mir, wenn Sie ein paar Tage selbst kommen könnten. Auf alle Fälle, wenn Sie auch nichts für den Druck niederschreiben wollen, lassen Sie mich in ein paar Grundzügen Ihre Meinung wissen. Ich möchte nicht gern mit Vorschlägen in der Deutschen Zeitung vorrücken, bis ich wenigstens einige Ansichten der Urtheilsfähigsten verglichen habe." Dieser Ruf traf mit Dahlmanns Wünschen zusammen. „Das ist schlimm," antwortete er (17. März), „liebster Gervinus, daß Sie krank sind; ich hoffe aber vielmehr, Sie sind es schon gewesen und wieder in der Genesung, wenn Sie dies Blatt erreicht. Das ist fürwahr eine Zeit, die es mich freut noch zu erleben. Gewiß muß jetzt jeder glauben, wie die Athener, als sie Pylos befestigten, an ihm allein sei es gelegen; ich will denn sehen, ob ich in der nächsten Woche auf ein paar Tage zu Ihnen kommen kann. Die Rathlosigkeit

über das Wie der Ausführung des großen Einigungsgedankens liegt wohl in der Natur der Sache. Man müßte die Entwürfe Preußens, das Maß der Willfährigkeit der oberdeutschen Mächte, endlich die Richtung der oberdeutschen Stimmführer kennen und ich kenne von allen diesen drei Dingen nichts, bin viertens machtlos. Hätte ich Macht und dürfte mich an Preußens Stelle setzen, so hätte ich acht Tage nach Louis Philipps Verjagung die deutschen Angelegenheiten in die Hand genommen, provisorisch zwar, aber hätte sie als Kaiser behandelt, natürlich auf Grundlage aller der Verfassungsfreiheiten, die in Preußen noch fehlen. Oesterreich darf die Leitung der deutschen Angelegenheiten fortan nicht mehr führen; es mag sich mit seinen Italienern im freien Sinne verständigen und sich zum italienischen Bundeskaiser zu erheben trachten, worin auch eine Sicherheit vor einer Republik Italien läge. Ob Preußen die verlorene Zeit wieder gewinnen kann oder auch nur will, weiß ich nicht. Was die Frankfurter Berathung betrifft, so wird sie Vorberathung bleiben müssen, so lange der Weg, den die Regierungen in den Dresdner Conferenzen nehmen, unbekannt ist. Es käme nur darauf an, die aus Oberdeutschland nach Dresden Abzusendenden durch Instructionen zu verpflichten, daß dort nicht Definitives abgeschlossen wird. Das müssen die Ständeversammlungen ausfechten, daß ohne ihre Einwilligung nicht über Deutschlands Grundverfassung verfügt werde. — Da sind wir ja durch die Berufung des Vereinigten Landtags plötzlich ein gutes Stück weiter gekommen und ich habe gestern, da die Nachricht eintraf, einen recht frohen Tag gehabt. Es wird ein Deutschland wieder geben."

Zuversichtlich klang dieser Ausspruch, fest wurzelnd schien die Hoffnung. Aber schon der nächste Tag brachte Ereignisse, welche den Glauben an das nahe einige Deutschland schwer erschütterten und die alten Sorgen wieder aufregten. „In Berlin hatte man unschätzbare Tage mit kleinen Bewilligungen verloren. Diese Verfahrungsweise war um so verderblicher, weil schon täglich in den Straßen der Hauptstadt Conflicte der wogenden Volksmenge mit dem Militär vorfielen. So geschah es, daß, als am 18. Morgens der König endlich zu allen Wünschen Ja gesagt, die mißtrauische Menge

noch die Entfernung des Militärs verlangte. Die Folge war ein achtzehnstündiger Straßenkampf und nachdem seine Bekämpfung ohne Noth aufgegeben worden, eine entsetzliche Demüthigung der Krone. Die Annahme des constitutionellen Systems in Preußen wurde durch einen Aufstand entschieden, der, das Mindeste gesagt, nicht siegreich gewesen war."*) Nicht minder groß als die Demüthigung der preußischen Krone war die Schädigung Deutschlands. Die einzige Macht, auf welche dieses sich im Falle der Noth stützen konnte — und einen solchen Nothstand brachte gar bald der dänische Krieg und die feindselige Haltung aller Großstaaten hinzu — wurde auf lange Zeit hin gelähmt, der einzige deutsche Staat, der an den Zielen der Volksbewegungen ein dauerndes, wirkliches Interesse nahm, dieser abspenstig gemacht. Seit jenem Tage heftete sich der Fluch des Widerspruches an die Gedanken und Thaten eines großen Theiles des deutschen Volkes. Die allgemeine Volksbewaffnung war das Losungswort und man fing damit an, ein aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenes Heer mit dem giftigsten Hasse zu verfolgen; man begeisterte sich für die deutsche Einheit und hatte doch nur Hohn für die freilich in ungeschickter Weise in Scene gesetzte Huldigung, welche der König von Preußen den deutschen Farben zollte, bereit; man eiferte gegen die Dänen, diese gewaltsamen Bedrücker Schleswig-Holsteins, aber das österreichische Corporalcommando in Italien klang deutschen Ohren wie das majestätische Rauschen des Meeres; man erboste sich über den preußischen Anspruch auf Vortritt, aber wollte willig das Haupt unter die österreichische Herrschaft neigen; man redete ruhmreich von der kommenden Staatsmacht Deutschlands, und ließ sich von Männern aus Kleinstaaten führen, in welchen ein gesundes Staatsleben seit Menschenaltern nicht mehr bestand und der Staat, den man nur in häßlichen oder lächerlichen Zerrbildern kannte, als ein leider unerläßliches Uebel, nach Kräften zu beschränken und zu schwächen, angesehen wurde.

---

*) Mit diesen Sätzen schilderte Dahlmann in späteren Vorlesungen über deutsche Geschichte die Berliner Vorgänge.

Wie hoch unter dem Eindrucke der Berliner Ereignisse die Gedankenverwirrung stieg, zeigte die Deutsche Zeitung, die auf einmal ihre Vergangenheit, ihr Programm und ihre Aufgaben vergaß, in den letzten Märztagen die Einsetzung einer Regentschaft in Preußen als eine nothwendige Maßregel vertheidigte, und von Preußen verlangte, daß es sofort Polen herstelle und Rußland den Krieg erkläre. Sie entdeckte auf einmal am Neckar und Main die größte politische Lebenskraft, eine Zeit lang nur durch das Gewicht des stagnirenden Nordens gehemmt, und sah es als eine ganz natürliche Folge an, daß „während man sonst eine Annäherung an das Einheitlich-Monarchische in der Verfassung Deutschlands für das Wünschenswertheste hielt, man jetzt eine Annäherung an das Föderalistisch-Republikanische, an die amerikanische Verfassung erstreben wird.“ Nur Wenige wahrten sich in diesen Tagen leidenschaftlicher Verblendung die Ruhe und die Klarheit des Blickes. Der wackere Arndt rief laut in die ungläubige, haßerfüllte Menge den Spruch: Preußen muß Deutschlands König sein, weil es allein König sein kann, und trug auch jetzt „mitten in die Wirren des Augenblicks sein altes Herz und seinen schneeweißen Kopf fröhlich in die jungen deutschen Hoffnungen hinein.“ Auch Dahlmanns politische Grundsätze und Ziele blieben unerschüttert. „Er hofft,“ schrieb Frau Dahlmann, „daß noch Alles gut werden wird, wenn es auch eine drohende Zeit ist. Gottlob, daß wir einen König noch haben.“ Aber freilich der Wunsch nach einer eingreifenden Wirksamkeit mußte in Tagen, die nach Thaten riefen, nur noch mächtiger werden. Endlich wurde ihm der Boden zu einer solchen bereitet. Am 22. März berief ihn ein Schreiben des neuen Cultusministers Grafen Schwerin nach der preußischen Hauptstadt. „Die Regierung hat ein großes Feld der Arbeit vor sich. Zunächst handelt es sich für uns um ein neues Wahlgesetz und dann um den Entwurf einer preußischen constitutionellen Verfassung. Meine Collegen und ich fühlen die Nothwendigkeit uns für diese wichtige Arbeit des Beistandes erfahrener Männer zu versichern und an wen könnten wir uns denn besser wenden als an Sie?“ Ohne Verzug reiste Dahlmann nach Berlin, hielt hier längere Conferenzen mit den Ministern, sprach auch den König in

Potsdam, aber die ihm zugedachte Bestimmung, am preußischen Verfassungswerke mitzuwirken, trat er so wenig an, als jene, die ihm seine mecklenburgische Heimat anwies. Auf besonderen Befehl des Großherzogs fragte der Präsident des Geheimen Rathes Lützow (24. März) bei Dahlmann an, ob er gesonnen sei, für Mecklenburg-Schwerin eine neue Verfassung auszuarbeiten. „In Mecklenburg bereitete sich schon seit einiger Zeit, bekannte der Minister, eine Reform unserer ständischen Verfassung vor, sie stellte sich seit dem vorigen Jahre als eine nothwendige dar und die Regierung beabsichtigte auch, sie in ihre Hand zu nehmen. Der Sturm, der unsere Zeit durchwühlt, hat auch uns getroffen. Es erscheint unerläßlich, das was man mit sorgfältiger Erwägung thun wollte, sogleich zu thun, und auf breiterer Basis zu thun. Und doch möchten wir, die wir ein Jahrhundert die Wohlthat genossen, eine auf Gewohnheit fest gewurzelte Verfassung zu handhaben, nicht mit einem rein theoretischen Machwerk vorschreiten, wir möchten auch jetzt noch auf mecklenburgischem Boden fortbauen. Dazu nun thut uns vor Allem Noth ein Mann, der der Theorie Meister, der Erfahrung besitzt, dem ein Herz für Deutschlands Wohl warm im Busen schlägt! Alles das finden wir in Ihnen vereinigt und Sie sind, was uns noch über Alles wichtig, ein Mecklenburger, der seine Liebe zu seinem besonderen Volksstamme nie verleugnet hat.“

Wer hatte aber die Muße, an die Heilung einzelner Landesnöthen zu denken, wo die Noth des ganzen Reiches und Volkes so dringend in Frankfurt nach Rettung rief? Die Heidelberger Versammlung deutscher Abgeordneten und Volksmänner war rasch von Worten zu Thaten geschritten; sie hatte einen Ausschuß ernannt, welcher die Grundlagen einer nationalen deutschen Parlamentsverfassung berieth und auf den letzten März ein Vorparlament in Frankfurt ansagte. Gleichzeitig hatte der Bundestag, durch die Gefahren des Augenblickes aus seiner Unthätigkeit aufgerüttelt, am 10. März auf Blittersdorfs Antrag die deutschen Regierungen aufgefordert, unverweilt Männer des öffentlichen Vertrauens nach Frankfurt zu senden, für jede der siebenzehn Stimmen des engeren Bundesrathes einen. Sie sollten im Thurn- und Taxisschen Palaste

in der Eschenheimer Gasse, dem alten Sitze der Bundesversammlung, tagen und hier die Revision der deutschen Bundesverfassung berathen. Es war vorauszusehen, daß diese beiden Körperschaften, Bundestag und Vorparlament, unvermittelt neben einander hingestellt, nicht in Eintracht beharren würden. Im Vorparlamente saßen neben Männern des Volksvertrauens auch solche, die nur aus eigenem Selbstvertrauen ihre Berechtigung schöpften und schon aus diesem Grunde dem Legitimen und Hergebrachten wenig hold waren; das süddeutsche Element war daselbst nicht allein durch die Zahl, sondern namentlich auch durch die herrschende Stimmung überaus mächtig, dadurch ein luftiger republikanischer Sinn, ein Abscheu vor dem Bundestage, dessen schmählicher Druck den Süden allerdings härter und unmittelbarer getroffen hatte, als den Norden, vorwiegend. Den Bundestag ganz zu beseitigen, diesen seine gegenwärtige Ohnmacht deutlich fühlen zu lassen, war das offen eingestandene Ziel einer großen Partei. Dann war aber das einzige allgemein anerkannte Organ vernichtet, welches dem deutschen Volke zu Gebote stand, und jede Verständigung mit den Regierungen abgeschnitten. Solcher Gefahr zu steuern, erschien Dahlmann, dessen Ansehen augenblicklich bei den deutschen Fürsten unbedingt galt, dessen Freimuth noch nicht durch radikale Nebelphrasen den Augen des Volkes verhüllt war, nicht wenig geschickt. Die preußische Regierung sandte ihn (28. März) als ihren Vertrauensmann nach Frankfurt, gleichzeitig trat er in das Vorparlament ein. Durch die Wahl zum ersten Vicepräsidenten ehrten ihn die Genossen, im vertraulichen Rathe der politisch Verwandten wurde sein Wort gern gehört, in den öffentlichen Versammlungen, wo sich mehrere Tage lang ein gewaltiger Kampf der Reden zwischen den von Hecker und Struve geleiteten Republikanern und ihren Gegnern erhob, verhielt er sich schweigend. Ihm fehlten die physischen Mittel, um in dem engen Getümmel durchzudringen, er besaß weder die Kühnheit, eine Meinung mit solcher Kraft in die Versammlung hineinzuwerfen, daß sie alle Widerstrebenden nachzieht, noch die Geschmeidigkeit, Gegensätze auszugleichen, Feinde zu versöhnen. Desto eifriger nahm er sich als Mitglied der Siebenzehner der Geschäfte an und lehnte, um sich denselben ganz widmen

zu können, jeden sonst ihm zugedachten Wirkungskreis entschieden ab. Sowohl die mecklenburgische wie die preußische Regierung wollte Dahlmann das Amt eines Bundestagsgesandten übertragen. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin stellte ihm frei, das Amt temporär während der Reorganisirung der Bundesverhältnisse zu übernehmen oder dauernd in den mecklenburgischen Staatsdienst zu treten. „Ihre Stellung," schrieb ihm der Ministerpräsident Lützow (10. April), „würde immer die eines höheren Staatsdieners sein und würde jedenfalls die Verfassungsfrage und Alles was die Weiterbildung derselben betrifft, zu Ihrem Ressort gehören. Es ist heut zu Tage ein Opfer, eine unabhängige Stellung mit dem Staatsdienst zu vertauschen, indessen einigermaßen lohnend dürfte es doch auch für Sie sein, mit kundigem Blick und mit sicherer fester Hand Ihr Geburtsland zu bewahren, daß es nicht in dem Strudel der Auflösung untergehe." Aber schon drei Tage früher (7. April) war Dahlmann vom Könige von Preußen an des Grafen Dönhoff's Stelle zum Vertreter Preußens am Bundestage ernannt worden. So zuversichtlich war das Ministerium von seiner Bereitwilligkeit überzeugt, daß es ohne vorgehende Anfrage ihm sofort die königliche Vollmacht und Bestallung sandte und gleich in amtliche Beziehungen zu ihm trat. Gewiß empfand Dahlmann die ehrenvolle Genugthuung, die in dieser Berufung lag, aber zur Annahme konnte er sich nicht entschließen. „Wie ich hier stehe," schrieb er dem Minister Heinrich v. Arnim (11. April), „sehe ich mich von einem großen Vertrauen unterstützt, welches alle Geschäfte erleichtert, namentlich bei den Vertrauensmännern. Auch Zuschriften von nah und fern bestätigen mich in dieser Ueberzeugung. Trete ich in den Bundestag, so ist die erste Folge, daß ich bei den Vertrauensmännern austreten muß, oder doch, wenn ich bleibe, das Wichtigste, das Vertrauen verliere, denn ich bin dann in eine doppelte Stellung der bedenklichsten Mischung gerathen und die nun einmal cursirenden nachtheiligsten Annahmen gehen auf mich über, meinen guten Willen lähmend. Wie ich stehe, aber auch nur wie ich stehe, glaube ich in meiner unscheinbaren Stellung Einiges zum Frommen Deutschlands und Preußens wirken zu können, die in meiner Ueberzeugung unauflöslich

verknüpft sind. Als rettende Maßregel kenne ich nur die eine, welche den jedesmaligen Herrscher Preußens an die Spitze von Deutschland stellt, denn diese allein ist auf der lebendigen Beschaffenheit der Zustände gegründet; allein es giebt der provisorischen Auskünfte mancherlei, welche eintreten könnten, bis die Störungen überwunden sind, welche für jetzt die klare Anschauung der Dinge bei vielen Deutschen trüben. Zur Lichtung des Horizonts würde nichts mehr beitragen als die rasche Aufnahme Schleswigs in den deutschen Bund und demnächst die Beschickung Frankfurts von Seiten Preußens durch Personen vom ersten Range. Die hier angekommenen österreichischen Herren fahren fort zu verbreiten, daß der Erzherzog Johann ehestens hier eintreffen werde."

Der Inhalt der Antwort zeigt, daß keineswegs die Unlust, dem preußischen Staat zu dienen, Dahlmanns Ablehnung bestimmte. Er wies das Amt zurück, den Dienst selbst verrichtete er mit dem größten Eifer. Auf seinen Wunsch reiste (15. April) Vincke (Olberndorf) von Frankfurt nach Berlin, um das Ministerium über die Frankfurter Vorgänge mündlich aufzuklären. Der Prinz Adalbert, so lautete der durch Vincke überbrachte Rath Dahlmanns, sollte für einige Zeit den Wohnsitz nach Frankfurt verlegen, um dem erwarteten österreichischen Erzherzog Gegengewicht zu bieten, überhaupt die deutschen Fürsten sich nicht von dem Verfassungswerke gänzlich fern halten, vielmehr durch ihre Gegenwart in Frankfurt ihren guten Willen beweisen und die gegen sie herrschenden Vorurtheile zerstreuen. Besonders warnte er vor dem gleichzeitigen Zusammentritte des preußischen Landtages mit dem deutschen Parlamente. Auch wenn die Absicht des besten Einvernehmens bestände, würde die Nebenstellung zweier Versammlungen gleichartigen Characters zu Verwickelungen führen. Erfolgreich waren freilich Dahlmanns Rathschläge nicht, und auch in Frankfurt zeigte sich seine Wirksamkeit gar bald in feste Schranken gebannt. Als Beirath des Grafen Dönhoff, der in Folge von Dahlmanns Ablehnung noch weiter die preußische Stimme im Bundestage führen mußte, hatte er vielfach Gelegenheit, die Schwäche und Zerfahrenheit der Regierungen zu erproben. Es war schon bedenklich, daß das badische Ministerium

alles Ernstes die Absicht hatte, das Gesindel, das sich bei Straßburg unter dem Namen einer deutschen Freischaar vereinigt hatte, bewaffnet auf Reichskosten nach Schleswig zu schaffen, um dort gegen die Dänen zu kämpfen; aber noch trübere Ausblicke in die Zukunft gewährte es, daß schon jetzt die bayerische Regierung mit einem deutschen Verfassungsprojecte vortrat und dafür im Bundestage Stimmen warb, an welchem nichts klar war, als die Abneigung gegen Preußen, nichts gut, als die Unmöglichkeit seiner Verwirklichung. Auch darüber hörte Dahlmann Klagen, daß die Presse in Frankfurt so preußenfeindlich auftrete. Namentlich die Oberpostamtszeitung verschloß sich grundsätzlich allen Aufsätzen, die zu Gunsten von Preußen sprachen, und arbeitete erfolgreich im österreichischen Solde. Denn darin hatte das Wiener Cabinet dem Berliner den Vortheil abgewonnen, daß es unbekümmert um den inneren Verfall des eigenen Reiches die deutschen Zustände nicht aus den Augen verlor und seine Thätigkeit an Höfen und bei Parteien keinen Augenblick unterbrach, während Preußen in der ersten Zeit wie gelähmt erschien, zu keinem sicheren Entschlusse kommen konnte, und wenn es einen Willen äußerte, denselben aufgab, sobald ihm widersprochen wurde. Die österreichische Regierung scheute sich nicht, jeden Einspruch von Frankfurt her in seine Angelegenheiten entschieden zurückzuweisen. Sie kümmerte sich nicht um den Protest des Funfziger Ausschusses gegen das Verbot der Ausfuhr edler Metalle und gab durch amtliche Artikel ihre Absicht offen kund, das bevorstehende Parlament nicht als selbstständig constituirend anzuerkennen. Sie hob den Muth ihrer Freunde und imponirte den Gegnern. Die preußische Regierung dagegen erlitt schon in diesen Tagen eine empfindliche Niederlage. Sie hatte sich beeilt, den Bundesbeschluß vom 30. März, die Wahlen zum Parlamente betreffend, schleunigst auszuführen und durch den Vereinigten Landtag diese nach dem festgesetzten Vertretungsmaßstabe, ein Abgeordneter auf 70000 Einwohner, vollziehen lassen. Nun erfuhr sie, daß das Vorparlament und der Funfziger Ausschuß andere Grundsätze aufgestellt hatten und der Bundestag über die Giltigkeit des eigenen Beschlusses Zweifel hege. Sie richtete an Dahlmann, als ihren Bevollmächtigten, eine Depesche — es war

die einzige, die er während der vierundzwanzigstündigen Dauer seiner Gesandtschaft empfing — in welcher sie gegen die Zurücknahme eines schon theilweise ausgeführten Beschlusses ohne Ermächtigung durch die Einzelregierungen Verwahrung einlegte und Dahlmann zum Einschreiten dagegen aufforderte. „Zu einer kräftigen Aufrechthaltung des verfassungsmäßigen Bodens sind Sie im Verein mit gleichgesinnten Collegen durch Ihre Stellung, Ihren Namen, Ihren Einfluß in viel größerem Maße befähigt, als es der Graf Dönhoff war, und was derselbe in dieser Beziehung nicht zu leisten vermochte, glaubt die Regierung von Ihnen vertrauensvoll erwarten zu dürfen." Am 8. April war die Depesche von Berlin abgegangen, aber schon am 7. hatte die Bundesversammlung beschlossen, den „öffentlichen Wünschen", wie der Beschluß des Vorparlamentes genannt wurde, nachzukommen, und Preußen fügte sich. In diesem Falle war es Dahlmann nicht gelungen, einen Bundesbeschluß aufrechtzuhalten, in einem anderen Falle, und dieses ging ihm besonders zu Herzen, konnte er keinen Beschluß herbeiführen. Es war nicht daran zu denken, daß der Bundesversammlung, sowie sie bestand, die Executive anvertraut würde, ebensowenig ließ sich eine Centralgewalt für die Handhabung der äußeren Angelegenheiten und des Heerwesens entbehren. Der Vorschlag tauchte auf, eine provisorische Vollziehungsbehörde zu bestellen, zu welcher Oesterreich und Preußen je ein Mitglied ernennen, das dritte Mitglied aus einer von Bayern vorgelegten Liste die übrigen Fürsten wählen sollten. Diese drei Männer hatten in eiligen Fällen nach eigener Entschließung, sonst nach dem Rathe der Bundesversammlung zu handeln, sie waren dem Parlamente wie den Regierungen verantwortlich, ihre Wirksamkeit dauert bis zur endgiltigen Feststellung der neuen deutschen Verfassung. So wohl gemeint dieser Plan auch war und dringend seine Verwirklichung, so brachte ihn doch das Mißtrauen des Funfziger Ausschusses und die gegenseitige Eifersucht der Fürsten zum Scheitern.

Alle diese Dinge traten unmittelbar an Dahlmann heran und gaben Anlaß zu einem regen Verkehr, namentlich mit dem Grafen Dönhoff. Auch sonst wurde Dahlmanns Zeit vielfach in Anspruch genommen. Die provisorische Regierung in Mailand begrüßte den

„Vater der deutschen Nationalität" und rief seine Theilnahme für den nationalen Kampf in Italien auf; der Correspondent der Times, von Bunsen warm empfohlen, verlangte seinen Rath; die holsteinischen Landsleute erbaten seine Hilfe; die Bonner Bekannten wollten genaue Kunde über alle Vorgänge von ihm haben. Ihn nahm aber eine einzige Sache ganz gefangen: der Entwurf der deutschen Verfassung. Die siebenzehn Vertrauensmänner hatten sich unter dem Vorsitze Max von Gagerns in den ersten Apriltagen constituirt und Dahlmann mit der Ausarbeitung des Entwurfs beauftragt. Mit Hilfe Albrechts, seines früheren Collegen in Göttingen, vollendete er seine Aufgabe in einer Woche. Der Entwurf wurde sodann von den Siebzehnern durchgeprüft, in allen wesentlichen Theilen nach Stimmenmehrheit genehmigt — nur der Vertreter Bayerns unterzeichnete ihn nicht — und am 25. April der Bundesversammlung überreicht. Dahlmann glaubte mit diesem Werke den Grundstein zur Einheit und Freiheit Deutschlands zu legen.

2. Der Verfassungsentwurf der Siebzehner.

Mit schwungvollen Worten, aus welchen Freude über das vollendete Werk und Zuversicht zur glücklichen Wiedergeburt des Vaterlandes sprach, leitete Dahlmann den Verfassungsentwurf ein, der kühn genug war, „durch wenige scharf einschneidende Paragraphen tausendjährige Schäden heilen zu wollen." Er warnte eindringlich vor jedem Versuche, sich eigensinnig gegen den deutlichen Volkswillen zu stemmen, er mahnte ebenso scharf, bei der monarchischen Verfassung, die in der Gewissenhaftigkeit der Deutschen feststeht, zu beharren. „Dieses Deutschland, welches die vielhundertjährigen Strafen seiner Entzweiung getragen hat, muß seine Staatseinheit jetzt erreichen, unverzüglich, bevor noch das zweite Jahrhundert seit jenem Frieden abläuft, welcher seine Schwäche heilig spricht. Niemand in der Welt ist so mächtig, ein Volk von über vierzig Millionen, welches den Vorsatz gefaßt hat, sich selbst anzugehören, daran zu verhindern; niemand dürfte nur wünschen es zu sein, und wenn Vieles

von dem was früher allein die Sehnsucht des Vaterlandsfreundes erreichte, heute in die nächste Nähe gerückt ist, — wehe der Staatskunst, die in solchem Augenblicke die alten Netze der Täuschung wieder auswerfen wollte, sie würde sich ihr eigenes Grab graben." Es erschien aber das Einigungswerk nicht minder durch die republikanischen Umtriebe, als durch die Reaction, die man von den Regierungen fürchtete, bedroht. Auch gegen jene wendet sich Dahlmann: „Die Bedeutung unserer Dynastien ist durch die Stürme weniger Wochen nicht entblättert und eine edle Scham hat uns Deutsche behütet, denen zur Seite zu treten, welche aus dem Mißbrauche der Macht, wozu die Versuchung in jeder Menschenbrust liegt, die Nothwendigkeit folgern wollen, jede hervorragende Größe als ein Hinderniß der Freiheit zu beseitigen. An unsere Fürstenhäuser knüpft sich nicht bloß die alte Gewohnheit des Gehorsams, sondern in Wahrheit die einzige Möglichkeit, dieses weitschichtige, vielgestaltige Deutschland allmälig in die Staatseinheit einzuführen, die sich aus höheren Gründen nicht länger entbehren läßt. Wenn es gewiß ist, daß eine Einheit in der Art, wie sie in anderen europäischen Reichen obwaltet, sich auf deutschem Boden nur durch eine unabsehliche Reihe von Gewaltthaten und Freveln, deren Verantwortlichkeit kein reiner Vaterlandsfreund auf sich nehmen möchte, erreichen ließe, so würde ebenso gewiß am erreichten Ziele das Gefühl einer völligen Verödung und Rathlosigkeit die deutschen Gemüther überwältigen; denn es wäre ein plötzlicher leichtsinniger Bruch mit unserer ganzen Vergangenheit." Den Schluß des Vorwortes*) bildet die Aufforderung an die deutschen Fürsten, dem Parlamente gleich bei dessen Zusammentritt ein erbliches Reichsoberhaupt seiner Wahl zur Annahme zuzuführen. Dazu gehört neben weiser Beschränkung der einzelnen Machtgelüste, neben Thatkraft auch Eintracht. Wie konnte aber diese von den Fürsten erwartet werden, wenn sie selbst im Schooße der Siebzehn Vertrauensmänner nur dürftig vorhanden war. Stärker als es das Vorwort vermuthen läßt, welches doch auch davon spricht, daß hochwichtige Entscheidungen nur durch Mehrheiten getroffen

*) S. Beilage Nr. 2.

wurden, herrschte bei denselben mannigfache Meinungsverschiedenheit. Dahlmanns Ziel stand freilich fest. „Durch Macht zur Freiheit, das ist die Bahn, die für Deutschlands Zukunft vorgezeichnet ist" und „nur auf rein deutschem Boden kann Deutschlands Einheit erwachsen, welche zur Macht führt." Aber bei den Verhandlungen unter den Siebzehnern wurde es offenbar, daß über wesentliche Dinge Viele anders dachten, als der Hauptschöpfer des Verfassungsentwurfes. Dahlmann erzählte später*) die Vorgänge daselbst folgender Maßen: „Es zeigte sich hier im kleineren Kreise dieselbe Sinnesbeschaffenheit, die sich später in den gewaltigen Räumen der Frankfurter Paulskirche kundgab. Man war einig über den vaterländischen Zweck, aber ungemein schwankend in Betreff der Mittel. So ward mit großer Einmüthigkeit der Artikel genehmigt, welcher der Reichsgewalt ausschließlich beilegt: die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands, das Recht über Krieg und Frieden, das Heer- und Zollwesen, die Gesetzgebung über den öffentlichen Verkehr, das Heimatsrecht, über gleiche Münze, Maß und Gewicht. Auch die im vierten Artikel aufgestellten Grundrechte erfreuten sich ungetheilten Beifalls. Aber die Uebereinstimmung hörte auf, als es nun auf die Träger der Reichsgewalt, den Reichstag und die Reichsregierung kam. Zwar daß die letztere keinem Collegium länger zu vertrauen sei, daß es nur ein Oberhaupt geben dürfe, wenn Deutschland künftig etwas wieder bedeuten solle in der Staatenwelt, lag so ziemlich außer Zweifel; aber ob dieses erblich oder auch nur lebenslänglich zu bestellen sei, war eine Frage, die sehr abweichende Beantwortung fand. Uhland z. B. brachte ein Reichsoberhaupt in Vorschlag, welches aus dem Kreise der regierenden Häuser Deutschlands von den bisherigen Bundesgliedern im Einverständniß mit dem Parlamente auf je fünf Jahre gewählt werde — also ein Wahlreich im ausgedehntesten Sinne des Wortes. Die beiden Vorarbeiter (Dahlmann und Albrecht) dagegen gingen theils von der Erfahrung aus, daß mit Deutschlands Wahlverfassung die Schwäche des deutschen Reichs begonnen hat, theils erwogen sie, daß dem gewählten Reichsoberhaupt

*) Vorlesungen über deutsche Geschichte.

mehr als dreißig Erbfürsten gegenüberstehen und auch den besten Willen lähmen würden; eine solche Einrichtung, wie Uhland sie vorschlug, führe entweder zum alten Bundestage zurück oder wenn die Ungeduld des abermals getäuschten Volkes sich endlich Bahn breche, zum Präsidenten einer einen und untheilbaren deutschen Republik. Um beide Abwege zu vermeiden, schlugen sie die Erblichkeit des Reichsoberhauptes vor und vertheidigten sie als ganz unerläßlich, als minder wichtig, aber tief in den Erinnerungen des deutschen Volkes gegründet, daß es den Titel: Deutscher Kaiser führe. Eine geringe Majorität entschied nach der Discussion mehrerer Sitzungen für beide Anträge. Eine von ihnen angeknüpfte vorübergehende Bestimmung, also lautend: Sofern für jetzt über die Wahl eines erblichen Oberhauptes keine Einigung zu erreichen steht, wird ein stellvertretendes Oberhaupt (Reichsverweser) aus dem Kreise der regierenden Häuser von den bisherigen Bundesmitgliedern im Einverständniß mit der Nationalversammlung auf fünf Jahre gewählt, — fand keine Mehrheit. Weniger abweichend gestalteteten sich die Ansichten über die Zusammensetzung des Reichstages. Er soll aus zwei Häusern, dem Oberhause und dem Unterhause bestehen. Das letztere enthält die Abgeordneten des Volkes, welche auf sechs Jahre so gewählt werden, daß auf je 100000 Seelen der wirklichen Bevölkerung (die Vorarbeit: auf je 70000 Seelen) ein Abgeordneter kommt. Alle zwei Jahre tritt ein Drittel aus (die Vorarbeit läßt diesen Wechsel nicht zu). Bedenklicher stand es mit dem Aufbau des Oberhauses. Die Vertrauensmänner einigten sich dahin, daß hier den Bundesfürsten ein Platz für die Einwirkung auf die Geschicke des deutschen Vaterlandes zugesichert werde; doch durften sie hier nicht allein stehen, wenn nicht aus dem Oberhause ein neuer Bundestag erwachsen sollte, allen Volksbedürfnissen ein unerschütterliches Veto entgegenstellend. Deshalb ordnete man ihnen eine Anzahl von Notablen zu, lebenslänglichen Reichsräthen wie der Vorschlag war, genehmigt aber wurden nur auf zwölf Jahre zu wählende, und jeder Staat soll nach Maßgabe seiner Bevölkerung eine größere oder geringere Zahl von Reichsräthen so bestellen, daß die eine Hälfte von den Regierungen, die andere von den Stände-

versammlungen ernannt wird, bei ungleichen Zahlen aber beide zusammen wirken."

Dahlmanns Verfassung, wie gewöhnlich der Verfassungsentwurf der Siebzehner genannt wurde, beschäftigte in den ersten Maiwochen nicht allein die Zeitungen, sondern auch die Cabinete. Noch während er mit seiner Arbeit beschäftigt war, hatte er mehrere Verfassungspläne mitgetheilt empfangen, die durch ihre Urheber zur Beachtung aufforderten. So sandte ihm „sein ehemaliger Schüler und Verehrer" König Max von Bayern einen Entwurf, der unter seiner persönlichen Mitwirkung von dem bayerischen Ministerium ausgearbeitet worden war und der Stellung des Königreichs Bayern entsprechend die fortdauernde Selbstständigkeit der Einzelstaaten stark betonte. Auch Prinz Albert, der Königingemahl von England, überschickt, mit Berufung auf frühere Bekanntschaft mit Dahlmann, diesem die Grundzüge einer Verfassung, wie er sich dieselbe für das künftige Deutschland dachte. „Dieses künftige Deutschland," schrieb er (3. April), „soll nicht als ein neues ideales Deutschland n e b e n die bereits bestehenden Staaten gesetzt, sondern a u s den jetzigen Staaten gebildet werden, als das naturgemäße Erzeugniß des vorhandenen Thatbestandes. Dazu gehört aber, daß die drei Gewalten eines jeden einzelnen Staates mit vollständiger Wahrung der ihnen zukommenden Befähigungen und Pflichten in der vereinigten Constitution vertreten seien. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend unterscheidet sich mein Plan von den übrigen, die mir bekannt geworden sind, namentlich durch zweierlei: einmal, daß er den künftigen großen Reichstag als eine letzte Gliederung an die bestehenden Einzellandtage bindet; zweitens, daß er den Fürsten, deren persönliche Thätigkeit er als etwas Wesentliches in sich aufnimmt, keine andere Art der Gewalt zuschreibt, als die einem jeden derselben auch in seinem eigenen Staate zugehörende, nämlich die executive, verknüpft mit den symbolisch-repräsentativen."

Nach dem Entwurfe des Prinzen Albert stand an der Spitze des deutschen Reiches der Kaiser, vom Fürstentage aus seiner Mitte auf lebenslang oder auf eine Anzahl von (10) Jahren gewählt. Die Regierung wurde durch ein Ministerium des Aeußeren, einer

Handelskammer und einen Kriegsrath geführt, welche Aemter unter dem Vorsitze des Kaisers gleichfalls von dem Fürstenrathe besetzt werden, dem überdieß die Mitsanction der Gesetzvorschläge und ein Veto gegen die Beschlüsse des Reichstages zusteht. Der letztere, der sich alle drei Jahre versammelt, wird aus Abgeordneten (Reichsboten?) der beiden Kammern der verschiedenen Staaten gebildet, so daß zwar alle zusammen sitzen und verhandeln, aber in zwei Curien, den zwei Kammern der Einzelstaaten entsprechend, stimmen. Ein Bundesfeldherr im Kriegsfalle und ein ständiges Reichsgericht, von den Juristenfacultäten der Universitäten beschickt, machen den Reichsorganismus vollständig. „So haben wir denn," schloß Prinz Albert seinen Entwurf, „einen Kaiser als Repräsentanten der Einheit und als obersten Handhaber der executiven Gewalt; einen Fürstentag als Theilnehmer sowohl der executiven Gewalt als der repräsentativen Bedeutung des Kaisers; einen Reichstag als Ausdruck des Gesammtwillens des ganzen deutschen Volkes und endlich ein oberstes Reichsgericht als Ausdruck der gesammten juristischen Weisheit, durch Unabsetzbarkeit allen äußeren Einflüssen enthoben." Es läßt sich nicht leugnen, daß wenigstens in einem Punkte Prinz Albert das Richtigere traf als die Siebzehner. Wollte man nicht die deutschen Fürsten sämmtlich über Bord werfen, so mußte man ihnen eine Stellung zur Seite des Kaisers dem Reichstage gegenüber anweisen und nicht sie mit Notabeln zusammen in ein Oberhaus zwängen, wie es der Entwurf der Siebzehner that. Dahlmann erkannte dieses willig an und nannte später die Bestimmung des Siebzehnerentwurfes eine unglückliche Combination, die der Verbesserung unumgänglich bedurfte. In Bezug auf die Erblichkeit der Kaiserwürde seine Ansicht zu ändern, sah er keinen Grund, darin bestärkt durch einen Brief des Königs von Preußen, der sonst dem Entwurfe des Prinzen Albert großen Beifall spendete. Am zweiten Ostertage (24. April) schrieb Friedrich Wilhelm IV. an Dahlmann:

„Ich theile Ihnen hier einen deutschen Verfassungsentwurf mit, welchen mir Prinz Albert von Sachsen-Coburg, der Gemahl der Königin Victoria, übersandt hat und auf den er einen sehr großen Werth zu legen scheint. Prinz Albert ist ein geistreicher und in den

Welthändeln sehr einflußreicher Herr, dem ich herzlich zugethan bin. Könnte es aussehen, als habe man auf seine Ideen einige Rücksicht genommen, so wäre das in politischer Hinsicht nicht zu verschmähen." Der König empfahl nicht nur den Entwurf zu sorgfältiger Beachtung, sondern fügte der Sendung desselben auch seine eigenen Bemerkungen bei.

„Von allen Verfassungsprojecten für Teutschland entspricht dieser des geistreichen und klugen Prinzen am meisten meinen Ansichten. In Einzelnheiten kann ich jedoch auch diesem Projecte nicht beipflichten. Als actives Bundeshaupt mundet mir der „Kaiser" nicht. Ein Kaiser auf Zeit gewählt ist eine Monstruosität, gegen die ich geradezu protestire. Sollte das Bundesoberhaupt wirklich nur auf Zeit gewählt sein (was ich vom Uebel halte), so darf der Kaisername nicht an ihm verschwendet und geschändet werden. Aber auch dem lebenslänglichen Oberhaupte kann man — um Oesterreichs Willen — nicht den Kaisertitel geben. Teutsche Nation hat ein tausendjähriges Recht, daß sein Haupt das unbestrittene erste Haupt der Christenheit sei. Es ist aber nicht denkbar, daß der Erbe von dreißig römischen Kaisern, der österreichische Erbkaiser nemlich, diesem gekürten Oberhaupt den Rang cedirt. Ja es ist gar nicht einmal zu fordern. Gewiß, wie etwas gewiß sein kann, ist es aber, daß der russische Kaiser dieser Gattung teutschen Kaisers den Rang nun und nimmermehr gibt. Aus dem Allen weiß ich einen ganz leichten, ja für die teutsche Sache ersprießlichen Ausweg. Erkenne man als Ehrenhaupt teutscher Nation den römischen Kaiser wieder an. Erneuere man die römische Kaiserwürde und wie sie bis zum Jahre 1806 unauflöslich mit dem Königreich der Teutschen verbunden war, verbinde man sie unauflöslich mit dem Erbkaiserthum Oesterreich — wenn man will pro honoris causa. Man lasse ihm aber auch gewisse bezeichnende Ehren. Ich bin ganz für das Küren des besonderen teutschen Oberhauptes. Nenne man dasselbe, wenn es, wie ich zu Gott hoffe, auf Lebenszeit gekürt und dann ächtteutsch als die von Gott eingesetzte höchste Reichsobrigkeit anerkannt wird (und nicht à la Polonaise als Spielball der Magnatenambitionen betrachtet) — nenne man dasselbe: König der Teutschen, wie vor Alters.

Ich wünsche, daß die Könige des Bundes (die ihrem Titel den kurfürstlichen wieder zugesellen sollten) den Wahlact allein begehen, demnächst aber die übrigen souverainen Fürsten zur Zustimmung auffordern. Beides die Sache von wenigen Stunden, die Könige und Großherzoge etwa im sogenannten Conclave des Bartholomäus-Doms zu Frankfurt, die Fürsten im Chor. Darauf wende man sich an den römischen Kaiser und ersuche ihn ehrfurchtsvoll, die Wahl zu bestätigen. Es kann durch einen bevollmächtigten Erzherzog in derselben Minute geschehen. Dann aber werde wie vor Alters der Dom dem Volke geöffnet und seine Acclamation vollende die Wahl. Bald darauf werde der „Teutsche König" gesalbt und gekrönt (eben wie auch der römische Kaiser bei seinem erblichen Reichsantritt), jener wenn er römisch-katholisch ist, durch den Erzbischof von Köln, der Reichserzkanzler würde, ist er evangelisch, durch einen zu ernennenden Erzbischof von Magdeburg, Primas Germaniä.

„Durch diese Einrichtung der römischen Kaiserwürde auf das Haupt des österreichischen Erbkaisers wird Oesterreich dem teutschen Reiche erst gewiß, Oesterreich wird für immer Teutschland gewonnen, mit ihm die schönsten, ersten Länder Teutschlands dem neuen (alten) Reiche gesichert (Tirol, Vorarlberg, Nieder- und Oberösterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und Istrien). Trägt Oesterreich die höchste Krone nicht, so ist an ein Beugen desselben vor dem teutschen Wahloberhaupte unmöglich zu denken, wenn es jemals wieder einigermaßen zu sich kommt. Und wer wollte daran verzweifeln? —

„Der Fürstentag scheint mir ein ungemein gesunder Gedanke zu sein. Nur denke ich ihn mir gegliedert, ähnlich dem alten Reichstag, in ein Collegium der Könige und Großherzoge, der Herzoge, der Fürsten. Durch die mediatisirten Fürsten und Grafen (theils viritim, theils in Bänken getheilt) verstärkt würde der Fürstenrath alle drei Jahre das teutsche Oberhaus des Reichstages bilden, dessen Unterhaus das Haus oder die Curie der Reichsboten wäre. Nur empfehle ich aufs dringendste, daß bei der Stellung des Ober- zum Unterhause nie vergessen werde, daß souveraine Fürsten seinen Kern bilden und unter ihnen zwei Großmächte, daß sich Gott erbarm'! Auch die Präcisirung der verantwortlichen Ministerien spricht mich

sehr an. Ob dem Oberhaupte, zumal wenn's der König der Teutschen ist, nicht etwas mehr freie Hand gelassen werden kann, lasse ich dahingestellt. Ich fordere aber unter gewissen, namentlich kriegerischen und rebellischen Zuständen die Dictatur für den teutschen König. — Unter den Reichsboten wünsche ich die Reichsritterschaft vertreten zu sehen mit Assessoren des übrigen teutschen Adels, dann aber Abgeordnete der Städte und Landgemeinden, die aber nicht gezwungen sein müßten, aus ihrem Gremio zu wählen, deren Wahl ganz frei ist."

Dahlmann verschob die Antwort auf diesen merkwürdigen Brief wie auf alle anderen Rathschläge bis zur Vollendung seines Werkes. Er war des guten Glaubens, wenn der Verfassungsentwurf der Siebzehner fertig vorliege, würden die entgegenstehenden Meinungen sich wandeln, würde namentlich in Preußen nicht eine für den ceremoniellen Schein vergangener Tage begeisterte Phantasie, sondern der nüchterne praktische Staatssinn das entscheidende Wort sprechen. Exemplare des Verfassungsentwurfes sandte er ungesäumt nach London und Berlin. Bunsens Stimme war die erste, die er über den Werth seiner Arbeit vernahm.

Mit dem Gelehrten-Staatsmann, dessen Kraft, alle Interessen zu umfassen, noch übertroffen wurde durch die Fähigkeit, für Alles, was an ihn herantrat, mit jugendlichem Feuer zu erglühen, stand Dahlmann bereits seit den Märztagen in engem Verkehr. Bunsen unterrichtete ihn über den Stand der schleswig-holsteinischen Angelegenheiten in England, erzählte, wie hier die öffentliche Meinung bisher ganz entschieden auf Seiten der Dänen gestanden, durch Bunsens Denkschrift aber einen ebenso entschiedenen Umschwung zu Gunsten der Deutschen erfahren habe. Auch über die Aussichten einer Flottengründung theilte Bunsen die beste Kunde mit. „Amerika giebt uns so viel Seeofficiere, als wir haben wollen, und Bancroft, der Marineminister war, verspricht die besten, die es giebt. Segelschiffe bauen die Yankee's nicht allein wohlfeiler, sondern auch besser als John Bull." Von den besonderen schleswig-holsteinischen Dingen wandte sich die Unterhaltung zu den allgemeinen deutschen Angelegenheiten. „Niemand," schrieb Bunsen (24. April), „glaubt

hier an unsere Zukunft. Niemand glaubt, daß wir ein vereintes Deutschland bilden und erhalten werden. Man kennt nur das durch die Antipathien des Katholicismus und Protestantismus, von Nord- und Süddeutschland, von Oesterreich-Preußen-Bayerthum und tausend Eifersüchteleien zerrissene Land; man sieht nur die convulsivischen Bewegungen und Zuckungen des Ueberganges von jenem Zustand in den neuen, vom Nichtsein ins Sein, ohne zu gewahren, daß nicht wie in Frankreich das Herz des Volkes krank ist, nicht die Grundvesten der Gesellschaft im Innern angegriffen. Die Mutter dieses Unglaubens an unsere Zukunft ist bald Unwissenheit, bald Furcht vor der hehren Gestalt eines einigen Volkes von 44 Millionen mit einem Zollverbande, einer Bundeswehr, mit Küsten, Häfen, Schiffen und vielleicht Protectionismus im Hintergrunde. Dafür, daß ich laut und unumwunden meinen Glauben an die Zukunft Deutschlands ausspreche, hat neulich der Morning Chronicle (das Organ Aberdeens) mich einen deutschen Lamartine genannt, neben unserem König, der als Urheber des jungen Deutschthums gilt. Da ich wirklichen Glauben habe an unser Volk und Land, so macht mir das keine Sorge und keinen Aerger; ich tröste mich außerdem mit dem Gefühle, daß die Schmach der Verachtung von uns und namentlich von Preußens Politik genommen ist. Man weiß und fühlt, daß das Metternich'sche Joch zerbrochen ist, man fürchtet und mißtraut Deutschland, man verachtet es nicht mehr." Und auch jene Furcht sollte sich schon nach wenigen Tagen in das reinste Wohlgefallen an Deutschlands Zielen verwandeln.

„Vorgestern," meldete Bunsen (5. Mai) aus London, „war ein großer Tag in meinem Leben, ich erhielt den Verfassungsentwurf der Siebzehner! Das große Kind ist geboren! Gott lasse es groß werden! Sie werden zufrieden sein mit der Art wie ich es hier in der Times habe in die Welt einführen lassen. Der Artikel (Times, 4. Mai) ist von „dem großen Unbekannten", dem Verfasser der vielbesprochenen leitenden Artikel über europäische Politik, welche in den letzten zwei Jahren die Times so berühmt gemacht. Nach dem ersten Lesen sagte er mir: there are forty years meditation of forty millions of Germanic minds in it. Bancroft, der ameri-

kanische Gesandte, hat den ganzen Entwurf dem Präsidenten übersetzt und als das größte Denkmal des europäischen Geistes seiner Aufmerksamkeit empfohlen. Er ist außer sich vor Freude und Bewunderung. Jetzt erlauben Sie mir nur einige Fragen: Sie kennen schon meine Idee, dem Oberhause die Rechte des amerikanischen Senates zu geben. Ich bin darin noch mehr bestärkt, seitdem ich den Entwurf gelesen und durchdacht. Nie werden sich die Fürsten zufrieden geben, ohne daß man ihnen für das Aufgeben der beiden glänzendsten Kronjuwelen, der Vertretung und der militärischen Befehligung, wenigstens den Trost eines collectiven Veto oder wenigstens die Möglichkeit eines solchen darbietet. Darin ist mein amerikanischer Freund ganz mit mir einverstanden und er beschwört Sie, im Namen der heiligen Freiheit diesen Punkt zu bedenken. Die Macht ist mehr eine moralische, aber das ist eben das Bedeutende. Ich habe aber noch ein anderes Bedenken. Ich meine die Fürsten müssen neben den beiden Häusern einen fürstlichen Staatsrath, wie ein privy council des Staats-Oberhauptes bilden. Ich weiß, was man sagen wird: die Maschinerie wird zu verwickelt! Allein ich wollte mich doch wohl hiergegen vertheidigen, wenn ich darüber öffentlich zu reden hätte. Meine Formel unserer Aufgabe ist die: die durch England ausgeprägte Form der constitutionellen Monarchie zu verbinden mit der von den Vereinigten Staaten dargestellten Bundesregierung und dadurch die englische Form zur europäischen und zur Form der Zukunft zu erheben. Prinz Albert denkt übrigens im Allgemeinen über jene Punkte wie ich. Ich überlasse ihm aber sich darüber auszusprechen. Das Bundesgericht ist der Fels des Ganzen. Bancroft sagt: „it is a great improvement upon our own; the best thing in the world. Germany for ever.“ Und der Herzog von Wellington sagte dem Prinzen Albert: „that is the great point. The Americans live upon that institution these seventy years and sin upon that. So Spain lived upon the great court of Castille.“ Auch Peel hat dieß sehr erfreut.“

Die von Bunsen angekündigte Kritik des Prinzen Albert kam schon wenige Tage später in Dahlmanns Hände. Sie lautete bei aller Anerkennung der „großartigen Consequenz“, mit welcher die

Grundidee festgehalten, viel weniger günstig, als Bunsens Urtheil. Denn sie verwarf nicht allein die Vermengung der Fürsten und ständischen Abgeordneten im Oberhause, die ja allmälig auch Dahlmann als unstatthaft anerkannte, und vermißte die gebührende Rücksicht auf die Aristokratie, „ohne welche kein Staat bestehen kann", deren Elemente in Deutschland aber Prinz Albert selbst nur in den mediatisirten Fürsten entdeckte, sondern griff auch den Kernpunkt des Siebzehner Entwurfes, die Erblichkeit der Kaiserwürde heftig an. „Ich halte sie aus inneren und äußeren Gründen für etwas durchaus Ungehöriges und dem künftigen deutschen Reiche Verderbliches. Die Würde eines Kaisers wird, meiner Meinung nach, mit der der einzelnen Souveraine nur dann verträglich, wenn sie den letzteren durch eine jedesmalige Wahl Gelegenheit giebt, sich thätig zu erweisen und sich dadurch das Bewußtsein zu erhalten, daß die Obermacht, der man sich unterordnet, von den sich Unterordnenden selbst fortwährend ausgeht. Dieses Bewußtsein, sowohl seitens des Kaisers als der übrigen Fürsten scheint mir das einzige Mittel, um zwischen beiden Theilen einen fortwährenden Einklang zu erhalten. Ein erblicher deutscher Kaiser würde, wenn er beim Vergleiche seiner Stellung mit der der übrigen Monarchen Europas dieselbe durch die Staatssouverainitäten unter ihm eingeschränkt findet, leicht zu dem Versuche hingezogen werden, diese Souverainitäten mehr und mehr herabzudrücken und sie als die Erbfeinde seiner ungetheilten Macht allmälig zu vernichten. Und ebenso würden ihrerseits die einzelnen Souveraine in dem erblichen Kaiser das fortwährende Hauptthinderniß zu ihrer Gleichstellung mit ihren außerdeutschen Standesgenossen erblicken und im fortwährenden Mißtrauen gegen ihn den vereinten Widerstand gegen etwaige weitere Uebergriffe der kaiserlichen Macht zu einer Hauptaufgabe ihrer Thätigkeit machen. Wird dagegen der Kaiser durch Wahl berufen, so muß er schon aus Rücksicht auf das Haus, dem er entnommen worden und in das vielleicht sein Sohn ohne Kaiserkrone wieder zurücktritt, die Souveraine unter ihm in ihren Rechten ebenso zu erhalten suchen, als er wünscht, daß ein künftiger Kaiser auch sein Haus in seinen Rechten unangetastet lasse. Den einzelnen Souverainen aber wird ein jedesmal

gewählter Kaiser als der Stolz ihrer Aller erscheinen und sie werden gern jedes mögliche Opfer zur Kräftigung einer Würde bringen, deren ein jeder von ihnen selbst theilhaftig werden kann. Neben den festen Wurzeln, die das Kaiserthum von der Erblichkeit der einzelnen Souverainitäten, aus denen es erwachsen ist, empfängt, bedarf es für dasselbe keiner besonderen Erblichkeit."

„Zugleich aber mit der Verletzung des souverainen Wesens der Fürsten wird durch das Aufgeben eines erblichen Kaiserthums auch noch das Mißverhältniß vermieden, in das der Hausstaat des erblichen Kaisers gegen die übrigen deutschen Staaten gerathen müßte, wenn er entweder als des Kaisers Schooßkind in vielen Stücken vor den anderen bevorzugt, oder durch permanente Abwesenheit des eigenen Souverains ausnahmsweise benachtheiligt würde."

„Berücksichtige ich ferner den Einfluß, den der künftige Kaiser von Epoche zu Epoche auf die Richtung unserer Geschichte ausüben wird, so kann ich nicht umhin zu befürchten, daß das unauflösliche Binden der Kaiserwürde an ein einziges Haus und Land der Entwickelung unseres nationalen Lebens eine gewisse unnatürliche Einseitigkeit aufzwingen muß. Wie sichtbar ist in unserer älteren Geschichte die Uebereinstimmung des Geistes unserer verschiedenen Kaiserhäuser mit dem des deutschen Volkes während der entsprechenden Perioden ihrer Regierung! Soll die reiche Mannigfaltigkeit dieser von Kaisern aus fast allen deutschen Volksstämmen angeregten Lebensentwickelung von jetzt an wieder in der Einerleiheit eines einzigen (Habsburger oder Brandenburger) Regierungswesens begraben werden? Auch übersehe man dabei nicht die Thatsache, daß die höchste Glanzperiode des deutschen Reiches mit der Wahlmonarchie, sowie sein Verfall mit der factischen Einführung des Erbkaiserthums gleichzeitig gewesen ist. Und hat die Wahlmonarchie den Bedürfnissen Deutschlands schon zu einer Zeit entsprochen, wo ihr weder Reichsparlament und Reichsgericht noch auch freie Presse und volksthümliche Verfassungen in den Einzelstaaten zur Seite standen, um wie viel mehr wird sie es jetzt thun, wo sie unter den gewaltigen Schutz dieser Einrichtungen gestellt sein wird. — Zu diesen inneren und dauernden Gründen gegen ein Erb- und für ein (lebenslängliches)

Wahlkaiserthum kommen nun noch eine Anzahl äußerer und mehr auf die Forderungen des Augenblicks bezügliche. Dieselben bestehen einmal in der ungeheuren, mit politischer und bürgerlicher Spaltung drohenden Schwierigkeit, die man haben würde, die Erblichkeit gegen den entschiedenen Wunsch nicht nur sämmtlicher deutscher Fürsten, sondern auch einer starken Majorität in den meisten deutschen Staaten gewaltsam durchzusetzen; zweitens in der Ungerechtigkeit, die man begehen würde, gerade den gegenwärtigen, in allen seinen Bestandtheilen weder geschichtlich noch naturgemäß nothwendigen Bestand der deutschen Fürsten und Staaten zur Grundlage der Ernennung (oder vielleicht des Kampfes um die Ernennung) einer Dynastie zu machen, die, wenn sie in der That dauernd eingesetzt werden könnte, sich möglicher Weise in Kurzem von ganz anders beschaffenen deutschen Staaten und Fürsten umgeben finden würde; endlich drittens in der Ungeeigentheit des Augenblickes, der durch den Widerstreit des Alten mit dem Neuen nur wenigen Persönlichkeiten gestattet, sich rein zu zeigen und noch weniger, rein beurtheilt zu werden, — der Ungeeigentheit gerade dieses Augenblickes, um eine in ihren Folgen auf die Dauer von Jahrhunderten berechnete persönliche Ernennung vorzunehmen. Gewiß muß, wenn die Fürstensouverainität überhaupt noch eine Bedeutung hat, die Fixirung der neuen Kaiserwürde aus einer Concurrenz nicht nur der deutschen Staaten, sondern auch der deutschen fürstlichen Persönlichkeiten hervorgehen; und da nun eine wirkliche freie Concurrenz letzterer offenbar erst auf dem Boden der neuen, im Werden begriffenen Reichsverfassung möglich geworden ist, so darf diese Verfassung, wenn sie nicht von vorn herein einen Hemmschuh in ihr eigenes Getriebe werfen will, die Ernennung des Kaisers nicht als einen ein für allemal bestimmten Ausgangspunkt herstellen.“ —

Auf Dahlmann machten diese Bemerkungen des Prinzen Albert einen tiefen Eindruck. Eine so entschiedene Verwerfung der Erblichkeit der Kaiserwürde hatte er nicht erwartet, eine so schroffe Abweisung der Volkswünsche nicht besorgt. Er wurde zwar durch die Einwendungen des Prinzen nicht bekehrt, hielt nach wie vor an dem erblichen Kaiser unverbrüchlich fest, aber er bekam einen Einblick in

die maßlosen Schwierigkeiten, welche dem Verfassungswerk entgegenstehen, wie denn auch in der That alle Einwürfe, die in den folgenden Jahrzehnten gegen die Aufrichtung eines einheitlichen Reiches gerichtet wurden, in der Kritik des Prinzen Albert bereits ihren Ausdruck empfangen: die Furcht vor dem Cäsarismus, vor der Vergewaltigung der Kleinstaaten, die Eifersucht auf die beiden deutschen Großmächte, die zarte Rücksicht auf die selbstständigen gleichen Rechte aller Einzelländer. Scheinbar lehnte sich das empfohlene Wahlreich ganz eng an die Geschichte und das Herkommen an, in Wahrheit war es dagegen der schärfste Bruch der überlieferten politischen Gestaltung Deutschlands, den man ersinnen konnte. Die volle Souverainität aller deutschen Fürsten kannte weder das alte Reich, noch durfte sie in das neue Reich, wenn anders dasselbe zu Macht und wirklichem Ansehen gelangen sollte, übertragen werden. Selbst die Bundesacte, welche doch nur ein ganz lockeres Band um das deutsche Volk geschlungen hatte, wog die Rechte der einzelnen Fürsten und Staaten nach ihrer Macht, Größe und Bedeutung ab, nun sollten alle Bundesglieder plötzlich absolut gleiche Rechte genießen, die organische Gliederung des Reiches völlig schwinden. Hieß dieses nicht den Grundsatz der französischen Revolution, welche alle Individuen abstract gleich machte, nun in fürstlichen Kreisen zu Ehren bringen? Gewiß mußte dieser Anspruch auf volle, gleiche Souverainität der Einzelfürsten zurückgewiesen werden, aber er zeigte doch, wohin ihre Wünsche neigten und welche Ziele sie anstrebten. Wenn solche Ansichten, wie sie der Aufsatz des Prinzen enthält, wirklich unter seinen Standesgenossen allein herrschen, so ließ sich eine rasche und friedliche Lösung der Verfassungsfrage nicht erwarten. Glücklicher Weise empfing Dahlmann gleichzeitig ein kostbares Zeugniß, daß auch seine Weise, die Dinge zu betrachten, in fürstlichen Kreisen Zustimmung und Anerkennung fand.

Vor dem wüsten Berliner Märzsturm hatte sich der Prinz von Preußen auf die gastliche Küste von England zurückgezogen und hier trotz der wohlberechtigten persönlichen Verstimmung dauernd rege Theilnahme an den Ereignissen in Deutschland genommen. Als ihm Bunsen den Verfassungsentwurf der Siebzehner mittheilte,

sprach er sich über denselben so klar und verständig, und was besonders wichtig war, so beifällig aus, daß ihn Bunsen bat, seine Gedanken niederzuschreiben und zu gestatten, daß Dahlmann und dessen Freunde davon vollständige Kunde erhalten. Der Prinz willfahrte dem Gesuche. Sein Votum über den Verfassungsentwurf (London, 4. Mai), an die Gespräche mit Bunsen anknüpfend, lautet also:

„Zuvörderst wiederhole ich, wie ich das Ganze des Verfassungswerkes, als eine großartige Erscheinung unserer Zeit begrüße, und dasselbe wegen seiner Klarheit, Gediegenheit und Kürze, als meisterhaft anerkenne. Die Grundsätze, auf welchen das Ganze beruht, sind diejenigen, welche zur wahren Einheit Deutschlands führen werden; es sind dieselben, welche jeder einzelne Staat in Deutschland zu den seinigen machen muß, wenn diese Einheit erstrebt werden soll. Daß auch ich die Annahme dieser Grundsätze für Preußen unerläßlich fand, beweist meine Unterschrift unter dem Patent des Königs vom 18. März, und daß ich hier in England nicht anderen Sinnes geworden bin, ist mehr wie begreiflich.

„Zu den Discussionspunkten übergehend, bemerke ich zuvörderst also, daß ich nicht erwartete, daß ein erbliches Oberhaupt Deutschlands vorgeschlagen werden würde, sondern immer nur an eine Oberhauptswahl gedacht hatte, weil es meist so war und dies vielfache Interessen beschwichtigt haben würde; indessen erkenne ich vollkommen die Motive an, welche für die Erblichkeit entwickelt worden sind.

„Ein Hauptbedenken habe ich jedoch gegen die Art wie das Oberhaus construirt werden soll. Wenn die Monarchen Deutschlands durch die Zeiteneingriffe und den Wunsch gedrängt, ein einiges Deutschland zu erzielen, — vielfache Opfer ihrer Macht und Selbstständigkeit bringen werden, so muß dies anerkannt werden; man darf ihnen aber dieserhalb nicht auch noch zumuthen, sich in eine Lage zu versetzen, in welcher sie mit ihren eigenen Unterthanen in persönliche Conflicte treten würden, was meines Erachtens unvereinbar mit ihrer beizubehaltenden Stellung als Souveraine ihrer Länder sein würde. Dieser Conflict ist aber unerläßlich, wenn der

Vorschlag angenommen würde, daß die Monarchen Deutschlands, nicht nur als Mitglieder des Oberhauses, in welchem sie selbst sitzen sollen, Individuen aus ihren Unterthanen zu wählen haben, sondern auch sogar Mitglieder ihnen beigesellt werden sollen, welche aus freier Wahl der ständischen Versammlungen der einzelnen Bundesstaaten, hervorgehen. Es soll also der Souverain mit seinen Unterthanen öffentlich deliberiren, sich also der Möglichkeit aussetzen, von letzteren öffentlich überstimmt zu werden. Dieß halte ich für durchaus unzulässig. Meiner Ansicht nach kann das Ober- und Unterhaus ganz so construirt werden, wie es der Vorschlag angiebt, jedoch mit Fortlassung der regierenden Herren aus dem ersteren. Diese Herren müssen eine Fürstenbank für sich bilden. Das Reichsoberhaupt würde mit derselben in Verbindung sich zu setzen haben, bevor dem Parlament allgemeine Reichsgesetze vorgelegt werden. Nach erfolgter Berathung solcher Gesetze, und derer, welche aus dem Parlament selbst hervorgehen, würden sie der Fürstenbank vorgelegt, welche sie dem Oberhaupt zur Annahme und äußersten Falls selbst zur Verwerfung zu empfehlen hätte; dem Oberhaupt verbleibt natürlich die Entscheidung. Ebenso könnte eine Berathung mit der Fürstenbank eintreten bei Besetzung der Stelle eines Reichsfeldherrn und auch anderer erster Reichswürden. — Auf diese Art würde den regierenden Herren (oder deren Stellvertretern) eine ihrem Range, ihrer Würde und ihrem Ansehen gemäße Stellung in dem constitutionellen Deutschland angewiesen und sie vor den bedauerlichen Conflicten bewahrt, die oben berührt wurden.

„Demnächst scheint mir die Bestimmung, daß bei Auflösung des Parlaments der Wiederzusammentritt schon nach 3 Monaten geschehen soll, eine solche zu sein, über die sich handeln läßt, hinsichtlich der sehr kurzen Frist.

„Schließlich glaube ich die Anordnung nicht haltbar, daß das Reichsoberhaupt alle Officiere der Linie und die Staabsofficiere der Landwehr ernennen soll. Ich glaube, daß sich das Oberhaupt des Reiches nur die Ernennung der commandirenden Generale der deutschen Armeecorps vorbehalten sollte, bis zu diesen Stellen aber die Ernennungen und Beförderungen wie bisher den einzelnen

Staaten zu überlassen wäre. Dagegen müßten jährliche Inspicirungen der Bundescorps durch ihre Commandirenden, oder vom Oberhaupt auch ausnahmsweise durch zu ernennende Inspecteure, speciell veranlaßt werden und jährlich direct dem Oberhaupt über den Befund der Heeresabtheilungen berichtet werden. Da bei Organisirung des Heeres unsere preußische Landwehrverfassung vorzuschweben scheint, so mache ich nur beiläufig darauf aufmerksam, daß aus der Anordnung: daß das Oberhaupt des Reiches nur die Staabsofficiere der Landwehr ernennen sollte, — gefolgert werden könnte, als sollten alle übrigen Landwehrofficiere etwa von dieser selbst gewählt werden, — daß in dieser Zuversicht in Preußen zwar die Landwehrofficiere sich durch eigene Wahl ergänzen, daß diese Wahl aber der Bestätigung des Monarchen unterliegt, und auch unbedingt nöthig ist, wenn man des Geistes und der Disciplin eines Heeres sicher sein will. Es könnte dem deutschen Vaterlande theuer einst zu stehen kommen, wenn es bei Kriegsereignissen erst einsähe, daß es sich ein indisciplinirtes Heer organisirt hätte!

„Abgesehen von diesen Discussionspunkten gebührt Dahlmann ein unbedingtes Lob für die Großartigkeit der Auffassung der neuen deutschen Verhältnisse, die aus nur echt deutschem Herzen entsprungen sein kann und die die Anerkennung des Gesammtvaterlandes verdient, wie nicht minder die ganz ausgezeichneten Einleitungsworte, welche den Verfassungsvorschlag begleiten."

Begeisterte Worte Bunsens begleiteten die Sendung: „Ist der Prinz ein Absolutist oder ein Reactionär? Daß er durchaus offen, redlich und consequent sei, haben selbst die Ungünstigen nie geleugnet, wenn sie mit Kenntniß des Mannes schrieben oder sprachen. Der Prinz hat sich gleich in den ersten Tagen (er kam damit hier an) zu einer vollkommenen Klarheit über seine und des Königthums Stellung emporgerungen mit der stillen und redlichen stätigen Verständlichkeit, die ihm eigen ist. Der Aufenthalt in England, der Ideenaustausch mit Männern wie Peel, Lord John Russell, Palmerston und ganz besonders auch mit Prinz Albert hat ihm Vergangenheit und Zukunft noch klarer auseinandergesetzt. Ich habe ihm den neulichen herrlichen Artikel der Deutschen Zeitung (Nr. 107) über

Preußen als erbliches Bundeshaupt gegeben mit den Worten: es sei da das große Wort gesprochen. Er fürchtet nur den Groll und die Eifersucht der übrigen Fürsten, namentlich Oesterreichs und Bayerns, und neigte sich zu Prinz Alberts Plane einer Wahlmonarchie. Ich gestehe Ihnen, daß ich selbst diese Idee lange festgehalten, mit der Formel: Alle Fürsten Wähler, alle Prinzen wählbar, das Parlament mit dem Recht des Ja oder Nein über die Wahl. Georgs (des Sohnes) Schilderungen über die deutschen Zustände und jener Artikel haben mich aber wankend gemacht. Ihr müßt dort wissen, was möglich ist. Ich bescheide mich, es nicht von hier aus beurtheilen zu können."

Auch Dahlmann war über die entschiedene Zustimmung zu den Grundsätzen und die eingehende Beurtheilung einzelner zweifelhafter Punkte, die von eben so großem Wohlwollen wie praktischem Blicke zeugte, hoch erfreut. Hoffnungen für das Gelingen des Verfassungswerkes durfte er aber freilich nur dann hegen, wenn die Gesinnung, welche der demnächst zur Herrschaft berufene Prinz aussprach, vom wirklichen Herrscher selbst getheilt wurde. Dafür suchte nun Dahlmann, wenn gleich nicht mehr mit sicherem Glauben, nach Kräften zu wirken. Der Sendung des Verfassungsentwurfes fügte er (30. April) zugleich als Antwort auf des Königs Schreiben vom zweiten Ostertage folgende Erklärung hinzu:

„Der Verfassungsentwurf enthält in scharf ausgeprägten Zügen diejenigen Sätze, über welche die aus den verschiedenen deutschen Staaten durch das Vertrauen ihrer Regierungen berufenen Männer sich theils durch Einstimmigkeit, theils durch Mehrheit der Stimmen zu einigen vermöchten. Das Resultat stimmt allerdings mit dem des Prinzen Albert sehr wenig überein. Eine mehr annähernde Ansicht, die ich in Absicht des Oberhauses aufstellte, daß dieses nämlich als dritten Bestandtheil Männer vaterländischen Verdienstes von den Souverains auf Lebenslang ernannt, enthalten solle, ist bei der Mehrheit nicht durchgedrungen:

„Gestatten Ew. Königliche Majestät einem Manne, der Aufrichtigkeit in Worten und Werken für seine erste Pflicht hält und in dieser

gewaltsam gährenden Zeit ihr im verdoppelten Maße vertraut, zwei Bemerkungen:

„Ich kann mich nicht überzeugen, daß Oesterreich sich mit dem Titel und der äußeren Ehre eines römischen Kaisers zufrieden stellen wird, wenn die Reichsgewalt in andere Hände übergeht. Der Inhaber der Regierungsgewalt würde aber, besonders wie die jetzige Zeit steht, auch nicht das Geringste von der äußeren Ehre missen dürfen.

„Ich kann mich ferner nicht davon überzeugen, daß ein Reichsoberhaupt, durch Wahl erneuert, der wahren Wohlfahrt Deutschlands entsprechen könne. Eine Wahl auf fünf oder zehn Jahre stellt ein republikanisches Element an die Spitze des großen Ganzen; dieses Element wird wuchern und den Fortbestand aller deutschen Dynastien bedrohen. Ein lebenslänglicher Kaiser oder deutscher König stände zwar selbstständiger da, immer aber nicht dynastisch fest, und es würde ihm die Reichsbeherrschung, also die Einheit der Deutschen, auf welche der Sinn der ganzen Nation nun einmal meines Dafürhaltens unbezwinglich gestellt ist, nicht die Hauptsache sein; die Hauslande würden es sein und bleiben, und Deutschland sähe sich wie in früheren Tagen langen Zwischenreichen und der Gefahr zwiespältiger und bestrittener Wahlen ausgesetzt.

„Darf ich noch Eines hinzufügen? Alle in die concrete Lage der Dinge tiefer eindringenden Vaterlandsfreunde, mit denen ich Raths gepflogen, sind lebendig davon überzeugt, die Reichsoberhauptschaft, wie sie denn heiße, müsse in dem mächtigsten rein deutschen Hause Deutschlands mit erblichem Rechte gegründet werden. Oesterreich kann dieses Haus nicht sein, der König von Ungarn und unglücklicher Weise auch vielleicht der König von Böhmen macht das unmöglich; Preußen ist dazu durch eine höhere Waltung berufen, als die erste deutsche und nach den neuesten Erklärungen vollends rein deutsche Macht. Von der Nothwendigkeit, daß die preußische Dynastie mit erblichem Rechte an die Spitze Deutschlands trete, wenn eine bessere Zukunft uns erblühen soll, bin ich in dem Grade durchdrungen, daß ich selbst dem einstweiligen Zurücktritte Oesterreichs von Deutschland (denn nur an einen einstweiligen würde ich

glauben), so schmerzlich er wäre, dennoch für ein untergeordnetes Mißgeschick ansehen würde.

„Werfe ich einen Blick auf die sehr kritische Lage der Zeit, auf die Volkswünsche, die sich so leicht bis zum Ungestüm der Forderung steigern, so sehe ich in einem Abkommen unter den deutschen Souverains, dessen Ergebniß den Vertretern der deutschen Nation in Frankfurt das erbliche Reichsoberhaupt zuführt, und zwar in einem möglichst zu beschleunigenden Abkommen dieser Art, die einzig genügende Sicherstellung der deutschen Zukunft. Nimmt, weil ein Solches unversucht oder nicht zum Ziele gelangt wäre, die constituirende Nationalversammlung, wie sie genannt wird, die Sache in die Hand, so bleibt den Wählern freie Bahn und ein Reichsoberhaupt auf kurze Frist (vielleicht sogar verantwortlich eingesetzt) wird uns, was Gott verhüte, über den Trümmern der Dynastien, den verderblichen Weg zur Republik und durch die Republik zur Anarchie bahnen.

„Das ist mein politisches Glaubensbekenntniß, welches unverhohlen auszusprechen ich mich durch das unschätzbare Vertrauen Ew. K. Majestät berufen fühle.“

Ausführlich und aufrichtig antwortete der König. Der Inhalt des Königsbriefes (3. Mai) bewies die vertrauensvolle Achtung, welche Dahlmann bei seinem Fürsten genoß, und offenbarte die selbstlose Natur des Königs, die sich beharrlich weigerte, aus der Noth des Vaterlandes für sich und sein Haus irgend welchen Vortheil zu ziehen, aber einen Ausweg aus den politischen Wirren bot er leider nicht.

„Herzlichen Dank,“ so lautete das Schreiben, „für Ihren schönen Brief. Wir Teutschen werden Ihnen hoffentlich den Anker des Heils, das erbliche Kaiserthum verdanken. Halten Sie mich aber weder für einen Heuchler, noch für einen alte breitgetretene Wege wandelnden Dummkopf, wenn ich Ihnen rund heraus erkläre, daß ich die höchste Krone nicht annehmen werde, wenn sie mir überhaupt angeboten würde, wozu aber keine Gefahr von fürstlicher Seite besteht. Das Anbieten von Seite des Volks (das auch nicht stattfinden wird) wäre aber mehr als Gefahr. Es wäre der Beweis

der vollendeten Auflösung Teutschlands, wenn es gegen der Fürsten Meinung und Willen geschieht und wäre wahrscheinlich mit Kanonen zu beantworten.

„Manche Bedenken gegen Ihren Siebzehner Plan übergehe ich hier. In Umrissen werden Sie dieselben verstehen, wenn ich Ihnen sage, was meine Absichten sind. Das Ende Ihres Briefes, ein Meisterstück von Menschenverstand, Einsicht, Zeitverständniß, edler Wärme und Diction hat mich in meinen Absichten nur unerschütterlicher gegründet. Ich will Alles thun, um vor Zusammenkunft des sogenannten Parlamentes über gewisse unantastbare Grundbeschlüsse über Teutschlands Constituirung mit Wien und den andern Fürsten übereinzukommen.

„Ich fordere 1) das erbliche Römisch-Teutsche Kaiserthum für das jedesmalige Haupt des Erzhauses Oesterreich; 2) die constitutionelle Regierung des Kaisers mit einem verantwortlichen Ministerium (gerade wie in Ihrem Plane, wodurch Kaiser Ferdinand eben so gut regieren kann, als Karl der Große, auf dem Fleck); 3) den Fürstentag (des Prinzen Albert als sehr veränderte Auflage des Bundestages), um namentlich auf demselben die Vorlagen und Rathschlüsse für den nächsten Reichstag vorzubereiten, auf eine Weise, die mit souveränen Fürsten allein passend ist; 4) den Reichstag alle drei Jahre; 5) in demselben ein Oberhaus und Unterhaus; 6) feste vorherige Constituirung des Ober- und Fürstenhauses und zwar a. aus dem Collegio der Könige, b. aus den souveränen Fürsten, c. aus den nicht souveränen (mediatisirten) Fürsten und Grafen, die ehemals introducirten Fürsten mit Virilstimmen, die nicht introducirten in den vier alten Grafenbänken, d. (vielleicht) aus Beisitzern nach dem Siebzehner Vorschlage oder viel besser nach Ihrem Vorschlage durch die Fürsten gewählt. Als Aequivalent für die vorweg und definitiv vorzunehmende Constituirung des Oberhauses durch die souveränen Fürsten schlage ich vor: 7) das Unterhaus der eigenen Constituirung des jetzigen sogenannten Parlamentes zu überlassen, zwar mit gutem soliden Rathe von Seiten der Souveräne, jedoch ohne alle Entscheidung derselben. Ich schlage ferner vor: 8) Eintheilung des Reiches in militärischer Hinsicht in Reichsherzogthümer,

deren jedes die Truppen der kleineren Souveräne in die des Reichsherzoges auflösen würde. Davon vier für Oesterreich, oder vielmehr dem Kaiser, selbstredend nur dem Kaiser, keinem andern militärischen Reichsheerhaupte unterworfen, vier für Preußen, ebenfalls exempt von demselben. Ich reclamire (aber nicht als conditio sine qua non) das Reichs-Erzfeldherrenamt erblich für Preußen. Dasselbe würde alle Reichsherzogthümer in sich schließen, mit Ausnahme der kaiserlichen, von ihnen würden zwei auf Bayern fallen (Bayern und Franken), eins auf Württemberg (Schwaben), eins abwechselnd auf die hessischen Häuser (Rhein), eins auf Sachsen (Obersachsen) und Hannover (Niedersachsen) — macht mit den 4 kaiserlichen und 4 preußischen 14 militärische Reichsherzogthümer und 10 unter der Inspection des Reichs-Erzfeldherrn. Ich kann und werde mich der Chance nicht aussetzen, mein Heer, das erste der Welt und meines Hauses Schöpfung, in ein teutsches Reichsheer auch unter römisch-kaiserlicher Majestät aufgelöst zu sehen. Ich darfs dem Volke und dem Heere nicht einmal vorschlagen. Der Fürstenrath würde zu Kaiser und Ministerium gleichsam in das Verhältniß des Staatsrathes in kleinen constitutionellen Staaten treten. Da habe ich Ihnen, theuerster Dahlmann, mein Herz ganz ausgeschüttet!"

Bevor der König seinen Plan des künftigen deutschen Reiches den Fürsten zur Annahme vorlegte, mußte er das preußische Ministerium dafür gewinnen. Selbstverständlich versagte dasselbe seine Zustimmung. So wenig es sonst über Preußens Wege im Klaren war, und zu keiner kräftigen Maßregel schlüssig, so konnte es doch nicht die Abdankung des preußischen Staates besiegeln. Denn wie die realen Verhältnisse lagen, wäre durch die Verwirklichung jenes Planes Preußen unter das Joch der österreichischen Regierung, die sich nur in die Maske des römisch-deutschen Kaisers gehüllt hätte, gerathen. Der Phantasie des Königs, die von dem schimmernden Bilde des römisch-deutschen Kaisers, des ersten der Christenheit, erfüllt war, entging die zwingende Macht der wirklichen Zustände, er hatte für die Weigerung der Minister nur eine bittere Klage bereit. „Es wird daher," schrieb er an Dahlmann (4. Mai), „nicht einmal eine Verständigung über die Erblichkeit der teutschen Krone u. s. w.

mit Kaiser, Königen und Fürsten versucht werden!! Die Verantwortlichkeit für das grenzenlose Unheil, was über Teutschland und Preußen geboren werden wird, kann ich, Gott sei gedankt, mit reinstem Gewissen ablehnen. Ich habe das Meine redlich, kräftig, offen und wahr und mit dem ganzem Feuer der tiefinnersten Ueberzeugung und des klaren Blickes in das offene Verderben vor uns gethan. Dem Landtage, der sich bei uns vorbereitet, gegenüber kann ich aber mit keinem anderen Ministerium auftreten. Ich ziehe mich also ganz in meine Geburts- und Berufsrolle als König von Preußen und aus der des treu meinenden und begeisterten teutschen Fürsten zurück. Die Alt Preußische Gloriole und die Neu Preußische Freyheit werden nun sehen, ob Preußen die teutsche Krone angetragen wird!?!?! daß es die ersten Könige des Bundes nicht thun, weiß ich. Und die Herren haben bei Gott Recht. Sollte es das Volk, die kleinen Fürsten zwingend, durchsetzen (woran ich noch mehr, als an der Fürsten Wahl für Preußen zweifle), mit andern Worten, setzt es v. Gagern mit dem König von Württemberg und dem Reste der Fürsten durch, so wird Teutschland und die Welt meine Antwort kennen lernen. So lange die Hoffnung noch vorhanden ist, das ganze Teutschland zusammenzuhalten, ihm Oesterreichs 37 Millionen zu erhalten, dadurch, daß das Haupt des Erzhauses wieder das unbestrittene Erste Haupt der Christenheit und als solches Teutschlands Haupt werde, nehme ich die Reichskrone nicht an. Nehmen Sie eine Karte Teutschlands vor, malen Sie die kaiserlichen Erblande schwarz und sehen Sie sich dann das Bild recht aufmerksam an; dann werden Sie den Hauptgrund meines Nein verstehen und, ich hoffe zu Gott, begreifen. Aber machen Sie die Operation! Ich habe sie gemacht und kann nicht anders. Erst wenn ich weiß, daß Metternichs heillose Politik, „das Entfernthalten Oesterreichs von den teutschen Dingen" noch vorherrscht in Oesterreich und gar keine Hoffnung ist, dasselbe mit der alten Reichskrone wieder für Teutschland zu gewinnen, werd' ich annehmen, aber mit gebrochnem Herzen; denn mein Reich wird der Rumpf Teutschlands seyn, von 44,000,000 auf 27—30,000,000 zusammengeschmolzen, der ganzen Macht Oesterreichs (das doch einmal wieder erstarken wird)

bar und ledig und nicht mehr geeignet, Teutschlands, von Gott ihm gestellten Aufgabe zu genügen, nemlich: die Centralmacht Europas zu seyn, so groß, so mächtig (mit Oesterreich eine Gesammtmacht von mehr als 70,000,000), um der Revolution im Westen und der Despotie im Osten die Spitze jederzeit siegreich bieten zu können; im Gegentheil mit einem neuen mächtigen Feinde (weil Nachbar) im Süden begabt!!!! Da haben Sie mein Glaubensbekenntniß. Es ist für mich so gewiß, als das auf die Dreyeinigkeit Gottes!"

Als Dahlmann dieses Bekenntniß las, war er wohl versucht, den alten Spruch zu wiederholen: Landgraf, werde hart! Entsagung und Bescheidenheit schmücken passend die Stirn einer privaten Persönlichkeit; wer aber an der Spitze des Staates steht, durch seine Entscheidung das Schicksal des Staates bindet, soll nicht, um dem Tadel des Ehrgeizes zu entgehen, den ihm anvertrauten Staat und das von ihm geleitete Volk an der Erfüllung seiner Aufgabe und seines Berufes hindern. Der Entschluß, vor welchen der König gestellt wurde, durfte dem Rechte Preußens nichts vergeben, der geschichtlichen Entwickelung der Nation nicht widerstreben. Noch einmal wagte es daher Dahlmann, durch die Erfolglosigkeit früherer Mahnungen nicht völlig entmuthigt, in den König zu dringen und dessen Sinn zu wenden. Durch die Vermittelung des neuen preußischen Bundestagsgesandten, Herrn von Usedom, der Dahlmanns Ansichten theilte, sandte er (12. Mai) folgenden Brief an den König:

„Wenn ich um die Erlaubniß bitte, nach den gnädigen Schreiben Ew. Königl. Majestät vom 3. und 4. noch einmal auf denselben Gegenstand zurückkommen zu dürfen, so geschieht es, weil ich gern über den Zusammenhang meiner Ueberzeugungen Ew. Majestät zum Richter hätte. Bin ich dann zu vorwitzig gewesen, so werden Ew. Majestät diesen Brief wegwerfen und dem Schreiber vergeben.

„Schon seit langen Jahren hatte ich eine plötzliche Wendung der Dinge gefürchtet, die dann unaufhaltsam wäre; ich entsinne mich, daß ich in diesem Sinne im Sommer 1830 dringend an Niebuhr schrieb, jetzt sei es Zeit, der ungemäßigten Bewegung im französischen Nachbarlande eine freie, maßvolle Ordnung der Dinge in

Preußen entgegenzustellen. Daß aber die Strömung so von allen Seiten alle Deiche des Herkommens gleichzeitig niederbrechen würde, wie seit wenig Monaten geschieht, welches sterbliche Auge hätte das voraussehen können? Aber genug, eine entschiedene Wendung der Menschengeschichte ist eingetreten in Folge einer Ideenwandlung, so unwiderstehlich wie in den alten germanischen Tagen die Völkerwanderung. Dem Menschen geziemt es, wie ich glaube, sich solcher höheren Waltung mit völliger Ergebung unterzuordnen und an dem kühnen Versuche nicht zu verzweifeln, daß es reinen Händen gelingen könne, eine neue Ordnung der Dinge auf neuen Grundlagen zu errichten.

„Wenn ich die wogenden Zustände Deutschlands betrachte, so ist mir das ganz klar, daß die republikanische Partei noch überwunden werden könne, aber sie kann es nun und nimmermehr auf dem Wege der bisherigen deutschen Fürstenherrschaft, an welche sich aller Glaube verloren hat. Was davon zu retten ist (und ich glaube daran, daß hier gerettet werden muß und kann), kann allein dadurch sicher gestellt werden, daß auf deutschem Boden eine überlegene einheitliche Macht erwächst, gewaltig genug, um das ganze deutsche Volk unter ihre Flügel nehmen zu können, nicht minder aber auch die Fürsten, deren Dasein sie sicherstellt, indem sie ihre Macht vermindert. Das Verlangen nach Nationaleinheit hat die ganze Seele des deutschen Volkes erfüllt, man will auch das nächste Mittel zum Ziele, ein kraftvolles Reichsregiment. Insofern die Fürstengesellschaft Deutschlands diesem Volksziele durch einen Fürstenrath entgegenwirken will, tritt sie meines Erachtens in eine schiefe unhaltbare Stellung; man wird sie als ein Hemmrad, lediglich der veralteten Ordnung der Dinge angehörig, beargwöhnen und am Ende verwerfen wollen. Ich habe durch ein Oberhaus zu helfen gesucht, in welchem die Fürsten säßen, freilich sie nicht allein; aber wäre es auch nur wünschenswerth, daß die brandende Woge der Volkskammer stets geradezu an die Throne anschlage? Gleichwohl gestehe ich willig zu, daß das Oberhaus die schwache Seite des Entwurfs bildet, besonders freilich, wie es jetzt geworden ist. Mein Gedanke war, es sollten den deutschen Fürsten künftig Männer von bewährtem vaterländischem Verdienst zur Seite sitzen, von den Fürsten

selber auf Lebenslang ernannt. Allein ich dachte mir allerdings auch nicht die souverainen deutschen Bundesfürsten der Gegenwart, sondern deutsche Reichsfürsten wie der Entwurf sie will, die in der Art etwa, wie die alten Reichsherzöge und Fürsten gern mit Bischöfen und Aebten, ehe diese noch regierende Herren wurden, zu Rath und Entscheidung saßen, ihres Theils mit Männern, wie Blücher, Scharnhorst, Gneisenau, Stein, Justus Möser, Goethe und wie die großen Todten weiter heißen, willig zu Rath und Beschluß zusammensitzen würden.

„Das nächste Mittel zur Nationaleinheit will, sagte ich, das Volk, nämlich eine starke Reichsregierung; es erkennt auch seiner großen Mehrzahl nach ein entfernteres Mittel als nothwendige Consequenz an, die Einheit der Person des Reichsoberhauptes. Allein über die Frage, ob dieses erblich oder in den Fürstenhäusern durch Wahl wechselnd, vielleicht nicht einmal auf Lebenslang zu bestellen sei, theilt sich die öffentliche Meinung. Für mich ist die Erblichkeit ein Satz, von dem ich nicht weichen kann: die ächte Fürstlichkeit erwächst allein daraus, daß das Fürstenhaus zugleich Vaterhaus ist, und der ächte Gehorsam, wie ich denke, allein daraus, daß außer dem Oberhaupte und seinem Hause niemand im Staate sich befindet, der den ersten Platz gesetzlich erreichen dürfte. Allein auch von der Erblichkeit abgesehen, darf die (erste und wie ich hoffe einzige) Wahl nicht auf Fictionen beruhen. Wenn ein Fürst von Schwarzburg, wie einst jener Günther, zum Reichsoberhaupt berufen würde oder selbst ein Großherzog von Hessen oder ein König von Württemberg; nimmermehr würden die mächtigen Fürsten Deutschlands, und wenn sie es thäten, nimmermehr würden ihre Völker einem solchen Reichsoberhaupte den für ein tüchtiges Reichsregiment nothwendigen Gehorsam leisten; der Gehorsam würde erobert werden müssen, und zwar auf Kosten derer, welche die Waffen dazu liefern sollen. Darf ich noch von den Mächtigsten reden? Es ist ja nicht die Schuld Ew. Majestät, daß Oesterreich, vermöge seines außerdeutschen Schwerpunktes, gegenwärtig völlig außer Stande sich befindet, den deutschen Angelegenheiten mit Erfolg vorzustehen; es ist ja (möchte ich fast fortfahren) nicht die Schuld Ew. Majestät, daß der preußische Staat,

die erste protestantische Macht der Christenheit, durch den längst entschiedenen allgewaltigen Lauf der Zeiten dergestalt an die Spitze Deutschlands gestellt ist, daß keine abirrende Wahl diese Wirklichkeit vereiteln kann. Es ist das in manchem Menschenalter durch eine höhere Fügung geschehen, welcher jeder sterbliche Wille sich unterordnen muß. Das Erkennen solcher höheren Waltung im rechten Augenblicke ist, was ich am Ende Staatskunst nenne; die Unterwerfung unter jene zähle ich zur Religion und gerade diese Ueberzeugung, wenn ich mich schärfer frage, wird es sein, die mich überredet, daß Ew. Königliche Majestät eine Hoheit, wozu ein höherer Wille Sie zu berufen scheint, zwar nicht unruhig suchen, allein sobald der Ruf ertönt, mit von Ehrgeiz unberührtem Herzen und reinen Händen als eine heilige Pflicht übernehmen werden."

Selten hatten Dahlmanns Worte einen so freien Schwung genommen, niemals strömten sie aus wärmerem Herzen und treuerer Seele, als es hier geschehen. Was an Ueberzeugungskraft in Gründen, an der Beredtsamkeit in der Sprache liegen kann, beschwor Dahlmann herauf, um seinen König zu einer günstigeren Meinung umzustimmen. Alles vergeblich. Friedrich Wilhelm blieb unbewegt.

„Ich habe Ihren Brief in einem Schreiben Usedoms so eben erhalten," schrieb der König (15. Mai) zurück, „und kann getrost antworten; denn meine Ueberzeugungen ruhen nicht auf Hirngespinnsten, auf Mangel an Muth, auf versteckter Ambition, sondern, soweit *mein* Auge reicht, auf der Auffassung der Dinge wie sie wirklich sind, angewandt auf mein Gefühl als teutscher Fürst und König, getragen von einer glühenden Liebe zum gesammten Vaterlande, das schöne und schmerzensreiche Erbe meiner schmerzensreichen Mutter. —

„Ich will nicht über einen Rumpf herrschen, Teutschland ohne die österreichischen Erbstaaten ist aber ein Rumpf oder vielmehr zwei Drittel eines Rumpfes, denn das jetzt kopflose Deutschland ist nicht anders zu bezeichnen. Setzen Sie ihm mich als Haupt, so schlagen Sie mit derselben That zugleich dem restaurirten Körper das rechte Bein und den rechten Arm mit ihren Verbindungsstücken ab! Für das Haupt des Reiches und seine Erblichkeit bin ich durch und durch

gewonnen. Es muß aber das rechte Haupt sein. Fühlen Sie denn nicht mit mir, lieber Dahlmann, daß es nicht eitle Worte sind, wenn ich verlange: daß man Arndt's zum Volksgesang erhobenes treffliches Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland" (und sein Ende vor Allem „Das ganze Deutschland muß es sein") vor kaiserlicher Majestät, ohne Dieselbe erröthen zu machen, auch künftig singen könne? Haben Sie bedacht, daß dies Lied nothwendig zu einem Rebellionsliede werden oder verboten werden müßte, wie die Marseillaise unter der Restauration? Und was ich sage, ist nicht eine müßige Gefühls- oder Phantasie-Geburt — wahrlich nein. Würden Sie den nicht für toll erklärt haben, der Frankreich in der ersten Revolutionszeit einen Zustand hätte aufdringen wollen, unter welchem die Marseillaise ein Vorwurf, eine stete Gefahr geworden wäre? Die Macht dieses teutschen Liedes ist wohl größer, als Sie es ahnen, und alle Parteien, ohne alle Ausnahme, singen es mit gleicher Erregung. Ja, dasselbe hat mächtig zu dem, was wir erleben, gewirkt. Auf ein unverdorbenes Volk einwirkend, würde es überschwänglichen Segen geboren haben; auf Thoren und Frevler wirkend, hat es wohl seinen Theil an dem Fluch, unter dem wir seufzen, und doch ist es rein und wahr, begeistert und begeisternd. In dem Sinne dieser ersten Sätze meines Briefes, wenn auch kürzer und fester, würde meine Antwort lauten, wenn mir die Krone angeboten würde, ohne zuvor Alles gethan zu haben, um dieselbe aufs Haupt des österreichischen Kaisers zu setzen; Kaiser Ferdinands „Insuffisance" (wie Fürst Metternich sich ausdrückte) ist bei Bestand des teutschen Reichsministeriums, „des Verantwortlichen", und Oesterreichs außerdeutsche Interessen mit diesem und dem Fürstentage (für den ich, nach wie vor, sehr entschieden bin) kein Einwand mehr. Ein Mädchen würde mit Ersterem ganz glorreich regieren können, ja Karl der Große so gut wie Kaiser Ferdinand und ich — das gegenwärtige Widerstreben Oesterreichs und namentlich Böhmens ist nichts als die Witterung, daß man die Kaiserkrone seinem Erzhause nicht zugedenkt. Würde sie ihm angeboten, so würde diese politische Maske eclatant fallen. Herrn von Usedoms Zählung, nach der nur 6,000,000 Teutsche in Oesterreichs Bundeslanden wohnen sollten,

ist nach dem Gothaischen Almanach, wo die Militär-Matrikel aus den zwanziger Jahren angezogen ist, aus bekannten ökonomischen Gründen. Man versichert, es seien diese Länder jetzt von gegen 16,000,000 bewohnt. Uebertrieben oder nicht, so ist die Usedom'sche Zählung Oesterreichs, auf Preußen angewendet, sehr gefährlich und ist's klüger, darüber zu schweigen, denn die litthauische und masurische Bevölkerung Ostpreußens (über die Hälfte), die polnische und kassubische Westpreußens (vielleicht drei Viertel) und Pommerns, die spärlich teutsche im teutschgewordenen Posen und in Ober- und in einem Theile von Niederschlesien (in beiden letzten 1,000,000 Polaken) ist (ohne der westlichen Wallonen zu gedenken) besser zu verschweigen, als an die große Glocke zu hängen. — Ueber die allgemeine Begeisterung von ganz Teutschland für die politische Einheit, sind Sie, lieber Dahlmann, so glaube ich, sehr im Irrthum. Das ist ein Unglück und widerstreitet Herzensaffectionen, aber ich muß der Wahrheit die Ehre geben; im nördlichen und nordöstlichen Teutschland ist, wenn Sie die Effervescenz der großen Städte und die Teutschwuth der Juden abrechnen, von Enthusiasmus dafür gar nicht die Rede. Wohl aber hat die Rebellion der Juden und Großstädter und ihre Folgen einen schlimmen Rückstoß auf dem Lande verursacht, wo man wärmer Preußisch, Pommerisch, Brandenburgisch, Hannoverisch, Sächsisch ist, als seit 50—100 Jahren. Die Stimmung der österreichischen Erblande und des eigentlichen Bayerns kennen Sie selbst. In den übrig bleibenden Ländern ist der Enthusiasmus für den Ungehorsam unendlich viel colossaler als der für Teutschland und seine Einheit! — ! — ! ! ! — Doch weiter. Ihr Brief, theuerster Dahlmann, scheint mir schwankend über die Frage, ob Preußen zum Kaiserthum berufen werden wird oder nicht. Ich bin ziemlich ruhig darüber. Ich glaube es nicht. Ich fürchte, die Erblichkeit fällt durch. Oesterreich, Bayern, Sachsen und Hannover sind entschieden gegen Beides. Ich glaube, Württemberg auch. Das Unheil, auf welches hier Viele hoffen!!! daß die Völker die Fürsten zwingen werden, fürchte ich nicht. — Unter diesen Umständen hat sich mir die ernstliche Frage aufgedrängt: „Wäre es nicht gerathen, jede definitive Entscheidung hinauszuschieben?" Wenn

unter der Veruneinigung Teutschlands über die Kaiserkrone Frankreich uns überzieht — was dann?

„Doch zum Schluß. — Ich will nicht durch eigene Schuld über einen Rumpf herrschen. Erst dann, wenn Oesterreich durch feierliche Zurückweisung der teutschen Krone klar bekennt, daß Metternichs Geist in ihm noch herrscht, erst dann wacht für mich die Pflicht auf, diese Schmerzenskrone anzunehmen, ja ich möchte fast sagen, nach ihr zu greifen. Dann kann nur Preußen helfen; dann sind alle Ihre und Usedoms Raisonnements Wahrheit und Wirklichkeit. Dann will ich nicht Kaiser', aber „König der Teutschen" sein und mit den alten Königen meines Volkes zählen. Sonst weise ich die Krone ab und fordere das Erbfeldherrenamt für meine Krone und die alten Militärherzogthümer für die Könige und das Oberhaus wie ich es will und den Fürstentag.

„Die Zeit drängt; ich muß endigen. Ihr Brief, lieber Dahlmann, fordert mich zum wahrsten Danke auf. Den sag' ich Ihnen hier. Er ist herrlich und Ihrer würdig und seine edle Form und reiner Sinn erquicklich. Der meinige ist eilig und schlecht geschrieben, aber er kommt aus einem von Kindesbeinen an für Deutschland begeisterten Herzen, von einem, der unter den Fürsten seines Volkes in der Geschichte einst zu bestehen hofft und der als „König von Gottes Gnaden" wohl weiß, wer die Kronen nimmt und giebt.

„Geb' uns Gott ein gutes Wiedersehen!"

Somit war jede Hoffnung vernichtet, daß sich der Wunsch erfüllen werde, den Dahlmann am Schlusse seines Vorwortes zum Verfassungsentwurfe ausgesprochen. An eine einstimmige Aneignung desselben Seitens der deutschen Fürsten, so daß er, wenn auch vielleicht im Einzelnen abgeändert, von der Bundesversammlung dem Parlamente als feste Grundlage der Einigung vorgelegt würde, war nicht zu denken. Der Verfassungsentwurf der Siebzehner war eine „stille Arbeit" geworden, welche ohne eine Spur äußeren Erfolges in dem Archive des Bundestages ruhte. Eine stille Arbeit, aber keine todte. Dahlmann hat die Erblichkeit des Reichsoberhauptes, den deutschen Kaiser so scharf in die Ecke gerückt, daß fortan kein Staatsmann und Vaterlandsfreund an demselben gleichgültig

vorüberschreiten konnte, er hat, unbeirrt um den Tageslärm, die Fürstenrechte, soweit sie mit dem Volkswohle und dem Reichsinteresse nicht im Widerspruche standen, unangetastet gelassen und in prophetischem Geiste geahnt, daß der rechte Kaiser von dem durch Selbstbezwingung einträchtigen Fürstenrathe dem deutschen Volke als der Mann seiner Wahl werde vorgeführt werden; er hat mit einem Worte in dem Verfassungsentwurfe der Siebzehner den deutschen Zukunftsträumen eine greifbare, lebendige Form, eine wirkliche Gestalt verliehen. Sie konnte bekämpft, beschmutzt, verstümmelt, aber niemals verwischt, nie wieder in die Nacht der Vergessenheit zurückgesenkt werden. Das ist und bleibt sein persönliches Verdienst.

3. Im Parlamente.

Die Zeit für die Parlamentswahlen war unterdessen herangekommen. Ganz Deutschland nahm es als selbstverständlich an, daß die Stadt Bonn eifersüchtig die Ehre werde wahren wollen, ihre Vertretung in Dahlmanns Hände zu legen. Das setzte die preußische Regierung voraus, die auf Dahlmanns Wahl begreiflicher Weise großes Gewicht legte und sich erbot, dieselbe zu fördern. Davon waren auch zahlreiche Wahlkreise überzeugt, die gern Dahlmann auf die Candidatenliste setzen wollten, aber gegen Bonn zurückstehen zu müssen besorgten, und auch Dahlmann trug sich mit der sichern Hoffnung, daß die Stadt, der er durch Wohnsitz und Thätigkeit seit mehreren Jahren angehörte, ihm ihr politisches Vertrauen schenken würde. Die Bonner Bürger dachten aber anders. Alle Vorzüge Dahlmanns, sein Ruhm und seine Tüchtigkeit verschwanden vor dem Makel, der in ihren Augen an ihm haftete. Er war, wie der alberne hochmüthige Ausdruck der Ultramontanen lautete, „akatholisch“. Denn in den wegen ihrer angeblichen politischen Reife hoch gepriesenen Rheinlanden gab es von dem ersten Tage der Volksbewegung an nur einen einzigen Maßstab für die Beurtheilung politischer Persönlichkeiten: das kirchliche Bekenntniß. Die confessionelle Scheidung, insgeheim von der römischen Curie genährt, brach jetzt offen durch und vertrat vollständig die Stelle politischer Parteien. Die Bemühungen der Freunde

Dahlmanns, für ihn in Bonn Stimmen zu werben, zeigten sich bald als vergeblich. Der alte Arndt, von Simrock, Böcking und Anderen unterstützt, schrieb ein Flugblatt: „Wahlmann, wähle Dahlmann!", das im Bonner Kreise die weiteste Verbreitung fand. Er ist, stand an der Spitze desselben zu lesen, aus zwei Gründen in Frankfurt nicht zu entbehren. „Wie sollte der bei der Errichtung des neuen Reichsgebäudes fehlen, der für den besten Staatsbaumeister gilt und wer könnte dem Entwurfe der Reichsverfassung, welcher im Parlamente berathen werden soll, besser das Wort reden, als dessen Verfasser?" Eine kurze Biographie Dahlmanns war beigefügt und das Vorwort zum Verfassungsentwurfe angehängt. Durch das Flugblatt sollte der Einwand der Gegner, Dahlmanns Name sei im Volke nicht bekannt genug, beseitigt werden. Natürlich hinderte das die Ultramontanen nicht, einen ganz obskuren Menschen vorzuschlagen und als Deputirten durchzusetzen, welcher die nöthige Sicherheit darbot, daß er nicht gegen die Interessen der katholischen Kirche stimmen werde.

Diese Niederlage schmerzte Dahlmann, weil sie unerwartet kam, übte übrigens auf sein nächstes Schicksal keinen Einfluß. Wenn es zehn Dahlmanns jetzt gäbe, schrieb damals die Weserzeitung, so würden sie alle in das Parlament gewählt werden. Kaum war es bekannt geworden, daß die Bonner Bürger die Ehre verschmähten, durch Dahlmann vertreten zu werden, so drängten sich aus zahllosen Wahlbezirken die Anfragen, ob man auf seine Annahme einer Wahl hoffen dürfe. „Als wir erfuhren, daß Sie, dem unser Vaterland schon so viel verdankt und auf den eben jetzt, als den Verfasser des Entwurfs der Reichsverfassung, aller Augen gerichtet sind, von Bonn aus für die Nationalversammlung nicht würde gewählt werden, da hätten Sie sehen sollen, wie sich auf allen Seiten hier und im ganzen Lande ein edler Wetteifer entfaltete, eben von hier aus Sie hin zu senden, wo wir für Rechte und eine Freiheit kämpfen, deren Bewußtsein Sie zuerst geweckt und gestärkt haben, den wir mit Recht als den Vater unserer politischen Freiheit betrachten." Aehnlich wie in dieser aus Kiel an Dahlmann gerichteten Zuschrift würde allenthalben die Aufnahme seines Namens in die Candidatenliste begründet.

Im Laufe weniger Tage häuften sich Wahlanträge aus Magdeburg und Neuhaldensleben, aus Kreuznach und Münster am Stein, aus Naumburg und Suhl, aus Torgau, Ratibor und Marienburg in Westpreußen. Wirklich gewählt wurde er im Hannoverschen außer in der Hauptstadt in Celle und Nordheim, im Holsteinischen in Altona, Itzehoe und Segeberg. Die Wahl in der Stadt Hannover erweckte in ihm besondere Freude. „Ich darf darin," antwortete er seinen Wählern (5. Mai), „nicht allein eine in hohem Grade ehrende Auszeichnung, sondern einen Act der Gutmachung früher erlittener Unbilden erblicken und ich darf um so beruhigter des Tages harren, da auch anderweitig sei's durch die Eröffnung des früher abgeschnittenen Rechtsweges, sei's auf einem andern Wege geschehen wird, was Gerechtigkeit und Billigkeit verlangen." Doch entschied er sich für Segeberg in Holstein. Dem Bürgermeister Esmarch, welcher ihm den Ausfall der Wahl bekannt machte, schrieb er (9. Mai) zurück: „Zwar kenne ich mich genug, um zu wissen, daß ich der edlen vaterländischen Sache Schleswig-Holsteins, welcher ich die Kräfte meiner Jugend widmete, treulich fortdienen würde, auch ohne zu seinen erwählten Vertretern zu gehören; zwar weiß ich, daß eine Sache, welcher so tadellose Männer wie Beseler und Reventlow ihr Dasein gewidmet haben, auch ohne mein Bemühen gesichert dasteht; dennoch hat mich die gestern aus zwei holsteinischen Distrikten gleichzeitig mir zugekommene Kunde meiner Wahl für Frankfurt als ein Beweis der Fortdauer alten Vertrauens ungemein gefreut und da einmal eine Entscheidung zu treffen war, habe ich der großen Einstimmigkeit Ihres Bezirkes, meinem Gefühle folgend, den Vorzug gegeben. Die Wähler kennen meine politischen Grundsätze längst und ich hoffe, auch in den letzten schwierigen Wochen den Beweis geliefert zu haben, daß ich den Glauben an eine große Zukunft Deutschlands festhalte."

Mit der Vollendung des Verfassungsentwurfes war die Hauptthätigkeit der siebzehn Vertrauensmänner geschlossen. Doch gab es auch sonst Manches zu berathen und vorzubereiten, wodurch Dahlmanns dauernde Anwesenheit in Frankfurt bedingt wurde. Zunächst galt es zu hintertreiben, daß nicht auch die Siebzehner, ihrer

Bestimmung uneingedenk, den Regierungen noch neue Schwierigkeiten bereiten, anstatt ihnen in ihrer ohnehin genug bedrohten Lage beizustehen. Die trostlose Unthätigkeit des Bundestages zwang auch den Vertrauensmännern das gleiche Beharren im Nichtsthun auf. Es war begreiflich, daß darüber unter den Siebzehnern große Unzufriedenheit herrschte und einzelne Mitglieder bestrebt waren, durch selbstständige Anträge sich einen Arbeitskreis und politisches Ansehen zu verschaffen. So brachte z. B. Bassermann einmal in Vorschlag, die Siebzehner mögen bei dem Bundestage die Wiederherstellung des Freistaates Krakau verlangen. Kräftig widersprach Dahlmann solchem Ansinnen, welches so recht das Erblaster deutscher Politiker, die Großmuth für Fremde auf Kosten Deutschlands, offenbarte, aber gerade deshalb in jenen Tagen auf Billigung in weiten Volkskreisen rechnen konnte. Man dürfe, entgegnete Dahlmann, nicht muthwillig Rußland zum Kriege reizen, am wenigsten jetzt, da es eine starke Macht an der polnischen Grenze zusammengezogen habe und Oesterreich uns nicht helfen könne, man dürfe auch Rußland nicht stärker machen. Dieses werde sich Krakau's augenblicklich bemächtigen, sobald die Polen dort etwas anzettelten; ebenso werde es mit Galizien und Posen gehen, wenn dieses nach der Meinung Einiger den Polen frei zur Verfügung gestellt würde. Es gelang dieser Einrede, Bassermann von seinem Antrage abzubringen.

Dringend nöthig erschien es ferner, da die Eröffnung des Parlamentes schon unmittelbar bevorstand, den Gang der Berathungen, den parlamentarischen Feldzugsplan festzustellen, über die Wahl des Präsidenten Abrede zu treffen. Dahlmann dachte sich die Einleitung der Discussion so, daß gleich von Anfang her ein Reichsministerium in Vorschlag gebracht werde, um die drohende Einsetzung einer provisorischen Regierung zu vermeiden. Es wird ferner die Nationalversammlung, sobald sie sich constituirt hat, in zwölf bis sechszehn Bureaux getheilt und diesen gleichzeitig die einzelnen Artikel der Siebzehner Verfassung zur Berathung vorgelegt. Der Anfang wird mit dem vierten Artikel, mit den deutschen Grundrechten gemacht. Auf diese Art hoffte Dahlmann der Anarchie, die im deutschen Süden immer kecker das Haupt erhob, zu steuern und durch die reinigende

Kraft wirklicher Arbeit die politische Leidenschaft zu mäßigen. Zum Leiter der großen Versammlung fand er keinen Mann so geschickt und fähig wie Heinrich von Gagern. Mit einer Rührigkeit, die ihm sonst gar nicht eigen war, betrieb er dessen Wahl. Er reiste am 17. Mai nach Darmstadt, um sich der Zustimmung Gagerns zu versichern, warb bei den allmälig ankommenden Deputirten eifrig um Stimmen für seinen Candidaten und trat in den vorläufigen Besprechungen kräftig zu seinem Gunsten auf. So im engeren Kreise befreundeter Abgeordneter im Englischen Hofe und dann in einer großen Versammlung auf der Mainlust. Der Kampf war lang und zähe. An sich war zwar die Speculation Robert Blums, des Abgottes radikaler Spießbürger, auf das Präsidentenamt nicht zu fürchten und auch Soiron, der Präsident des Fünfziger-Ausschusses, den Manche in Vorschlag brachten, erschien nicht als eine so gewichtige Persönlichkeit, um Gagern zurückzudrängen. Robert Blum aber und Soiron wurden neben Gagern am häufigsten als künftige Präsidenten des Parlamentes genannt. An der Beliebtheit der Gegencandidaten drohte also nicht Gagerns Wahl zu scheitern, wohl aber sprach gegen ihn in der Meinung Vieler seine Stellung als darmstädtischer Minister. So schlimm hatte die jämmerliche Regierungsweise der letzten Jahrzehnte auf den politischen Verstand gewirkt, einen solchen unüberwindlichen Haß gegen den Stand der Minister groß gezogen, daß es selbst Männern politischer Bildung unmöglich dünkte, eine öffentliche Thätigkeit mit dem Wirken für Volkswohl vereinbar zu halten. Wer ein Staatsamt angenommen, hatte selbstverständlich allen liberalen Anschauungen abgeschworen, und wer vollends ein Ministeramt bekleidete, setzte sich dem gegründeten Verdachte eines Volksverräthers aus. Niemand verrieth einen Zweifel an Gagerns persönlicher Würdigkeit, allein immer wieder kam man auf „den widerwärtigen Umstand", daß er Minister sei, zurück. Auch gute Freunde besorgten, daß er sich niemals das Vertrauen des Parlamentes erwerben werde. Da trat Dahlmann als sein Fürsprecher auf: „Daß Heinrich von Gagern, nachdem er das Haupt der Opposition gewesen, Minister in seinem eigenen Vaterlande geworden ist, gewährt uns den Vortheil, den Mann nach den beiden

Seiten, die den gelungenen Staatsmann ausmachen, zu kennen. Hat er nun in seiner jetzigen Stellung seine frühere Farbe verleugnet, hat er der Gunst Raum gegeben und eitler Liebe zur Macht gefröhnt, so wählen Sie ihn nicht; hat er aber von dem allen das Gegentheil gethan, hat er als Minister nur noch heller geleuchtet als guter Hesse und guter Deutscher, so wählen Sie ihn und zwar nicht, ungeachtet er Minister ist, sondern gerade weil er Minister ist, denn er hat vor unser aller Augen die Klippen umschifft, an welchen niedere Naturen zu scheitern pflegen." Diese Erwägung schlug durch. Heinrich von Gagern wurde in der zweiten Sitzung des Parlamentes mit 305 Stimmen von 397 zum Präsidenten gewählt.

Des entscheidenden Einflusses auf diese Wahl rühmte sich Dahlmann noch in späteren Jahren mit sichtlicher Freude. Denn auch auf ihn wirkte Gagerns äußere Majestät, die vornehme Schönheit seines Wesens, die nichts Gemeines neben sich duldete, alles Niedrige durch ihre bloße Gegenwart bannte, mit unwiderstehlicher Kraft. Und so sehr sich auch nachmals das Urtheil über Gagerns politische Befähigung wandelte, darin steht noch heute die Ueberzeugung fest, daß es zur Leitung des ersten deutschen Parlamentes keinen berufeneren Mann gab, als Heinrich von Gagern. Seine Persönlichkeit spiegelte den Glauben und das Streben der Versammlung am reinsten und glänzendsten ab. Er theilte mit ihr den Schwung der politischen Empfindung, das sichere Machtbewußtsein auf die Idealität des Wollens gegründet, die fröhliche Hoffnung auf das Gelingen des Werkes, das er gern nur in dem allgemeinen Umrisse deutscher Einheit schaute, die reine Zuversicht auf die volle Bekehrung der Gegner, die begeisterte Hingabe an die Stimmung des Augenblickes, welche entgegenstehende Schwierigkeiten leicht übersah und den fröhlichen Muth zu Entschlüssen gab, deren Wirksamkeit sich weit über die Dauer jener Stimmung erstreckte. Niemand verstand es so gut wie Gagern in entscheidenden Momenten die Versammlung zu packen und mit fortzureißen. Was er vorschlug, erregte den hellen Jubel der Mehrheit. Und doch war er weit entfernt, ihr zu schmeicheln, sprach er stets nur seine eigene ehrliche Ueberzeugung aus. Gewiß hätte er aber diesen herrschenden Einfluß

nicht gewonnen, wenn nicht ihm und dem Parlamente auch bestimmte Fehler gemeinsam gewesen wären. Beiden verwehrte die von idealen Anschauungen genährte Phantasie mit den wirklichen Kräften der deutschen Staaten ruhig zu rechnen, beide hielten sich durch die Trefflichkeit ihrer Ziele der Mühe überhoben, auch die Mittel zu erwägen und beharrlich zu wollen. Gleich die ersten Worte, die Gagern als Präsident sprach, waren von zündender Kraft, offenbarten aber auch die Täuschungen, welchen er sich harmlos ergab. Doch hören wir darüber Dahlmann*): „Man kann der bedrängten Lage der Bundesversammlung viel zu Gute halten und doch bekennen, daß sie sich selbst das Todesurtheil sprach, indem sie über die Verfassung der Siebzehner', die ihr seit Wochen vorlag, die sie doppelt anging, weil sie aus einem Auftrage der Bundesregierungen hervorgegangen war, auch gar kein Urtheil wagte, ihr eigenes Verhältniß zur Nationalversammlung mit keiner Silbe bezeichnete und sich begnügte, dem Parlament einen völlig inhaltsleeren Glückwunsch zuzuschicken. Das hieß die Versammlung herausfordern, auf dem Wege der Fünfziger ihre Machtvollkommenheit unbedingt festzustellen. Die Gelegenheit dazu ließ nicht auf sich warten und ward beim Stirnhaar ergriffen. Schon bei Uebernahme seines Amtes erklärte der Präsident: der Beruf und die Vollmacht, eine Verfassung für das ganze Reich zu schaffen, liegt in der Souveränität der Nation. Den Beruf und die Vollmacht dazu hat die Schwierigkeit in unsere Hände gelegt, um nicht zu sagen die Unmöglichkeit, daß es auf anderem Wege nicht zu Stande kommen könne. Gagern gab also dem Vorparlamente Recht, eine Verständigung mit den Regierungen sei unmöglich." Nach dieser mit allgemeinem Beifall aufgenommenen Erklärung war es nur folgerichtig, daß der Entwurf der Siebzehner von der Nationalversammlung eben so wenig beachtet wurde, wie von dem Bundestage. Im Bewußtsein seiner selbstständigen Macht wählte das Parlament in seiner fünften Sitzung (24. Mai) einen Verfassungsausschuß von dreißig Mitgliedern, in welchem nur drei Siebzehner, Dahlmann, M. Gagern und Droysen, saßen und welcher

*) Vorlesungen über deutsche Geschichte.

sich mit der Verfassungsfrage im weitesten Sinne beschäftigen und seine Vorschläge an die Nationalversammlung bringen sollte. Das Bewußtsein der Machtvollkommenheit theilte auch der Ausschuß, welcher alsbald von dem vorliegenden Verfassungsentwurfe abzusehen und eine neue Verfassung auszuarbeiten beschloß. Willig widmete Dahlmann auch dieser Aufgabe seine Kräfte; je thätiger er an den Berathungen theilnahm, je größeren Eifer er in dem Ausschusse entwickelte, eine desto größere Hoffnung durfte er fassen, seine Gedanken und Ziele zu retten. Das aber sah er ein, daß das Verfassungswerk auf einem langsameren und schwierigeren Wege zu Stande kommen werde, als er noch vor wenigen Wochen geglaubt, — geträumt hatte. Und die Vorgänge der nächsten Wochen fügten zu diesem langen Wege noch einige weitere Meilen hinzu und warfen neue große Steine in denselben. Dahlmann selbst war an den Verhandlungen, welche die Bildung einer provisorischen Centralgewalt zum Gegenstande hatte, in hervorragender Weise betheiligt und so ist es nur wünschenswerth, auch darüber seine Meinung, in den Vorlesungen über deutsche Geschichte (1850) niedergelegt, zu hören. „Daß die Bundesversammlung, wie sie selbst purificirt beschaffen war, dem Vaterlande nicht frommen könne, war eben so klar, als daß es nicht genüge, sie wegzustreichen, sie zu schleifen, wie eine Bastille und an ihrer Stelle eine Lücke zu lassen. Deutschland bedurfte bis zur Beendigung seines Verfassungswerkes eine provisorische Centralgewalt. Als man ein paar Wochen getagt hatte, waren so ziemlich alle Parteien darüber einig, man müsse damit zum Ziele kommen. Um so weiter ging man über das Wie auseinander. Am 3. Juni ward durch die Abtheilungen ein Ausschuß von 15 Mitgliedern gewählt, um die wichtige Frage zu begutachten. Im Schooße des Ausschusses gestalteten sich die Ueberzeugungen nach drei Richtungen. Die eine, man darf sie die republikanische nennen, ward von nur zwei Mitgliedern vertreten, von Robert Blum und Trütschler, welche hernach beide in Verfolgung ihrer Pläne ein gewaltsames Ende fanden. Sie verlangten einen Vollziehungsausschuß, verantwortlich der Nationalversammlung, die den Vorsitzenden mit absoluter Stimmenmehrheit wählt; der Vorsitzende wählt sich

dann vier Genossen selber. Der Vollziehungsausschuß hat die Beschlüsse der Nationalversammlung auszuführen und Deutschland nach außen zu vertreten. Wenn dieser Antrag durchging, so hatte die Nationalversammlung die Regierung von Deutschland diesem Vollziehungsausschusse übertragen. Allein der Antrag blieb schon im Ausschusse lediglich Eigenthum der Antragsteller. Mehr Gunst gewann sich eine zweite Ansicht, deren Freunde, unter verschiedenartigen Modificationen freilich, darin übereinkamen: es solle als Executivgewalt ein Ministerium, sei es des Bundestages oder der deutschen Regierungen halber, gebildet werden, welches der Nationalversammlung verantwortlich sei und das ebenfalls in eiligen Fällen auch ohne Instructionen seiner Machtgeber handeln dürfe. Allein das hieß in dem Ministerium (von drei Mitgliedern) eine Zwittergestalt von Ministern und Regenten aus eigener Gewalt schaffen und dem unbeholfenen Gebäude der Bundesverfassung noch ein Stockwerk aufsetzen. Eine Majorität von zehn Mitgliedern gewann sich am Ende ein drittes System. Dieses stellte für die Dauer des Provisoriums ein Bundesdirectorium auf, welches einstweilen die Reichsgewalt in allen gemeinsamen Angelegenheiten der deutschen Nation auszuüben hat. Dasselbe besteht aus drei Männern, von den Regierungen bezeichnet und nachdem die Nationalversammlung ihre zustimmende Erklärung durch eine einfache Zustimmung ohne Discussion abgegeben hat, von den Regierungen ernannt. Die Errichtung des Verfassungswerkes bleibt von der Wirksamkeit des Bundesdirectoriums ausgeschlossen, allein es übt die vollziehende Gewalt in allen sonstigen Angelegenheiten, welche die allgemeine Sicherheit und Wohlfahrt des deutschen Bundesstaates betreffen, als namentlich die Oberleitung des Heerwesens, die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands; es ernennt die Befehlshaber der bewaffneten Macht, die Gesandten und Consuln; was indeß die Verträge mit auswärtigen Mächten und die Entscheidung über Krieg und Frieden angeht, so bedarf es der Zustimmung der Nationalversammlung. Das Bundesdirectorium übt diese seine Befugnisse durch Minister aus, welche der Nationalversammlung verantwortlich sind."

„Gegen diese Auffassung ließ sich zweierlei mit Fug erinnern.

Der Vorbehalt eines Einverständnisses der Nationalversammlung in allen Fällen, wo es auf Verträge und namentlich auf Krieg und Frieden ankommt, stimmt nicht wohl mit der einer Staatsregierung gebührenden Macht. Allein es schien doch die Rücksicht zu überwiegen, daß einer provisorischen Gewalt von hoffentlich sehr beschränkter Dauer engere Grenzen zu ziehen seien, als einer dauernden monarchischen Gewalt, zumal wenn der Fall eintreten sollte, daß die Centralgewalt in die Hände eines Prinzen niedergelegt würde, der einem zum größeren Theil außerdeutschen Staate angehört. Dieses führt aber geradewegs auf das zweite Bedenken, daß die vollziehende Gewalt in die Hände von mehreren Personen, ihrer drei, niedergelegt war. Hieß das nicht in concentrirter Gestalt die Fehler des Bundestages wiederholen? Denn einen von den Dreien wird vermuthlich Oesterreich, den zweiten Preußen stellen, wegen des dritten werden die minder wichtigen Regierungen sich einigen müssen. Auch machte der gedruckte Bericht des Ausschusses nicht Hehl, daß dieser Theil des Planes ohne allen Anspruch auf Idealität, sich lediglich an die concreten Verhältnisse Deutschlands anlehne und an sich genommen die Aufstellung eines einzigen Reichsverwesers vorzuziehen sei."

Mit halbem Herzen nur stand Dahlmann bei dem Antrage des Ausschusses, mit halbem Herzen vertheidigte er ihn im Parlamente als Berichterstatter. Er sprach zwar für seine Annahme, gab aber zu, daß es in demselben einzelne bewegliche Punkte gebe, welche eine Aenderung erleiden können, und rechnete zu solchen auch die vom Ausschusse nicht unbedingt vorgeschlagene, sondern nur wegen ihrer leichten Ausführbarkeit empfohlene Zahl der Personen. Es war wohl die Rücksicht auf die Wünsche der deutschen Regierungen, welche die Mehrheit des Ausschusses theilweise gegen ihren Willen für ein dreiköpfiges Directorium zu stimmen bewogen hatte, denn es ging das Gerücht um, daß sich die großen deutschen Höfe bereits über die Mitglieder des Triumvirats geeinigt hätten. Für ein Fürstentriumvirat bezeichnete man den Erzherzog Johann von Oesterreich, den Prinzen von Preußen und den Prinzen Karl von Bayern, für ein Triumvirat von Staatsmännern, falls das Parlament und die öffentliche Meinung allzugroßen Anstoß an den fürstlichen Persön-

lichkeiten nehmen sollte, von Seiten Oesterreichs Wessenberg oder Schmerling, von Seiten Preußens Dahlmann, die übrigen Staaten schienen sich für von der Pfordten, damals sächsischen Minister, zu vereinigen. Soweit ging aber die Rücksicht auf die Interessen der Regierungen nicht, daß sich der Ausschuß für die Erhaltung des Bundestages ausgesprochen hätte. Die Declamation Karl Vogts in einer Sitzung des Parlamentes: „Ich bin ein unversöhnlicher Feind des Bundestages, obgleich er mir nie etwas zu Leide gethan hat, und ich werde nicht eher ruhen und rasten, als bis er vernichtet ist" war nur der brutale Ausdruck einer allgemein verbreiteten Stimmung, gegen welche auch tapfere Männer nicht anzukämpfen wagten. Der einzige Mathy hatte nicht allein die Einsicht, sondern auch den Muth, die Fortdauer des Bundestages, der ja längst von den Schildknappen und Bedienten Metternichs gesäubert war, zu vertheidigen,*) auf die Nothwendigkeit einer geordneten Vertretung der Einzelstaaten in Frankfurt, auf die Vortheile eines vermittelnden Organes zwischen dem Parlamente und den verschiedenen Regierungen hinzuweisen. Gerade um auf diese letzteren einen kräftigen Druck ausüben zu können, müßte man sie in die Kreise des parlamentarischen Lebens hineinziehen, um nicht die provisorische Centralgewalt und die Nationalversammlung in der Luft schweben zu lassen, eine stetige Verbindung mit ihnen anstreben.

Das Schicksal des Ausschußantrages im Parlamente ließ sich bei seinen offenbaren Mängeln leicht voraussehen. Er befriedigte keine Partei, fand bei keinem einzigen Mitgliede unbedingte Zustimmung, forderte zu Aenderungen und Besserungen heraus und verlockte die ohnehin antrags- und redelustige Versammlung, ihren Neigungen die Zügel schießen zu lassen. Hundertsechzig Redner hatten sich eingeschrieben, die Fluth der Anträge und Amendements stieg mit jeder Stunde. Aus der gewaltigen Redeschlacht, die vom 19. Juni bis zum 24. dauerte, ergab sich aber wenigstens das Eine, daß was die Form der Centralgewalt betraf, die Versammlung immer mehr zu derjenigen sich neigte, welche von der so übelberüchtigten Form

*) Vgl. Freytag, Karl Mathy, S. 285.

des Bundestages am weitesten entfernt war. Die Republikaner verlangten einen Präsidenten, die Monarchisten einen unverantwortlichen Reichsverweser aus einem deutschen Fürstenhause. Dahlmann selbst leugnete nicht, daß eine jede Dreiheit, aus Fürsten genommen, an die Monarchie erinnere, ohne ihre Vortheile zu gewähren, aus Privatleuten bestellt, an die schwächlichste Form der Republik anstreife. Auf seinen dringenden Rath versammelte sich der vorberathende Ausschuß am Morgen des letzten Verhandlungstages noch einmal, um über eine neue Fassung seines Antrages zu berathen und denselben, der Stimmung des Parlamentes entsprechend abgeändert, der Nationalversammlung zur Annahme vorzulegen. Erst in der neuen Form gewann er vollständig Dahlmanns Beifall: Ein unverantwortlicher Reichsverweser von den deutschen Regierungen binnen der kürzesten Frist der Nationalversammlung bezeichnet und von dieser ohne Discussion genehmigt. „Niemand freut sich mehr, als Ihr Berichterstatter," sagte Dahlmann, als er im Parlamente den Vorgang mittheilte, „daß es mit der Einheit gelungen ist; er freut sich wegen alles dessen, was für jetzt und die deutsche Zukunft dieses Princip der Einheit verspricht; er freut sich aber auch darum darüber, weil dadurch seine Hoffnung gewachsen ist, daß einem Fürstenhaupte allein diese hohe Stellung zu Theil werde." Er war der festen Zuversicht, daß die Mehrheit des Parlaments dem Vorschlage zustimmen werde, denn die Zugeständnisse an die liberalen Meinungen des Tages, deren Einfluß auch die gemäßigten Mitglieder sich nicht entziehen konnten, waren hier im reichsten Maße gespendet, dem Parlamente die Souveränität in der Verfassungsfrage gesichert, die Verantwortlichkeit der Reichsminister der Nationalversammlung gegenüber festgestellt, der Bundestag beseitigt und doch auf der andern Seite kein Bruch mit den Fürstenhäusern herbeigeführt, nach welchem es nur einer kleinen schreienden und tobenden Minderheit gelüstete. Und so wäre es auch in der That gekommen ohne die überströmende Gefühlspolitik des Präsidenten, welche immer unberechenbar, auch dieses Mal den Ereignissen eine ungeahnte Wendung gab.

Der Vortrag des letzten der eingeschriebenen Redner, Mathy, war zu Ende. In eindringlicher Weise hatte er verständigen Rath

gegeben, die Nothwendigkeit des Zusammenhanges mit den Einzelstaaten betont, vor dem vorzeitigen „kühnen Griffe nach der Allgewalt" gewarnt. Sie wäre nur dann durch die Noth geboten, wenn die Regierungen ihre Pflichten gegen das Vaterland vergessen würden, aber als Preis dieser Allgewalt empfingen wir nicht die Freiheit, nur eine furchtbare Gewaltherrschaft könne dann das Vaterland retten. Die Debatte war geschlossen, kein weiterer neuer Antrag zulässig. Da betrat noch Heinrich von Gagern, nachdem er sein Amt als Vorsitzender an Soiron übertragen hatte, die Tribüne. Natürlich wird er im Sinne seiner Partei sprechen, das Gewicht seiner beliebten und angesehenen Persönlichkeit für den Antrag des Ausschusses in die Wagschale werfen. Der Anfang seiner Rede entsprach auch diesen Erwartungen. Energisch wies er die Verdächtigung, als ob der Ausschußantrag den Volksrechten zu nahe trete und eine Dictatur im Schilde führe, zurück und rechtfertigte die vorgeschlagene Begrenzung der Competenz der Centralgewalt. Im Laufe seiner Rede jedoch erglühte seine Empfindung immer mächtiger. Soll in einer so großen Sache der stets nur mäkelnde Verstand das letzte Wort haben und Zwietracht die Bedeutung der ersten nationalen That verkleinern? Es bedarf doch nur des Anrufes der Begeisterung, die gewiß jeden Deutschen beseelt, um alle Schwierigkeiten zu ebnen, die ersehnte Einigung zu schaffen. Mathy's Redewendung von dem kühnen Griff taucht in seiner Erinnerung auf, er wiederholt sie, aber nicht, um vor ihm zu warnen, sondern um zu demselben aufzufordern. „Ich thue einen kühnen Griff und ich sage Ihnen: Wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen!" Unter dem donnernden Jubel der Versammlung verhallen beinahe die folgenden Worte, welche auch die Besonnenen auf seine Seite bringen sollten: „Wir überheben die Regierungen nur einer großen Verlegenheit, indem wir auf ihre nachträgliche Einstimmung rechnen, ihnen die Wahl und den Vorschlag erlassen."

Zu den Jubelnden gehörte Dahlmann nicht. Ihm erschien der Enthusiasmus ein schwankender Unterbau politischer Thätigkeit und auch Gagerns Zweckmäßigkeitsgründe hatten ihn nicht überzeugt. Unvorbereitet wie er war, konnte er freilich in seiner folgenden

Rede — als Berichterstatter besaß er das letzte Wort — Gagern nicht entgegen treten. Vielleicht that aber sein völliges Schweigen über Gagerns Vorschlag eine größere Wirkung, als wenn er sich mit der Widerlegung desselben abgemüht hätte. Die vornehme Ruhe des Mannes, der sich durch keinen plötzlichen Eindringling seine Kreise stören läßt, schien aus demselben zu sprechen. Er fertigte die republikanischen Gelüste eines Robert Blum und Trütschler kurz ab. „Sie wollen gar keine Regierung, denn jede Regierung über den Menschen, der (nach Trütschler) souverän geboren ist, ist ein Unrecht. Sie finden eine starke Dosis Hochverrath in dem Ausschußantrage. Zu Zeiten fürchte ich, daß die Lehre vom Hochverrath noch zu weniger Entwickelung gekommen ist, ich fürchte zu Zeiten, es giebt auch einen Hochverrath gegen den gesunden Menschenverstand." Er wies die Forderung eines andern Mitgliedes der Linken, der Reichsverweser solle unbedingt die Beschlüsse der Nationalversammlung verkünden und vollziehen, als eine versteckte Wiederholung der Vorschläge Blums zurück und zeigte, daß die Republik, nachdem sie die Treppe hinuntergeworfen worden, jetzt durch das Fenster wieder einschleichen wolle. Das gebrauchte Bild gab ihm Anlaß, eine Thatsache aus seinem eigenen Leben zu erzählen. „Es geschah einmal vor längeren Tagen, daß ich mich mit einem großen Todten — aber warum sollte ich ihn nicht nennen? — daß ich mich mit Niebuhr unterredete über die früheren Zeiten des preußischen Staates und namentlich über die Jahre nach den Freiheitskriegen. Wie ich da gegen Niebuhr sprach von Stein, dieser gewichtigen und centralen Größe im Vergleiche mit der eleganten Leichtfüßigkeit des Fürsten Hardenberg, da bestätigte mich Niebuhr und setzte hinzu: was den Mann besonders charakterisirte, ist, daß wenn er Einen eines Tages die Treppe hinuntergeworfen hatte, er ihn den andern Tag durch das Fenster wieder einsteigen ließ."

Die Abgeordneten zu seinen Füßen konnten die Aufregung, in welche sie Gagerns zündende Worte versetzt hatte, kaum bemeistern, und Dahlmann sprach, als ob nichts vorgefallen wäre, gelassen von vergangenen Zeiten, kritisirte bedächtig die vorgeschlagenen „Systeme" und erklärte es als zweifellos, daß „das System des Ausschusses

mit der Devise: eine starke selbstständige, wenn gleich provisorische Regierung" den Sieg davon getragen habe. Nur die Schlußworte seines Vortrages deuteten an, daß er die gespannte Lage der Dinge keineswegs übersah. „Es ist mit Deutschland dahin gekommen, daß man im Auslande schon anfängt, die Frist für Deutschland zu bestimmen, da es gänzlich die Beute der Parteien sein werde. In Rußland stellt man uns drei Wochen Frist, d. h. es werde Deutschland nach dieser Zeit durch innere Zwietracht verloren sein. Die staatsmännische Weisheit in England gestattet uns eine etwas weitere Frist, man ist in England mit sechs Monaten zufrieden gewesen; täuschen wir diese Besorgnisse, gründen Sie eine Centralgewalt und treten Sie dann muthig den Drohungen des Auslandes entgegen."

Die Zurückhaltung Dahlmanns, mühsam während der Sitzung bewahrt, hatte ihr Ende erreicht, als sich die Parteigenossen am nächsten Abend zu weiterer Berathung sammelten. Denn eine solche that Noth, da Gagern in überströmender Empfindung oder selbst überrascht über die gewaltige Wirkung seiner Rede, es versäumt hatte, seinen Antrag zu formuliren, was zu zahlreichen Verlegenheiten führte. Der Meinung vieler Freunde, man müsse auf Gagerns Vorschläge eingehen, weil man den Präsidenten und das angesehenste Parteihaupt nicht fallen lassen dürfe, widersprach Dahlmann in heftigster Weise.*) Es sei besser, daß der Präsident falle, als daß die Nationalversammlung fiele, die durch Gagern auf einen gefährlichen Abweg verlockt worden sei und nun auf einmal von dem bisher verfolgten Ziele der Einigkeit mit den Regierungen abweiche. Seine Verdrießlichkeit über diesen ganz unnütz und ohne Noth errungenen Sieg der Linken hallte noch lange nach. Als in einer der nächsten Sitzungen die Frage aufgeworfen wurde, wie die Unverantwortlichkeit des Reichsverwesers gemeint sei, ob der Schein der Unverletzlichkeit seine Person wie jeden Monarchen bekleide oder ob ihm bloß die politische Verantwortlichkeit abgenommen werden solle, da verweigerte Dahlmann jede Antwort. Im mürrischen Zorne

*) Vgl. Haym, die deutsche Nationalversammlung. I. S. 32.

rief er der Versammlung zu, es werde sich schon zeigen, ob die Mehrheit republikanisch oder monarchisch gesinnt sei. Er stimmte am 27. Juni, von zahlreichen Freunden sich trennend, gegen den Gagern'schen Antrag und noch in späterer Zeit, wenn er in den Vorlesungen über deutsche Geschichte auf Gagerns „kühnen Griff" zu sprechen kam, erhob er lauten Protest gegen denselben: „Ich meinerseits werde in dem berühmt gewordenen kühnen Griff stets einen beklagenswerthen Mißgriff erblicken. Die Mehrheit des Parlaments gefiel sich in dem gesteigerten Selbstgefühl der Macht, sogar Gemäßigte waren der Meinung, hiermit sei gerade die rechte Mitte getroffen, indem man an einem fürstlichen Reichsverweser und seiner Unverantwortlichkeit festhalte und dennoch die Souveränität der Nation durch eine freie That bewähre. Allein die Nationalversammlung war zur Gründung der künftigen Verfassung Deutschlands, keineswegs zur Feststellung eines Provisoriums aus eigener Machtvollkommenheit bevollmächtigt."

Trotzdem verzagte Dahlmann nicht. Daß die Zeiten schwer und gefährlich seien, gab er wohl zu, aber an den schließlichen Erfolg des begonnenen Werkes glaubte er noch immer fest, ja bis zur fröhlichen Zuversicht stiegen seine Hoffnungen, wenn er den begeisterten Zuruf, der überall dem Reichsverweser ertönte, vernahm, die Namen der wackeren Männer, welche das erste Reichsministerium bildeten, las und was doch schon in wenigen Wochen über alle Erwartungen Großes gelungen war, erwog. Vor Trübsinn und finstern Gedanken bewahrte ihn schon die umfangreiche Thätigkeit, welcher er sich mit der größten Hingebung unterzog. Er gehörte zu den eifrigsten Arbeitern des Parlaments; nicht allein den leidenden Fleiß im regelmäßigen Besuche der öffentlichen Sitzungen und im geduldigen Anhören der endlosen Reden besaß er im höchsten Maße, sondern auch wirkliche schöpferische Betriebsamkeit entwickelte er in den Ausschüssen, deren Mitglied er war und für welche er meistens die schriftlichen Vorlagen zu liefern hatte. Ihn freute ein so reiches Wirken; ein geringeres Behagen gewährte es seiner Frau, daß er nur selten über eine freie Stunde am Tage verfügen konnte. Sie war gleich beim Beginne des Parlaments mit der lieblichen Enkelin,

welche Reyscher den Großeltern zur Erziehung anvertraut hatte, von Bonn nach Frankfurt übersiedelt und hier in einer freundlichen Gartenwohnung an der Mainzer Chaussee eingezogen. Die Pflege des kleinen Lieblings nahm natürlich ihre ganze Zeit in Anspruch; nur ab und zu gestattete sie es sich, den Redeschlachten in der Paulskirche beizuwohnen oder am Abende mit Dahlmann im Englischen Hofe einzukehren, wo ein zahlreicher Bekanntenkreis zusammentraf. Sie wäre nicht die rechte Frau eines Politikers gewesen, wenn sie nicht sich scharfe Urtheile gebildet, nicht deutlich ausgesprochene Sympathien oder Antipathien genährt hätte. Das frech dreiste Wesen der Linken widerte sie an, die Drohungen mit dem souveränen Volkswillen imponirten ihr nicht. Einen desto größeren Eindruck übte Gagerns edle Persönlichkeit auf sie und Vinckes Beredtsamkeit erfüllte sie mit Entzücken. Kein Zweifel, daß „das moralische Princip der Rechten siegen wird". Sie lebte zurückgezogen, aber nicht einsam. Gute alte Freunde saßen in der Nationalversammlung. Das deutsche Volk wünschte das Werk der eigenen Wiedergeburt in die Hände der besten Männer zu legen. Die Namen von hellstem Klange und weitestem Schalle fand es aber nicht unter den praktischen Staatsmännern der alten Schule; der Patriotismus, der Glauben an Deutschlands Größe, der Eifer für seine Freiheit und Einheit hatte sich bisher vorzugsweise in wissenschaftliche Kreise geflüchtet. Wie so viele andere Gelehrte folgten auch Jacob Grimm und Albrecht dem Rufe der Wähler. Es litt sie nicht länger bei ihren Büchern und Vorlesungen, als ihnen die große Aufgabe, mitzuwirken und mitzuhelfen an dem größten nationalen Werke, winkte. Sie lenkten in Frankfurt, bald die Kluft zwischen Wollen und Vermögen merkend, oft die Schritte nach Dahlmanns Hause, tauschten hier Erinnerungen aus, erörterten Gegenwärtiges, träumten von der Zukunft. Auch jüngere Freunde, wie Georg Beseler, der treueste und wichtigste Genosse Dahlmanns im Verfassungsausschusse, sprachen oft vor. Ueberdies brachte der Fremdenstrom, der sich in den Sommermonaten über Frankfurt ergoß — der Besuch der Paulskirche ersetzte den Reiselustigen die Aufregungen des Badelebens — zahlreiche Bekannte von nah und fern. Dahl-

mann fühlte sich vollkommen heimisch und ganz an seinem rechten Platze. Den Antrag, den Reichsverweser als Gesandter in England zu vertreten, wies er kurzweg ab.

Oft wenn Freund Welcker aus Bonn, welcher von der Menschheit, die ihm in der reinen Form der Antike vertraut war, viel zu groß dachte, als daß er nicht von den gegenwärtigen Menschen klein und weniger respectvoll gedacht hätte, und der „immer verstimmte" Gervinus sich im Ausmalen von Schauerbildern ergingen, daß Alles wie in Frankreich enden müsse, auch die Guillotine ihr Reich haben werde, jeder neue Tag eine stärkere Wendung zum Schlimmeren bringe, wenn sie durch ihren Schwarzblick Frau Dahlmann ängstigten, da fand immer Dahlmann, „der am wenigsten fürchtende" ein Wort des Trostes und der Zuversicht. Gegen die Macht der Nationalversammlung, meinte er, könne doch keine andere aufkommen, im Parlamente aber sichere der feste Zusammenhang, die Einheit der Wege und Ziele der monarchischen conservativen Partei den Sieg. Er ahnte nicht, wie bald jene Macht und dieser Zusammenhang werde erschüttert werden und daß gerade ihn das Schicksal auserseshen habe, zu so schwerer That den Anstoß zu geben.

4. Der Malmöer Waffenstillstand.

„Ich kenne mich gut genug, um zu wissen, daß ich der edlen vaterländischen Sache Schleswig-Holsteins, welcher ich die Kräfte meiner Jugend widmete, treulich fortdienen werde bis an mein Ende." So hatte Dahlmann den Segeberger Wählern bei Annahme seines Mandates geschrieben. Was er geschrieben und versprochen, hielt er mit mehr als bloß gewissenhaftem Eifer. Den sonst so streng gemessenen, ausdruckskargen Mann überkam auflodernde feurige Empfindung, sobald er an sein geliebtes Schleswig-Holstein dachte; als ob ihn noch die frische belebende Seeluft anhauchte und die Wipfel der stolzen Buchenwälder ihn umwehten, so hob sich seine Brust und wurde tief und voll der Athem, wie er sich der vaterländischen Dinge erinnerte. Hier war der Punkt, wo auch sein

Herz mitsprach und die Leidenschaft am leichtesten einsetzen konnte. Der Gang der Ereignisse hatte es so gefügt, daß er jetzt abermals wie vor dreißig Jahren den Schild über Schleswig-Holstein emporhalten und als Ankläger seiner Feinde, als Fürsprecher seiner Rechte auftreten sollte. Wie ganz anders glänzend und hoffnungsreich waren aber gegenwärtig die Aussichten für Schleswig-Holstein gestaltet. Um den Streit der Ritterschaft mit der dänischen Regierung hatte nur ein enger Kreis sich gekümmert, das deutsche Volk kein volles Verständniß, keine rechte Theilnahme ihm abgewinnen können. Jetzt bewegte der Kampf der Schleswig-Holsteiner alle deutschen Herzen. Die Kinder sangen vom meerumschlungenen Lande, die Jünglinge rüsteten sich begeistert zu seinem Schutze, die Männer standen ihm rathend und helfend zur Seite. Diese allgemeine Begeisterung hatte freilich auch ihre bedenklichen Seiten. Verhältnißmäßig klar und einfach lag vor einem Menschenalter der Streitpunkt. Es handelte sich um die Aufrechterhaltung der Privilegien einer Körperschaft, welche zugleich wichtige Landesrechte in sich schlossen. In den Revolutionsjahren dagegen zeigten Ziele und Motive des Interesses ein sehr zwiespaltiges Wesen. Während die Einen am urkundlichen Rechte nach wie vor festhielten und auf Grund der Aussage des Rechtes die selbstständige Verfassung der Herzogthümer und ihre unauflösliche Verbindung forderten, spotteten die Andern über die angerufenen „vergilbten Pergamente". „Das Recht der Pergamente liegt zu unsern Füßen. Das Recht, welches wir uns nehmen, ist das Einzige, welches gilt." Das Anrecht Deutschlands auf alle seine Glieder vertheidigten viele Männer, welche für die Ansprüche Schleswig-Holsteins eintraten, nicht wenige trieb aber auch nur ein dynastisch-particularistisches Gelüste in die Reihen der Kämpfer. Erwägungen politischer Zweckmäßigkeit kämpften um die Herrschaft mit den Gründen, welche sich auf das nationale Bewußtsein beriefen. Und zu welchen verschiedenartigen Schlüssen führte nicht wieder das letztere! Entscheidet über die Nationalität die Sprache oder nicht? Und wer den Satz bejahte, wie heftig stritt er dann mit dem Andern über die Sprachgrenzen! In Nordschleswig wohnen viele Dänen, „es verläuft sich dort allmälig alles in ein-

ander", sogar die Jüten sind ein germanischer Volksstamm. Nach der Abstimmung der Bewohner, so daß denselben die freie Wahl ihres Vaterlands überlassen werde, wurde eben so laut gerufen, wie auf der andern Seite nachdrücklich betont, daß Schleswig-Holstein seit jeher das ganze Schleswig-Holstein bedeutet habe. So wogten die Meinungen wild durch einander und wenn zwei Abgeordnete in der schleswig-holsteinischen Sache dasselbe Wort aussprachen, durfte man regelmäßig voraussetzen, daß sie den entgegengesetzten Sinn damit verknüpften. Kopfschüttelnd bemerkte der Conservative die Uebereinstimmung mit dem Radicalen, verwundert sah dieser den alten Gegner als Verbündeten an seiner Seite. Nur alte wohlgemeinte Rechte wollte jener vertheidigen und nur seufzend fügte er sich der Nothwendigkeit, diese Vertheidigung in revolutionären Formen führen zu müssen, gerade der revolutionäre Anstrich, die demokratische Färbung entzückte die Linke, die sich um die wirklichen Verhältnisse wenig kümmerte, von dem Kampfe in Schleswig-Holstein nur die eine Seite abstrahirte, daß er der Kampf eines Volkes gegen seinen Fürsten sei. Trotz dieser argen Verworrenheit der Ansichten, welche das volle Verständniß der Sachlage sehr erschwerte, trotzdem, daß die Sorge allgemein vorwaltete, die Interessen Schleswig-Holsteins könnten zu Parteizwecken mißbraucht werden, übte doch Schleswig-Holstein auf die deutschen Patrioten einen unwiderstehlichen Zauber.

Beinahe zur selben Stunde hatte sich Schleswig-Holstein gegen die dänischen Dränger erhoben und das deutsche Volk seine politische Auferstehung gefeiert. Als dieses thatendurstig, ausblickend nach Werken, die seine Kraft und Macht der Welt beweisen sollten, erwachte, sah es sich den nach Hilfe rufenden Schleswig-Holsteinern zuerst gegenüber. Hier also galt es, was das zur Macht emporgestiegene deutsche Volk leisten könne, zu erproben. Der alte Bundestag hatte in feiger Weise vor den berechtigten Klagen der Schleswig-Holsteiner das Ohr verschlossen, desto energischer mußte das Parlament für die Rechte Schleswig-Holsteins einstehen; die früheren Regierungen hatten aus Furcht vor der Einsprache des Auslandes nicht gewagt, die dänischen Gewaltstreiche zu bestrafen, die deutsche Nation, durch Einheit stark, durfte solche Rücksichten nicht nehmen, mußte im

Gegentheil jede fremde Einmischung in seine Angelegenheiten muthig in die Schranken weisen; wie lange war es her, daß der alte Kaisertitel „Mehrer des Reichs" ein leerer Schall geworden war, der nur zum Spott und Hohn herausforderte, das Wort sollte nun wieder durch die neue Reichsgewalt zur Wahrheit werden, überhaupt an der Art und Weise, wie die schleswig-holsteinischen Angelegenheiten nun behandelt wurden, die Welt sehen, daß Deutschland ein ganz anderes Wesen geworden sei. So knüpfte sich zwischen Schleswig-Holstein und Frankfurt gleich seit den Märztagen ein festes Band, das zerrissen beide Theile dem Verderben zuführte. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Sache Schleswig-Holsteins siegreich sein werde, wenn das Frankfurter Parlament seine Aufgabe nicht erfüllen, sein Ansehen verlieren sollte; es war gewiß, daß eine Niederlage Schleswig-Holsteins auch den ruhmlosen Sturz des Parlaments nach sich ziehen würde. Es hatte dieses dann keinen Willen, sein Machtbewußtsein war nur eine zur volltönenden Phrase aufgebauschte Empfindung, sein Einfluß nichtig, der Beweis seiner Kraftlosigkeit gegeben. Darum, weil man den Zusammenhang des beiderseitigen Interesses ahnte, lauschte man in Frankfurt so sorglich auf die Entwickelung des Kampfes in Schleswig-Holstein und brauste in Leidenschaft auf, wenn schlechte Nachrichten von der Ostseeküste kamen. Die eigene Sache schien dort entschieden zu werden.

Auch Dahlmann theilte ähnliche Ueberzeugungen und hätte ihn nicht die Liebe für die alte Heimath zur Theilnahme und Thätigkeit angespornt, so hätte es sein deutscher Sinn gethan. Der kühne Beschluß des Vorparlamentes, Schleswig in den deutschen Bund aufzunehmen, fand seinen vollen Beifall und wurde von ihm nach Kräften befördert. Auch die Stellung als Vertrauensmann Preußens in der Bundesversammlung benutzte er eifrig, um im Interesse der Schleswig-Holsteiner zu wirken. Und die Ereignisse ließen sich auch anfangs in Schleswig-Holstein vortrefflich an. Die preußischen Truppen, welche auf Ersuchen der Bundesversammlung in Schleswig-Holstein eingerückt waren, säuberten in wenigen Tagen Schleswig vom Feinde und standen in den ersten Maitagen bereits siegreich auf jütischem Boden. Bald jedoch machte sich ein bedenklicher Rück-

gang bemerkbar. Ohne äußere Nöthigung verließ das deutsche Heer Jütland, begann sogar auch das nördliche Schleswig zu räumen; alle im Kampfe gewonnenen Vortheile wurden freiwillig aufgegeben und die Waffen zur schmachvollen Ruhe verurtheilt. Der Zorn über diese unbegreiflichen Vorfälle stieg, als man erfuhr, daß ein für Deutschland wenig rühmlicher, den Herzogthümern geradezu verderblicher Waffenstillstand eingeleitet werde. Dahlmann zögerte nicht, im Parlamente eine eindringliche und wie er hoffte, erfolgreiche Verwahrung zu Gunsten des bedrohten Schleswig-Holsteins hervorzurufen. Am 3. Juni stellte er im Verein mit den übrigen Vertretern schleswig-holsteinischer Wahlbezirke den Antrag: „Die Nationalversammlung wolle erklären, daß die schleswigsche Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation zu dem Bereiche ihrer Wirksamkeit gehöre, und sie wolle Sorge tragen, daß bei dem Abschlusse des Friedens mit der Krone Dänemark das Recht der Herzogthümer Schleswig und Holstein und die Ehre Deutschlands gewahrt werde.“ Am 9. Juni kam der Antrag zur Verhandlung. Nach dem Berichterstatter, Heckscher aus Hamburg, welcher dem Antrage im Allgemeinen zustimmte, nur das unbedingte Recht Deutschlands auf ganz Schleswig als zweifelhaft darstellte, ergriff Dahlmann das Wort. „Vergönnen Sie ein kurzes Gehör einem Manne, der ohne Ruhmredigkeit von sich sagen kann, daß er die besten Kräfte seiner Jugend, daß er die Treue eines Menschenalters der schleswig-holsteinischen Sache gewidmet hat. Wir Antragsteller haben Sie gebeten, Sie möchten wahren die Ehre von Deutschland. Die Ehre von Deutschland in dieser Sache zu wahren heißt altes Unrecht vergüten, heißt neues Unrecht nicht begehen.“ Er erzählte dann von dem schweren alten Unrecht, welches der Bundestag in den zwanziger Jahren an Schleswig-Holstein verübt hatte,*) wie derselbe das Herkommen und die Ordnung der Geschäfte lieber schädigte, um nur nicht den gerechten Bitten der holsteinischen Unterthanen gerecht zu werden und nach Entfernung aller billig denkenden Gesandten, nach absichtlich übereilter Abstimmung wie zum Hohn

*) Vgl. Bd. I. S. 159.

den Beschluß faßte: Die Bundesversammlung werde darüber wachen, daß die künftige Verfassung den Rechten Holsteins entspreche. „Diese Wache aber, was hat sie geholfen? Sie hat das eingebracht, daß die überwachten Augen des Bundestages gar nicht mehr im Stande waren, zu erkennen, daß durch die neue diktirte Verfassung die politischen Rechte Schleswigs von den holsteinischen getrennt und abgeschieden waren, und die ganze holsteinische Verfassung, die nun zu Stande gekommen war, sich bloß auf berathende Stände beschränkte, also in jeder Hinsicht in dem äußersten Widerspruch mit der von den Vorfahren des Königs von Dänemark auf immer verbürgten Verfassung stand. Hier ist also ein schweres altes Unrecht geschehen; zu altem Unrecht neues zu fügen, wird am wenigsten die Nationalversammlung wollen.“ Solches, meinte Dahlmann, wird aber dem Lande angethan werden, wenn man die Rechte, die Schleswig-Holstein hat, nicht auf ganz Schleswig-Holstein ausdehnt. „Der Nördlichste der Schleswiger ist eben so gut berechtigt, als der Südlichste, ja eben so gut als der Südlichste der Holsteiner. Allerdings kann man um des Friedens willen in sehr gefährlichen Lagen etwas von seinem Rechte aufgeben, aber so steht die Sache wirklich und das halte ich fest, daß wenn eine Schmälerung Nordschleswigs zugegeben wird, damit ein Recht, ein unzweifelhaftes Recht aufgegeben würde. Ich halte aber noch ein anderes fest, was ich nach voller Wahrheit bekennen muß: ich betheure, noch habe ich den Schleswiger nicht gesehen, nicht gesehen den Bewohner auch des nördlichsten Gebiets von Schleswig, der den Wunsch gehegt hätte, sich abzutrennen von der ihm heiligen Gesammtheit von Schleswig-Holstein. Glauben Sie ja nicht, daß diejenigen Männer, die jetzt so viel Redens davon machen, das europäische Gleichgewicht werde erschüttert, wenn das ganze Schleswig, mit Holstein vereinigt, zum deutschen Bunde tritt, daß diese Männer irgend Glauben verdienen. Nicht im Geringsten wird dadurch das europäische Gleichgewicht nur irgend erschüttert, ja nicht einmal berührt. Dieselben aber, die das behaupten, werden nicht müßig sein, wenn wir mit der Gründung einer neuen Gesammtverfassung für unser deutsches Vaterland zum Ziele kommen, dann mit doppelter Stärke ihre Stimmen zu erheben und

dazwischen zu rufen: Hier wird das Gleichgewicht von ganz Europa verrückt, und die Männer, die das sagen, werden dann Recht haben. Denn allerdings wird das bisherige Gleichgewicht von Europa verrückt, wenn unser Deutschland aus einem schwachen, versunkenen Gemeinwesen, aus einer im Auslande gering geschätzten Genossenschaft zur Würde, Ehre und Größe hinaufsteigt. Diese Verrückung des Gleichgewichts von Europa wollen wir aber haben und festhalten und auf dieser Verrückung des Gleichgewichts von Europa wollen wir bestehen, bis der letzte Tropfen Blutes uns entströmt ist. Wenn Sie in der schleswig-holsteinischen Sache versäumen, was gut und recht ist, so wird damit auch der deutschen Sache das Haupt abgeschlagen. Sie werden thun, was die Ehre Deutschlands fordert und mögen die Pläne aller Derjenigen zu Schanden werden, welche ihre Rechnung stellen auf die Unsterblichkeit der Schwäche und der Versunkenheit unseres deutschen Vaterlandes."

Daß Dahlmanns kräftige Mahnung wirkungslos im Parlament verhallen werde, war nicht zu fürchten. Die volle Sympathie der Versammlung gehörte ja Schleswig-Holstein an und wer hätte überdieß der Berufung deutscher Ehre widerstanden? Eher war bei der im Hause herrschenden Stimmung die Gefahr vorhanden, daß auch dieser Anlaß zu einer bedenklichen Machterweiterung des Parlaments werde benutzt werden. In der That fehlte es nicht an Anträgen, welche eine unmittelbare Einmischung des Parlaments in die diplomatischen Verhandlungen und militärischen Maßregeln verlangten und die Giltigkeit des Friedensvertrages von der Zustimmung der Nationalversammlung abhängig machen wollten. Als das „extremste Gegentheil von Verwegenheit" bezeichnete ein Redner der Linken die Forderung, welche Dahlmann unterstützt hatte, es möge für die Verstärkung des Bundesheeres und die Sicherstellung Schleswigs wirksame Fürsorge getroffen werden. Rechenschaft müsse die Nationalversammlung von Staatsmännern und Feldherren, welche die deutsche Sache schlecht führen, verlangen, zur Verantwortung die Minister der Einzelstaaten ziehen. Zum Glück überwog noch die Besonnenheit in der Versammlung und wurde ein Uebergriff in eigentliche Regierungsrechte vermieden. Sogar der Vorbehalt der Ratification

des Friedenschlusses durch das Parlament fiel bei namentlicher Abstimmung — an welcher Dahlmann nicht theilnahm — mit 275 gegen 200 Stimmen.

Der ohnmächtige alte Bundestag, mit dessen Herrschaft es rasch zur Neige ging, welcher täglich im Parlament verketzert wurde und doch dessen Beschlüsse zur Zeit allein ausführen konnte, war nicht darnach angethan, den Wünschen der Nationalversammlung Nachdruck zu verleihen. Auch die Verhandlungen über die Reichsgewalt, welche die letzten Juniwochen ausfüllten, förderten nicht das gute Einvernehmen zwischen dem Parlament und den Einzelregierungen, von welchen die Centralgewalt vorläufig alle Machtmittel entleihen mußte. So blieb denn die Erklärung der Nationalversammlung vom 9. Juni so ziemlich ohne Einfluß auf den Gang der Dinge. Die Kriegsführung blieb lahm, die Gerüchte von einem Waffenstillstand schwirrten fortwährend in der Luft. Sie gaben Anlaß, daß die schleswig-holsteinische Sache am 10. Juli neuerdings im Parlamente verhandelt wurde. Wieder wogte ein gewaltiger Redestrom, wieder erhob die Leidenschaft, die edle und die unedle, hier der begeisterte Eifer für das bedrohte Recht der Herzogthümer, dort der lauernde Haß auf die monarchische Ordnung, das Haupt. Zu einem greifbaren Resultate führten aber die Debatten nicht. Die Erklärung vom 9. Juni zu wiederholen, erschien mit Recht müßig, weitere Maßregeln zu treffen verhinderte aber der Mangel einer geordneten Centralgewalt. Erst am folgenden Morgen hielt der Reichsverweser, Erzherzog Johann, der Held eines nie gehaltenen Trinkspruches, seinen Einzug in Frankfurt. Bis dahin, bis ein Reichsministerium die Geschäfte übernommen hatte, mußte man sich gedulden. Der Lohn für diese Zurückhaltung schien nicht auszubleiben. Das neue Reichsministerium, so durfte man glauben, ließ es weder an Einsicht noch an Kraft, um den Kampf in Schleswig-Holstein einem glorreichen Ende entgegenzuführen, fehlen. Am 24. Juli kündigte Schmerling an, daß General Wrangel, der Feldherr der deutschen Truppen in Holstein, nur einen Waffenstillstand eingehen werde, welcher der Ehre Deutschlands angemessen ist, am 31. Juli machte er neue, mit Jubel vom Parlament begrüßte Mittheilungen. Die

Verhandlungen mit Dänemark sind abgebrochen, die Feindseligkeiten haben bereits wieder begonnen. Der Krieg wird als deutscher Krieg, mit deutschen Reichstruppen und mit den Mitteln des Reichsschatzes geführt werden. Der Reichskriegsminister fügte hinzu, daß schon in naher Zeit österreichische und süddeutsche Bundestruppen zu den preußischen Waffenbrüdern stoßen und dem Feinde „die eindringliche Lehre geben würden, daß das einige Deutschland sich nicht ungestraft verhöhnen läßt."

Nichts konnte dem Parlament erwünschter kommen, als die Aussicht auf einen fröhlichen Krieg. Nur so lange die Waffen kräftig an einander schlugen, ließ sich die Begeisterung im Volke wach erhalten, nur durch mehrere entschiedene Siege durfte man ferner hoffen, den harten Sinn der Dänen zu brechen und so zu einem raschen Friedensschlusse zu zwingen. Auf der anderen Seite übte selbst eine Niederlage keinen so schlimmen Einfluß als ein längerer Waffenstillstand aus, welcher dem Gegner gestattete, die Eifersucht der Großmächte und die innere Zerrüttung Deutschlands für sich arbeiten zu lassen. Auf einen Waffenstillstand steuerten aber leider trotz der gegenseitigen Versicherungen des Reichsministers die Dinge in Wirklichkeit unaufhaltsam los. Auch wer nicht mit dem schlechten Willen der Persönlichkeiten rechnete, fand in der Verworrenheit der Verhältnisse eine ausreichende Ursache zu den schlimmsten Befürchtungen. Die den Frieden bestimmende Macht, das deutsche Reich, führte in Wahrheit nicht den Krieg, die kriegführende Macht, Preußen, hatte über den Frieden nicht selbständig zu bestimmen. So war es thatsächlich bestellt, in Dänemark hatte aber diese Auffassung sogar den Schein des Rechtes für sich. Als der Krieg begann, vertrat noch der Bundestag Deutschland in allen äußeren Angelegenheiten. Er wurde vom Parlamente abgedankt, an seiner Stelle die neue Centralgewalt errichtet, ohne daß die dänische Regierung davon die pflichtmäßige Kunde empfing. Denn zwischen kriegführenden Mächten findet kein Austausch von diplomatischen Complimenten statt. In Folge dessen weigerte sich Dänemark mit der Centralgewalt zu verhandeln und der Bevollmächtigte derselben mußte sich damit begnügen, „in der Nähe des Ortes" zu verweilen, wo dänische und

preußische Abgesandte den Waffenstillstand beriethen. Wie Dänemark, so erblickten auch alle anderen fremden Staaten in Preußen die reale Macht, in deren Händen allein die Entscheidung ruht. Auf Preußen übten daher die ohne Unterschied Deutschland mißgünstigen Großmächte den größten Druck. Sich demselben zu entziehen, allen russischen und englischen Drohungen zum Trotze im Kampfe für die Rechte Schleswig-Holsteins zu beharren, war aber für Preußen nicht unbedenklich. Ja, hätten sich die deutschen Angelegenheiten so ideal entwickelt, wie es ein kurzer Augenblick in den Märztagen hoffen ließ, wäre die volle Eintracht der Mittel vorhanden gewesen, wie sie in Bezug auf die Ziele bestand, vorhanden ferner die politische Erfahrung im Volke, Vertrauen zu seinen Führern, Kraft und Weisheit bei den Staatsmännern und vor allem Klarheit über die Stellung Preußens zu den übrigen deutschen Staaten, dann freilich wäre weder die Verzagtheit Preußens noch die Gefahr eines schleppenden Waffenstillstandes zu fürchten gewesen. Die Wirklichkeit zeigte von allem diesem das Gegentheil. Die republikanische Partei stritt leidenschaftlich mit der monarchischen um die Herrschaft, gerade die Leute, welche die Freiheit und Aufklärung unaufhörlich im Munde führten, beugten vor dem Fetisch des Pariser Convents willig das Knie. Der Gegensatz zwischen dem Süden und Norden war noch lange nicht ausgeglichen, Preußens Bedeutung insbesondere wurde nur mürrisch anerkannt, erschien Vielen als das größte Hinderniß deutscher Einheit, während in Wahrheit nur Preußen im Stande war, die Einheit Deutschlands zu gründen, sie fest und machtvoll zugleich zu gestalten. Lauwarm waren die Beziehungen zwischen der preußischen Regierung und der Centralgewalt. Jene fürchtete für fremde Zwecke verbraucht und abgenutzt zu werden, diese besorgte stets die Ueberhebung Preußens und starke Eingriffe in ihre Rechte. Nicht einmal der schleswig-holsteinische Krieg war im Stande gewesen, die alten Schäden des deutschen Staatslebens zu heilen. Das hervorragendste Bundesglied, in der Meinung Vieler das natürliche Bundeshaupt, Oesterreich, wies nicht nur jede Theilnahme an dem Kriege schroff von sich, sondern unterhielt auch mit Dänemark fortdauernd den freundschaftlichsten Verkehr, der alte

böse Ernst August von Hannover horchte ausschließlich auf die englischen Einflüsterungen und wenn auch andere Bundesfürsten besseren Willen zeigten, zu großen Opfern für die schleswig-holsteinische Sache waren sie keineswegs entschlossen. Sie durften sogar, so lange der Boden in den Einzelländern unterwühlt blieb, Aufstände drohten, da und dort der gewaltsame Sturz der Ordnung offenkundig vorbereitet wurde, sich nicht von aller Truppenmacht entblößen. Selbst Preußen, welches gerade in den Sommermonaten im heißen Kampfe mit der erbärmlichen, aber nichts desto weniger einflußreichen Berliner Demagogie stand, konnte nicht frei über alle Machtmittel verfügen, und mußte sich vorsehen, daß es nicht die Siege auf schleswigschem Boden mit Niederlagen in der Mark oder am Rhein bezahle.

Alle diese Umstände vereinigten sich, den Kriegseifer zu dämpfen und den Abschluß eines Waffenstillstandes bis auf günstigere Zeiten wünschenswerth zu machen. Auch das Reichsministerium fügte sich der Noth und gab wenige Tage, nachdem es sich ruhmredig für die energische Fortsetzung des Krieges ausgesprochen, der preußischen Regierung (7. August) die Vollmacht, mit Dänemark über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Die Vollmacht lautete nicht unbedingt, gestattete aber die Auffassung, daß der Auftrag der preußischen Regierung nicht darauf beschränkt sei, einen bis auf das kleinste Wort festgestellten Vertrag den Dänen zur Annahme oder zur Verwerfung vorzulegen. So wenigstens sah man in Berlin die Sache an und handelte darnach. Am 26. August schloß Preußen zu Malmö den Waffenstillstand mit Dänemark ab, ohne sich um die Bedingungen der Centralgewalt wesentlich zu kümmern, ja, wie sich gar nicht läugnen ließ, mit unrühmlicher Hast, mit schmählicher Unterwürfigkeit unter die dänischen Ansprüche. Wäre Preußen im Felde besiegt worden, es hätte nicht demüthiger die Forderungen Dänemarks hinnehmen können. Als die Kunde von dem abgeschlossenen Waffenstillstand nach Frankfurt kam, gerieth das Reichsministerium in die größte Aufregung. Es fand sich mit Recht durch die Willkür Preußens in der Feststellung der Waffenstillstandsbedingungen verletzt, sah aber auch die Unmöglichkeit eines gewaltsamen Bruches mit Preußen ein.

Denn schließlich lebte doch das Reich von der Kraft, welche Preußen ihm lieh. Als rettender Ausweg bot sich die Berufung an das Parlament an. Nicht als ob dieses vollführen sollte, wozu dem Reichsministerium der Muth mangelte, also etwa den Waffenstillstand kassiren, Preußen zur Fortsetzung des Krieges zwingen, wenn Preußen dessen sich weigerte, auch Preußen mit Execution überziehen, wenn die fremden Mächte einschritten, auch gegen diese sich wenden. Das Parlament sollte vielmehr auch seinerseits die Zwangslage anerkennen, den Waffenstillstand als unabwendbar erklären, und auf diese Weise das Reichsministerium von der Verantwortung entlasten. Der Plan wäre vielleicht gelungen, wenn nicht Dahlmann mit dem ganzen Gewichte seines Namens und seiner Autorität sich dagegen erhoben hätte.

Schon lange blickte er unmuthig, selbst zornig auf den Gang der Ereignisse in Schleswig-Holstein. In den vielen Briefen, die er von dort empfing, las er, daß dumpfe Verzweiflung an der Zukunft des Landes die besten Männer zu ergreifen beginne, in den Gesprächen mit Landsleuten, die zahlreich nach Frankfurt gepilgert kamen, hörte er laute Klagen, daß durch die Schwäche und Kleinlichkeit der Menschen eine große Sache verloren gehe. Von seiner eigenen Stimmung legen die Briefe seiner Frau — er selbst schrieb in jenen Tagen sehr wenig — ein deutliches Zeugniß ab. „Daß die nördliche Hälfte Schleswigs und Flensburg mit seinen Kaufleuten so dänisch gesinnt sind, ist doch schlimm und entscheidend. Welcher Jammer, daß alle Opfer nun vergebens, und wann wird man finden, daß Dänemark mit einem Theile von Schleswig zufrieden bleibt? Wäre doch der Krieg gleich rasch zu Ende geführt worden, so weit er es zu Lande konnte! Wenn Wrangel ein Blücher wäre, so dünkt mich, ginge er wie Codrington bei Navarin dennoch vor und nähme Jütland und Alsen. Das würde die deutschen Truppen wieder alle ermuntern und begeistern und die Sympathien in Deutschland würden wieder steigen, wo man jetzt wegen des dänischen eigennützigen Flensburg und Nordschleswigs Stumpfheit den ganzen Krieg unnöthig findet und nur über die gestörten deutschen Seehäfen lamentirt.“ Nimmermehr mochte Dahlmann sich zugestehen, daß er auch jetzt wieder die

theuerste Hoffnung seines Lebens begraben müsse, daß seine Bestrebungen abermals so nahe am Ziele scheitern werden, nimmermehr konnte er glauben, daß das Menschenmögliche bereits für Schleswig-Holstein geleistet worden sei, am wenigsten von Preußen. „Er bleibt fest auf seinem Stücke," schreibt seine Frau von ihm (16. August), „er sieht wohl oder fühlt vielmehr (mit Vincke und Auerswald u. A.) wohl mit, daß Preußen es schwer hat und große Opfer bringen muß, aber auch durchaus bringen muß, nicht um sich zu degradiren, sondern um den Weg zur kräftigen Erhebung an der Spitze von Deutschland desto sicherer zu finden." Die Verzagten zum Muthe zu zwingen, die Ermatteten zu einer neuen Kraftanstrengung anzuspornen, die Abtrünnigen zur gläubigen Gemeinde zurückzuführen, das hielt er jetzt für seine höchste Pflicht. In befreundeten Kreisen ging von ihm das Wort um: Wenn Jemand schwanke und schwer zu einer sicheren Ueberzeugung zu bringen sei, so müsse ihn Dahlmann anhauchen. Eine so mächtige Wirkung traute man seiner unerschütterlichen Gesinnungstreue zu. Was ihm mit Einzelnen oft gelungen, wollte er jetzt im Großen versuchen, er wollte die Nationalversammlung, das Reichsministerium, die preußische Regierung anhauchen, stark machen und für eine kräftige Weiterführung des Krieges bis zum unbestrittenen Siege gewinnen.

In der Sitzung vom 4. September theilte der Reichsminister des Aeußeren, Heckscher, dem Parlament den Inhalt des zu Malmö abgeschlossenen Waffenstillstandes mit. Da derselbe eine ausnahmsweise lange Dauer — von sieben Monaten — haben soll, so müsse wie bei einem Friedensschlusse die Centralgewalt sich der Zustimmung des Parlaments versichern. Dieses möge daher über den Waffenstillstand und das Verfahren der preußischen Regierung dabei discutiren und die nöthigen Beschlüsse fassen. Das klang wie eine Anklage Preußens und wie eine Aufforderung, den Waffenstillstand zu verwerfen und war, da das Reichsministerium die entgegengesetzte Absicht hegte, ziemlich ungeschickt, freilich bei der berüchtigten Unfähigkeit Heckschers für sein Amt nicht wunderbar. Es bedurfte aber gar nicht dieses Anstoßes, um Dahlmann auf die Tribüne zu bringen. Schon am Tage vorher hatte er eine Interpellation über den schmach-

vollen Waffenstillstand eingereicht, die er nun trotz dem Widerspruche des Gefahr witternden Gagern zur Kenntniß des Parlaments brachte. Schweren Hammerschlägen gleich fielen die einzelnen Fragen, welche er an das Ministerium richtete. „Ist es gegründet, daß vermöge der Bedingungen des Waffenstillstandes die provisorische Regierung von Schleswig-Holstein aufgelöst, die von ihr erlassenen Gesetze aufgehoben sind? wodurch derselben, obgleich sie von Preußen und der deutschen Centralgewalt förmlich anerkannt wurde, plötzlich der Character einer ungesetzlichen Gewalt beigelegt wäre; ist es gegründet, daß die Bedingungen des Waffenstillstandes den von der Anklage der Schleswig-Holsteiner furchtbar belasteten Grafen Karl von Moltke an die Spitze der neuen Regierung stellen? was nichts anderes hieße, als die innere Ruhe und Ordnung der höchsten Gefahr aussetzen; ist es gegründet, daß die schleswigschen Truppen von den holsteinischen getrennt werden sollen? wodurch eine Trennung der Herzogthümer angebahnt wird; ist es gegründet, daß der Waffenstillstand auf volle sieben Monate geschlossen ist? wodurch den deutschen Waffen die gelegentste Jahreszeit, um von Dänemark einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen, entzogen wäre." Ach! er wußte nur zu gut, wie begründet seine Sorgen und daß die Antwort auf alle seine Fragen nur bejahend ausfallen werde und weil er dieses wußte, weil er plötzlich zusammenbrechen sah, woran er sein Lebelang mühsam gebaut, darum erbebte seine Stimme vor innerer Erregung und kaum gedämpftem Grimme, als er die Schlußworte sprach: „Sie haben die Bedingungen des Waffenstillstandes auf officiellem Wege vernommen. Ich darf Sie nur an Eins erinnern: Am 9. Juni, vor noch nicht drei Monaten, wurde hier in der Paulskirche beschlossen, daß in der schleswig-holsteinischen Sache die Ehre Deutschlands gewahrt werden solle, die Ehre Deutschlands."

Wenig fehlte, so hätte die Mehrheit unter dem erschütternden Eindrucke der Mahnung Dahlmanns sofort über den Waffenstillstand entschieden. Mit Noth gelang es den besonnenen Reden Beselers und Waitz's, welche doch Beide wahrlich nicht dem Verdachte ausgesetzt waren, gleichgiltig für Schleswig-Holstein zu empfinden,

eine kurze Frist zur Prüfung der Sachlage durchzusetzen. Binnen 24 Stunden sollten die vereinigten Ausschüsse (für völkerrechtliche Verhältnisse und für die Centralgewalt) über die zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und strategischen Maßregeln Bericht erstatten, die Verhandlungen über den Waffenstillstand selbst, bis alle Aktenstücke gedruckt und geprüft sind, aufgeschoben werden.

Am folgenden Tage (5. Sept.) stand abermals Dahlmann als Berichterstatter der vereinigten Ausschüsse auf der Rednerbühne. In knappen Zügen, wobei die scharfen Hiebe auf den überall grob zutappenden Reichsminister Heckscher und auf die schlaffe preußische Regierung nicht fehlten, schilderte er die diplomatischen Ereignisse, welche dem Abschlusse des Waffenstillstandes vorangingen; er betonte, daß der Inhalt desselben alle von ihm in seiner Interpellation ausgesprochenen Befürchtungen bestätige — der siebenmonatliche Waffenstillstand, meinte er, schicke unser armes Deutschland geradezu in den ersten April hinein und wenn die provisorische Regierung und alle von ihr ausgegangenen Verordnungen aufgelöst würden, dann stände auch er, in Holstein gewählt, ungesetzlich hier — er verhehlte aber auch nicht, in welche Gefahren die Verwerfung des Waffenstillstandes Deutschland stürzen könne. „Nichts desto weniger," fuhr er fort, „schlägt der Ausschuß in seiner Majorität (11 gegen 8 Stimmen) die Sistirung der zur Ausführung des Waffenstillstandes ergriffenen militärischen und sonstigen Maßregeln vor. Er hat diese Entscheidung getroffen, nicht weil er jene schweren Folgen übersah oder gering anschlug, aber er ward durch folgende Erwägungen gelenkt. Zunächst das Schicksal Schleswig-Holsteins, welches die Ausführung eines Waffenstillstandes wie dieser, der die heiligsten Zusicherungen verletzt, nicht allein in die gefürchtete Knechtschaft der Dänen, sondern was noch mehr ist, in eine sichere Anarchie stürzt. Eben deshalb nun die unerläßliche Wichtigkeit, die provisorische Regierung zu stützen und beizubehalten, die provisorische Regierung, an deren Spitze zwei Männer stehen, die, wenn man die besten Männer in ganz Deutschland zusammennimmt, keinen von diesen an Willfährigkeit patriotischer Aufopferung hinter sich lassen, die aber

jetzt als Missethäter behandelt werden. Wenn die Anarchie in Schleswig-Holstein droht, wird sie nicht für ganz Deutschland folgenreich sein? Wenn Schleswig-Holstein den heldenmüthigen Entschluß faßt, den ich ihm zutraue, zu widerstehen, werden dann nicht die Freischaaren herbeiströmen aus allen Theilen Deutschlands, um diesen Helden des Vaterlandes Beistand zu leisten? Ist nicht die schleswig-holsteinische Sache eine deutsche? Und so lassen Sie mich denn sagen, was noch ungleich mehr, noch ungleich schwerer in dem versammelten Ausschuß gewogen hat, als Schleswig-Holstein: Es war der Hinblick auf unser gesammtes deutsches Vaterland! Dürfen wir unsere neue Laufbahn mit dem Bruche der heiligsten Zusage beginnen? Dürfen wir unsere Landsleute, unser eigenes deutsches Fleisch und Blut dem sicheren Verderben überliefern, der Rachsucht ihrer haßerfüllten dänischen Feinde? Unsere eigenen Landsleute dem Untergang zu überliefern, das ist es, wozu ich den Muth nicht besitze, und darum eben bin ich so muthig! Was ist es, was den Engländer so groß gemacht hat? Wahrlich nicht seine weltbeherrschende Flotte, wahrlich nicht seine glänzenden und reichen Eroberungen in allen Welttheilen; Eines, ein ganz Einfaches hat ihn groß gemacht: Jeder einzelne Engländer wiegt für England das ganze Vaterland — und hier gilt es viele Hunderttausende! Vorahnend habe ich schon am 9. Juni zu Ihnen gesprochen: Es sei das keineswegs diese isolirte schleswigsche Frage, welche so viel Strebungen, so vieles Ankämpfen gegen uns veranlaßt, sondern es sei die Einheit Deutschlands. Diese neue deutsche Macht, welche, so lange Deutschland besteht, noch nie erblickt wurde, die ihren Mittelpunkt hier in der Paulskirche hat und über welche das Vertrauen des gesammten deutschen Volkes wacht, sie soll von Anfang her in ihrem Aufkeimen beschnitten, sie soll, wenn es möglich wäre, nach allen Seiten hin zerfetzt, und endlich gebrochen werden. Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, welche uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmüthig bei dem Anfange, dem ersten Anblick der Gefahr, dann werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben! Denken Sie an diese meine Worte: Nie! Zwar gewiß nicht die Despotie, davor bin ich sicher, aber die Anarchie

wird in diesen Räumen herrschen und darüber hinaus und die werden fallen, welche jetzt in ihrem Wahn glauben, sie triumphirten über uns. Ich habe gesprochen. Möge die Hand dessen walten, der die Beschlüsse der Menschen zu gerechten Entscheidungen zu leiten weiß!"

„Niemals habe ich Dahlmann so bewegt gesehen, meldet seine Frau, welche der Sitzung beiwohnte, als während dieser Rede. Sogar Frauen weinten." Seine Worte, so mannhaft und ernst gesprochen, hallten bis zum Ende der Sitzung nach und bestimmten die Entscheidung. Sie ließen vergessen, wie erbärmlich Dahlmanns Antrag von den folgenden Rednern vertheidigt wurde. Dieselben gehörten beinahe nur dem Kreise der Linken an, welche mit dem durch Haß geschärften Blicke hier eine vortreffliche Gelegenheit wahrnahm, die bisher festgeschlossene konservative Partei zu durchbrechen und unter dem Schein des glühendsten Patriotismus ihre selbstsüchtigen Zwecke zu fördern. Wie empfindlich zeigte sich die Linke plötzlich in dem Punkte der nationalen Ehre, wie voll der begeisterten Theilnahme für die Schleswig-Holsteiner. Was brauchen wir England und Rußland zu fürchten? „Wir antworten ihnen mit anderthalb Millionen bewaffneter Männer." Wozu ist es nöthig, Rücksicht auf die preußische Regierung zu nehmen? Wenn sie sich nicht fügt, so wird „das preußische Volk, vielleicht nach blutigen Zuckungen, sie beseitigen?" Dahlmanns flammende Rede, um so ergreifender, je weniger seine politische Natur sich bisher der Leidenschaft zugänglich gezeigt hatte, ließ nun bei Manchen die Gründe überhören, welche gegen die Sistirung des Waffenstillstandes vorgebracht wurden. Dieselben waren unleugbar gewichtiger Art. Vortrefflich wies Bassermann nach, daß man nicht in wenigen Wochen gut machen könne, was Menschenalter gesündigt. „Daß das alte deutsche Regiment eben so wenig an die Errichtung einer Flotte gedacht hat, als an die Verbesserung der Verfassung, hat bewirkt, daß wir jetzt den Kampf gegen Dänemark bestehen müssen, wie ein Hund gegen einen Fisch." Eindringlich warnte Beckerath, nicht die Ehre Deutschlands durch einen Bürgerkrieg retten zu wollen. Zwei Thatsachen wurden überdies im Laufe der Sitzung bekannt, welche zur größten Vorsicht auffor-

dern mußten. Der Waffenstillstand war am 2. September bereits von Preußen ratificirt worden, Verwerfung desselben bedeutete also einen unmittelbaren Bruch mit Preußen. Außerdem hatte, wie Schmerling während der Verhandlungen mittheilte, das Reichsministerium einstimmig den Beschluß gefaßt, da eine Sistirung des Waffenstillstandes seiner Verwerfung gleichkomme, die letztere aber, wie die Centralgewalt mit schwerem Herzen bekennen muß, nicht mehr durchführbar sei, abzutreten, wenn Dahlmanns Antrag die Mehrheit der Stimmen gewinne. „Deutschland hat das Recht," schloß Schmerling, „zu fordern, daß die Männer, welche für die Sistirung sind, die Leitung der Geschäfte übernehmen und ihren Beschlüssen Geltung verschaffen. Würden Sie diesem Ruf nicht in kürzester Zeit entsprechen, dann müßte ich mit Bedauern bemerken, daß es leichter sei, eine Maßregel zu tadeln, als selbst eine entsprechendere durchzuführen." Alle Mahnungen und Beschwörungen waren vergeblich. Bei der namentlichen Abstimmung siegte der Antrag auf Sistirung mit siebzehn Stimmen Mehrheit. Die Galerien und die Linke jubelten; Dahlmann aber, der Führer der Sieger, empfand die bitterste Enttäuschung. Er hatte wohl erwartet, daß Heckscher, der Minister des Aeußeren, dessen Unfähigkeit die unheilvolle Verwickelung mitverschuldet, zurücktreten werde, an eine Cabinetskrisis aber gar nicht gedacht. Er hatte gehofft, alle politischen Freunde würden ihm folgen, durch die Einstimmigkeit des Beschlusses auf die Centralgewalt und die preußische Regierung ein heilsamer Druck geübt werden. Denn über das alberne Geschwätz von preußischem Verrathe, von einem absichtlichen Preisgeben der deutschen Interessen konnte er nur mitleidig die Achseln zucken; die Schwäche und Zaghaftigkeit allein mußte bekämpft werden und sie wurde es nach seinem Sinne am besten, wenn das ganze Volk ermuthigend und opferbereit sich Preußen zur Seite stellt. Statt dessen sah er fast alle alten Genossen als Gegner sich gegenüber, und das Parlament, weit entfernt von der ersehnten Einigkeit, in zwei nahe zugleich große Parteien zerklüftet. Er hatte endlich dadurch, daß die konservative Mehrheit der Nationalversammlung sich an die Spitze einer thatkräftigen, kühnen Politik stellte, das Ansehen derselben befestigen, der Linken,

die an tapferen Worten gar reich war, den Schein der Volksthümlichkeit entreißen wollen und mußte nun gewahren, daß aus dem Ausgange der Verhandlungen nur die Linke den Vortheil zog. Schon hatte Schmerling die Sieger eingeladen, auf den Stühlen der Minister Platz zu nehmen, in der ersten Reihe der Sieger stand aber die Linke, ohne deren Unterstützung Dahlmann niemals die Gegner geschlagen hätte.

Als sich die Abgeordneten in höchster Aufregung zum Weggehen erhoben, sagte Graf Schwerin zu einem der Nächststehenden: Morgen also haben wir ein Ministerium: Dahlmann-Blum. Das werden Sie nie erleben, Herr Graf, antwortete entrüstet Dahlmann, der die Worte vernommen. Kaum zu Hause angekommen, traf ihn eine Botschaft des Reichsverwesers, er möge sich gleich zu demselben begeben. Das Folgende erzählt Frau Dahlmann in ihren (8. Sept.) Briefen also: „Es ist wohl unter ähnlichen Umständen nicht leicht bei einer so wichtigen Sache so schlicht und gerade hergegangen. Sie sind der Mann, den ich brauche, sprach ihn der Reichsverweser an, machen Sie mir ein Ministerium, wie Ihre englische Revolution beschaffen ist. Dahlmann versprach ihm sich alle Mühe zu geben und sie verständigten sich über die möglichen Persönlichkeiten, die freilich sehr schwer zu finden, namentlich für das Ministerium des Auswärtigen. So ging es gestern und vorgestern. Man ist mit Baron Stockmar in Verhandlungen, den Dahlmann näher kennen gelernt und den er für eben so tüchtig hält wie von reinem Character; aber es ist wenig Hoffnung, daß er es thut. Am zweiten Tage, als Dahlmann wieder beim alten Johann war, um die Ergebnisse des Tages zu berichten und von dem künftigen Ministerpräsidenten sprach, sagte der Reichsverweser: Der müssen Sie sein, worauf Dahlmann entgegnete, daß er es niemals werden wolle, er wolle Professor bleiben und nicht mehr seine Lage ändern. Erzherzog Johann meinte, er sei doch viel älter und habe es doch gethan, drang aber nicht weiter in Dahlmann, lobte ihn vielmehr: Das gefällt mir von Ihnen, das kommt nicht oft vor; Sie sind ein braver Mann. — So fuhr Dahlmann jeden Abend einige Tage zum Reichsverweser. Er hätte dennoch, wenn er gesehen, daß es nützen

konnte, den Posten so lange angenommen, bis die Waffenstillstandssache fertig geworden; aber er konnte doch nicht zugleich Minister des Auswärtigen und des Krieges sein. Da sich dazu Niemand gefunden, so gab er heute den Auftrag, ein Ministerium zu Stande zu bringen, in die Hände des Reichsverwesers zurück."

Für die bitteren Erfahrungen dieser Tage konnte das Lob des Reichsverwesers, der die Rolle des harmlosen Biedermannes vortrefflich spielte, nicht entschädigen. Die Post brachte Dahlmann nicht allein Schmähbriefe Fremder, sondern auch deutliche Beweise, wie bedenklich unbefangene, ehrliche Freunde seine neue politische Stellung fanden. Aus Oldenburg schrieb ihm ein gewisser Zacharias Eilers: „In unserem Lande fängt man an Sie zu verfluchen und zu hassen. Die Braut freute sich der Rückkehr des Geliebten, die Mutter der ihres sie ernährenden Sohnes, das Volk freute sich des Vortheils wegen, denn unserem Oldenburger Lande kostet dieser verfluchte Krieg schon 150,000 Thaler. Man ist hier sehr unzufrieden, daß der Waffenstillstand nun wieder nicht zu Stande kommt. Und Sie haben die Schuld! Das Volk will keine Revolution, keinen Krieg, keine verdammte Republik, sondern Ruhe und Frieden." Solche Grobmalereien übten keinen Eindruck. Aber auch Albrecht, welcher schon im Sommer den Parlamentssitz aufgegeben hatte und zu seiner Leipziger Professur zurückgekehrt war, der alte Göttinger Verbündete, erschien bekümmert. „Die Besorgnisse," schrieb er dem Freunde, „mit denen mich der Beschluß, als dessen hauptsächlichen Urheber ich Sie betrachten muß, erfüllt, gelten nicht bloß Deutschland, sondern zunächst Ihnen. Sie unter dem Beifall der Linken sprechen, Sie mit Robert Blum und Consorten zusammengestellt, Sie in die Nothwendigkeit versetzt zu sehen, ein neues Ministerium zu gründen, lastet auf mir wie ein Alp. Das Letztere zumal scheint mir eine Lage, die Sie peinigen und unglücklich machen muß."

Peinliche Eindrücke empfing gleichfalls Dahlmann, wenn er zu den Zeitungen griff. An Lobrednern fehlte es ihm zwar keineswegs. Die Organe der Linken, die Reichstagszeitung Blums und Günthers obenan, überströmten an Phrasen die Anerkennung.

Wie schien doch die Welt über Nacht auf den Kopf gestellt! Vor wenigen Wochen noch hieß er in diesen Kreisen „ein Antiquitätenkrämer, ein Bergschläfer, der seit dem Sturze des heiligen römisch-deutschen Reiches die Augen nicht aufgethan" und jetzt galt er ihnen auf einmal als der weiseste Staatsmann, der erleuchtete Patriot. Die Blätter aber, welche ihn bisher auf den Schild gehoben hatten, wie die Deutsche Zeitung, sagten sich nun von ihm los. Nicht als ob sie zu Schmähungen die Zuflucht genommen und den Character des alten Führers verdächtigt hätten. Aus der genauen Kenntniß der Natur Dahlmanns holte die Deutsche Zeitung ihre schärfsten Waffen gegen seinen Antrag und seine gegenwärtige parlamentarische Stellung. Es war ihr nicht schwer, nachzuweisen, daß Dahlmanns ideales Wollen nur den Gelüsten der Linken nach Gewalt zu Gute komme, daß diese Verbindung des konservativen Parteihauptes mit den süddeutschen Republikanern ganz unnatürlich sei und zu einem schlimmen Ende führen müsse. Dahlmann konnte am wenigsten widersprechen, wenn die Deutsche Zeitung in einem schneidigen Artikel*) auseinander setzte, Dahlmann gehöre nicht der Richtung an, welche dem Parlamente nicht allein die Feststellung der Verfassung, sondern auch die Regierung über Deutschland zuwenden wolle, er sei weit entfernt, das strenge Festhalten an den bestehenden Rechten und Verträgen, lächerlich zu finden und alle Diplomatie zu verwerfen, er stehe nicht auf dem Standpunkte, welchem Schleswig höher gelte als Preußen und der zu einem offenen Bruche mit dem letzteren, unbekümmert um die Folgen, treibe. Von „seiner" Zeitung, wie die Deutsche Zeitung häufig genannt wurde, mußte Dahlmann die Mahnung hören: „Im rechten Moment imponirt man durch trotzige Kraft, zu allen Zeiten durch Besonnenheit, Maß und strengstes Einschließen in die Schranken des Rechtes."

Die unheimliche Empfindung einer solchen Lage verstärkten die Vorgänge im Parlament. Durch den Rücktritt des Ministeriums wurde die Ausführung des Beschlusses über die Sistirung verschoben, bis ein neues Cabinet zusammengesetzt war. Natürlich

*) Nr. 245.

tobte die Linke; sie sah in dem Zurückweichen der Minister eine schnöde Arglist, bestimmt, den Parlamentsbeschluß zu hintertreiben, und erhob in der Sitzung vom 7. September einen gewaltigen Lärm darüber. Die beste Beruhigung, nämlich eine unverweilte Bildung des neuen Ministeriums, konnte nicht Dahlmann geben, vielmehr mußte er auf die Anfrage des Präsidenten Gagern erklären, ein neues Reichsministerium sei zur Stunde nicht zu Stande gekommen. Die ungeduldige Linke begriff diese Schwierigkeiten nicht; Eisenmann aus Nürnberg meinte, ein Jeder, welcher mit der Majorität gestimmt, hätte die Pflicht, die Verantwortlichkeit für die Ausführung des Beschlusses zu übernehmen, also Minister zu werden, „wäre es auch nur auf sechs Stunden und sollte er auch nur als eine Schreibmaschine erscheinen". Dazu also sollte sich Dahlmann benutzen lassen! Vogt aus Gießen ging noch weiter. Er warf alle Schuld der Verzögerung ausschließlich auf Dahlmann. „Derjenige, der mit der Bildung des Ministeriums betraut würde, müßte einen oder einige Minister, und wenn auch nur auf zwölf Stunden, ernennen und durch diese den Beschluß notificiren lassen. So hätte ein politisch gebildeter und praktischer Staatsmann gehandelt und er hätte den Dank der Nation geerntet, denn er hätte rasch gehandelt." Mit der Linken hatte es Dahlmann, da er ihr nicht unbedingt zu Willen war, verdorben, die Rechte konnte und wollte ihn nicht vertheidigen, erklärte vielmehr durch den Mund des Fürsten Lichnowsky: die Anklage Vogts wäre nicht unbegründet und Dahlmann hätte an der festen Säule nicht rütteln sollen, wenn er nicht die Last derselben übernehmen will. Tief bekümmert saß Dahlmann während dieses Streites da. Die gegen das frühere Ministerium geschleuderten Vorwürfe mit Schweigen zu übergehen, duldete seine ehrliche Gewissenhaftigkeit nicht. „Sie haben als Ehrenmänner gehandelt und verdienen die Anerkennung des Parlaments. Auch mich würde keine Macht der Welt zwingen, einen Auftrag zu übernehmen, den ich für durchaus gesetzwidrig erachte." Zu seiner Rechtfertigung sprach er unter großer Unruhe des Hauses nur den Satz: „Wir stehen in einer höchst gefahrvollen Stunde. Wenn Muth noth ist für unsere Lage, so ist eben so sehr Mäßigung und Besonnenheit

noth, damit wir zum Ziele kommen." Am folgenden Tage wiederholten sich dieselben peinlichen Scenen. Robert Blum, dem böse Zungen nachsagten, er hätte bereits Frack und Handschuhe hervorgeholt, um als Minister an Dahlmanns Seite würdig aufzutreten, wollte wissen, wie weit die Bildung des neuen Ministeriums gediehen sei, und stellte den Antrag, durch eine Deputation an den Reichsverweser diesen aufzufordern, die Ministerkrisis zu beendigen. Dahlmann antwortete: „Ich glaube, es wird genügen, wenn ich erkläre, daß Verhandlungen angeknüpft worden sind und daß sie thätig verfolgt werden, und wenn ich hinzufüge, daß es auf keiner Seite an Eifer in dieser Hinsicht fehlt. Ich darf noch außerdem hinzusetzen, daß es allerdings in diesem Augenblick noch zu keinem Abschlusse gediehen ist. Ich bezweifle aber, daß ein weiteres Eingehen der Nationalversammlung dem Gelingen der obschwebenden Combination irgend förderlich sein werde, wohl eher das Gegentheil." Aber noch am Abend desselben Tages gab er den Auftrag, ein Ministerium zu bilden, in die Hände des Reichsverwesers zurück.

Es war ihm klar geworden, daß er keinen Genossen finden könne, der bereit ist, mit ihm die Verantwortlichkeit für die Sistirung und Verwerfung des Waffenstillstandes zu tragen, es sei denn, daß er sich die Collegen aus den Bänken der Linken herausholte. Ein Vollziehungsausschuß aber, wie ihn die Linke plante, hätte vielleicht blutigen Streit herbeigeführt, und jedenfalls schon nach acht Tagen mit Spott und Schande geendet. Es war sogar in diesen letzten Tagen das Andere klar geworden, daß die Majorität des Parlaments, von der ersten Aufregung erholt, sich nicht mehr gegen den Waffenstillstand gewaltsam sperre. Die Bedingungen des letzteren hatten bei näherer Einsicht keineswegs eine freundlichere Gestalt angenommen; die Nachricht, daß die Holsteinische Landesversammlung gegen den Waffenstillstand protestirt habe, mußte eigentlich für die Verwerfung Stimmen gewinnen — der Waffenstillstand war dadurch unausführbar geworden. Aber die Gefahr eines Bruches mit Preußen überwog alle Bedenken und auch die Furcht vor einer Ausbeutung eines verwerfenden Beschlusses durch die Linke, deren

Straßenanhang täglich frecher und drohender sich geberdete, übte mitentscheidenden Einfluß.

Am 14. September kam die Waffenstillstandsfrage selbst zur Verhandlung. Zwei Ausschußanträge lagen vor. Der eine, auch von Dahlmann unterschrieben, empfahl die Verwerfung, der andere, von der Partei Dahlmanns ausgehend, sprach sich unter bestimmten Voraussetzungen für die Annahme aus. Zwölf Mitglieder hatten im Ausschusse für den ersten, zehn für den zweiten Antrag gestimmt. Aber gleich am Anfang der Debatte trat der achtzigjährige Arndt auf. Die schleswig-holsteinische Sache, die deutsche Ehre besaß keinen besseren Vorkämpfer als ihn; er hatte bisher treu zu Dahlmann gehalten und den Antrag auf Verwerfung unterschrieben. Jetzt nahm er, „honni soit qui mal y pense", seine Unterschrift zurück. „Unter dem Zustande der Herrenlosigkeit und Nichtregierung und unter der Möglichkeit, daß, wenn nichts hier ohne Ministerien geschieht, dieß ein großes Unglück ist, habe ich meine Ansicht geändert. Keiner wird sagen, daß ich zum Lügner und Trüger geworden bin, daß ich als Gaukler und Schaukler gehandelt habe." Durch Arndts Rücktritt standen nun im Ausschusse eilf gegen eilf Stimmen, ein Grund mehr, sich um die Ausschußanträge nicht weiter zu kümmern, welche beide die Sache zu schroff hinstellten. Denn wie gleichfalls aus Arndts Rede hervorging, war es nur ein allgemeines konservatives Interesse, welches zur Annahme des Waffenstillstandes geneigt machte. Ein abschwächender, vermittelnder Vorschlag, geeignet, auch die Schwankenden, der Sache Schleswig-Holsteins Wohlwollenden herüberzuziehen, erschien mehr am Platze. Und so wurde nach dreitägigem heißen Kampfe der Antrag des Augustenburgischen Hausdiplomaten Franke: die Vollziehung des Waffenstillstandes, soweit er noch ausführbar, nicht länger zu hindern, mit einer Mehrheit von 21 Stimmen (257 gegen 236) am Abend des 16. September angenommen. Dahlmann war unter den Verneinenden.

So endigte die peinlichste Episode aus dem Leben des Frankfurter Parlaments. Gar Manchem ging während der Abstimmung Dahlmanns prophetisches Wort durch den Sinn: „Unterwerfen Sie

19*

sich kleinmüthig bei dem ersten Anblick der Gefahr, dann werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben." Und später, als sich Noth auf Noth häufte, die Nationalversammlung immer mehr an Macht und Einfluß verlor, in vollständige Nichtigkeit endlich zurücksank, erinnerten sich abermals Viele des Wortes, das mit so hellem Seherblicke den trübseligsten Ausgang einer so glänzend begonnenen Sache verkündet hatte. Wer könnte läugnen, daß in der That seit den Septembertagen 1848 das Parlament sich auf abschüssiger Bahn fortbewegte? Nicht, daß es im Laufe einer Woche mit Ja und Nein wechselte, heute zugab, was es gestern heftig bestritten hatte, nicht das materielle Resultat der langen Verhandlung, die Annahme des Waffenstillstandes, schädigte so sehr das Parlament, als daß bei der einen und anderen Abstimmung die Entscheidung in den Händen einiger weniger Individuen ruhte. Als eine Existenzfrage war der Beschluß über den Waffenstillstand bezeichnet, als solche auch allgemein anerkannt worden und bei dieser zerfiel die Nationalversammlung in zwei nahezu gleich große Hälften, zeigte sich die Majorität schwankend und so klein, offenbarte sich die gerühmte Einigkeit des Parlaments als eine leere Fabel. Auf materielle Hilfsmittel durfte dasselbe nicht pochen, wie schlecht es damit bestellt sei, hatten die Verhandlungen über den Waffenstillstand sattsam bewiesen, nur durch sein moralisches Ansehen konnte es sich geltend machen. Wie sollte aber das Vertrauen im Volke stark bleiben und wie die ohnehin widerwillige Achtung der Regierungen ferner erzwungen werden, wenn die tiefste Zerklüftung im Parlamente herrschte und dasselbe keinen seiner Aussprüche mit der Autorität der Einstimmigkeit umkleiden konnte? Feierlich hatte die Nationalversammlung ihren souveränen Willen proklamirt; wenn sich aber in ihrem Wollen ein so herber Zwiespalt kundgab, wer sollte dann entscheiden, welches Wollen auf die Souveränität den größten Anspruch besaß? Man sieht, die kühnen Griffe brachten dem Parlament kein Heil. Als im Juni Gagern den kühnen Griff that und den Reichsverweser unmittelbar von der Nationalversammlung wählen ließ, entfremdete er derselben alle Regierungen, ohne deren guten Willen die Verfassung doch nicht zu Stande kommen konnte, und nun als

Dahlmann abermals einen kühnen Griff versuchte, durch ein begeistertes Votum der Nationalversammlung die Centralgewalt und Preußen zu einer großen politischen That hinreißen und so die Macht der ersteren fest begründen wollte, da erreichte er schließlich nur, daß das Parlament aufhörte, der Schwerpunkt zu sein, um welchen sich das politische Leben bewegte. „Es hatte die Probe nicht bestanden," klagte Dahlmann selbst. „Von nun an mußte der ruhige Beobachter, das heißt, wer seine Wünsche von seinen Hoffnungen zu unterscheiden verstand, sich sagen: Die Entscheidung über das Schicksal Deutschlands wird nicht mehr in den Händen der Nationalversammlung liegen, die deutschen Großmächte werden die schließliche Entscheidung geben, eine oder beide, sobald sie nur selbst in ihrem Innern Ruhe gefunden haben, und Rußland wird nicht müßig dabei zusehen."

Niemals, weder in dem ersten Augenblicke, als ihn der Zorn über die erlittene Niederlage übermannte, noch später in den Tagen ruhiger Erwägung, hat Dahlmann zugegeben, daß ihn eine persönliche Schuld an dem Mißgeschick, welches das Parlament und das Vaterland ereilte, treffe. „Mich läßt der Gedanke nicht los, schrieb er (29. Juni 1850) an Frau Gervinus, daß, wenn man im September 1848 meinem Rathe gefolgt wäre und die kühne Aufgabe der Zeit kühn auf sich genommen hätte, es sowohl mit den schleswig-holsteinischen als den allgemeinen deutschen Dingen würdiger und gesegneter stände. Leichter war es allerdings für die Mathy und Bassermann und Jürgens, mich damals in allen Zeitungen zu verläumden, als ob ich einer beschränkten Vorliebe für Schleswig-Holstein oder gar bloß persönlichem Ehrgeize gefolgt wäre." Dahlmann war in seinem vollen Rechte, wenn er diese Beweggründe des Handelns stolz von sich wies. Die Sympathie für Schleswig-Holstein hatte ihn in die erste Reihe der Kämpfer geführt, seiner Stimme den zitternden Ton, seiner Rede die eindringliche Kraft gegeben, aber seine Ansicht nicht ausschließlich bestimmt. Er war in der That des guten Glaubens, in Schleswig-Holstein werde die deutsche Frage entschieden, mit diesem Wurfe hoffte er ernstlich die deutsche Einheit zu erreichen. Noch weniger stichhaltig war der Vorwurf persönlichen

Ehrgeizes. „Zum Minister fehlt mir in der That jede Begabung; ich besitze weder die leichte Hand, noch die gewinnende und treibende Kraft, die dazu gehört; über diesen Punkt habe ich mich nie durch Eigenliebe getäuscht.“ Lange bevor er dieses Bekenntniß niedergeschrieben, hatte Dahlmann darnach gehandelt. Wäre er von persönlichem Ehrgeize beseelt gewesen, so hätte ihm der März und April wiederholt Gelegenheit gegeben, denselben zu befriedigen. Wie viele hohe Staatsämter waren ihm nicht damals angetragen worden und wie leicht hätte er auch im September das Gelüste nach der Ministerwürde befriedigen können, wenn ihn selbstsüchtige Triebfedern geleitet. Gerade weil ihm der persönliche Ehrgeiz ganz fern lag, scheiterte seine Aufgabe.

In den Vorlesungen über deutsche Geschichte, welche er in den fünfziger Jahren hielt, erzählt Dahlmann seinen Zuhörern das Schicksal seiner Ministerkandidatur mit folgenden Worten: „Man hat Dahlmann oft und scharf getadelt, daß er nicht in den nächsten Tagen nach dem 5. September wirklich ein anderes Ministerium zu Stande brachte. Wer das thut, beweist nur, daß er niemals ernstlich darüber nachgedacht hat, was in konstitutionellen Staaten ein Ministerium bedeutet. Es bedeutet eine Regierung, welche die Majorität im Parlamente hat. Eine solches Ministerium aufzustellen, wäre eine Kleinigkeit gewesen, hätte eine große Majorität für die Sistirung entschieden. Davon war aber das Gegentheil der Fall; nur 17 Stimmen hatten die Entscheidung gegeben und unter diesen befanden sich sehr Viele, welche bloß in dieser Frage sich von dem bisherigen Ministerium, mit dem sie sonst in der Regel stimmten, getrennt hatten, und in diesem Falle befand sich Dahlmann selbst. Einem Siege der Art konnte eine moralische Geltung beiwohnen, allein das politische Gewicht ging ihm ab. Darum gab Dahlmann lediglich nur das auf, was zu erreichen nicht möglich war.“ Diese Sätze schildern nicht allein den sachlichen Hergang, sondern geben auch die beste Handhabe für das Urtheil. Den Regeln des konstitutionellen Staates entlehnte Dahlmann die Richtschnur seines Handelns. So entsprach es seinem Grundsatze, keineswegs aber den wirklichen Zuständen, welche den wohlgefügten und ausgebauten kon-

stitutionellen deutschen Staat nicht kannten. Am wenigsten hätte jene Regel in den verhängnißvollen Septembertagen genügt, wo das Ministerium, um durchzugreifen und die zahllosen widerhaarigen Elemente zu besiegen, sich mit der Gewalt eines Dictators hätte ausrüsten müssen. „Unmögliches" schloß die Aufgabe, welche Dahlmann gestellt wurde, in sich. Aber Dahlmann hatte selbst die Wissenschaft der Politik auf die gegebenen Zustände gegründet und in einer späteren Aufzeichnung die politische Handlung, welche sich innerhalb der Grenzen des Möglichen hält, nicht allein als zweckmäßig, sondern auch als rechtmäßig gepriesen. Unmöglich war seine Aufgabe nicht erst am Abend des 8. September, als er dem Reichsverweser das Mandat zurückgab, sondern gleich im ersten Augenblicke, als er dasselbe übernommen hatte, weil sie auf irrigen Voraussetzungen beruhte. Für den Mann der unerschütterlichen Grundsätze gab es allerdings keinen Wechsel und Wandel; wie er im März dachte, so dachte und urtheilte er auch im Herbste. Aber wie das Volk im März dachte, das war der Ausfluß einer enthusiastischen Stimmung, vergänglich und flüchtig. Daß Dahlmann Stimmungen die Dauer von Grundsätzen verlieh, die Erfahrungen der letzten Monate, die Zersetzung der ursprünglichen Begeisterung durch widerstreitende Interessen ganz aus den Augen ließ, daß er so handelte, als athmete noch ganz Deutschland, die Fürsten und die Völker die frische Morgenluft der Freiheit, daß er die Kraft der wirklichen Verhältnisse nicht berechnete, diese Schuld trifft Dahlmann. Aber sie trifft nur den praktischen Politiker, nach welchem Ruhme er ohnehin nicht strebte, nicht den menschlichen Character. Dieser ging rein und unversehrt aus dieser Prüfung hervor. Es waren seine Tugenden, der strenge sittliche Sinn, die unbeirrte Gewissenhaftigkeit, die immer lebendige Vaterlandsliebe, welche die Klugheit seines Handelns hemmten. Weil der menschliche Kern unberührt blieb, verlor sich auch bald die Trübung des Gemüthes, in welche ihn der vermeintliche Abfall so vieler Freunde anfangs versetzte. „Georg Beseler stimmt gegen mich und ich suche seinen Bruder zu schützen und zu retten," klagte er wohl zuerst, oder: „Waitz spricht für mich, aber stimmt mit meinen Gegnern!" Länger dauerte die Verstimmung gegen die Mit-

glieder des Ministeriums, von welchen er behauptete, sie dächten wie er über den Waffenstillstand, ließen sich nur von leidigen äußeren Rücksichten leiten, aber auch über Mathy, Bassermann, Beckerath, Gagern beschwerte er sich nur in vertrauten Privatbriefen, im öffentlichen Wirken stand er ihnen schon in der nächsten Zeit und seitdem immer ehrlich und tapfer zur Seite. Und doch hatte Gagern noch einmal seinen holsteinischen Patriotismus verletzt. Als dieser bereits Ministerpräsident war und die schleswig-holsteinische Landesversammlung einen Protest gegen die Theilung Schleswigs und die schwächliche Diplomatie Preußens aufgesetzt hatte, wurde (Januar 1849) der Plan gefaßt, den Protest durch Dahlmann an der Spitze sämmtlicher schleswig-holsteinischer Mitglieder des Reichstages Gagern feierlich überreichen zu lassen. Dahlmann war eifrig am Werke und schrieb schon die Rede nieder, die er im Namen der Schleswig-Holsteiner an den Ministerpräsidenten richten wollte. „Die Landesversammlung ist tief erschüttert durch die Kunde, daß das Zusammenleben eines halben Jahrtausends jetzt plötzlich weichen solle vor dem Kunstgebilde einer Isolirung Schleswigs zum selbständigen Staate. Herr Ministerpräsident! In schwer erkrankter Zeit mögen schwere Opfer nöthig sein; man unterwirft sich nöthigenfalls der Amputation eines nicht zu rettenden Gliedes, aber mit der Section des ganzen Körpers die Cur anfangen zu wollen, das ist eine unerträgliche Forderung. Holstein von Schleswig getrennt, ist nicht Holstein mehr, nicht einmal der Kieler Hafen, der beste Kriegshafen des deutschen Reiches, bleibt unversehrt, denn an seiner westlichen Seite liegt Schleswiger Land und seine Befestigung nimmt Schleswiger Boden in Anspruch. Man begehrt, was unmöglich ist. Mittlerweile sind die Schleswig-Holsteiner entschlossen, vor Allem sich selbst nicht zu verlassen. Nicht umsonst hießen sie schon im zwölften Jahrhundert cervicosi Holsati, die hartnäckigen Holsten, nicht umsonst führten sie vor jetzt vierhundert Jahren einen zwanzigjährigen Krieg um Schleswig, welches ihnen, der Kraft von ganz Skandinavien gegenüber, endlich blieb. Jetzt ist ein mehr als zwanzigjähriger Hader um Schleswig endlich wieder zum Kriege entbrannt. Wird das wiedergeborene Deutschland die Schleswig-

Holsteiner mit gewaffneter Hand zwingen wollen, Unrecht für Recht gelten zu lassen? Wir fürchten nicht, daß das von deutscher Seite geschehen könne, und bei Ihnen, Herr Ministerpräsident, an dessen Namen sich die theuersten Hoffnungen Deutschlands knüpfen, wird die gerechte Sache der Bedrängten eine unerschütterliche Stütze finden." Am Rande des Schriftstückes liest man mit Rothstift bemerkt: „Nicht gesprochen, weil Hr. v. Gagern die Audienz von einem Tag zum andern verschob."

Alle diese Kränkungen und Zurückweisungen überwand Dahlmann mit seltener Tapferkeit. Wozu Anderen die Elasticität des Geistes verhilft, die sich nicht dauernd biegen und krümmen läßt, immer wieder in die alte rechte Lage zurückkehrt, das vollbrachte er durch die strenge Beharrlichkeit seines Wesens. Keine Niederlage schreckte ihn ab, den Kampf immer wieder zu beginnen, kein Hinderniß erschien ihm so unübersteiglich, daß er grundsätzlich auf seine Ziele verzichtete und alles fernere Wirken aufgegeben hätte. Vorübergehende Zwistigkeiten konnten daher auf seine Ueberzeugungen und seine Thätigkeit keinen Einfluß nehmen. Er war mit seinen Genossen, die in der Paulskirche im rechten Centrum saßen und in der parlamentarischen Kunstsprache nach ihrem gewöhnlichen Versammlungsorte die Casinopartei genannt wurden, auf Grund der gemeinsamen sittlichen Anschauungen vom Staate, des gleichen historischen Glaubens und derselben vaterländischen Hoffnungen verbunden, er stand fest zu ihnen und blieb mit ihnen vereint, auch wenn er im Einzelnen andere Meinungen hegte und über die vermeintlich irrige Wahl der Wege sich das eine und andere Mal heftig erzürnte. Das wußten die Genossen, die auch im heftigsten Kampfe über die Waffenstillstandsfrage seinen Character und seine Grundsätze nicht antasteten, vielmehr der Huldigung, die ihm Vincke, in dieser Sache sein Hauptgegner, darbrachte, freudig zustimmten. „Nur durch die edlen Motive, die in ihm liegen, durch seine patriotischen Gesinnungen, durch die Erinnerungen an seine Heimat, an das Streben seines Lebens wurde Dahlmann zu seinem Entschlusse, den Waffenstillstand zu bekämpfen, geführt. Dahlmann bedarf es nicht, daß ich ihm meine Hochachtung hier ausspreche, denn er besitzt die Hochachtung von

ganz Deutschland und die bleibt ihm." Und als die Linke nicht müde würde, Zwietracht zu säen, Dahlmann in der Reichstagszeitung auf Kosten seiner „verrätherischen" Partei zu preisen, da erhob sich ingrimmig Dahlmann (20. Sept.) im Parlamente, und bekannte sich laut und offen zu seiner alten Partei. „Ich trete in schwerer Sorge vor Ihnen auf, in einer Sorge für meinen guten Ruf als Mensch und als Vaterlandsfreund. Ich protestire feierlich gegen jede Belobung, die mir aus einer so unreinen Quelle, wie die Reichstagszeitung, jetzt oder je künftig zufließen dürfte. Wie ernst mich meine Ueberzeugung von denjenigen Mitgliedern trennen mag, die anders als ich in der schleswig-holsteinischen Sache gestimmt haben, ich werde nie und nimmermehr mich zu denen gesellen, welche ihre Gegner schmähen; ich werde niemals eine Partei herabsetzen, unter der ich so viele ehrenwerthe Mitglieder anerkenne. Niemals werde ich aufhören, denselben Männern, mit denen ich in jener Angelegenheit einen durchaus getrennten Weg gehe, treulich die Hand zu bieten, zu dem gemeinsamen Ziele, welches uns allen vorschwebt: zu dem Werke der Befestigung der besseren Ordnung unseres großen Vaterlandes."

Zur Klärung der Verhältnisse trug wesentlich der fluchwürdige Aufstand bei, welcher unter dem Vorwande, es gelte die Ehre Deutschlands zu retten und den Brüdern in Schleswig-Holstein zu bringen, am 18. September in Frankfurt ausbrach. Diese Mordbuben also waren das Heer, mit welchem die Linke über ganz Europa zu siegen sich vermaß, dieser Auswurf städtischer Bevölkerung die Nation, welche die Linke Dahlmann, wenn er das Ministerium übernehme, zur Verfügung stellte. Von so unsauberer Gesellschaft sich loszusagen, war nicht blos räthlich, sondern auch pflichtgemäß. Die Reinigung vollzog denn auch Dahlmann rasch und gründlich. Mit persönlicher Gefahr bedrohte ihn übrigens der Frankfurter Aufruhr nicht. Die besorgten Freunde, welche nach seinem Schicksal in jenen Tagen fragten, konnte er vollständig beruhigen. „Schlimm war es gleichwohl, schrieb er (28. Sept.) an Frau Wentorp, und es hing an einem Haar, so drang die Schaar in die Paulskirche ein; doch wären ihr freilich Oesterreicher gleich auf dem Fuße nach-

gefolgt. Kurze Zeit, ehe das geschah, reichte mir noch Lichnowsky scherzend die Hand über eine Zwischenbank hinweg und ich zögerte eben so scherzend (wir hatten uns die letzten Tage mehrmals gestritten) sie anzunehmen, aber nahm sie doch. Wenige Stunden darauf war er nicht mehr. Um dieselbe Zeit, da er sein Ende fand, ging ich mit dem alten Arndt, dem ich begegnete, in derselben Richtung; ein paar Schüsse, die vor uns aus dem Gebüsch fielen, trieben uns zurück. Hiernach trieb ich mich mehrere Stunden mit Arndt und anderen oben auf der Zeile herum, während unten auf der Zeile die Batterien ihr Feuer eröffneten. Als man des Aufstandes Herr geworden, ging ich nach Hause und befreite Luisen aus großer Sorge. Mittlerweile berathen wir wieder, als ob nichts geschehen wäre, an der Verfassung Deutschlands; dieser Leichtsinn ist das Glück und das Unglück der Menschen."

5. Die deutsche Reichsverfassung.

„Der Verfassungsausschuß entwickelte unter Bassermanns und später Soirons Vorsitz von Anfang (25. Mai) her in täglichen Sitzungen eine ungemeine Thätigkeit. Die Vorfrage war, ob der Entwurf der Siebzehner zum Grunde zu legen sei; allein hiervon ward auf die Bemerkung der demokratischen Fraction des Ausschusses: Heinrich Simon, Robert Blum, Schüler und Wigard, daß dieser Entwurf schon wegen seiner Kaiseridee im ganzen deutschen Volke verhaßt sei, sofort abgesehen. Und vielleicht war es besser, nicht durch den Hinblick auf ihn, der doch wenigstens der Gliederung nach wirklich zum Grunde lag, den Widerspruch aufzureizen. Man beschloß zuerst die Grundrechte des deutschen Volkes aufzustellen und zum Zwecke der Vorarbeit wurde Dahlmann, Mühlfeld aus Wien und Robert von Mohl gewählt. Ungemein bescheiden hatten sich in dieser Region die Siebzehner gehalten. Sie verbargen sich eine Grundwahrheit nicht. Sie lautet: Die am meisten praktischen allgemeinen Fragen, über Theilbarkeit des Grundbesitzes oder Fideicommisse, Gewerbefreiheit, Heimats- und Staatsbürgerrecht, ja selbst über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, werden erst lösbar,

nachdem die einheitliche Regierung Deutschlands ins Leben getreten ist. Ist dieses Kleinod errungen, so läßt sich jeder Theil auch zu den Opfern herbei, die erforderlich sind, um es fruchtbringend zu machen. Früher nicht! Und auf eben diesem Wege kann sich allein der für jetzt unfruchtbare Streit über Handelsfreiheit und Schutzzoll lösen. Die nothwendigen Opfer müssen durch den Gewinn eines höheren Gesammtdaseins bezahlt werden. — In diesem Sinne hielten sich die Siebzehner in den Grenzen von achtzehn bescheidenen Punkten, die Majorität der Subcommission ging jetzt in ein Paar Punkten weiter, der Verfassungsausschuß aber bildete 48 Paragraphen daraus."*) Es war nicht Dahlmanns Schuld, daß der Verfassungsausschuß für die Zahl der Grundrechte das rechte Maß nicht traf und auch das Besondere und Einzelne in den Rahmen derselben einzuzwingen suchte. Gar häufig ertönte von seinen Lippen die Klage, daß man eine konstituirende Versammlung mit einer gesetzgebenden verwechsele, Dinge berathe und beschließe, über welche füglich erst nach festgestellter Verfassung entschieden werden konnte. Wie sollte aber seine Stimme durchdringen? Waren ja doch die Grundrechte das Stichwort des Tages geworden und die Begeisterung für dieselben die nothwendigste Eigenschaft eines freidenkenden Mannes. Wie der Mythus von den Großthaten der Pariser Nationalgarde im Dienste der Freiheit im braven deutschen Spießbürger den Glauben weckte, darauf, daß er sich mit einem unbrauchbaren Steinschloßgewehre bewaffne, komme es an, um den ewigen politischen Frühling zu sichern, so führte auch der langgenährte, weitverbreitete Cultus französischer Menschenrechte zu dem Wahn, das Aussprechen der Grundrechte genüge, um die Freiheit dem Staatsleben für immer zu vermählen. So beklagenswerth dieser Irrthum war, denn über den Grundrechten ist uns das wichtigste und werthvollste Recht, das Recht auf deutsche Einheit damals abhanden gekommen, so begreiflich war seine Herrschaft, als die natürliche Gegenwirkung gegen den unerträglichen Polizeidruck, in welchem sich Menschenalter hindurch die öffentliche Ordnung bei uns geoffenbart hat.

*) Vorlesungen über deutsche Geschichte.

So lange die Grundrechte im Verfassungsausschuß verhandelt wurden, nahm Dahlmann nur selten das Wort, und wenn er es that, so geschah es meistens nur, um den oberflächlichen und verworrenen Liberalismus zu bekämpfen. Die Trennung der Kirche vom Staate, von den katholischen Eiferern pfiffig ersonnen und von den Liberalen gedankenlos nachgebetet, fand in ihm keinen Freund. So wenig die Wissenschaft, meint er, die Trennung der Universität vom Staate begehrt, so wenig thut es der religiöse Glaube, wie denn überhaupt die Wünsche des Volkes diesen theoretischen Weg gar nicht gehen. „In dem leidenschaftlichen Trachten, die Kirche ganz loszureißen vom Staate, erkenne ich viele Plane spinnende Herrschsucht, gerade das Gegentheil von echter Freiheitsliebe, wenig Staatsweisheit und überhaupt einen wenig gebildeten Religionseifer. Wenn wir dem Staate geben, was des Staates ist, und der Kirche, was der Kirche, so werden wir zwar die Macht der Kirchen*oberen* nicht steigern, aber die befreite Kirchen*gesellschaft* wird unsere Beschlüsse segnen." Auch der heuchlerischen politischen Philanthropie, welche das Dasein der Armuth dem Staate als Verbrechen anrechnet, huldigte er nicht. Bei der Berathung über den § 2 des Entwurfes: „den Unvermögenden ist der unentgeltliche Unterricht in Volks- und Gewerbeschulen gewährleistet", trat Robert Blum als Anwalt der Armen auf. Man brandmarke das Gemüth der armen Kinder mit der Empfindung der Zurücksetzung, wenn sie allein unentgeltlichen Unterricht empfangen. Darauf Dahlmann: „Es ist nicht gut, den Unterschied zwischen Arm und Reich verwischen zu wollen, der besteht und bestehen wird, so lange die menschliche Gesellschaft bleibt; wenn man mehr als die menschliche Rücksicht auf den Armen geltend machen will, thut man den Armen selbst einen Schaden, den sie schwerer tragen würden, als jetzt die Last; es ist keine Schande, daß der Arme nicht zahlt; das arme Kind wird sich doch als arm darstellen durch seine schlechtere Kleidung, mit der es in die Schulstube tritt und tausend andere Dinge."*) Solche Ansichten erschienen in jener Zeit altfränkisch und drangen nicht durch, weder im Verfassungsausschuß

*) Vgl. *Droysen*, die Verhandlungen des Verfassungsausschusses. S. 17.

noch in der Nationalversammlung, über deren Vorgehen Dahlmann gleichfalls seine Unzufriedenheit äußerte. „Die Nationalversammlung vermehrte die 48 Paragraphen des Ausschusses außer einzelnen Zusätzen noch um zwei neue. Unter diesen Zusätzen finden sich im zweiten Artikel, der alle Standesvorrechte abschafft, drei, die schwerlich Billigung verdienen: der Adel als Stand ist aufgehoben; — alle Titel, insoweit sie nicht mit einem Amte verbunden sind, sind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden; — kein Staatsangehöriger darf von einem auswärtigen Staate einen Orden annehmen. Dergleichen Bestimmungen, zu denen auch sonst Gemäßigte, durch Verstimmungen, die man am besten in der Stille abthut, sich verleiten ließen, sind dieser Stelle unwürdig. Auch die Abschaffung der Todesstrafe war schwerlich von der Mehrzahl nach dem ganzen Gewicht der Frage erwogen. Im Ganzen war inzwischen nicht zu läugnen, daß diese Grundrechte wirklich eine Zahl durchgeprüfter Lebenswahrheiten enthielten; nur hieß es die Sache recht eigentlich auf den Kopf stellen wenn nun die Linke dahin arbeitete, daß die Grundrechte, sobald sie in zweiter Lesung genehmigt waren, dann auch in Deutschland proklamirt und in allen Einzelstaaten zur gesetzlichen Geltung gebracht würden. Das hieß den Partikularismus tödtlich verletzen, ehe nur die reichen Ersatz bietende Reichseinheit irgend sicher gestellt war. Von dem Würtemberger Schoder ging dieser verderbliche Plan aus und noch vor Ablauf des Jahres 1848 wurden sämmtliche Grundrechte nebst dem dazu gehörigen Einführungsgesetze im deutschen Reiche, dessen Verfassung noch erwartet wurde, publicirt. Wenn die Mehrzahl sich in diesem Beschlusse, rasch in's Leben einzugreifen, gefiel, so erwog sie wenig, wie sehr hierdurch der Widerspruch der Stimmen hervorgerufen und das Werk der Einheit erschwert wurde."*)

Dahlmanns Zeit kam erst heran, als im Ausschusse die eigentlichen Verfassungsfragen zur Berathung (8. Juli) gelangten. Seine Stimme ertönt jetzt häufiger und kräftiger, denn er ist nicht bloß mit seinem ganzen Herzen bei der Sache, er besitzt von der meisten andern Mitgliedern des Ausschusses den unschätzbaren Vortheil, daß

*) Vorlesungen über deutsche Geschichte.

er das Ziel klar vor Augen hat, daß er weiß, was er will und jeden einzelnen Paragraphen der Verfassung scharf nach seinem Werthe für das von ihm stetig verfolgte Ziel prüft. Die demokratischen Mitglieder des Ausschusses hatten gegen die Schwächung der Einzelstaaten nichts Erhebliches einzuwenden, wünschten aber keine Stärkung der Centralgewalt; die partikularistisch gesinnten Mitglieder würden schon für eine starke Exekutive gestimmt haben, um sich gegen die demokratischen Umtriebe sicher zu stellen, wollten aber die Einzelstaaten gern unbeschädigt an Macht und Ansehen erhalten. Solcher Zwiespalt gebar leidige Halbheit der Beschlüsse. Selbst mehreren Gesinnungsgenossen Dahlmanns erschien „das Reich nur als Wunsch, als Ahnung, als eine Summe von Befugnissen, die man aus den Territorien herausschälen müsse." Bei Dahlmann stand die Ueberzeugung, daß eine erbliche Centralgewalt gegründet und diese dem preußischen Königshause anvertraut werden müsse, felsenfest. Eine treue Hingabe Preußens an das Reich konnte aber Niemand erwarten, ja durfte nicht einmal diesem zumuthen, wenn nicht die Centralgewalt mit starker Macht ausgerüstet wurde. Dahlmann dachte sich daher die Centralgewalt mit so vielen Rechten ausgestattet, daß das neue Reich ziemlich nahe an den Einheitsstaat anstreifte und jede Furcht vor den Folgen eifersüchtiger Einmischung der Einzelstaaten schwinden mußte. Nach seinem Antrage vertritt nur die Reichsgewalt völkerrechtlich Deutschland. „Es komme ihm, versicherte er, vor Allem darauf an, daß das Ausland wisse, an wen es sich zu wenden habe, daß es aufhöre, mit den einzelnen Staaten zu verkehren, indem es sehe, daß diese nicht mehr für diplomatische Verhältnisse legitimirt sind, das sei der entscheidende Punkt nicht bloß für die Weltbedeutung und die Macht Deutschlands, sondern auch für das Innere; es würde mit diesem diplomatischen Unheil schließlich die Existenz der Dynastien gefährdet werden, man würde in ihnen die größten Feinde der deutschen Einheit sehen, sich um so mehr ihrer zu entledigen wünschen und so sicher zur Republik kommen."*) In ehrlicher Weise verlangte er die unbedingte Unter-

---

*) Vgl. Droysen, die Verhandlungen des Verfassungsausschusses. S. 64.

ordnung der gesammten deutschen Heeresmacht unter die Centralgewalt. Den Gegnern, welche die Wirksamkeit der letzteren auf die bloße Controle der einzelnen Contingente einschränken wollten, hielt er die „wunderbaren Dinge, die zur Zeit des seligen Bundestages passirten", als warnendes Beispiel vor. Bremen zahlte jährlich 5000—6000 Thaler an Oldenburg, wofür dieses die Verpflichtung übernahm, der Hansestadt nöthigenfalls mit Artillerie auszuhelfen. Dreißig Jahre „schluckte" Oldenburg das Geld, ohne etwas dafür zu leisten, erbat sich vielmehr selbst bei dem Manöver 1845 von Hannover im Namen nachbarlicher Freundschaft einige Kanonen. Auch der Friedensduselei, welche Kampf und Streit für immer aus der Welt beseitigt wähnte und in den Armeen einen veralteten Luxus erblickte, trat Dahlmann kräftig entgegen. In der Ausschußsitzung vom 27. Juli sprach er folgende denkwürdige Worte: „Ich wünsche von ganzem Herzen, ich wäre ein falscher Prophet, ich fürchte aber, ich werde es nicht sein. Die Kriege werden sich an uns rächen, die wir während des letzten Menschenalters unnatürlich von uns zurückgedrängt gesehen haben; unsere Herrscher haben um jeden Preis die Kriege zu meiden gesucht und sie werden sich um so häufiger in den nächsten Jahren hervordrängen; wir werden ein langes und blutiges Kriegsleben zu führen haben; dazu kommt, daß die freiheitlichen Staaten nicht die friedfertigsten zu sein pflegen, auch das weissagt uns eine kriegerische Zukunft. So meine ich, hätten wir gar sehr Grund, uns auf Kriege vorzubereiten und deren nothwendige Wirkungen so zu wenden, daß sie dem Reich zu Gute kommen. — Wir haben die auswärtigen Gesandtschaften in die Hände der Reichsgewalt gelegt, ebenso wie das Recht des Krieges und Friedens; wir haben es nicht gethan aus Uebermuth oder einem System zu Liebe, sondern weil heillose Erfahrungen und tiefe Entwürdigung des Vaterlandes uns zu der Ueberzeugung der Nothwendigkeit geführt haben; was wir beschlossen, das sind die recht eigentlich *rettenden* Thaten der Zukunft; dazu gehört noch, daß die Kriegsmacht in den Händen des Reiches liege, nicht allein die Verfügung und Einrichtung, sondern auch die Unterhaltung. Die sämmtlichen Kosten müssen dem Reiche zufallen, denn nur so kann

das Reichsheer den Verderbnissen entzogen werden, die in der Vielherrschaft liegen." Er forderte, daß das Reich über das ganze Kriegsbudget verfüge und die Quoten an die Einzelstaaten auszahle, und daß das Reichsheer nicht allein auf die Reichsverfassung verpflichtet werde, sondern auch dem persönlichen Oberhaupte den Eid der Treue schwöre.

Wenn der Ausschuß, wie später die Nationalversammlung, so überaus schwankend und unsicher sich zeigte, selbst Dahlmann zuweilen die volle Schärfe seiner Ueberzeugung vermissen ließ, die Furcht z. B. aussprach, es könnte bei der Gründung der Centralgewalt das spröde Preußen wirklich übergangen werden, so lag der Grund vorzugsweise in der unlösbaren Verworrenheit der österreichischen Frage. Es war schlechterdings unmöglich, mit Oesterreich zusammen in das neue Reich zu treten, es erschien ebenso unthunlich, Oesterreich von demselben auszuschließen. Schon der Verfassungsausschuß stolperte bei jedem Schritt über die österreichischen Verhältnisse, deren Eigenartigkeit er ehrte, und doch nicht anerkennen durfte, weil ihre Anerkennung die Schwierigkeit der Lage nur vergrößert hätte. Der Kaiserstaat stand politisch zu Deutschland noch immer so, wie die Monarchie Kaiser Karls V. zum alten Reiche gestanden hatte; er benützte seinen Einfluß auf die deutschen Regierungen als Machtmittel in den äußeren staatlichen Beziehungen, er hatte sich aber innerlich dem deutschen Volke seit der Reformation vollkommen entfremdet. Die politische Ohnmacht, zu welcher Deutschland seit drei Jahrhunderten verurtheilt war, konnte diese Thatsache einigermaßen verhüllen und den Glauben wecken, weil deutsche Diplomaten die Befehle des Wiener Cabinets gehorsam ausführten und Oesterreich seine Kriege auf deutschen Schlachtfeldern ausfocht, so bilde Oesterreich ein Glied des deutschen Organismus. Selbst jetzt zeigte der Verlauf der Revolution hier und dort, daß Oesterreich seine eigenen Wege wandle. Der Zug nach Einheit bildet den Kern der deutschen Volksbewegung, eine centrifugale Kraft treibt in Oesterreich zum Aufruhr, in Deutschland besitzt die Revolution ausschließlich einen politischen Character, in Oesterreich ist sie wesentlich sozial. Sie wäre nach wenigen Tagen zu Boden geworfen worden,

wenn sie nicht die Aufhebung der Unterthänigkeit, die Befreiung des Bauernstandes auf ihre Fahnen geschrieben hätte. Um den Widerspruch voll zu machen, beriethen und bestimmten zwei constituirende Versammmlungen gleichzeitig Oesterreichs Schicksal. Während das Frankfurter Parlament Grundrechte und Verfassungsnormen, die auch für Oesterreich gelten sollten, festsetzte, faßte der österreichische Reichstag in Wien und später in Kremsier über die gleichen Angelegenheiten seine Beschlüsse, kraft desselben souverainen Rechtes, gleichfalls auf den Willen und den Auftrag des Volkes sich stützend. Wer sollte entscheiden, wenn die Thaten der beiden Parlamente sich widerstritten? An solchem Widerstreite fehlte es eben keineswegs. Im Wiener Reichstage herrschte der österreichische Staatsgedanke entschieden vor und mochte auch das österreichische Ministerium sonst dem Reichstage abhold sein, diese Richtung entsprach vollkommen seinem Sinn und es war fest entschlossen, sobald nur das widerspenstige Ungarn besiegt war, dieselbe noch kräftiger zu verfolgen. Nach der Absicht des Frankfurter Parlamentes dagegen sollte sich Oesterreich der Centralgewalt unterwerfen und selbst in dem Falle, daß die deutsche Kaiserkrone dem Habsburger Hause zufiele, dem deutschen Reiche einordnen.

Eine versöhnende mittlere Stellung, hätte man sich sagen müssen, giebt es nicht; kein Staat kann auf die Dauer ein Doppelleben führen, kein Staat, ohne zu schwanken und schließlich zu stürzen über zwei Schwerpunkten schweben. Insgeheim erkannte man auch diese Wahrheit, wagte aber nicht, die einzig richtige Folgerung aus derselben zu ziehen, das deutsche Reich ohne Rücksicht auf Oesterreich, mit Ausschluß des alten Kaiserstaates zu gründen. Man hätte Oesterreich mit Gewalt zurückstoßen müssen. Weder die Macht, noch die Lust waren dazu vorhanden. Oesterreich fügte sich nicht in den Rahmen des neuen Reiches. Wer fühlte aber im Herbst 1848 noch die volle Gewißheit, daß das neue Reich unversehrt erstehen werde? Auf diese Unsicherheit rechnete die österreichische Regierung, welche aus den alten deutschen Zuständen zur Zeit des Bundestages den größten Vortheil gezogen, sich in dieselben eingelebt hatte und mit jedem Tage die Wahrscheinlichkeit ihrer Wiederkehr steigen sah.

Sie bestand darauf, ihr Verhältniß zu Deutschland ungelöst zu erhalten, bis der Zeitpunkt eintraf, in welchem sie ihr Interesse mit voller Freiheit wahrnehmen konnte. Hätte das deutsche Volk sich bereits im Frühlinge von der Gemeinschaft mit Oesterreich losgesagt, so würde sich vielleicht die österreichische Regierung gefügt haben, aber damals sprachen alle Sympathien für Oesterreich und erschien Alles in so rosigem Lichte, daß nur Spott erntete, wer von Schwierigkeiten oder gar Unmöglichkeiten sprach. Selbstverständlich konnte die deutsche Nation jetzt nicht ihr Schicksal von den österreichischen Brüdern trennen, welche zur selben Stunde den alten Druck abgeschüttelt und zur Freiheit sich erhoben hatten. Sie waren ohnehin mit Deutschland geeinigt durch Sprache und Bildung, sollten sie nicht auch politisch verbunden werden, gerade wie der deutsche Bund alle Regierungen umschloß, auch das deutsche Reich alle Stämme umfangen? Im Taumel der Begeisterung vergaß man, daß ein auf Verfassung gegründeter Staat viel strengere Forderungen an seine Angehörigen stellt, als ein bloßer Regierungsverein und eine Vielfältigkeit der Ziele, eine beliebige Richtung des Wollens bei seinen Angehörigen nicht duldet. Im Rathe des deutschen Fürstenbundes konnten die Abgesandten des Königs der Niederlande und Dänemarks mitsitzen, im deutschen Parlamente aber war kein Platz für Männer, die sich als Niederländer oder Dänen fühlten; ebenso ging es mit Oesterreich. An der Spitze des deutschen Bundes konnte der Kaiser von Oesterreich stehen, denn die alten Bundesverhältnisse berührten den Kern des deutschen Volkes nicht, wenn aber Oesterreicher am deutschen Reichstage theilnehmen wollten, so durften sie durch kein anderes Staatsinteresse in ihrem Wollen beschränkt werden. Nun aber saßen sie, mit Jubel begrüßt, im Parlament, und österreichische Staatsmänner lenkten die Entscheidungen des Reichsministeriums, ein österreichischer Erzherzog war zum Reichsverweser erkoren worden. So hatte man Thatsachen geschaffen, welche nur mit der größten Mühe ungeschehen gemacht werden konnten. Erst während der Ausarbeitung der Verfassung stieß man auf die unüberwindlichen Schwierigkeiten, die aus der unmittelbaren Gemeinschaft mit Oesterreich hervorgehen. Um jenen zu begegnen, hatte der Ver-

fassungsausschuß in dem berühmten § 2 der Reichsverfassung folgende Bestimmung getroffen: „Kein Theil des deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein.“ Darin lag keine Lösung der Frage, da der Paragraph von den wirklichen österreichischen Zuständen absah und ein vorläufig rein ersonnenes Oesterreich in zwei selbständige Hälften getheilt, an die Stelle des Kaiserstaates setzte. Ein Ausscheiden der ehemaligen Bundesländer aus dem österreichischen Staatsverbande widersprach der Geschichte und den Interessen Oesterreichs, eine Trennung in die Länder der ungarischen Krone und die übrigen Provinzen, wie sie eher noch in Oesterreich gedacht werden konnte, befriedigte wieder die Forderungen des deutschen Reiches nicht. Der Paragraph stellte eigentlich nur ein Problem auf, dessen Lösung späteren Zeiten überlassen werden sollte, und gab darin allerdings der herrschenden Stimmung einen richtigen Ausdruck.

Dahlmann hatte im Verein mit Droysen den §. 2 entworfen und stand für ihn im Verfassungsausschusse mit zäher Beharrlichkeit ein. „Er sei des zuversichtlichen Glaubens, sprach er ungefähr, daß dieser Paragraph das lediglich beschleunigen würde, was ohnedies geschehen müsse. Oesterreich sei in seiner Größe durch ungeheure Kräfte des Mittelalters aufgebaut und wie das Mittelalter nun einmal überall Abschied nehme, so würde es auch ohne diese Paragraphen in Oesterreich fallen. Er sei kein Bewunderer Metternichs, aber darin habe er Recht, daß für Oesterreich eine ständische Verfassung mit nationaler Entwicklung unmöglich sei. Kolowrat habe staatsmännisch darin Unrecht gehabt, wenn er empfahl, die einzelnen Nationalitäten zu beleben, ja zu organisiren. Es wäre damit nur das beschleunigt worden, was doch unvermeidlich sei, die Auflösung des alten Oesterreich. Es sei keinerlei Basis für ein neues Oesterreich möglich; wolle es bestehen, so könne es nur in den alten Gewaltsformen sein, wie wohlwollend man diese auch umhülle. Die heutige Zeit sei aber einmal auf die Nationalität gebaut; es sei ein wahres Unglück, was jetzt im Wiener Reichstage erstrebt werde, darum glaube er, daß dieser Paragraph nur des Weges gehe, den die ganze Geschichte gehe und augenscheinlich vor-

bereite. Er glaube nicht, daß sich die deutsch-österreichischen Länder von uns abtrennen wollen, sie müßten denn im Kitzel des Herrseins und in den Verführungen ungerechter Macht ihr Heimathsgefühl, das Erbe deutscher Gesinnung, eingebüßt haben. Wir aber, wir können keines anderen Weges gehen."

An dieser Ueberzeugung hielt Dahlmann fest, mochte er auch noch so viele Kämpfe deshalb zu bestehen haben. Von seinem Eifer, die Genossen stark zu hauchen und seiner Thätigkeit giebt ein Brief Luisens an Frau Wentorp (31. October) ein anschauliches Bild: „Es war eine interessante Zeit, als über Oesterreich debattirt wurde. Die Oesterreicher hier waren außer sich, daß man sie fallen lassen wolle. Dahlmann hat da sehr gekämpft, zwar in keinem Vortrage im Parlament, aber in den Clubs und Ausschüssen und in mehrmaligen Zusammenkünften bei Gagern. Dahlmann ist nämlich der Meinung, daß der §. 2 ganz streng und fest gehalten werden muß, weil darin allein die Einheit Deutschlands zu fassen sei; ließe man jenen fahren, so sei es aus und alles Streben nach Einheit ein Kinderspiel gewesen; nun treffe es sich zwar unglücklich mit Oesterreich in diesem Augenblicke, aber das dürfe dennoch den Ausspruch des Princips für hier nicht hindern oder ändern: Es gebe nur zwei Wege, entweder Oesterreich trenne sich von seinen fremden Theilen und dann thue der Paragraph keinen Schaden und der deutsche Theil bleibe bei uns, oder es behalte seinen ganzen Umfang ohne sich in seine verschiedenen Nationalitäten aufzulösen, dann könne es nur in einem völkerrechtlichen Bunde mit Deutschland sich vereinigen. Dieses war Dahlmann so klar und einfach fest, daß er nicht davon abging, weil es die Bedingung der Einheit ist, für die man hier zusammen ist. Ich habe so viel darüber hin und her reden hören, daß es mir ganz klar geworden durch Dahlmann und alles Lamentiren über Oesterreich macht mir deshalb auch keinen Eindruck. Dennoch hatte Dahlmann viel durchzufechten, denn die Meisten, auch die Preußen, sind unklar und schwach für den Paragraphen; auch Gagern hat viel mit sich gekämpft. Bei ihm kommt das immer aus edlen menschlichen Gründen, aber die Sache kam dadurch nicht vorwärts. Da sehe ich recht, wie nützlich Dahlmann

dasteht. Einige scheiden sich dann wohl ganz von ihm, wie damals in der dänischen Sache, aber vielen hilft er beharren und stützt sie. Es ist ja auch hier die Majorität für den §. 2 reichlich herausgekommen. Ich war den Tag vor der Entscheidung einmal wieder im Parlament, um Gagern zu hören. Ich hatte große Erwartungen von ihm, aber so achtungsvoll seine Motive gewiß waren, so that mir doch die Rede leid für ihn. Er hatte sich so einen Mittelweg erdacht, vor welchem ihn Dahlmann stets gewarnt, als unpraktisch und die Frage umgehend. Weil nun einmal die Sache überhaupt so erschöpft war von allen Seiten und Gagern in seiner Bedeutung doch zuletzt eine Art Entscheidung geben wollte, um den Knoten zu lösen, so erschien die Rede noch schwächer, als sie an und für sich war. Die Beschwörungen waren nun nicht mehr am Platze, eben so wenig das Appelliren an Stimmungen, die nur mehr verwirrten und nicht bestimmen durften."

Das scharfe Frauenurtheil über Gagerns Stellung zu der österreichischen Frage bestätigte Dahlmann in seinen späteren Vorlesungen über deutsche Geschichte. „Gagern faßte das Verhältniß der beiden deutschen Großmächte im Allgemeinen mit Klarheit auf: Preußen allein konnte das Haupt des deutschen Bundesstaates sein, allein es war weder leicht thunlich noch überhaupt wünschenswerth, Oesterreich aus Deutschland herauszustoßen, man mußte ein weiteres Bundesverhältniß mit ihm zu stiften suchen. Worin Gagern irre ging, war dieses: Er glaubte, durch eine diplomatische Verhandlung mit Oesterreich diese Macht bestimmen zu müssen, auf diesen Weg einzugehen, wodurch unschätzbare Wochen und Monate verloren gingen. Der richtige Beschluß wäre gewesen: die fertige Thatsache des deutschen Bundesstaates — Preußen an der Spitze mit Staatenhaus und Volkshaus — hinzustellen, während Oesterreich mit seinen Italienern und Ungarn zu schaffen hatte und dann mit Oesterreich zu verhandeln und über ein Bundesverhältniß, wahrscheinlich ein bloß völkerrechtliches, auf bestimmte Zeit gestelltes mit ihm abzuschließen. Denn ein engeres Zusammenschließen wird stets schon an der Vertretung nach außen scheitern müssen. Die Hauspolitik Oesterreichs war von jeher abwartend; sein altes Tergiversiren kam ihm

auch jetzt vortrefflich zu Statten. Die Politik des Berliner Cabinets hätte nun die entgegengesetzte, die rascheste sein müssen; hier kam es darauf an, die günstige Gelegenheit am Stirnhaar zu fassen; allein hier fehlte die Thatkraft. Es war ungemein leicht bei dem preußischen Bevollmächtigten beim Reichsverweser zu erfahren, in welchen Fällen die preußische Regierung die Würde des Reichsoberhauptes nicht annehmen würde, z. B. wenn dieser oder jener Paragraph der Reichsverfassung nicht diese oder jene Modification erleide; unmöglich aber zu erfahren, was nun dazu gehöre, um die Einwilligung Preußens zu sichern. Preußen erlebte unterdessen seine Novembertage. Die Versammlung „zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung" in Berlin, welche seit dem 22. Mai tagte, hatte alles Maß überschritten und sowohl durch das Verlangen der Entfernung freiheitsfeindlicher Officiere aus der Armee, als besonders durch die Verweigerung rechtlich bestehender Steuern gänzlich mit der Krone gebrochen. Am 8. November trat ein neues Ministerium, das Brandenburg-Manteuffel'sche ein, am 9. ward die Verlegung der Versammlung nach der Stadt Brandenburg ausgesprochen und trotz der Weigerung der Mehrzahl wirklich zur Ausführung gebracht. Die Kraft der bisher zurückgedrängten Armee trat auf einmal wieder in volle Geltung — und auf einmal schöpfte auch die Partei in Preußen wieder Athem, welche die Hoffnung auf die Wiederkehr der alten Ordnung fast schon aufgegeben hatte."

Zwischen Oesterreichs kluge und Preußens furchtsame Zurückhaltung in die Mitte gestellt, selbst rathlos und ohne frischen Glauben an einen siegreichen Erfolg berieth das Parlament in den Wintermonaten die künftige Reichsverfassung. Dreimal nahm Dahlmann in der öffentlichen Sitzung das Wort, mehr durch seine Pflicht als Berichterstatter dazu gedrängt, als durch eigenen Antrieb. Denn so groß seine Autorität im engeren Kreise der Parteigenossen war, so wenig geschickt erwies er sich in der großen Versammlung Stimmen durch seine Reden zu werben. Er galt als „zu sehr verbissen in seinen Ideen", um Gegner zu versöhnen und zu einer mittleren Meinung herüberzuziehen. Das eine Mal sprach er, als über den Reichstag (4. December) verhandelt wurde. Nach dem Antrage des

Ausschusses sollte der Reichstag aus einem Staatenhause und einem Volkshause bestehen, das Staatenhaus aus den Vertretern der deutschen Staaten, so daß jeder einzelne Staat seiner Größe und Bedeutung entsprechend eine bestimmte Zahl von Deputirten sendet, gebildet werden. Sowohl die Gründung eines doppelten Berathungskörpers, wie auch die Zusammensetzung des Staatenhauses stießen auf vielfache Widersprüche der Linken, welche im Doctrinarismus, freilich radicaler Natur, noch ungleicher tiefer stak, als die Conservativen. Ihr galt das Einkammersystem als das untrüglichste Schutzmittel der Volksfreiheit. Dieser Doctrin stellt Dahlmann die Weisheit der Erfahrung entgegen. „Die Allgemeinheit, ob das Zweikammersystem dem Einkammersystem überhaupt vorzuziehen sei, erscheint mir für das, was uns vorliegt, eine ganz überflüssige Erwägung. Im Uebrigen glaube ich, ist es unter den Staatsweisen längst abgemacht, daß es für die Tüchtigkeit und für den tieferen Gang einer Berathung einen großen Vortheil bringe, wenn diese zwischen zwei Versammlungen getheilt ist und zwar, wenn es sein kann, zwischen zwei möglichst verschiedenartigen Versammlungen. Es war die reiflichste Erwägung sowohl der einheitlichen Verhältnisse, als die Erwägung der Mannigfaltigkeit, die Amerika zur Bildung seines Senates bewog. In dieser Beziehung befinden wir uns nun auf dem Wege von Nordamerika. Was nämlich Deutschland angeht, so glaube ich, ist es Jedem einleuchtend, daß vor Allem die Einheit in höherem Grade gewahrt wird in einem Haus, das wir Volkshaus nennen, und daß von der anderen Seite der Mannigfaltigkeit ihre Ehre werden muß. Diese Mannigfaltigkeit spricht sich in den verschiedenen deutschen Staaten ersichtlich aus und ich glaube, wir haben wohl gethan, daß wir dieses Haus, welches die Mannigfaltigkeit in Ehren hält und begründet, mit dem Namen Staatenhaus bezeichneten.“ Ein anderes radicales Vorurtheil galt der angeblichen Unübertrefflichkeit der norwegischen Verfassung. Muß schon ein Oberhaus bestehen, so möge es nach norwegischem Muster eingerichtet werden. Auch diese Meinung mußte abgetrumpft, auch die weitverbreitete Lust, die Einzelstaaten nach Belieben zusammenzulegen oder sie zu nivelliren, den Schöpfer zu spielen, gedämpft

werden. „Ein Bund gedeiht am besten unter Gleichen. Darum ist es allerdings mißlich im deutschen Bundeswesen insofern bestellt, als in ihm sowohl zu große, als zu kleine Theilhaber des Bundes bestehen. Ueber ein solches Mißverhältniß nun mit einer allgemeinen Gleichheitsformel hinwegzustreichen, ist eine leichte Kunst. Sie zur Anwendung bringen, heißt eine politische Dichtung anstreben, statt einer politischen Wahrheit.“ Ueber den Antrag der äußersten Linken: Das Staatenhaus wird durch ein Viertheil des Reichstages gebildet, die übrigen drei Viertheile bilden das Volkshaus, äußert er sich folgender Maßen: „Erlauben Sie mir, daß ich eine Erinnerung, die sich mir aufdrängt, zurückrufe. Es sind ohngefähr sechszehn Jahre, da ich gegen einen Mann, strotzend von neumodischer Staatsweisheit, der jetzt freilich ein verschollener und wohl gar gemiedener Mann ist*), in der hannoverschen Kammer den Kampf geführt habe, gerade gegen das System, welches jetzt Herr Vogt in Vorschlag gebracht hat. Jener Abgeordnete wollte Hannover nach Norwegen versetzen, denn dieser ganze Plan ist der norwegischen Verfassung entnommen. Ich entsinne mich recht gut, daß ich damals jenen Mann an das Wort eines großen Dichters erinnerte, welches von Leuten spricht, bei denen Kleider, welche von andern abgetragen sind, erst zur Mode werden. So behaupte ich, ist es mit dieser politischen Erfindung bewandt. Diese norwegische Verfassungsidee war schon vor sechszehn Jahren ein abgetragenes Kleid. Sie wurde damals schon als völlig mißlungene Staatsidee betrachtet und diese Idee ist seitdem durchgedrungen bei dem norwegischen Volke. Ich weiß keinen Norweger, der sich über politische Dinge geäußert hat, der sich dieser Idee länger erwehre. Neu ist mir, daß dieses ausgeschiedene Viertel des Volkshauses jetzt mit dem Namen des Staatenhauses belegt wird.“

Siegreich in dieser Frage erlitt Dahlmann und die von ihm vertretene Ansicht in einer anderen nicht minder wichtigen schon in den nächsten Tagen eine empfindliche Niederlage. Ist bei der Ausübung der Reichsgewalt die Uebereinstimmung der Reichsregierung

---

*) Vgl. Bd. I. S. 357.

und des Reichstages erforderlich, gebührt ersterer ein absolutes Veto? Die Antwort Dahlmanns darauf lautete selbstverständlich bejahend und er zögert nicht, seine Ueberzeugung mit der ihm eigenthümlichen Entschiedenheit zu vertheidigen. „Das absolute Veto," sprach er am 14. December, „ist das unzertrennliche Merkmal jeder wahrhaftigen Regierung und wenn Einer mir einwenden wollte, es sei denn doch das entscheidende Veto für die republikanische Regierungsform auf keine Weise geeignet, so würde ich blos aus dieser Einwendung die Behauptung entnehmen: wenn dem so sei, so sei das ein Beweis mehr für die große Wahrheit, daß die monarchische Regierungsform weit höher steht, als die republikanische. Und dieser Meinung bin ich wirklich aus vollster Ueberzeugung und würde nicht anstehen, den Beweis davon zu führen und ich glaube, er würde mir glücken, wenn dazu hier der Ort wäre. Die ganze Frage vom Veto zwar, das will ich gern gestehen, ist an sich mehr idealer als rein praktischer Natur. Das Beispiel Englands ist bekannt; bekannt, daß seit den Zeiten der Königin Anna, also seit anderthalbhundert Jahren das Veto dort wirklich nicht mehr ist angewandt worden; dennoch wage ich zu behaupten, es würde in England Manches naturgemäßer, Manches menschlich richtiger und auch staatsgemäßer gehen, wenn nicht die praktische Anwendung des Veto dort fast unmöglich geworden wäre. Denn stand es z. B. wirklich in England staatsgemäß im Jahre 1783, als damals die berühmte ostindische Bill von Fox und Burke und anderen politischen Freunden angefertigt wurde, eine Bill, welche ganz augenscheinlich dahin ging, die Regierung über das große ostindische Reich fortan recht eigentlich in die Hände des englischen Parlaments hinüber zu spielen. Als damals über zwei Dritttheile des englischen Unterhauses sich für die ostindische Bill erklärten, als auch das Haus der Peers schwankte, stand es da staatsgemäß in England, als König Georg III., weil er seine Krone schwanken sah, und dennoch nicht wagte, das in Vergessenheit gerathene königliche Veto zu gebrauchen, als er da den Pairs, jedem einzelnen Pair sagen ließ, er werde denjenigen als seinen Feind betrachten, der für die ostindische Bill stimmen würde? Das war ein Veto, aber Sie werden gewiß nicht sagen,

daß das ein staatsgemäßes Veto gewesen wäre." Dahlmann führte noch ein anderes Beispiel aus der Geschichte Englands, das Verhalten Georg III. zur Emancipationsfrage an, um zu zeigen, daß wo der Muth und die Kraft zu einem Veto nicht gefunden werden, nothwendig heimliche Einflüsterungen, persönliche Einschüchterungen an dessen Stelle treten, und versuchte dann, die Sache grundsätzlich zu erörtern. Er begann mit einem geflügelten Wort, das späterhin eine verhängnißvolle Bedeutung gewinnen sollte. „Es muß im Staate ein Recht der rettenden That geben; aber damit dieses Recht der rettenden That auch in der Form als gesetzlich erscheine, ist es rathsam und staatsgemäß, es in den Staat gesetzlich einzuführen durch ein entscheidendes Veto. Eine solche rettende Gewalt, wie sie neuerdings der König Preußens übte, wie manche Fehler auch vorher begangen sein mögen, eine solche rettende That übt kein Fürst des bloßen aufschiebenden Veto. Die Krone niederzulegen ist unter Umständen eine Kleinigkeit, aber manchmal gilts eine Krone zu retten und hier galt es. Das entscheidende Veto ist in wichtigen Fällen, in äußersten Fällen auch praktisch und es hat das entscheidende Veto besonders für Deutschland eine wichtige praktische Seite. Ihre große Mehrheit will die erschütterte monarchische Ordnung in Deutschland stützen und Sie wollen der künftigen Reichsregierung das entscheidende Veto entreißen? Können Sie hoffen, dann das entscheidende Veto der einzelnen Fürsten Deutschlands zu retten, welche es ohne Ausnahme bis dahin besitzen? Sie wollen hoch halten und befestigen, was niedrig zu werden droht, was schwankt und wollen gleichwohl selber Hand anlegen, die monarchische Ordnung noch unfester zu machen? Warum scheuen so Viele von Ihnen aller politischen Erfahrung zum Trotze das entscheidende Veto? Darum weil Ihnen die Drangsal des letzten deutschen Menschenalters vorschwebt; daran hat aber das entscheidende Veto keine Schuld. Diese Drangsal des letzten Menschenalters wurzelt in der absolutistischen Regierung der beiden Hauptstaaten Deutschlands, Oesterreichs und Preußens, in nichts Anderem. Hören wir aber doch auf, wie ungeschickte Fechter thun, immer an derselben Stelle zu pariren, wo wir den letzten Stoß erhalten haben. Sie werden

getäuscht, wenn man Ihnen sagt, dieß sei eine Freiheitsfrage oder dieß sei wohl gar eine von Gottes-Gnaden-Frage; keines von beiden ist der Fall, sie ist wesentlich eine Machtfrage. Wenn Sie für Deutschlands junge Macht Geltung im Staatenkreise wollen, so treten Sie in die Spuren der klugen Belgier, welche gar wohl wußten, was sie thaten, wenn sie ihren König nicht tiefer stellten im Staatenkreise, als andere der geachtetsten Regierungen unseres Welttheils. Greifen Sie in die eigene Brust und fragen Sie sich: Sind Sie lediglich hierher gekommen, um die Freiheit von Deutschland zu gründen? Sie sind es nicht. Wohl steht Ihre Absicht unerschütterlich fest, die Freiheit von Deutschland zu gründen, aber nicht die Freiheit allein. Sie sind mit eben dem inneren Drange hierher gekommen, um die Macht des künftigen Deutschlands zu gründen, damit Deutschland, das bisher gering geachtet, kaum aufgeführt in der Reihe der Staaten, jetzt auf Grundlage der Volksfreiheit als politische Größe erstehe. Wenn Sie aber das mit wirklicher Einsicht, mit besonnenem Urtheil wollen, so setzen Sie eine starke, setzen Sie eine vom Auslande geachtete Regierung ein, vertrauen Sie den Bahnen, die durch politische Erfahrung eröffnet sind." Alle diese beredten Mahnungen waren fruchtlos. Fand auch die Behauptung Trütschlers und anderer Mitglieder der Linken, diejenige Regierung sei die beste, welche am besten zu gehorchen weiß, geringen Beifall, so gewann doch die Meinung schwächlicher Geister, man dürfe gegen populäre Vorurtheile nicht zu arg verstoßen, den Glauben, daß ein absolutes Veto die Volksfreiheit behindere, nicht augenblicklich erschüttere, die Mehrheit der Stimmen für sich. Das absolute Veto wurde mit 267 Stimmen gegen 207 abgelehnt und damit die Verfassung wieder ein gutes Stück unbrauchbarer gemacht. Aber noch war die Hauptschlacht nicht geschlagen, noch stand die Verhandlung über das Reichsoberhaupt bevor und wenn diese, wie Dahlmann noch immer hoffte, zu Gunsten der Erblichkeit ausfiel, so ließ sich erwarten, daß bei der zweiten Lesung der Verfassung die unhaltbaren Bestimmungen ausgemerzt wurden.

Die nahende Krisis vermehrte Dahlmanns Eifer. Eindring-

licher als je vertheidigte Dahlmann im Club und in den regelmäßigen Versammlungen bei Gagern seine Ueberzeugung, kräftigte die von dem langen Kampfe Ermatteten, ermunterte die Schwankenden, deren Zahl viel größer war, als man in fern stehenden Kreisen wußte. Er überwand sogar seine Schreibscheu und lieferte, wozu er bisher nie vermocht werden konnte, einzelne Beiträge zur Deutschen Zeitung. Mit dieser war es den Sommer über nicht nach Wunsch gegangen. Gervinus hatte sich mit Bassermann, dem Verleger, überworfen, und seine Mitwirkung dem Blatte vollständig entzogen, schließlich, um den Verdruß über das ungefüge Parlament auszubaden, eine Reise nach Italien angetreten. Die Zeitung, an einem ungeschickten Orte erscheinend, ohne einheitliche Leitung verlor täglich an Einfluß. Das änderte sich, als seit dem 1. October 1848 der Verlag in die Hände der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, also in die Hände der bewährten Freunde Reimer und Hirzel überging. Die Zeitung übersiedelte nach Frankfurt, Gervinus lieferte die berühmten Artikel „vom Rhein" und was das Wichtigste war, die Redaction übernahm Heinrich Kruse. Neues Leben, frischer Geist und die Kraft einer felsenfesten Ueberzeugung athmeten wieder aus dem Blatte. Kruse wurde bald ein oft und gern gesehener Gast im Dahlmannschen Hause, und nahm vom Herbst an in Frau Luisens Briefen regelmäßig Platz. Frau Dahlmann wirbt nun eifrig für die Deutsche Zeitung, in welche Kruse „so prächtige Leitartikel schreibt", sie freut sich über das gute Verständniß zwischen den beiden Männern. Kruse's vollendete klassische Bildung fand in Dahlmanns alten philologischen Neigungen einen starken Widerhall, der auf englischem Boden gereifte Blick des jüngeren Mannes schloß sich vortrefflich an Dahlmanns Anschauungen, sie besaßen nicht allein die Grundsätze, sondern auch die zähe Ausdauer in ihrer Vertheidigung gemeinsam. Auf Kruse's Wunsch und immer wiederkehrende Bitte — bekanntlich haben die meisten berühmten Gönner der Deutschen Zeitung zu derselben nur ihre Namen beigesteuert — schrieb Dahlmann als „Neujahrsgabe" einen Aufsatz: „Zur Beherzigung". Er nahm die brennendste Tagesfrage, das künftige Reichs-

oberhaupt zum Gegenstand.*) „Niemals noch war es in gleichem Grade Noth, daß das deutsche Volk den alten Ruhm seiner Gewissenhaftigkeit bewähre, als heute, da es gilt, sich ein Oberhaupt zu wählen. Zu wählen? Ja so spricht man und daneben bezeugt gleichwohl Alles, daß in Wahrheit gar keine Wahlfreiheit stattfindet. Denn wohin man hört, jedermann nennt Preußen, sei's nun, daß er es sucht oder es vermeidet, stets ist nur von Preußen die Rede, ob man es allein oder mit andern, für immer oder für beschränkte Zeit an die Spitze bringen solle oder leiden müsse. Um diesen Gegenstand dreht sich ein endloses rauschendes Durcheinander der Meinungen, der Sticheleien, der Heftigkeiten, ja man vernimmt jähe Ausbrüche der Wuth, einer uferlos schäumenden Leidenschaft, als gälte es eine neue Revolution. Wer es mit dem Vaterlande redlich meint, sucht bei so stürmischer Witterung ein Obdach und findet es in der sicheren Stille des eigenen Gemüths. Hier erneuert sich freilich um so dringender die Frage: Was erwartet der Deutsche von seinem Reichsoberhaupte? Allein die Antwort läßt nicht lange auf sich warten. Sie lautet kurz und bündig: den Schutz der Gesetze, die sein Volksrath in Frankfurt festgesetzt hat und eine Macht im Staatenkreise, die der Größe des deutschen Volkes würdig ist. Führt diese Antwort auf Preußen zurück, so darf man sich nicht weigern ihrer Weisung zu folgen. Bei dem Mächtigen suche Schutz! das weiß Jedermann und nimmer kann es frommen, wankelmüthig von ihm zu lassen, um sich dem Schwächeren zuzuwenden. Nun steht bei Preußen bereits die Macht. Wir haben nichts zu thun, als das Werk der Geschichte anzuerkennen, welches rückgängig zu machen unmöglich ist. Eine solche Macht auf Probe zu berufen, ihr die deutsche Krone auf ein Paar Jahre oder auf die zweifelhafte Dauer eines Menschenlebens zu vertrauen, hieße sie verspotten und zugleich die deutsche Zukunft der edlen Früchte berauben, die ein völliges Zusammenwachsen Deutschlands mit Preußen unfehlbar zeitigen wird. Denn das preußische Volk ist berufen, jene Wandelung seines innern Wesens, welche ehemals Brandenburg in Preußen

*) Deutsche Zeitung. 1849. Nr. 1.

umschuf, zum zweitenmal und im größeren Maßstabe bewußter zu vollbringen, indem es in Deutschland eingeht. Dem Beherrscher Preußens, der seine Stirn mit der Kaiserkrone schmückt, muß, wenn er in die Herzen der Deutschen einziehen will, der fernste Winkel des deutschen Bodens fortan so viel gelten als sein Berlin und Königsberg; sein Vaterland muß größer sein und zur sichtbaren Gewähr dessen wird der deutsche Reichstag, wo denn auch, aber sicherlich nicht auf preußischem Boden tagen. Eine preußische Nationalversammlung wird gar bald zu den Undenkbarkeiten gehören; denn eine gesetzgebende Versammlung des halben Reichsvolkes hier und dann wieder des ganzen Reichsvolkes dort in Wirksamkeit setzen, hieße einen Streit von Kräften hervorrufen, die sich gegenseitig zerstören müßten. Ebenso rasch wird es sich in der äußeren Politik hervorthun, daß es eine preußische neben der deutschen gar nicht mehr geben könne und so viel fehlt daran, daß Deutschland unter Preußens Herrschaft zu stehen komme, daß es vielmehr in Kurzem keinen preußischen Landstrich geben wird, den nicht der Odem eines verjüngten deutschen Lebens frei durchwehte. Solch ein Einleben der Hausmacht in das große Ganze vollbringt sich freilich nur durch eine Ehe ohne Scheidung. Darum ist in der Erblichkeit nicht blos ein löbliches Ding neben anderem Guten, nein der Kern des Ganzen, ja das Ganze selbst enthalten." Die Gedanken, welche Dahlmann in dem Aufsatz entwickelte, waren nicht neu, in Schrift und Rede hatte er sie bereits oft wiederholt, bei jedem Anlaß als sein Glaubensbekenntniß ausgesprochen. Gerade daß er immer wieder auf dieselben zurückkam, durch keine Macht der Welt sich von der erkannten Wahrheit abbringen ließ, sie muthig und offen vertheidigte, gleichviel ob er allein stand oder die Menge ihm zujauchzte, verlieh seinen Aussprüchen die größte Bedeutsamkeit. Doch fehlte es ihm auch an neuen Wendungen und Gründen, um seine Ueberzeugung zu rechtfertigen, nicht. Eben jetzt waren die Anhänger Oesterreichs der ruhmredigen Phrasen von Oesterreichs unentbehrlichem Schutze voll. Ihnen warf er den Einwand entgegen: „Dränge heute die geflügelte Kunde von dem Rhein, Frankreichs Schaaren wälzten sich feindselig heran, würde nicht da ein Schrei, durch ganz Deutsch-

land hallend, mahnen, uns um den Adler Preußens zu schaaren? Würde man nach Oesterreich fragen, das bei aller seiner Macht genug an sich selber zu schützen hat, oder nach einem andern Throncandidaten oder vollends nach der gepriesenen Trias ausblicken, damit diese über unsere Rettung berathschlage?" der Aufsatz schloß mit folgenden Worten: „Wenn die deutsche Nationalversammlung Deutschlands erbliche Kaiserkrone gründet, so darf sie getrost ihren Fürsten gegenüber treten und sagen: Wir haben uns selbst überwunden, indem wir, durch ein Jahrtausend belehrt, unsere Stammeseifersucht, unsern kirchlichen Hader, unser ganzes kleinliches Sinnen und Spinnen der Einheit des Vaterlandes zum Opfer brachten. Wir haben erfüllt, was wir dem Volke verheißen; thut Ihr desgleichen."

Zu solcher Selbstüberwindung war das Parlament aber noch nicht reif. Es mußte als ein schlimmes Vorzeichen für den Ausgang der Berathung über das künftige Reichsoberhaupt gelten, daß der Verfassungsausschuß wohl darüber einig war, daß ein deutscher Kaiser aus der Reihe der regierenden Fürsten an die Spitze des Reiches gestellt werde, daß sich aber für keine Bezeichnung der Natur der Kaiserwürde, ob sie eine erbliche oder eine auf Lebenszeit oder gar eine auf einige Jahre durch Wahl übertragene sein solle, im Schoße des Verfassungsausschusses eine Mehrheit fand. Alle darauf bezüglichen Vorschläge vereinigten nur eine Minderheit der Stimmen. Unter dem Minoritätsvotum: Die Kaiserwürde ist erblich im Hause des Fürsten, dem sie übertragen würde; sie vererbt im Mannesstamme nach dem Rechte der Erstgeburt, stand zuerst Dahlmanns Name. Am 22. Januar betrat er die Tribüne, um dasselbe zu vertheidigen. Unmittelbar vor ihm hatte Uhland gesprochen. Mit poetischer Begeisterung, die tief ergriff, wenn sie auch nicht überzeugte, mit schwungvollen Bildern, von welchen die Phantasie sich gern locken ließ, hatte der große schwäbische Dichter das preußische Erbkaiserthum bekämpft. Weder wollte er Oesterreich im Kreise der Reichsländer missen, noch auf die Wahl des Reichsoberhauptes verzichten. „Verwerfen Sie die Erblichkeit, schaffen Sie keinen herrschenden Einzelstaat, stoßen Sie Oesterreich nicht ab, retten Sie das

Wahlrecht, dieses kostbare Volksrecht, dieses letzte fortwirkende Wahrzeichen des volksmäßigen Ursprungs der neuen Gewalt. Glauben Sie, es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oels gesalbt ist." Unter dem mächtigen Eindrucke dieser prophetischen Worte, die ein Menschenalter später wohl in Erfüllung gingen, aber in anderer Weise als der Dichter geträumt, begann Dahlmann seine Rede*). Es hielt schwer, eine günstige Stimmung, selbst nur die Aufmerksamkeit der Versammlung zu gewinnen. Dennoch gelang es der schlichten ehrlichen Weise, mit welcher Dahlmann den Inhalt seines ganzen politischen Lebens darlegte, und dem erschütternden Tone, in welchem er seine tiefste Ueberzeugung aussprach. „Es ist mir, wenn ich auf die Erblichkeit eine Lobrede halten soll, als sollte ich das Einmaleins vertheidigen. Wie dieses so einfach ist, daß seine Richtigkeit sich eben nicht beweisen läßt, so auch die Erblichkeit. Nicht das ist ihr Wesen, was man gewöhnlich an Vorzügen derselben aufzuzählen pflegt; ihr Wesen ist aber das allereinfachste, daß nachdem sie den Staat sicher gestellt hat, sie die Wärme der Familie in das Staatsleben gießt." Er erzählte die Geschichte seines eigenen Lebens, wie er durch eine lange Kette bitterer vaterländischer Erfahrungen zu einem entschlossenen Einheitsmann geworden, wie er aus schweren Lebensjahren die Erfahrung geschöpft, daß Deutschland vor allen Dingen einer einheitlichen Gewalt bedürfe und wie gar keine Zukunft für Deutschland ohne Preußen möglich sei. Als ob er ahnte, daß er seine letzte Rede im Parlament halte, schloß er sie mit einem von wahrhaft religiöser Weihe getragenen Bekenntniß: „Ich würde glauben gebrochen zu haben mit meinem Vaterlande, wenn ich anders meine Stimme abgäbe, als für die Einheit Deutschlands, als für die erbliche Krone meines deutschen Vaterlandes. So bin ich gesonnen und werde so gesonnen bleiben und bis an mein Ende den Glauben festhalten, daß eine unbegreifliche Barmherzigkeit des Himmels uns vielgeprüften Deutschen endlich die Rettungsbahn

*) S. Beilage Nr. 3.

eröffnet hat, die wir einschlagen müssen, wenn wir das Heil unseres Vaterlandes finden wollen."

Mit 263 gegen 211 Stimmen wurde die Erblichkeit verworfen, aber eben so fielen alle anderen Anträge, welche für die Form des Reichsoberhauptes waren ersonnen worden. Die Deutsche Zeitung hatte Recht, wenn sie das Parlament in seiner jetzigen Gestalt für unfähig erklärte, dem Vaterlande das zu schaffen, wonach es lechzt. Aber auch jetzt noch gaben sich die Genossen Dahlmanns nicht geschlagen. Eine starke Minorität hatten sie wenigstens erzielt, von den Ereignissen hofften sie eine Verwandlung derselben in die Majorität. In der That schienen die Ereignisse sich zu ihren Gunsten zu wenden. Am 4. Februar erließ die österreichische Regierung eine Note eben so unverschämt im Inhalt, wie hochnäsig in der Form. Rundweg wurde in derselben erklärt, daß Oesterreich sich nicht aus dem Reiche, nicht aus dem Parlamente ausschließen lasse; freilich dürfe Deutschland nicht seinen Willen haben, könne von einem Bundesstaate, von der im Parlament nahezu beschlossenen Verfassung keine Rede sein; Deutschland müsse sich vielmehr dem Interesse Oesterreichs fügen, habe aber dann als Belohnung zu gewärtigen, in einen mitteleuropäischen Staatenbund, dem natürlich das Wiener Cabinet vorsteht, aufgenommen, zu einer Verbrüderung mit Hanaken und Rußniaken zugelassen zu werden. Wer vaterländischen Sinn und Ehrgefühl besaß, konnte jetzt nicht anders als gegen Oesterreich sich entscheiden. Wieder einmal spannten sich die Hoffnungen hoch und stieg die Zuversicht. Es galt, die Consequenzen aus der österreichischen Note zu ziehen. Sie sprach besser zu Gunsten Preußens, als die weisesten Gründe, die man sonst vorbringen konnte. Dahlmann blieb nicht müßig. „Was ist zu thun?" fragte er in der Deutschen Zeitung*) und schrieb einen Aufsatz, in welchem der gerechte Zorn über die unerhörten Zumuthungen, die das Wiener Cabinet dem Parlament und dem deutschen Volke stellte, sich kräftig äußert.

---

*) Deutsche Zeitung 1849. Nr. 43.

„Oesterreich hat gesprochen. Es will nichts wissen von einem weiteren Vereine mit Deutschland, es verlangt mit barschen Worten im engeren zu verharren; damit es aber könne, soll die Verfassung, welche die Nationalversammlung aufstellt, wieder umgearbeitet werden. Ist das ein gerechtes Begehren? Die Versammlung der Paulskirche hat ihre Vollmacht, die Verfassung Deutschlands zu gründen, nicht aus der Luft gegriffen; die deutschen Regierungen sind es, welche wohl wissend, daß sie selber es nie zu Stande brächten, diese ihr ertheilt haben. Die Versammlung hat sich fleißig zu ihrer Aufgabe gehalten; kamen einzelne Abschweifungen vor, sie ist zu ihrem Werke unverdrossen zurückgekehrt. Jetzt nach neun Monaten steht sie dem Ziele nahe. Schon hat das deutsche Volk mit Begeisterung die Grundrechte angenommen und sich angeeignet, mit derselben Begeisterung wird die einheitliche Spitze der Verfassung rings begrüßt; wo sich etwa Mißtrauen oder Unzufriedenheit zeigt, da haben diese ihren Grund in der langen Dauer bis zur Vollendung und in dem nagenden Zweifel, ob man sie den mächtigen Widersachern gegenüber wirklich auch durchsetzen werde, keineswegs in ihrem Inhalt. Denn ihren Inhalt vertreten nicht allein die einsichtsvollsten Stimmen Deutschlands, sondern ohne allen Zweifel auch die große Mehrzahl des deutschen Volkes. Was hat das österreichische Cabinet dagegen einzusetzen? Es hat eine Gesammtvertretung für sein Völkerreich aufgestellt, an deren Gelingen kein durchgebildeter Politiker Glauben haben kann; sie ist mißlungen; es hat sich die Wahl eines seiner Prinzen zum deutschen Reichsverweser gefallen lassen, ohne eine der Pflichten, die sich daran knüpfen, zu erfüllen; es hat die deutsche Reichsverfassung fertig werden lassen und zieht nachher ein schiefes Gesicht dazu und legt am Ende ein Veto ein. So wird ein wirkliches Uebermaß des freundlichsten Entgegenkommens von Seiten unserer Centralgewalt durch die Regierung von Oesterreich belohnt. Da Oesterreich bleiben will, was es ist, so folgert sein Cabinet daraus die Verbindlichkeit für Deutschland, ebenfalls in dem alten Elend der Zersplitterung und Machtlosigkeit zu verbleiben. Es ist der alte Dämon der Metternichschen Politik, der von Oesterreich nicht weichen will. Metternich war fein genug, um einzusehen, daß die constitutio-

nellen Formen der Freiheit auf das mittelalterliche Conglomerat des österreichischen Völkerlebens keine Anwendung finden. Statt aber nun für seinen Staat eine Ausnahmestellung zu fordern, wandte er alle Künste der Bethörung auf, um das ganze constitutionelle System als eine Ausgeburt der Revolution und Irreligion zu verunglimpfen und seine ehrliche Anwendung von den deutschen Staaten, besonders von Preußen fern zu halten. Heute aber, nachdem ein jäher Sturm die Bauten des alten Meisters umgeworfen hat, wie treiben es seine Nachfolger mit Deutschland? So über alle Maßen verlegen sie ihr eigner heilig zugesagter Freiheitsbau macht, so schweigen sie klüglich ganz stille davon, wiederholen aber mit unermüdlicher Redseligkeit stets den alten Satz, Deutschland sei verpflichtet sich nach Oesterreich, das sich nach Niemand als sich selber richten will, zu richten und mischen Drohungen ein für den Fall, daß man es anders mache. Der verbissene Zorn gegen Preußen, weil es endlich anfängt, seine Bestimmung zu erkennen, hält sich kaum mehr zurück. Eine solche Krise konnte nicht ausbleiben, sie ließ sich seit Monaten voraussehen und das immer wache Rußland hat das Seine gethan, sie zu fördern, hat im Süden wie im Norden geschürt. Des deutschen Characters würdig ist es, den Feind weder zu reizen noch ihn zu vermeiden. Muß die deutsche Selbständigkeit durch die Bluttaufe errungen werden, so wird es an Winkelrieden nicht fehlen. Aber den Männern der Paulskirche tritt die ernste Mahnung entgegen, jetzt auf jede Gefahr unverzüglich ihr Werk zum Ziel zu führen. Wenn ihren österreichischen Mitgliedern ihr eigenes Ehrgefühl sagt, sie dürfen hier nicht zu dem Zwecke verweilen, die Wiedergeburt Deutschlands zu stören, ja wenn ihnen auch nur das Bedenken des eigenen Heiles die Warnung zuflüstert, die junge freundnachbarliche Freiheit ja nicht in raschem Unmuth zu zertreten, weil sie ihnen bald Rettung bringen kann, so ist unser Weg gebahnt. Allein auch wenn sie beharren wollen in einer wenig löblichen Ausdauer, ist das Ziel erreichbar und wird, will's Gott, nächstens in der Paulskirche erreicht werden. Daß aber Niemand wähne, durch einige vereitelte Abstimmungen den ernsten Willen der Vaterlandsfreunde zu besiegen! Die Hallen der Paulskirche können zur öden

Stätte werden, aber das Werk der Einheit, das hier angefangen, geht so wenig zurück, als damals das Werk des Rettungsjahres 1813. Nicht zum ersten Male haben bescheidene Anfänge in gerechter Sache uns Deutsche zu Erfolgen geführt, über die die Welt erstaunt ist."

Es währte nicht lange und die Hoffnungen, die aus der rücksichtslosen Haltung des Wiener Cabinets geschöpft wurden, zeigten sich als leer und nichtig. Weder folgten, zwei ehrenwerthe Abgeordnete, Arneth und Würth ausgenommen, die österreichischen Deputirten der Mahnung des Gewissens, aus einer Versammlung auszutreten, deren Recht sie nicht mehr anerkannten, noch zeigten die Ultramontanen, die Partikularisten und die Republikaner Neigung, ihre Parteizwecke dem Wohle des Ganzen zu opfern. Die Abhängigkeit von den Beschlüssen und Erklärungen der Großmächte und Kleinstaaten Deutschlands steigerte noch mehr die Zerfahrenheit des Parlaments, in welchem von nun an Majorität und Minorität unberechenbar wechselte, die Entscheidung über das Schicksal der wichtigsten Fragen in die Hände weniger Abgeordneten gelegt wurde. Durch Einpeitschen abwesender, durch freiwillige Enthaltung an der Stimmabgabe anwesender Mitglieder wurden die seltsamsten Resultate erzielt und da die Parteiintriguen nicht ruhten, so war in den Beschlüssen der Nationalversammlung alles eher zu finden als stetiges Wesen und Folgerichtigkeit. Zwischen dem Siege und der Niederlage einer Partei, beide gleich unerwartet und zufällig, lag oft nur ein einziger Tag und wenn heute das Centrum einen Erfolg gesichert glaubte, so brachte nicht selten durch das Schwanken der mittleren Gruppen verschuldet schon der nächste Morgen eine bittere Enttäuschung. Unter diesen Umständen entsprach die zweite Lesung der Verfassung nicht den auf sie gesetzten Hoffnungen. Schließlich hatte aber Dahlmann doch Recht, wenn er in seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte urtheilt, für diese wäre es wenig darauf angekommen, wie dieser oder jener Paragraph der Reichsverfassung den Winter über durch Abstimmung entschieden würde. „Alles ging auf zwei Punkte zurück, ob der deutsche Bundesstaat mit einheitlicher erblicher Spitze werde beschlossen werden und ob

Preußen ihn durch Uebernahme der Würde des Reichsoberhauptes ins Leben rufen werde. Um Ersteres zu verhindern, verbanden sich in der Nationalversammlung vier ganz verschiedenartige Parteien: die Oesterreicher, welche die österreichische Hegemonie über Deutschland nicht wollten fahren lassen, die Ultramontanen, die ein evangelisches Reichsoberhaupt nicht ertrugen, die Männer der äußersten Linken, welche durch Anarchie zur Republik zu gelangen hofften, und die Männer der äußersten Rechten, welche in dem deutschen Bundesstaate nichts als die Herrschaft Preußens über Deutschland erblickten. Die Mehrzahl dieser vier Parteien lief in dem Zwecke zusammen, daß gar keine Einigung in der Nationalversammlung zu Stande komme, oder daß mindestens die Verfassungsurkunde in dem Grade demokratisch ausfalle, daß sie für das Reichsoberhaupt unannehmbar werde. Diese Coalition ist namentlich Ursache, daß dem Reichsoberhaupt ein bloß aufschiebendes Veto vergönnt ward und das Wahlgesetz ganz demokratisch ausfiel, indem es ein allgemeines Wahlrecht aufstellte, mit welchem erfahrungsmäßig keine Staatsordnung und keine wahre Volksfreiheit bestehen kann. Tugenden wohnen in allen Klassen der Bevölkerung, allein politische Einsicht kann da nicht zu Hause sein, wo schwere Arbeit für die Ernährung jede Stunde des Tages ausfüllt, und vollends da nicht, wo die Natur der Arbeit Abhängigkeit von dem Arbeitgeber nach sich zieht."

„Unterdessen trat die Stellung Oesterreichs zu der deutschen Reichsverfassung immer mehr aus der früheren Gleichgiltigkeit in das Stadium der Feindseligkeit über. Die Folge davon war der Rücktritt Schmerlings aus dem Reichsministerium. Heinrich von Gagern legte am 16. December sein Präsidium der Nationalversammlung nieder und trat an die Spitze der Geschäfte als Präsident des Reichsministeriums. So streng er auf dem Grundsatze hielt, daß die Nationalversammlung das entscheidende Wort in der Verfassungsfrage zu sprechen habe, so unermüdet beflissen war er von der andern Seite, im Thurn- und Taxis'schen Palais, wo früher die Bundesversammlung, jetzt das Reichsministerium seine Sitzungen hielt, die Bevollmächtigten der deutschen Regierungen zu

versammeln und ein Einverständniß derselben zu vermitteln. Da kreuzten sich nun allerdings die Forderungen aufs vielfältigste, namentlich Bayern machte viel zu schaffen mit Anträgen, die sich oft gänzlich widersprachen, während die kleineren Staaten ernstlich die Einheit wollten — der einzige Schmerling saß ganz gemüthlich dabei, hatte gar nichts zu bemerken, weil Oesterreich sich auf den ganzen Bundesstaat gar nicht einließ. So standen die Dinge und der Verfassungsausschuß bewies seines Theils große Nachgiebigkeit, wo nur irgend es geschehen konnte, ohne den Bundesstaat zu zerstören — als plötzlich am 11. März die Nachricht einging, der Reichstag zu Kremsier sei aufgelöst, zugleich habe die österreichische Regierung für die ganze untheilbare Gesammtmonarchie eine constitutionelle Verfassung octroyirt; dazu kam eine österreichische Note, welche mit klaren Worten aussprach, Oesterreich wolle kein deutsches Volkshaus, sondern allein ein Staatenhaus; seine Absicht sei, in ein so constituirtes Deutschland mit seiner ganzen Monarchie einzutreten. Auf anderem Wege vernahm man, Oesterreich bedinge im deutschen Staatenhause für jede Million Bevölkerung eine Stimme, mithin für sich davon 38, 31 Stimmen sollten dem übrigen Deutschland bleiben."

„Jetzt war auf einmal der Nebel zerstreut. Wer bis dahin redlich, wenn auch unklar, auf einem Großdeutschland, welches gar keine Deutschen ausschlöße, beharrt hatte, konnte doch nimmermehr wünschen, daß fortan Deutschland durch 38 Millionen Oesterreicher, von welchen 5/6 Nichtdeutsche und Feinde Deutschlands sind, beherrscht werde. Welcker, der zu diesen redlichen Gegnern bisher gehört, überraschte plötzlich die Nationalversammlung mit dem Antrage, gleich jetzt die ganze Reichsverfassung nebst dem Wahlgesetze in einer Abstimmung anzunehmen und die erbliche deutsche Kaiserwürde an den König von Preußen zu übertragen. Allein der Antrag fiel mit 283 Stimmen gegen 252. Unter so trüben Umständen kam die Verfassung in zweiter Lesung an die für die Zukunft Deutschlands entscheidenden Paragraphen. Am 27. März ward über den erblichen Kaiser abgestimmt und für denselben mit 267 gegen 263 Stimmen entschieden, also mit einer Majorität

von nur vier Stimmen, und diese kleine Majorität ward allein dadurch bewirkt, daß manche der gemäßigten Linken sich der Abstimmung enthielten."

„Mittwoch den 28. März 1849 war Kaiserwahl. 248 Mitglieder enthielten sich der Wahl; alle abgegebenen Stimmen aber, 290 an der Zahl, vereinigten sich auf den König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. Da zog denn nun eine zahlreiche Deputation der Nationalversammlung, 33 Mitglieder, ihren Präsidenten Simson an der Spitze, nach Berlin. Wer nun von diesen die Frage, die es galt, mit allgemein staatsmännischem Blicke betrachtete, der mußte sich über die Lösung derselben beruhigt fühlen. Er mußte sich sagen: Der König hat nicht ehrgeizig die Macht auf sich gelenkt, sie ist ihm auch nicht durch eine besondere Gunst des Volkes geworden; die gebieterische Natur der Dinge hat die Wahl auf den Träger dieser Krone gelenkt; und es gilt hier das deutsche Volk aus einer Anarchie zu reißen, die vielleicht auch Preußen verschlingt. Der König hat es zugleich in seiner Gewalt gleich bei der Annahme die Gebrechen in der deutschen Verfassung zu bezeichnen, die zum Bedauern der Vaterlandsfreunde sich einschlichen und die Erwartung auszusprechen, daß wo möglich schon der erste Reichstag sie hinwegtilgen und ein gesundes Wahlgesetz aufstellen werde. Und diese Erwartung würde nicht getäuscht worden sein, denn überall sehnte man sich nach Ordnung und Frieden. Wer dagegen Gelegenheit gehabt hatte, die persönliche Gesinnung des Königs näher zu erkunden und den Einfluß des thatenlosen, spezifisch preußischen Hochmuths, konnte nicht ohne nagende Sorge zur Stelle der Entscheidung kommen."

„Am 2. April Abends traf die Deputation in Berlin ein. Gleich am nächsten Morgen war feierlichster Empfang derselben im Schlosse. Der Präsident entledigte sich seines Auftrages mit einer kurzen, ehrfurchtsvollen Rede. Der König aber sprach in längerer Rede Worte der Ablehnung aus, indem er die Annahme der dargebotenen Kaiserkrone an eine Bedingung knüpfte, welche ihrer Natur nach unerfüllbar war, an die zuvor einzuholende Zustimmung aller deutschen Regierungen. Die Reichsverfassung ward dadurch zu einem

Verfassungsentwurf, wie jeder Privatmann ihn in müßiger Stunde anfertigen kann, herabgewürdigt."

„Es war ein Scheitern im Hafen. Die verhängnißvollste Entscheidung war gefallen, denn die deutsche Geschichte, überreich von Alters her an Begehungs- und Unterlassungssünden, weiß von keinem Fehlgriffe zu sagen, der sich so schnell und so schwer gerächt hätte an Preußen und an Deutschland, und noch diese Stunde (1851) setzt unermüdet sich die Sache fort. Deutschland wird sein Geschick erfüllen müssen."

6. Austritt aus dem Parlamente.

Erfüllt von Schmerz und Zorn kehrte die Kaiserdeputation, welcher auch Dahlmann als Mitglied angehört hatte, nach Frankfurt zurück. Die Sehnsucht, mit dem Verfassungswerke endlich zu Ende zu kommen, die Freude, daß die Ränke der Republikaner und Oesterreichisch-Gesinnten doch schließlich zu Schanden geworden, hatte die Mehrheit des Parlaments gläubig gemacht und mit fester Zuversicht erfüllt. Sie wünschte keine Schwierigkeiten zu sehen, und weil sie keine zu sehen wünschte, sah sie auch keine, obschon die Lage der Dinge und die Natur der Personen gegen den guten Ausgang der Verfassungsfrage sprachen, und wer den Verlauf der Ereignisse ruhigen Blickes erwog, sich sagen mußte, daß zu frohen Hoffnungen nur ein geringer Grund vorhanden war. An einem Haare hatte es gehangen, daß nicht die erbliche Kaiserwürde vom Parlamente abgelehnt wurde; wo vier Stimmen den Ausschlag gaben, konnte man doch wahrlich nicht von einer überwältigenden Macht der Abstimmung reden, welche auf die Entschließung des Königs von Preußen einen zwingenden Einfluß hätte üben können. Und was die große Minderheit noch schwerwiegender machte, war der Umstand, daß ihr beinahe der ganze deutsche Süden und Oesterreich angehörte. Wäre durch die Annahme der Kaiserwürde die Kluft, welche das deutsche Volk trennte, ausgefüllt worden, hätten die Republikaner und Particularisten in Süddeutschland, hätte die österreichische Regierung, durch den siegreichen Ausgang des italienischen Krieges gekräftigt

und durch die zugesagte russische Hilfe über den Ausgang der magyarischen Revolution beruhigt, sich der vollendeten Thatsache einfach gefügt und Frieden gehalten? Man mußte ausschließlich gesperrte Parlamentsluft geathmet haben, um sich solchem Glauben hingeben zu können. Gewiß war die Aufrichtung des deutschen Kaiserthums durchzusetzen, aber nicht ohne schwere und heiße Kämpfe. Und in diesem Kampfe sollte sich der deutsche Kaiser, um die süddeutsche Sprödigkeit zu brechen, mit der Linken und der demokratischen Partei verbinden? oder sollte er zuerst die republikanischen Umtriebe mit Gewalt zurückschlagen und dann als Dank dafür seine Anerkennung von den Particularisten verlangen? In beiden Fällen hätte er nur die Gegner des Kaiserthums gestärkt und sich selbst betrogen. Die Linke und ihre Anhänger machten kein Hehl aus ihrer Absicht, den Zwiespalt, der das deutsche Volk schied, und die Unsicherheit der Lage, welche aus dem Schwanken der preußischen Regierung entsprang, in ihrem Parteiinteresse auszubeuten. Nicht minder gewiß war, daß die Mittel- und Kleinstaaten, in ihrem Dasein durch preußische Waffenhilfe befestigt, ihre fernere unversehrte Erhaltung von Preußen fordern werden. Noch hatte damals Fürst Felix Schwarzenberg das berühmte Wort von der Pflicht der Undankbarkeit des Geretteten gegen den Retter nicht ausgesprochen, aber es schwebte schon auf den Lippen aller reactionären Regierungen und wurde auch, wie die Ereignisse lehrten, bei dem ersten sich darbietenden Anlasse thatsächlich bekundet. Und hätte der deutsche Kaiser die ungeberdigen Parteien in Deutschland überwunden, so mußte er sich noch zum Strauße gegen Oesterreich rüsten, welches niemals freiwillig auf die Vortheile seiner deutschen Stellung verzichtet haben würde. Ein Reich des Friedens, wie die Mehrheit des Parlaments hoffte und glaubte, wäre das neue Reich zunächst nicht geworden, aber allerdings konnte dasselbe, von einer kräftigen Hand geleitet, allen Hindernissen zum Trotze in das Leben eingeführt werden. Daß es an einer solchen starken Hand mangelte, daß der König von Preußen, wie er selbst offen bekannte, kein Friedrich der Große war, mußte für das Kaiserthum verhängnißvoll werden. Denn noch war dasselbe keine Institution, deren Wesen bereits so fest im Volksbewußtsein wurzelte,

daß ihre Einführung als selbstverständlich gelten konnte und es nur gleichsam des Aussprechens bedurfte, um die laute Zustimmung des ganzen Volkes zu gewinnen. Es braucht der Zeit, ehe ein dem scharfblickenden Verstande einzelner Männer entsprungener Gedanke in eine allgemeine Ueberzeugung, von welcher sich Niemand lossagen kann, verwandelt und was zuerst nur möglich und wünschenswerth erschien, zur unabwendbaren Nothwendigkeit umgeprägt wird. Ein Held auf dem mächtigsten Throne Deutschlands hätte durchgegriffen und den Prozeß beschleunigt; da kein Held auftrat, blieb das Verfassungswerk ohne Abschluß, konnte der Einfluß der Alles klärenden und reifenden Zeit allein den letzteren bringen.

Das Parlament wähnte, mit der Kaiserwahl an das Ziel angelangt zu sein, und fand sich durch die Ablehnung auf den Anfang seiner Wirksamkeit zurückgeworfen, neuen, in sich bis zum Unlöslichen verworrenen Verhältnissen gegenübergestellt. Was nun? Noch hofften Einzelne auf eine Bekehrung des Königs von Preußen. Denn bei allem persönlichen Widerwillen desselben, die Kaiserkrone aus den Händen des Parlaments und auf Grund der in Frankfurt beschlossenen Verfassung anzunehmen, klang doch aus den Noten und Erklärungen der preußischen Regierung der Wunsch durch, den deutschen Bundesstaat unter Preußens Führung, nur auf einem andern Wege, als das Parlament eingeschlagen, zu begründen. Vielleicht erkennt die preußische Regierung, daß sie auf einem Irrwege wandelt, und nimmt doch schließlich das Angebot des Parlamentes an. Von dieser Hoffnung lebte das letztere bis in die ersten Maitage. Es wurde beschlossen, an der Verfassung festzuhalten und aus der zuwartenden Stellung vorläufig nicht herauszutreten. Die harte Prüfung, welcher das Ansehen des Parlamentes unterworfen war, brachte zu Wege, was in Tagen seines höchsten Glanzes nicht erreicht werden konnte, die vollkommene Einigung der Parteien, die gemeinsame Gefahr weckte auch das Gefühl der Gemeinsamkeit und führte zu einem geschlossenen Vorgehen. Auch Dahlmann verlor noch seinen guten Glauben nicht. Seinem Sohne, der verzagt schrieb und an der Zukunft Deutschlands zu verzweifeln schien, antwortete er (27. April) in zuversichtlichem Tone: „Sei doch nicht so

thöricht, lieber Hermann, den Muth zu verlieren; danke vielmehr dem Himmel, daß Du in einer so denkwürdigen Zeit lebst, so gefährlich sie auch sei. Die Dinge stehen weder so verzweifelt, wie Du denkst, noch ist überhaupt zu verzweifeln, wo der menschlichen Thätigkeit entschiedene Bahnen angewiesen sind. Wo eine Aussicht schwindet, da öffnet sich urplötzlich eine andere. Vor allem kommt es zur Zeit darauf an, daß die Nationalversammlung sich zu keinen Extravaganzen verleiten und die Sache sich im Volke durchkämpfen lasse." Als aber am 1. Mai die Nachricht von der endgiltigen Ablehnung des Königs von Preußen anlangte, da wurde auch Dahlmanns Vertrauen erschüttert. „Nun ist guter Rath theuer," schrieb seine Frau. „Wir wollten heute Abend zum ersten Male in der neuen Wohnung die Gräfin Bülow und Esmarchs bei uns haben, mußten aber wieder absagen, weil Dahlmann in Folge dieser Nachricht den Abend bei Gagern mit vielen Freunden ist. Die Verfassung steht fest, daran lassen sie nicht rütteln und Dahlmann meint auch, das Volk lasse sich diese nun nicht mehr nehmen; es kann endlich dem König seine Krone kosten. — Es ist halb zwölf Uhr. Dahlmann kommt eben zurück; es ist die gewichtigste Berathung gewesen, es waren wohl Fünfzig beisammen und die besten Leute. Irgend ein Oberhaupt, sei es noch der Reichsverweser einstweilen oder sonst der mächtigste deutsche Fürst von den bis dahin zusagenden, soll provisorisch bestimmt und der Platz Preußen offen gelassen werden. Die Versammlung will dann selber allein neue Wahlen zum Reichstag ausschreiben. Das ist der gewagteste aber nothwendigste Schritt. Der König wird sie als Rebellen ansehen, vielleicht die preußischen Abgeordneten abrufen, aber sie gehen nicht. Man hört schon wie die Gemeinden sich rüsten zum Widerstande. Bis zum Reichstage käme dann wohl eine Vertagung von mehreren Monaten. Die Versammlung entscheidet das Alles."

Die Nationalversammlung bestätigte in der That die bei Gagern gefaßten Beschlüsse. Sie forderte (4. Mai) die Regierungen, Kammern und Gemeinden — das gesammte deutsche Volk auf, die Reichsverfassung zur Geltung und Anerkennung zu bringen, sie schrieb auf den 15. August den ersten Reichstag aus, und ordnete bis zum

Eintritte Preußens die Einsetzung eines vorläufigen Reichsstatthalters an. Aber der Parlamentsbeschluß wurde nur mit der Mehrheit von zwei Stimmen (190 gegen 188) gefaßt, zeigte also schon wieder die Zerfahrenheit der Ansichten und den unausfüllbaren Zwiespalt der Parteien. Es war vielleicht keine Heuchelei, wenn jetzt Karl Vogt laut erklärte, er würde es für das größte Unglück halten, wenn Gagern und Dahlmann nicht im Parlamente wären. Die Linke hatte ein natürliches Interesse daran, daß sie so lange als möglich durch das Schild des Centrums gedeckt bleibe. Eben darin lag aber für das letztere die größte Gefahr. Ihre Mitglieder waren nach wie vor fest entschlossen, die Verfassung nicht zu verletzen, um sie durchzuführen. Werden sie aber, täglich der Versuchung der Linken ausgesetzt, welche sie zu Uebergriffen reizen möchte, von berechtigtem Zorne gegen die schwachen, wortbrüchigen Fürsten hingerissen, unter dem Drucke ihrer eigenen verbitterten Stimmung auf die Dauer den Entschluß festhalten können? Schon der Beschluß des 4. Mai bewegte sich auf den scharfen Grenzen des Gesetzmäßigen und ließ eine verschiedenartige Auslegung zu. Er war von der Mehrheit in dem Sinne gefaßt worden, daß dem revolutionären Strome ein Damm vorgebaut werde, und konnte doch auch wieder so gedeutet werden, als ob der Widerstand gegen die reactionären Regierungen gebilligt würde. Die Ereignisse der nächsten Tage enthüllten die ganze Schwierigkeit, in der eingenommenen Stellung dauernd zu beharren. In Sachsen, in der Pfalz, in Baden loderte der Aufstand empor. Als Fahne wurde überall von den Aufständischen die Reichsverfassung vorgetragen und bei gar manchem Theilnehmer war es in der That auch die Begeisterung für dieselbe, das durch die Nöthen des Augenblickes verworrene Gewissen, welches zu den Waffen greifen ließ. Untrennbar mit diesen Männern waren aber Persönlichkeiten der bedenklichsten Natur vermischt, unreife Republikaner, aus dem geordneten Leben hinausgeworfene verkommene Menschen, wüste Gesellen, welche nur an der Entfesselung der rohesten Leidenschaften Freude hatten, ausländisches, namentlich polnisches Gesindel. Stand die Mehrheit des Parlamentes für die Verfassung ein, so verband sie sich unwillkürlich mit diesem schlimmen Volke;

widersetzte sie sich den revolutionären Umtrieben, so erleichterte sie den Regierungen den Sieg, welche ihn natürlich zum Sturze der Reichsverfassung benutzen werden. Das Schicksal der Nationalversammlung wurde dadurch entschieden. Sie konnte nach keiner Seite hin mehr eine gedeihliche Wirksamkeit entfalten, ihre Macht und Haltung hatte bereits aufgehört, jetzt ging es auch mit ihrem Dasein zu Ende. Fast zu gleicher Zeit brachen alle Stützen zusammen. Im Parlament hob die Linke, durch den scheinbar täglich wachsenden Volkssturm über ihre Stärke getäuscht, immer kecker das Haupt. Den Ruf zu den Waffen empfahl der Trierer Simon als einzig zeitgemäß, die Monarchie erklärte Karl Vogt kurzweg für einen bloßen Uebergang, der nur eine kurze Spanne Zeit geduldet werden könne. Dafür daß die hervorragendsten Männer der frühern Mehrheit standhaft in der Paulskirche aushielten, mußten sie den Spott und Hohn der Linken, den rohen Schimpf der Gallerie ertragen, der Wiederholung der schlimmsten Septemberscenen gewärtig sein. Und außerhalb des Parlamentes? Das Reichsministerium, an dessen Spitze noch immer Gagern stand, hatte allen Grund, dem Reichsverweser zu mißtrauen, der ausschließlich die österreichischen Interessen vertrat; es hatte eben so häufigen Anlaß mit Preußen Streitschriften zu wechseln und über dessen Unbotmäßigkeit zu klagen. Es befand sich in gleicher Lage wie seine Partei im Parlament. Es konnte nichts für die Reichsverfassung thun, ohne der Anarchie Vorschub zu leisten, es konnte diese nicht bekämpfen, ohne die der Einheit widerstrebenden Mächte zu stärken. Jede Aussicht auf Erfolg war verschwunden. Und schon begannen auch einzelne Mitglieder des Ministeriums und der alten Majorität aus der Ueberzeugung, daß das Verfassungswerk unmöglich geworden sei, die allein richtige, aber furchtbar harte Folgerung zu ziehen, ihren Austritt aus dem Parlamente zu erklären. Dahlmann blieb auch jetzt noch standhaft. „Er spricht sich heiser," schrieb seine Frau am 16. Mai, „um die Männer des Casino vom Austreten zurück zu halten, aber es hilft doch oft. Beseler ist oft schon ganz muthlos gewesen und hat Dahlmann sogar überreden wollen, mitauszutreten. Aber Dahlmann ist Gott sei Dank ganz fest. Dem Major Teichert aus

Preußen hat er freilich vergeblich in das Gewissen geredet, aber rührend ist mir, daß ein Herr Treskow aus Posen, der schon ausgetreten war, und dem Dahlmann vergebens zugeredet, den Tag darauf diesem sagte: Als ich Ihnen widersprach, fühlte ich schon, wie sehr Recht Sie hatten. Ich bin wieder beigetreten und Sie sind nur Schuld, daß ich mit meiner Familie habe in das Wirthshaus ziehen müssen. Waitz wollte auch schon weggehen, jetzt hat aber Dahlmann verabredet, daß wenn man nicht mit Ehren bleiben könne, in dem Falle, daß die Linke einen Convent oder die Republik proklamirt, sie dann nicht einzeln, sondern als Partei mit einander austreten würden.“ Dieser Zeitpunkt kam rascher, als Dahlmann ahnte. Der Reichsverweser fand den Augenblick passend, die lange mit großer Kunst behauptete Maske des simpeln Biedermanns abzuwerfen und sich als die bloße Puppe des Wiener Ministeriums zu enthüllen. Er hatte das Programm Gagerns, welches dem Reichsministerium eine vermittelnde Rolle zuwies und die Hoffnung, durch moralische Mittel die Wirksamkeit der Reichsverfassung durchzusetzen, nicht aufgab, zurückgewiesen. Am 17. Mai hielt das neue Reichsministerium: Grävell, Jochmus, Detmold seinen Einzug in die Paulskirche. Es wurde mit Hohngelächter empfangen, seine Ernennung laut als eine Beleidigung der Nationalversammlung erklärt, und gleich am folgenden Tage der Antrag auf Beseitigung der bestehenden Centralgewalt und die Einsetzung einer dem Parlament allein verantwortlichen Reichsregentschaft gestellt. Zum letzten Male nahmen die Mitglieder des Centrums den Kampf auf und warnten vor dem freventlichen Bruche mit der gesetzlichen Ordnung. Sie wurden geschlagen, am 19. Mai der Beschluß gefaßt, einen Reichsstatthalter, „wo möglich aus der Reihe der regierenden Fürsten“, zu wählen und jedem gewaltsamen Angriff gegen die Reichsverfassung und die dieser anhängenden Regierungen gleichfalls mit Gewalt zu begegnen. Wer sich nicht durch Worte täuschen ließ, wußte, daß damit der Bund zwischen dem Parlamente und den Aufständischen in der Pfalz und in Baden geschlossen sei. Die Nationalversammlung stand von nun an auf dem Boden der Revolution, zu welcher sie weder das Bewußtsein des Rechtes, noch die

Ueberzeugung von ihrer Macht legitimirte. Gerade die am lautesten für die Aufrechthaltung der Reichsverfassung sprachen, hätten am heftigsten gegen dieselbe geeifert, wäre sie wahrhaft in Wirksamkeit getreten, und welche sich am tapfersten geberdeten, machten unter sich den geringsten Hehl aus der Erfolglosigkeit der getroffenen Maßregeln.

Der Zeitpunkt, welchen Dahlmann für den Austritt der Partei vorgesehen hatte, war gekommen. Noch am Abend des 19. Mai*) entwarf er eine Austrittserkärung, deren Wortlaut den herben Kampf des Gewissens, die durch allseitige Schuld heraufbeschworene Krisis deutlich abspiegelt.

„Die unterzeichneten Mitglieder der deutschen Nationalversammlung legen hiemit ihr Mandat nieder. Sie sind deßhalb dem deutschen Vaterlande Rechenschaft schuldig. Wir Unterzeichnete haben unserer großen Mehrzahl nach von Anfang her diejenige Majorität bilden helfen, welche ihr vaterländisches Glaubensbekenntniß in der Reichsverfassung niedergelegt hat. Wir sind keineswegs blind für die mancherlei Mängel, welche menschliche Kurzsichtigkeit im Kampfe der Parteien der Reichsverfassung angehängt hat, sind auch von jeher weit entfernt gewesen, uns unserer Einsicht oder unserer Vollmacht in dem Grade zu überheben, daß wir die Stimmen der Regierung vernachlässigt hätten. Allein da die Vorschläge dieser, insoweit sie überhaupt ans Licht traten, sich mannigfach kreuzten, war der Nationalversammlung eine schiedsrichterliche Stellung eben so sehr durch die Natur der Sache aufgedrungen, als durch den Bundestagsbeschluß vom 30. März v. J. entschieden eingeräumt. Zu gleicher Zeit hegen wir die ernste Ueberzeugung, daß das erste Bedürfniß des Vaterlandes, seine politische Einheit durch diese Verfassung, wie sie vorliegt, sicher gestellt ist, ohne das Leben der einzelnen Stämme einer aufgezwungenen Einerleiheit preiszugeben, daß die früher bedrängte deutsche Volksfreiheit in ihre Rechte getreten und nicht ohne Opfer zwar der Einzelregierungen, aber im Sinne der Versöhnung der wahren Interessen ein Bau errichtet ist, stark

*) Im Manuscripte steht das Datum: 19. März, was aber offenbarer Schreibfehler ist.

genug, um die Wiedergeburt des deutschen Vaterlandes zu begründen, vorausgesetzt, daß die mit patriotischer Hingebung dargebotene höchste Würde hochherzig angenommen wird."

„Das preußische Ministerium hat es anders gewollt. Es opferte die Hoffnungen des Vaterlandes der politischen Chimäre, zwischen mehr als dreißig Regierungen und der Nationalversammlung vereinbaren zu wollen, und ohne auch nur selbst irgend einen Plan aufzustellen, verwarf es in schneidendem Widerspruche mit der eigenen Forderung der Einstimmigkeit eine Verfassung, welcher außer der Nationalversammlung die große Mehrzahl der Regierungen im edelsten Sinne vaterländischer Aufopferung bereits beigetreten war."

„Die Unterzeichneten hängen der Reichsverfassung aufrichtig an und vertrauen darauf, daß diese erste Saat, in die tiefe Furche des deutschen Gemüths gestreut, trotz aller Hindernisse zum Troste des Vaterlandes aufgehen wird, sobald nur der Stimme des deutschen Volkes der Weg geöffnet ist, sich durch ihre gesetzlichen Organe auszusprechen; allein sie vermögen nicht den Schritten derer zu folgen, die durch die Häufung von unausführbaren, in die Welt hinausgeschleuderten Beschlüssen die Durchführung zu bewirken denken, noch weniger freilich denen, welchen die Reichsverfassung lediglich eine Leiter zur deutschen Republik oder vollends zur Anarchie bedeutet. Ihr Austritt, sie wiederholen es, ist nicht Verzweiflung am Vaterlande, allein sie sehen sich in dem Falle, von den beiden extremen Parteien, die jetzt im Vaterlande einander bekämpfen, weder der einen noch der andern ihre Unterstützung zuweisen zu können, während ihnen zugleich jede Möglichkeit entschwindet, ferner für die Durchführung der Verfassung nach ihrem Sinne in der Versammlung wirksam zu sein. Die heutige Abstimmung, welche die provisorische Centralgewalt entwurzeln will, ohne die geringste Aussicht, eine neue an ihre Stelle zu setzen, kann ihnen keinen Zweifel mehr lassen, daß ihre Wirksamkeit in der Paulskirche ihr Ziel erreicht hat."

Als Dahlmann nun aber am folgenden Tage (20. Mai) in der Parteiversammlung zur That schreiten, die von ihm selbst entworfene Erklärung unterschreiben sollte, zagte er. Der Austritt, einmal geschehen, ließ sich nicht wieder zurücknehmen, dagegen konnte

vielleicht, wenn man noch zuwartet, eine plötzliche Wendung zum Besseren eintreten. Er brachte die durch Beselers Gründe bereits für den Austritt entschiedenen Genossen wieder in das Schwanken, als er hervorhob, daß demnächst die von Preußen vereinbarte Verfassung ihnen vorliegen werde, und es dringend geboten erscheine, daß dann die Nationalversammlung ihr volles Ansehen, sei es für die Verwerfung, sei es für die Annahme in die Wagschale werfe und dem Volke die Entscheidung erleichtere. Er überzeugte auch Gagern, der krank darnieder lag und auf dessen Stimme es wesentlich ankam, von der Zulässigkeit des längeren Verweilens. Doch schon nach wenigen Stunden siegten die entgegengesetzten Erwägungen. Als er am Abend, durch eine Berathung über die holsteinischen Angelegenheiten aufgehalten, in die Versammlung wieder eintrat, fand er die Mehrheit umgestimmt und bereit, eine von Max Gagern verfaßte Erklärung zu unterschreiben. Nur wenige Augenblicke waren ihm gegönnt, sich zu entscheiden, ob er seiner Ueberzeugung Zwang anthun oder von seinen alten Genossen sich trennen sollte. Im Nebengemache kämpfte er den heftigsten Streit mit sich durch; er sah die herrlichste Hoffnung seines Lebens geknickt, die schönste Frucht seines öffentlichen Wirkens zerstört. Endlich siegte der politische Sinn, der ihm das Handeln abseits der Partei als gemeinschädlich widerrieth. Er trat, auf das Tiefste bewegt, aber jetzt entschlossen, mit der Partei zu gehen, in den Versammlungssaal zurück, er verzichtete sogar darauf, daß sein Entwurf zu Grunde gelegt würde, welchen manche preußische Abgeordnete zu scharf befanden. „Es wird mir unendlich schwer," sprach er, „den Schritt zu thun, den ich dennoch zu thun entschlossen bin, schwer, in diesem Augenblicke auszutreten. Aber es wuchs in mir von Minute zu Minute die Ueberzeugung, daß die Gemeinsamkeit das Ueberwiegende sei." Sein Name steht als der erste unter der Erklärung, durch welche fünfundsechszig Abgeordnete, der Kern der Nationalversammlung, am 21. Mai ihren Austritt ankündigten und damit das Schicksal des Parlaments entschieden. Das Parlament war von nun an nur noch eine Parteiversammlung, welcher zuletzt sogar, als sie Carl Vogt zum Reichsregenten wählte, der Fluch des Lächerlichen nicht erspart blieb.

„Wenn ich Dahlmann frage, was denkst du nun für uns, schrieb Frau Dahlmann, so antwortet er immer, das weiß ich noch gar nicht, das kann Niemand wissen, das wird sich später entscheiden." Der glaubensstarke Mann hatte jetzt auch Augenblicke der Unklarheit und Verzagtheit. Er faßte sich aber bald wieder. Während die Mehrzahl der Freunde gleich nach dem Austritte aus dem Parlamente der Heimat zueilten, blieb Dahlmann in Frankfurt wohnhaft. Nach Bonn zurückzukehren, aus der großen Thätigkeit des letzten Jahres unmittelbar in das den Gedanken ganz ferngerückte und darum doppelt klein erscheinende Universitätsleben überzugehen, muthete ihn wenig an. Zu diesen persönlichen Gründen trat aber, um ihn zum Ausharren zu bestimmen, der Wunsch hinzu, nach Kräften beizutragen, daß nicht die ganze große Arbeit eines Jahres ohne alle Früchte bleibe. Aus den Händen der Nationalversammlung konnte Deutschland nun nicht mehr seine einheitliche Verfassung empfangen. Vorausgesetzt, daß dem deutschen Volke die letztere verliehen würde, war Dahlmann gern bereit, die dem Parlamente zugefügten Unbilden zu vergessen und mit Selbstverleugnung auf dem neuen Wege mitzugehen. Zur selben Zeit, als das Frankfurter Rumpfparlament den thörichten Beschluß faßte, nach Stuttgart auszuwandern, wurde der Entwurf einer Reichsverfassung, über welchen sich Preußen mit Sachsen und Hannover geeinigt hatte, veröffentlicht. Hier war ein Anknüpfungspunkt vorhanden, um das Verfassungswerk wieder vorwärts zu bringen. Einzelne Bestimmungen des Entwurfes mochten nur einen geringen Beifall verdienen, im Ganzen und Großen lehnte sich derselbe aber eng an die vom Parlamente geschaffene Märzverfassung an und durfte von Allen, die sich nicht an dem Ursprunge stießen, die Octroyirung nicht grundsätzlich zurückwiesen, angenommen werden. Das war auch Dahlmanns Ansicht. Er sammelte eifrig die Reste der Centrumspartei, pflog in dem wohlbekannten Sarasinschen Hause, wohin er in der guten Parlamentszeit wohlgemuth täglich die Schritte gelenkt hatte, um die Reichsverfassung auszuarbeiten, nun mit Gagern, Hergenhahn und einigen anderen politischen Freunden häufige Unterredungen, und nahm sogar, was er nur bei besondern wichtigen Anlässen that, die Journalistenfeder wieder einmal in die Hand. Die Deutsche

Zeitung*) brachte eine Mahnung, die vielfach Heinrich von Gagern zugeschrieben wurde, welche aber in der That von Dahlmann stammt und mit dem gewohnten eindringlichen Ernste die Sachlage erörterte. „Ich denke," begann der Mahner, „Preußen hat schon das Gefühl, daß niederreißen leichter ist, als aufbauen. Was es in kurzsichtigem Uebermuthe verschmähte, weil es von Volkshänden geboten ward, das trachtet es jetzt aus Fürstenhänden zu erlangen. Aber diese Hände wollen sich nicht öffnen und statt die Zustimmung aller Regierungen zu bringen, wie man sich gerühmt hatte, tritt man kümmerlich nur mit zweien auf. Im Vaterlande giebt es aber keinen Feind, dem man nicht getrost die Brücke zur Verständigung bauen dürfte. Und so mag denn gern anerkannt sein, daß im Berliner Entwurf ein großer Schritt vorwärts zur Verständigung über die deutsche Reichsverfassung gethan ist." So bereitwillig Dahlmann war, dem preußischen Verfassungsentwurf freundlich und vorurtheilsfrei entgegenzukommen, so war er doch keineswegs gesonnen, auf die Kritik der einzelnen Bestimmungen zu verzichten und ihre Besserung nicht einmal zu versuchen. „Sind auch einige Mängel der Reichsverfassung im Berliner Entwurfe vermieden, so dürfte es doch schwer sein, auch nur eine einzige neue lobenswerthe Bestimmung desselben zu nennen, die nicht schon in den Vorschlägen des Verfassungsausschusses enthalten wäre. Von der anderen Seite leuchtet aus mancher neuen Bestimmung ein Gebrechen hervor, welches wir aufs Gelindeste Mangel an politischer Uebersicht nennen wollen." Zu demselben rechnet Dahlmann die Anweisung des Reiches lediglich auf Matricularbeiträge, die Verwerfung der kaiserlichen Würde, und ihren Ersatz durch einen erblichen Reichsvorstand, insbesondere aber die Stellung des Fürstencollegiums, in welchem Dahlmann nur den wiederbelebten Bundestag, das ewige Hinderniß, daß die Regierung Kraft entwickle und den Bedürfnissen des Volkes gerecht werde, erblickte. „Der Deutsche will fortan Fürsten, die der Reichsverfassung und dem einheitlichen Reichsoberhaupte sich unterordnen; das ist der Strahl, der aus der

---

*) Nr. 155. 7. Juni.

zu Frankfurt geschaffenen Reichsverfassung hervorbrechend, die allgemeine Begeisterung unseres Volkes entzündet hat."

„Mögen treu gemeinte Meinungen eine gute Stätte finden! Die grausamen Erfahrungen der letzten zwei Monate haben den vor Kurzem noch dichten Wald der deutschen Monarchisten entsetzlich gelichtet und manchen entschlossenen Vorkämpfer irre gemacht. Ein edler Dichtergreis warnte aus tiefer Verehrung kürzlich: Ihr Könige habt Acht!*) Die Schwächen eines einzigen Herrschers, sie sind erträglich, denn jeder gleicht sie durch das Gefühl der eigenen Gebrechlichkeit aus; allein es ist schon unendlich viel dem deutschen Volke angemuthet, dreißig Herrscher übernehmen zu sollen, seitdem es seine Einheitlichkeit inne geworden ist. Wollen aber diese nun vollends, statt dem Reiche dienstlich zu sein, mitwirthschaften an der Reichsregierung, ein Thor ist, der da glaubt, solche Ordnung könne Bestand haben. Ich rühme mich keiner Prophetengabe, allein ich spreche ungescheut aus, was mein inneres Gemüth mir sagt: Sollte diese große Bewegung an dem Uebermuthe der Könige von Napoleons Gnaden scheitern, und das Heil unseres Volkes sich noch einmal zur Nebensache verflüchtigen, so hemmt, wenn es abermals fluthet, kein Damm die wilden Gewässer mehr und der Wanderer wird die Reste der alten deutschen Monarchie in den Grabgewölben ihrer Dynastien aufsuchen müssen."

Es galt aber nicht allein, den Fürsten Deutschlands das Gewissen zu schärfen und sie an ihre Pflichten zu mahnen; sollte der Berliner Verfassungsentwurf rasch in Wirklichkeit treten, so mußte auch das deutsche Volk sich zu demselben bekennen und durch seine Theilnahme den Muth Preußens stärken, den Widerstand der Gegner brechen. Das Eine that ebenso sehr Noth als das Andere; Beides stieß auf die größten Schwierigkeiten. Dort steifte sich die Selbstsucht und der particularistische Eigensinn in demselben Maße, wie die Schwäche Preußens offenbar wurde, hier ließ die Leidenschaft und die Ermüdung zu einer Verständigung über die zu ergreifenden Maßregeln nur mühselig kommen. Aeußerlich trat der Zwiespalt

*) E. M. Arndt in der Deutschen Zeitung vom 4. Mai. Zweite Beilage.

zwischen Dahlmann und seinen Freunden nicht zu Tage. Am 5. Juni brachten bereits die Zeitungen ein Rundschreiben, welches die Parteigenossen zu einer Zusammenkunft in Gotha einlud. Am Fuße der Erklärung stand zuerst Dahlmanns Name. In den vorberathenden Versammlungen in Frankfurt offenbarte sich jedoch nur eine geringe Uebereinstimmung. Dahlmanns Wunsch, eine feste unabhängige Stellung gegenüber der preußischen Regierung zu nehmen, nicht unbedingt auf die Märzverfassung zu verzichten, vielmehr, wenn der Berliner Verfassungsentwurf scheitere, auf jene wieder zurückzukommen, stieß auf vielfachen Widerspruch. Der Einigkeit zu Liebe gab er nach und legte eine Erklärung vor, welche seiner persönlichen Ansicht nach viel zu nachgiebig lautete, aber dennoch die Früchte des letzten Jahres nicht vollständig preisgab. Sie betonte das Recht der Nationalversammlung, die Reichsverfassung endgültig zu beschließen, und erinnerte ausdrücklich an den Bundestagsbeschluß vom 30. März 1848, welcher dem Frankfurter Parlamente diese Befugniß einräumte, sie hielt die Uebertragung der Kaiserwürde an die preußische Krone, das Staatenhaus und Volkshaus unbedingt aufrecht und stellte eine Reihe von Bedingungen klar und fest auf, unter welchen allein Preußen auf die Unterstützung der Partei rechnen könne. Die Freunde waren in Frankfurt übereingekommen, daß Dahlmann diese von ihm entworfene Erklärung in Gotha vertheidigen, in der Versammlung als Berichterstatter die Verhandlungen einleiten solle. Er brachte noch in Frankfurt die Rede, die er in Gotha zu halten gedachte, zu Papier.

„Da mir das erste eröffnende Wort zugefallen ist, was läge näher, als alle Freunde froh zu begrüßen. Allein unser Zusammentritt ist kein frisches Weiterarbeiten auf schon Erreichtem. Noch immer gilt es, den Grund zu legen. Nur deswegen sind wir hier, weil das Ergebniß unseres ersten Beisammenseins mißlungen ist."

„Goethe schreibt die Undankbarkeit der Menschen ihrem schwachen Gedächtnisse zu. Wenn er Recht hat, so hat die deutsche Nationalversammlung gewiß nicht Unrecht, wenn sie über die klägliche Gedächtnißschwäche der deutschen Ministerien Klage führt. Scheint doch das Jahr 1848 schon nach einem Vierteljahre der Vergessenheit ver-

fallen zu sein. Oder wäre man wirklich so verblendet, das Dasein der Dinge abzuläugnen, vor deren verhaßtem Anblicke man die Augen verschließt?"

„Als im Frühling 1848 das lang verhaltene Gefühl schmählicher Verwahrlosung plötzlich im deutschen Volke hervorbrach, zur stürmischen That ward und alle Bande des gewohnten Gehorsams zu sprengen drohte, da war es die deutsche Nationalversammlung und niemand sonst, die den Ungestüm der Bewegung bändigte und das Sonderleben der einzelnen deutschen Staaten wieder zu Ehren brachte, indem sie hoch über ihnen die politische Einheit des Vaterlandes aufstellte, als den Polarstern der deutschen Zukunft. Die Nationalversammlung hätte die Einheit auf dem Wege der Republik erreichen können, sie war stark genug dazu, denn sie bildete lange Zeit den einzigen Mittelpunkt des vaterländischen Vertrauens und Viele wollten diesen Weg. Sie war stark genug ihn nicht zu wollen. Die Verfassung, die sie nach der Arbeit eines Jahres aufgestellt hat, giebt Zeugniß davon, daß die Nationalversammlung in Beschränkung der Rechte der Einzelregierungen nicht weiter gegangen ist, als es die Erhaltung des Ganzen erforderte, und kaum so weit."

„Ich will nicht sagen: Wie dankt man es ihr? Ich habe nicht das Wort ergriffen, um Gefühle aufzuregen, nein, um sie zu beschwichtigen. Zeigen wir durch die That, daß wir ein besseres Gedächtniß haben, als unsere Widersacher, zeigen wir, daß uns die uralte Thatsache des Vaterlandes, welches zur Einheit will, noch immer in frischem Gedächtniß liegt und uns mehr wiegt, als die Unbilden, die wir erfuhren."

„Eine kleine Anzahl Mitglieder unserer dahin geschwundenen Nationalversammlung blieb noch in Frankfurt und in seiner Nähe beisammen; sie hat den Anstoß gegeben zu dieser Zusammenkunft und die Zahl der hier Erschienenen zeigt, daß sie im Sinne der Genossen ihrer früheren Thätigkeit gehandelt hat. Allein es handelt sich nicht blos darum, zu dieser Zusammenkunft den ersten Anstoß zu geben, eben so wichtig erschien es denselben, sie zu erleichtern, für ihr vermuthlich nur ein paar Tage beschränktes Beisammenbleiben eine Grundlage der Berathung zu verschaffen. In diesem

Sinne haben wir ein Programm aufgestellt, welches Ihrer Prüfung unterliegen wird. Seine allgemeine Richtung ist klar. Es will die schleunige Herbeiführung eines Reichstages, damit inmitten so trauriger Zerwürfnisse ein Trost der Nation würde auftauchen. Es verbirgt keineswegs, daß zu diesem Zwecke große Opfer werden zu bringen sein. Niemand übertreffe uns in der Standhaftigkeit im Kampfe für das Vaterland. Aber wo durch sanftere Mittel rascher zur Rettung zu gelangen ist, als durch starren Widerstand, da verschmähen wir diese nicht. Seien wir nicht stolzer und standhafter, als das Heil des Vaterlandes es fordert oder vielleicht es zuläßt."

Eine stattliche Schaar wackerer Männer kam am Johannistage in Gotha zusammen, dieselben Männer, welchen ein Jahr vorher das deutsche Volk zugejauchzt hatte, deren Ansehen und Gewicht in allen politischen Dingen ebenso groß gewesen, wie ihr Eifer, die einheitliche Verfassung sicher zu stellen. Die persönliche Tüchtigkeit der Männer war die gleiche geblieben, ihre Autorität jedoch bedeutend gesunken und auch ihr früher tapferer Wille durch die Größe der entgegenstehenden Schwierigkeiten gelähmt. Dahlmanns Entwurf, so glimpflich er nach seiner Meinung verfaßt war, erschien der Mehrzahl noch zu scharf und für die Regierungen, welche man gewinnen konnte, verletzend. Weder der Satz, daß das Parlament in seinem anerkannten Rechte war, als es selbständig die Reichsverfassung ordnete, noch die Erklärung, daß man zur Fahne der Märzverfassung wieder zurückgreifen müsse, falls die verbündeten Regierungen ihren Verfassungsplan fallen lassen, fanden den Beifall der Mehrheit. Darauf hin verzichtete Dahlmann auf das Wort und verhielt sich während der ganzen Dauer der Verhandlungen schweigend. An seine Frau hatte er gleich am ersten Tage der Debatten (27. Juni) geschrieben: „Fragst Du nach dem Eindrucke der Versammlung, so läßt sich darüber noch nichts sagen, denn heute steht erst der Schlachttag bevor; doch giebt es gerade nicht das beste Augurium, daß Beckerath einen Gegenentwurf zu unseren Vorschlägen eingereicht hat, und daß man einen dritten, wie verlautet, dem zur Prüfung beider eingesetzten Ausschuß vorlegen wird. Von den Einzelnen erinnern mich leider Viele an die Worte: O flesh, o flesh, how art thou fishified."

Widerwillig unterschrieb er die matte, wenigsagende Erklärung, welche von der Gothaer Versammlung ausging, mißmuthig kehrte er nach Frankfurt zurück, um hier zu erfahren, daß seine politische Thätigkeit ihn bereits auf die erste Stufe der politischen Verbrecher gebracht hatte. Nach dem Austritt aus dem Parlamente gleich die Vorlesungen in Bonn zu beginnen, war ihm sowohl wegen der vorgerückten Zeit, wie wegen seiner angegriffenen Gesundheit unthunlich erschienen, zudem stand die Eröffnung der Berliner Kammern, in deren erste der rheinische Wahlbezirk Mülheim = Wipperfurth = Gummersbach und Sieg Dahlmann gesandt hatte, wahrscheinlich in kurzer Frist bevor. Erst als sich die letztere verzögerte, kam Dahlmann um einen Urlaub ein. Als Antwort empfing er ein Schreiben des Ministers Ladenberg, der ihm zwar den erbetenen Urlaub bewilligte, aber diese Bewilligung in die gröbsten Formen kleidete. Der Minister ertheilte dem Mann, der Deutschland und Preußen so ehrlich und aufopfernd gedient, eine scharfe Rüge, daß er die „Dienstordnung" verletzt und nicht, sobald die preußische Regierung die Abgeordneten Preußens zum Parlament zurückgerufen, Frankfurt verlassen habe. Der Minister wagte es, den Mann, dessen Wahrhaftigkeit hell strahlte, Lügen zu strafen, als ob die zerrüttete Gesundheit, die Dahlmann als Grund seiner Urlaubsbitte angeführt, nur ein eitler Vorwand sei. „Ihr Uebelbefinden hat Sie nicht abgehalten, die Reise nach Gotha anzutreten." Der Minister erlaubte sich, den Mann, zu dem wenige Monate vorher das Volk und die Fürsten emporgeblickt, wie einen Schüler abzukanzeln. An dieser persönlichen Erfahrung konnte Dahlmann merken, daß wieder die Zeit eingetreten war, wo nach der Meinung der Minister die Deutschen nicht aus Männern, sondern aus Knaben beständen.

7. Parlamentarisches Nachspiel.

Für die Mehrzahl der Menschen, welche sich im sogenannten Jahre des Völkerfrühlings hochfliegenden politischen Plänen und Träumen hingegeben hatten, wurde im Herbste 1849 der Spruch des Propheten Jeremias zum Leitstern: Curavimus Babylonem et

non est sanata. Derelinquamus eam et eamus unusquisque in terram suam. Abspannung und Gleichgültigkeit packte auch stärkere Naturen und ließ sie auf jede weitere Thätigkeit als doch hoffnungslos verzichten. Da zeigte sich Dahlmanns zähes Wesen in seinem besten Lichte. Wie er den einmal gefaßten Gedanken dauernd festhielt und oft noch nach vielen Jahren in unveränderter Form wiederholte, so beharrte er auch mit unerschütterlicher Festigkeit bei den einmal ergriffenen Aufgaben und verfolgte mit einer Rastlosigkeit, die gerade jetzt in den Zeiten allgemeiner Entmuthigung Dank verdiente, das für richtig erkannte Ziel. „Ich bewundere," schrieb ihm Gervinus (14. Juni) „Ihre Ausdauer, daß Sie trotz Ihrer Isolirung so aushalten und nicht müde werden; bekenne aber zu meiner Beschämung, daß ich nichts von dieser Ader in mir habe." Dahlmann fand dieses Aushalten eine natürliche Pflicht. „Mögen die Ereignisse der letzten paar Wochen," schrieb er zu eigener Stützung auf ein Blatt Papier nieder, „noch so verstimmend gewirkt haben, immer müssen wir uns die große Wahrheit wiederholen, daß wir uns in einem Uebergangszustande befinden. Ein starker Schritt vorwärts in die nothwendige Staatsentwickelung ist geschehen, zu rasch, nachdem er zu lange verzögert. Da ist nun offenbar das Bequemste, den inneren Unmuth wuchern zu lassen gegen die neue Freiheit, weil sie im Winter keine Rosen bringt, gegen die allerdings unlustige Erschütterung jeder alten Lebensgewohnheit bei diesem Neubau der ganzen Ordnung, gegen die frechen Neuerungspläne unberufener Eindringlinge und wogegen nicht Alles sonst?" Ihm erschien die politische Bewegung des letzten Jahres nicht als ein isolirtes Ereigniß. Jahre vorher war sie eingeleitet und vorbereitet worden, folgerichtig wird sie auch noch weiter ihren Fortgang nehmen, bis sich Deutschlands Schicksal erfüllt.

Auf dem in der Frankfurter Versammlung eingeschlagenen Wege ist Deutschlands Einigung nicht erzielt worden, daraus folgerte Dahlmann nicht, daß man auf diese Einigung fortan verzichten müsse, sondern nur, daß man neue Wege aufsuchen, wo sie sich zeigen, dieselben muthig betreten müsse. Die Entschließungen der preußischen Regierung waren jetzt von entscheidendem Gewichte geworden; es galt also, auf dieselben einzuwirken, in den preußischen Kammern die

Mehrheit für die deutsche Sache zu gewinnen, das zwischen Wollen und Nichtwollen, zwischen Handausstrecken und Handzurückziehen schwankende Ministerium zu einer festen Richtung zu bestimmen und daß es den zugesagten deutschen Reichstag endlich in Wahrheit ausschreibe, durchzusetzen; denn „Reichstag, immer wieder der Reichstag!“ hieß es bei Dahlmann. Unter diesem Titel schrieb er, ehe er nach Berlin reiste und seinen Sitz in der ersten Kammer einnahm, folgenden (nie gedruckten) Aufsatz:

„Das alte Scherzwort wird Ernst. „Hast Du viele Mäuse gefangen, mein Sohn?“ — „Ja, Vater, wenn ich die eine habe, auf die ich laure und noch eine dazu, so hab' ich zwei.“ — Es will nicht vorwärts mit der Berliner Reichsverfassung, ihr fehlt das Reich.“

„Was man hatte, das gab man weg und was man begehrte, das will nimmer kommen. Man hat unvorsichtig das Strombette der Zeitbewegung verlassen und ist auf das Trockene gerathen. Selbst das Ehrenwerthe bleibt danklos, daß durch preußische Waffen der Frevel der Anarchie in Sachsen und Baden niedergeschlagen ist, sogar von Seiten der Regierungen; denn Sachsen macht Vorbehalte, das neue Ministerium von Baden erklärt sich nicht und hat, wie man mir erzählt, eine ganz schwarzgelbe Färbung. Und gleichwohl ist die unsinnige Wuth jener verzweifelten Anarchisten ganz hauptsächlich Ursache an dem Schicksale der Reichsverfassung; denn undenkbar ja wäre ein König von Preußen im Nein verharrend, hätte sein Volk Zeit gewonnen mit seinem langsamen Urtheil Alles zu wägen und zurecht zu legen, was gebieterisch für Ja entscheiden mußte.“

„Ist nun die Gunst des Augenblicks ein für alle Male verscherzt, so bleibt doch Hoffnung bei den Lebenden. Dieses Mal aber tritt sie uns an der Hand der Nothwendigkeit entgegen. Wo die wahrhaft praktischen Politiker gesessen haben, ob in der Paulskirche oder in Berlin, die Entscheidung mag beruhen bis zum Endurtheil der Geschichte; darin aber stimmen alle Parteien überein, daß Oesterreich seine Feindschaft gegen die Reichsverfassung vom 28. März in verstärktem Maße auf den Entwurf vom 28. Mai übertragen hat.

Es droht ihn mit Gewalt der Waffen zu bekämpfen, und kein Zweifel, es hält Wort, sobald es mit Ungarn und Italien fertig ist; wenig Zweifel auch, daß es ohne Scrupel seine russischen Bundesgenossen wie gegen Ungarn so gegen Deutschland gebrauchen wird."

„Gegen diese Gefahr giebt es nur zwei Mittel, beide gleich untrüglich, entweder Verstärkung der deutschen Widerstandskraft oder Verzicht auf den Widerstand. Ein Verzicht dieser Art führt auf den Bundestag zurück und wie ich meine lieben Landsleute kenne, sind viele seit April der Meinung, es habe sich ja nun einmal genugsam durch Erfahrung ausgewiesen, wie jeder Versuch, Deutschland einheitlich zu gestalten, nur zu blutiger Entzweiung führe, und ich weiß, sie blättern jetzt schon in den geistlichen Büchern nach den Sprüchen und Liedern der demüthigen Entsagung zu Ehren des Bundestages, denn unsere Religion, ehemals die Stütze der Starken, ist jetzt zum Kopfkissen der Schwächlinge geworden. Gleichwohl ist das nur die Oberfläche der Sache. Wenn es tief im Character des deutschen Volkes begründet ist, daß es, ich wage es so zu nennen, wenig Glück macht in der großen Politik, so haftet dagegen unvertilgbar in ihm, was ihm einmal von politischen Wahrheiten aufgegangen ist. Das nun ist in vollem Maße das Bedürfniß politischer Einheit, deren machtvolle Darstellung sich der Mehrzahl im Kaiserthum verkörpert. Es ist möglich und vielleicht nicht einmal unwahrscheinlich, daß es sich auch dieses Mal die Errichtung der Einheit entreißen läßt; allein jede freiheitliche Einrichtung im Einzelstaate wird ihn durch ihr kümmerliches Gedeihen darauf zurückführen, daß der beste Segen des Daseins dem Deutschen doch versagt sei, und er wird, wenn der Augenblick kommt, seine Gegner zu finden wissen. Der Deutsche ist und bleibt am Ende ein pflichterfüllendes Volk; nichts gefährlicher, als ihm eine neue Revolution zur Gewissenssache machen."

„Wer also Deutschland vor einer neuen Umwälzung bewahren will und den Muth hat, die Last auf sich zu nehmen, die jedem Zeitalter durch höhere Waltung auferlegt ist, der arbeite eifrig daran, daß die deutsche Widerstandskraft schleunig verstärkt werde. Der Reichstag wird nicht zagen vor dem äußern Feind, wenn er den

inneren bezwungen hat. Immerhin sparsam zu Anfang besucht, bald finden sich alle Stämme zu ihm. Und Preußen wird treu sein den Treuen, denn es hat seine Bestimmung erkannt."

„Den Reichstag also und — denn das Vaterland ist in Gefahr — noch ehe der August zu Ende geht."

Je schmerzlicher Dahlmann die Verzagtheit so vieler alter Genossen empfand, desto wohlthuender wirkte auf ihn der theilnehmende Zuspruch eines Mannes, dessen politische Erfahrung und Umsicht er in besonderem Grade hochschätzte. Der Hausgeist der coburgischen Fürsten, der vertraute Freund König Leopolds, der bewährte, selbstlose Rathgeber des Prinzen Albert von England, Freiherr von Stockmar war in Frankfurt Dahlmann näher getreten. Mit Dahlmann im September 1848 in das Reichsministerium zu treten, hatte zwar der menschenkundige, praktische Politiker unbedingt zurückgewiesen, aber es herrschte zwischen Beiden doch eine so große Uebereinstimmung der Ziele, es ergänzten sich so vortrefflich die Weltkenntniß des Einen und die Characterfestigkeit des Andern, daß eine sichere Grundlage für ein freundschaftliches Verhältniß gewonnen werden konnte. Schon in Frankfurt hatten sie zahlreiche vertrauliche Gespräche, deren Inhalt nicht wenig dazu beitrug, Dahlmanns beharrlichen Sinn zu stärken, und als dieser nun nach Berlin ging, schlug ihm Stockmar einen Briefwechsel vor. „Sagen Sie mir gefälligst und bald einige Worte über den Zustand der Dinge in Berlin, wofür ich das, was mir Wissens- und Merkwürdiges in meinem Kreise zugeht, an Sie gelangen lassen werde. Die neuesten meiner Nachrichten sind alle trauriger Natur. Oesterreichs politisches Verfahren übersteigt alle Begriffe und ich tröste mich nur damit, daß es noch dümmer als boshaft ist." Dahlmann ließ sich den Anlaß nicht entgehen, sein Herz auszuschütten und zugleich zu hören, welche Stellung die einflußreichen politischen Kreise Europas zu der brennenden Frage der deutschen Verfassung einnehmen. Rascher und ausführlicher, als es sonst seine Gewohnheit war, antwortete er (21. August) dem Freunde:

„Der Zustand hier, mein verehrter Herr und Freund, ist für mich persönlich höchst unerquicklich und dennoch am Ende so uneben nicht. Wer mit Enthusiasmus behaftet ist, wer ohne einen gewissen

Schwung der Seele nicht leben kann, der freilich muß nicht nach Berlin kommen. Allein an einen Rückgang zum Absolutismus ist doch nicht zu denken. Man richtet sich vielmehr die den Meisten unbequeme, aber nun einmal unvermeidliche Freiheit mit bureaukratischem Fleiße ein, und dieselbe nüchterne Consequenz, die bisher der Unumschränktheit zu Gute kam, hält jetzt die freiheitlichen Paragraphen aufrecht oder erweitert sie wohl gar, weil das System es mit sich bringt. Man hat mich gleich mit in den Verfassungsausschuß gewählt, und da sitze ich denn etwa einen Tag um den andern den Herren Brandenburg, Manteuffel und wie sie weiter heißen, gegenüber; denn als Minister haben sie das Recht, anwesend zu sein — und man muß gestehen, daß es mit ihnen besser vorwärts geht, als es ohne sie der Fall sein würde. Das zeigte sich noch gestern, wo Ladenberg der Unabhängigkeit der Kirche nichts abdingen lassen wollte, weil einmal dem Zeitgeiste das Zugeständniß gemacht sei."

„Camphausens Antrag in der deutschen Frage habe ich mit unterschrieben. Camphausen sprach in seiner Art vortrefflich und selbst die Schwächen seiner Ansicht unterstützten den Eindruck seiner Rede. Wenn er die Opfer, welche Preußen zu bringen habe, ausmalte, so war das Wasser auf der Mühle Vieler; mir kam es vor, als wenn einer von der traurigen Pflicht spräche, sich täglich satt essen zu müssen; vollends gar nicht für mich war der Schluß gemacht, daß, wenn die andern deutschen Staaten einmal nicht wollten, Preußen für sich fortexistiren müsse. Als ob nur ein anderer Ausgang möglich wäre, als daß jene Staaten, deren Lebensfähigkeit täglich mehr abstirbt, die Wege Preußens oder Oesterreichs gehen! Und geschähe Letzteres, so sehe ich den Untergang auch Preußens vor der Thüre. Den rohen Obscuranten Gerlach und den über alle Maße langweiligen Bethmann-Hollweg zu hören, war ein wahrer Jammer. Die Minister sind selbst höchlich unzufrieden mit diesen Leuten, die sie mit Complimenten überschütteten, während sie ihre Pläne kreuzen. Es war aber sehr ungeschickt von den Ministern, daß sie zuerst der Discussion den Lauf ließen, schweigend den Unsinnigkeiten eines Gerlach zuhörten und zuletzt für die Vertagung

auf acht Tage aufstanden. Man hofft nichts desto weniger, daß Camphausens Antrag in beiden Kammern siegen werde."

„Daß Erfurt der Sitz des ersten Reichstags sein soll, scheint festzustehen, das nahm ich von Radowitz ab, den ich kürzlich zufällig in einer Restauration traf; Erfurt soll, um jeden Anstoß zu heben, Reichsfestung werden. Was mir aber gar nicht zusagte, ist, daß während man hier von einem Reichstag im October spricht, ich vorgestern Abend in Babelsberg erfuhr (es ward mit klagendem Tone ausgesprochen), erst für December sei Aussicht dazu. Ueberhaupt verhehle ich mir nicht, daß der endgültige Ausspruch über die deutsche Angelegenheit auf Stimmungen und Einwirkungen beruht, denen entgegenzutreten die Minister heute so wenig Kraft und Vaterlandsliebe haben möchten, als am 2. April, und wäre nicht, worüber wir ja übereinkommen, die übermächtige Natur der Dinge, so stünd' es mit der Hauptsache wahrscheinlich herzlich schlecht."

„Was mich nun angeht, so will ich, obgleich recht unwohl, seit ich in Berlin, doch die ersten Wochen ausharren, zumal ich sehe, daß ich in meiner Abtheilung und im Verfassungsausschusse doch zu Einigem nutze bin; ob ich aber bis zu Ende bleibe, darüber bin ich sehr zweifelhaft. Meine Vorlesungen haben am Ende auch ihr Recht und ich bin es innerlich müde, den fahrenden Politikus zu spielen."

Bereits nach drei Tagen (24. August) schrieb Stockmar wieder zurück, Muth einsprechend und Trost spendend. Er dringt gleichfalls auf die schleunige Einberufung des Reichstags und zerstreut die falschen Gerüchte, welche von den Gegnern Preußens verbreitet werden:

„Noch heute haben es die Regierer Preußens in ihrer Macht, den engeren Bund zu gründen, nach dessen Gründung die Zeit und die Macht der Dinge das Uebrige und Nöthige zeigen und möglich machen wird, was heute noch nicht sichtbar ist. Das wichtigste Moment würde mir, wenn ich preußischer Minister wäre, die Dringlichkeit des Zustandekommens dieses engeren Bundes sein. Wenn das Entweder-Oder nichts anderes sein kann, als die Entscheidung der Frage, ob Oesterreich oder Preußen, so wird doch die Festigkeit im

Entschlusse, die Raschheit und Bestimmtheit des Handelns Preußen in kürzester Zeit einen solchen Vorsprung auf seinen beiden gesunden Beinen gewinnen lassen, daß das hinkende lahme Oesterreich die Hoffnung auf einen erfolgreichen Wettlauf bald von selbst aufgeben wird. Nach meiner Meinung ist das Ziel, welches in aller Schnelle erreicht werden sollte, der Reichstag. Wie er auch werde, was er auch leiste, er ist der einstweilige Helfer für das sturmbedrängte Preußen und Deutschland, in welchem beide den nächsten, schon heranziehenden Sturm in der Sammlung der Kräfte, die das Bewußtsein der Sicherheit giebt, erwarten können."

„Es ist traurig zu vernehmen, daß Sie sich unwohl fühlen und zweifeln, ob Sie bis ans Ende werden ausharren können. Ich beschwöre Sie, bleiben Sie an Ort und Stelle, so lange es Ihnen nur irgend möglich ist. Niemand kommt mit Ihnen in Berührung, dem aus ihr nicht die Ueberzeugung erwächst, treue und einsichtige Vaterlandsliebe erfülle Ihr Herz. Wirken Sie daher mit allem, was in Ihnen lebt und liebt, für die Beschleunigung des Reichstages. Wollen Sie nur ja wollen, der Wirkung bin ich gewiß.

Von Zu-Rhein in Würzburg hat einem meiner Freunde gesagt: Wir in Bayern wissen durchaus nicht was wir wollen. Der König ist von vier Aposteln umgeben, Abel, Armansperg und zwei von den Jesuiten inspirirten Gräfinnen. Wenn Preußen sich in dem jetzt eingeschlagenen Gange durch Oesterreichs und Bayerns Anstrengungen nicht irre machen läßt, so müssen wir Bayern Preußen folgen, was auch unser Wille oder unser Widerwille bedeuten möge.

„Eine Behauptung in der Allgemeinen Zeitung, daß das englische Cabinet das preußische gewarnt haben soll, mit dem engeren Bunde nicht zu rasch vorzugehen, vielmehr zu berücksichtigen, daß Oesterreich jetzt die ihm an den deutschen Angelegenheiten gebührende Theilnahme nicht handhaben könne, hätte mich trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit alarmirt. Ich hatte mich deshalb um bestimmte Auskunft nach London gewendet und erfuhr, daß an der ganzen Angabe kein wahres Wort sei. Vielmehr sei dem englischen Gesandten zu Berlin im Anfang dieses Monats der Auftrag geworden, zu erklären, wie das englische Ministerium mit dem Plane Preußens, einen engeren Bund

unter den deutschen Staaten zu Stande bringen, vollkommen einverstanden sei. Man bemerkt dabei, daß von englischer Seite ein um so größeres Gewicht auf diese Erklärung zu legen, als die englischen Minister bisher über die deutschen Angelegenheiten ein absolutes Stillschweigen beobachtet hätten und dies die erste officielle Aeußerung über dieselben sei."

„Ich selbst bin fortwährend sehr leidend. Gern suchte ich Sie in Berlin auf. Vielleicht finde ich doch auch in einer, wenn auch nur vorübergehenden Besserung die Kraft dazu."

Stockmars Mahnung, ja nur am Reichstage festzuhalten, entsprach vollkommen den Ansichten Dahlmanns. In seiner Antwort (3. September) wiederholt er einzelne Sätze, die er wenige Wochen zuvor zu eigener Herzstärkung niedergeschrieben hatte.

„An standhaftem Beharren soll es mir hoffentlich nicht fehlen, auch fühle ich mich körperlich ein wenig erleichtert. Bewege ich mich gleich theils unter Gleichgültigen, theils unter höflichen Gegnern, die mich am Ende bloß in den Verfassungsausschuß gewählt haben, weil sie glaubten, es müsse doch Ehren halber etwas geschehen, so läßt sich doch bei der Verhandlung manches thun. Die Minister sehe und spreche ich bloß im Verfassungsausschuß, den sie oft einzeln, dann und wann auch in Masse besuchen, und glaube, sie von meiner unparteiischen Auffassung überzeugt zu haben, ohne ihnen ein Vertrauensvotum zu ertheilen. Sie machen den Eindruck von treufleißigen Handwerkern der Politik, denen aber der Verstand stille steht, sobald es auf ein Meisterstück ankommt. Wie langsam fanden sie sich in dem Camphausenschen Antrage zurechte, und in welchen Nöthen fühlen sie sich den Augenblick wieder, da die zweite Kammer die Frage im Sinne der Kammergerechtsame ausbeutet! Täglich wiederhole ich: Nur den Reichstag ausgeschrieben! Das hilft weiter, als alles Unterhandeln mit Sachsen und Hannover. Das Manteuffelsche Ministerium hat aber erstaunlich viel Glück. Lief es nicht Anfangs wirklich mit diesem Einfangen der Staaten für die Vereinbarung auf den alten deutschen Volkswitz hinaus: „Fängst du viele Mäuse, mein Sohn? — Ja, Vater; wenn ich die eine habe, auf

die ich laure, und dann noch eine, so habe ich zwei" — und wie haben sie sich doch allmälig zusammengefunden?"

„In Schleswig-Holstein sieht es traurig aus; man fürchtet selbst Holstein ganz vom Reichstage ausgeschlossen zu sehen, und ich halte nach meinen Nachrichten diese Furcht für begründet. Nun bestürmt man mich von dort mit dem Wunsche, daß darauf mindestens, daß Holstein zum Reichstage komme, Anträge in den hiesigen Kammern gestellt werden. Das habe ich nun entschieden zurückgewiesen, von jeher überzeugt, daß das Gelingen der schleswig-holsteinischen Sache lediglich eine Folge des Gelingens der deutschen Sache sein könne. Als ich, es ist nun gerade ein Jahr, in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit so weit vorging, lag mir hauptsächlich dabei im Sinne, der Kampf mit der undeutschen Partei in Preußen müsse bei diesem Anlaß aufgenommen werden, da sie durch den Malmöer Waffenstillstand die schmählichste Blöße gab, und noch immer glaube ich, daß Frankfurt damals mächtig genug war das durchzusetzen und mit einem innerlich gebesserten Preußen eine um so festere Freundschaft zu schließen. Es ist nicht geschehen, und wir stehen wo wir stehen, aber die Wahrheit bleibt: Besser, daß allenfalls erst der versammelte Reichstag nachfrage: warum denn Holstein ausbleibe? als jetzt die Reichstagsangelegenheit durch Anträge hemmen, für die ich kein halbes Dutzend Unterstützer kenne."

„Im Allgemeinen muß ich mir Gewalt thun den gehörigen Eifer auf die preußische Verfassung zu verwenden, der ich doch keine Dauer prophezeien kann, sobald die Reichsverfassung ins Leben tritt. Dennoch mache ich mir mit der ersten Kammer zu schaffen, bin aber am Ende so ziemlich zu dem Resultat gekommen, daß wir gar keine erste Kammer zu schaffen vermögen, die es nicht bloß dem Namen, sondern auch der Bedeutung nach sei. Mir wäre es am Ende ganz recht, wenn man alles Gewicht auf die Zweizahl der Versammlungen legte und jede Kammer mit einer gleichen Anzahl von Mitgliedern und, wenn man will, gleichmäßigen Stabilitätselementen versähe. Das Budget könnte dann wechselnd eine oder die andere Kammer bewilligen, oder beide zu diesem Zwecke zusammentretend. Was denken Sie wohl über diesen Gegenstand?"

Sowohl über Dahlmanns alte Landsleute, wie über die Schwierigkeit, ein preußisches Herrenhaus zu schaffen, äußerte sich Stockmar (Coburg 17. September) durchaus zustimmend:

„Ueber Schleswig-Holstein bin ich, wie Sie, der Meinung, daß Alles von dem Ausgange der deutschen Angelegenheit abhänge. Was die Schleswig-Holsteiner thun können, ist, in Allem und Jedem den zähesten passiven Widerstand entgegenzusetzen und diesen durch alle nur möglichen Proteste zu manifestiren."

„Eine erste Kammer in Preußen, die den Forderungen der Regierung und der Aristokratie genügte, halte ich nicht für möglich, die wäre auch, da sie keinen Bestand haben würde, für das Ganze nicht zweckmäßig. — Aus den neuesten diplomatischen Actenstücken treten als leitende Punkte zur Erkenntniß des jetzigen Standes der europäischen Politik folgende heraus: 1) Das Bemühen Rußlands, Ungarns Zutrauen durch ein Benehmen gegen dasselbe zu gewinnen, welches den Ungarn in jeder Weise großmüthiger erscheinen muß, als das Oesterreichs. 2) Das in neuester Zeit sehr innig gewordene Verhältniß Oesterreichs zu Frankreich, welches letztere sich über alle italienischen Fragen mit dem ersteren unter Ausschluß englischen Einflusses zu verständigen sucht und namentlich Oesterreich auch auffordert zu einem kräftigen Wiedereinnehmen „de sa suprématie légitime en Allemagne." Dabei läßt es die Republik am Liebäugeln mit Rußland nicht fehlen, so daß leicht ein Zustand der Allianzen wie zur Zeit vor dem siebenjährigen Kriege entstehen könnte, wodurch zunächst Preußen und Deutschland, zuletzt auch England gefährdet sein würde. Daß gleichzeitig Bayern von Frankreich bearbeitet wird, versteht sich von selbst. Die Geschichte aber beweist, wie ein österreichisch-französisches Bündniß jederzeit nachtheilig für England und Deutschland gewesen. Auch in England wünscht man, daß Preußen sehr bald den Reichstag berufen möchte, jedoch nicht nach Berlin."

Die Abreise Stockmars nach England brachte den Briefwechsel zum Stocken. Doch fehlt es nicht an anderen zahlreichen Lebenszeichen aus Dahlmanns Berliner Zeit. Während er unmittelbar von Frankfurt nach Berlin gegangen war, hatte seine Frau

endlich die unaufschiebbare Uebersiedelung nach Bonn zurück vollzogen und hier, sehr zu ihrem Leidwesen, ihren Wohnsitz mit der kleinen Enkelin wieder aufgeschlagen. Dahlmann fühlte sich in Berlin sehr einsam. „Für dieses familienlose Leben bin ich doch nicht jung genug mehr, um es auf die Dauer zu führen.“ Dieses Gefühl und die Sehnsucht nach seinen Lieben machten ihn zu einem fleißigen Briefschreiber. Wenn auch knapp und kurz gehalten, geben die Berliner Briefe an seine Frau ein deutliches Bild seiner Thätigkeit und seiner Stimmungen. „Die Erwartungen von den Kammern, schreibt er gleich im ersten Briefe (11. August), sind nicht hochstehend, inzwischen fand ich in der Abtheilung der Kammer, der ich angehöre, der vierten, die gerade für eine von den schlimmsten gilt, den Geist besser als ich geglaubt; die Verfassungsrevision geht in gutem Sinne hier vorwärts. Es sitzen drei Minister in meiner Abtheilung: der Justiz- und Finanzminister und der vormalige Minister Graf Arnim (nicht der Boizenburger). In der ersten Sitzung der ersten Kammer stellte sich mir gleich Canitz vor und wir hielten eine ziemlich kühle Unterredung mit einander. Vorgestern wollte ich in der Restauration von Mielenz zu Mittag essen, da stieß ich auf Radowitz, der mich gleich begrüßte, und wir aßen allein an einem kleinen Tische. Wir sprachen wenig über Politik, viel über spanische Dichter. Daß es sehr verkehrt sei, daß die Minister nicht Simson zum Präsidenten der zweiten Kammer wollten, gab ich ihm kund.“

Der Abstand zwischen dem Frankfurter Parlament und der Berliner Kammer war zu groß, als daß nicht Dahlmann noch öfter mit Betrübniß dessen gedacht hätte, aber allmälig betonte er nicht das Pflichtgefühl allein, das ihn zum Ausharren vermochte, und der anfangs den Sitz in der preußischen Kammer eingenommen hatte, nur um die deutsche Reichsverfassung zu fördern, nahm bald an den preußischen Verfassungskämpfen den regsten Antheil. „Die Apathie im Stande der öffentlichen Angelegenheiten, erzählt er (30. Aug.) seiner Frau, läßt einen nicht warm werden. Doch es müssen nun einmal diese schlimmen Zeiten durchgefochten sein und die Standhaftigkeit, wozu mich Stockmar ermahnt, fühle ich in nicht geringem Maße in mir. Wäre nur erst der Reichstag da! In Erfurt, mit

Euch zusammen, würde ich mich leichter fühlen. Was mir lieb ist, ist, daß (Heinrich von) Arnim kommt. Aber er wird hier viel Gegner finden, noch weit mehr, als ich deren habe, und das will schon etwas sagen. Den Camphausenschen Antrag habe ich mit unterschrieben, wiewohl ich mit seiner Begründung nicht sonderlich zufrieden war. Dennoch hat sich Camphausen in seinen beiden Reden als ein Mann von großem Talent bei vielen Wunderlichkeiten gezeigt. Persönlich stehen wir nach wie vor weit auseinander. Mit der Abstimmung ist es über alle meine Erwartung gut gegangen, woran man doch sieht, daß Bemühungen etwas fruchten. Auch ich habe es daran in meiner Fraction (so nennt man hier, was in Frankfurt Club heißt) nicht fehlen lassen. Selbst das Wort ergreifen wollte ich nicht; auch hat es niemand erwartet, daß ich es thäte; ich hätte von der deutschen Frage nicht ohne scharfen Tadel gegen die Regierung sprechen können und das wäre in diesem Augenblicke ganz verkehrt und hätte die ganze Sache verdorben. Ich beschränke meine Thätigkeit auf den Verfassungsausschuß, die Abtheilung und die Sitzungen der Fraction, es ist die Baumstark-Wittgensteinsche; in allen fehle ich nie und gehöre zu denen, die namentlich im Verfassungsausschusse am häufigsten das Wort ergreifen. So bin ich in der Regel von Morgens bis zum späten Abend beschäftigt." Besuche bei Cornelius und Kaulbach, die regelmäßige Einkehr an Sonntagen im Grimmschen Hause brachten einigen Wechsel in das sonst einförmige und einsame Leben, doch blieb die parlamentarische Arbeit mit ihren kleinen Erfolgen und großen Mühen immer im Vordergrunde stehen. „Was mich angeht, schrieb er seiner Frau am 8. September, so strecke ich mich nach meiner Decke. Wie man in der zweiten Kammer den ungeschickten Grafen Schwerin als Präsidenten beibehielt, um nur den Frankfurter Simson nicht zu haben, so wählt man auch im Verfassungsausschusse lieber jeden Anderen zum Berichterstatter an das Plenum als etwa Deinen Mann, was diesen, wie Du weist, freilich nicht sonderlich anficht. Uebrigens ist es ein bedeutender Schritt weiter, daß auch die zweite Kammer mit so großer Majorität in der deutschen Frage entschieden hat. Die Kammern haben es also an sich nicht fehlen lassen. Stünde nur oben Alles

fest. Die Reise nach Töplitz will Vielen nicht gefallen! Dieser Tage hatte ich im Verfassungsausschuß einen ziemlichen Kampf mit dem Finanzminister von Rabe, dem ich zu vernehmen gab, man könne da oben noch immer nicht von dem Glauben loskommen, bei der Regierung sei alle Weisheit und aller Irrthum bei dem Volke und seinen Vertretern. Dieser Glaube müsse aber aufgegeben werden, sobald man sich für den constitutionellen Staat entscheide, was in Preußen schon 1815 hätte geschehen sollen; eine wichtige Abstimmung, die recht den Kern der Finanzen betraf (Art. 108), ward mir aber vereitelt dadurch, daß Baumstark auf einer Kindtaufe bei einem anderen Mitgliede des Ausschusses, Geheimrath Metzke, war, die beide mit mir gestimmt hätten. Ich machte das geltend und bat die Abstimmung auf den anderen Tag zu verschieben, allein Camphausen, obgleich er sonst meiner Ansicht war, wandte nach seiner eckigen Weise ein, man könne sich nicht an Kindtaufen kehren und so ging alles der Quere. Doch ist gestern durch vielen Eigensinn, und einige List dies und das wieder aufgebessert. So krüppelt man sich denn fort durch die Welt, ohne das Gefühl der Erhebung, welches der Wettkampf mit warmblütigen Menschen geben kann; doch steigt Camphausen bei mir, er ist in seinen Grenzen ein heller Kopf und wie ich immer glaube, ein würdiger Character; als Redner macht er immer Eindruck."

Ein heftiger Anfall der Grippe, welche Krankheit damals gleichzeitig mit der Cholera in Berlin wüthete, entzog Dahlmann mehrere Wochen der politischen Thätigkeit. Längere Ruhe wäre ihm, auch nachdem er wiederhergestellt war, — „die Uebel sind so ziemlich fort, allein die Gesundheit ist noch nicht wieder da", klagte er dem Arzt — von Nöthen gewesen; allein als die Freunde des constitutionellen Systems in der ersten Kammer sich zu einer Hauptschlacht rüsteten, duldete es den pflichttreuen Mann nicht in der Krankenstube. Es handelte sich darum, ob bei der Revision der Verfassung der Artikel 108: „die bestehenden Steuern und Abgaben werden forterhoben" stehen bleiben oder gestrichen werden solle. Dahlmann und seine Genossen — die Gothaer hießen sie in der Parteisprache — waren für die Streichung, da sie dem Artikel nur die Natur einer vorüber-

gehenden Bestimmung zumaßen und für die Volksvertretung das Recht der Steuerbewilligung in Anspruch nahmen. Zum Siege dieser Meinungen wollte auch Dahlmann beitragen. „Daß ich so halbwege wenigstens am Leben bin, schrieb er am 18. October, wirst Du, liebste Luise, durch die Zeitungen wissen, die von meiner Rede in der ersten Kammer, vorgestern, ihren freilich schlechten Bericht gaben. Obgleich ich eigentlich noch nicht recht so weit war mit meinem Befinden, glaubte ich doch mich einmal aussprechen zu müssen; und wie ich das nur zu erkennen gegeben hatte, daß ich sprechen wollte, traten gleich mehrere zurück, so daß ich statt des achten und neunten Redners nach der Verloosung der zweite ward, indem Ammon mir seine Stelle abtrat. Da habe ich mir denn einmal das Herz erleichtert durch einen recht langen Sermon und an Aufmerksamkeit, an Beifallsbezeugungen und Händedrücken, wie ich fertig war, hat es nicht gefehlt. Bei der Abstimmung aber siege ich gewiß nicht ob und die ganze Sache führt außerdem einen Bruch in unserer Partei herbei, da deren Programm ausdrücklich auf Steuerbewilligung lautet und nun so viele abfallen."

Seine Ahnung erfüllte sich vollständig. Der Artikel wurde in die revidirte Verfassung (Art. 109) aufgenommen und dadurch der Grund zu einer unheilvoll schwankenden, zu Streit und unfruchtbarer Feindschaft führenden Verfassungspolitik gelegt, unter deren Nachwehen der preußische Staat lange Jahre litt. Hatte Dahlmanns Rede demnach keinen Erfolg, so ist sie deshalb doch nicht ohne Bedeutung geblieben. An dieselbe hefteten die Gegner besonders gern den Vorwurf des abstracten Doctrinarismus. Gewiß, wenn der Doctrinarismus mit dem unbeugsamen Festhalten von Grundsätzen gleichbedeutend ist, dann war Dahlmann demselben verfallen. Der Tadel entbehrte aber der Billigkeit, wenn er bei Dahlmann die Meinung voraussetzt, der Staat sei dazu da, bestimmte Lehren geduldig an sich erproben zu lassen, und er könne durch die mechanische Anwendung derselben in Kraft gehalten werden. Was für ein köstliches Gut die festgegründete Staatsgewalt sei, wie dem lebendigen Staatszwecke alle anderen Wünsche untergeordnet bleiben müssen, wußte Dahlmann gar wohl zu würdigen. Wäre er der vielgescholtene

Doctrinär in Wahrheit gewesen, so hätte er die gleichen Verfassungsformen, dieselben Freiheitsrechte für alle Staaten gleich passend gefunden. Nun ist es aber bekannt, mit welcher Schroffheit er die constitutionelle Regierungsweise von Oesterreich abwies und daß er in der preußischen Verfassung durchaus nicht den Abklatsch der englischen, so hoch er die letztere auch stellte, zu sehen verlangte. Allerdings stellte er an den preußischen Staat große Forderungen und glaubte, daß dieser seinen Bürgern schon eine stattliche Summe von Rechten gewähren könne, denn er besaß eine felsenfeste Zuversicht auf Preußen, kannte hier einen lebendigen Staatssinn, der alle Mißbräuche, jedes Ueberfluthen der Leidenschaften eindämmt, wirksam; meinte, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, Preußen habe die politischen Kinderkrankheiten schon überstanden. Auch das Recht der Steuerbewilligung, das er jetzt vertheidigte, faßte er nicht in der oberflächlichen Weise auf, als ob dasselbe von der Kammer beliebig benutzt werden könnte, ihre Unzufriedenheit und ihr Mißtrauen gegen die Regierung kundzugeben. Ihm erschien dasselbe, gerade so wie das absolute Veto des Königs, als ein ideales Recht, als der nothwendige Ausdruck der Achtung, welche die beiden Factoren der Staatsordnung sich gegenseitig spenden müssen. Es giebt Güter, deren Versagung allein gefährlich ist, da sie den Sinn nach ihrem Besitze reizt, deren Gewährung deshalb nichts Drohendes in sich birgt, weil der Besitzer weiß, daß sie durch leichtsinnigen oder frevelhaften Gebrauch ihren ganzen Werth verlieren.

„Es ist kein einziger Bestandtheil unseres preußischen Staates, rief er den Gegnern zu, dessen Landstände nicht das Recht, zu den Steuern ihr Ja! oder ihr Nein! zu sagen, besessen hätten. Verdammen wir nun aber darum, daß eine Zeit kam, da dieses aufhörte, verdammen wir das Thun des großen Kurfürsten, welcher mit gewaltiger Hand auf einmal die verschiedenen landständischen Steuerbewilligungsrechte seines Staates zerbrach? Ganz gewiß keineswegs, und zwar deshalb nicht, weil der große Kurfürst ein hohes Ziel vor Augen hatte, weil er ein höheres Ganze schweben sah über diesen einzelnen Steuerbewilligungsrechten. Diese durften nicht fortbestehen, wenn ein Staat Preußen zur Wahrheit werden sollte. Aber

sicherlich zollen wir unsere Anerkennung seinem Thun nicht deshalb, weil wir glauben, daß es an sich löblich sei, daß der Landesherr über das Volksvermögen frei verfüge, sondern allein nur deshalb, weil jener große Landesfürst eine höhere Einheit, die Einheit des werdenden Preußens in seinem Sinne trug, weil er in seinem Sinne trug die Bildung von Reichsfinanzen, welche allein erwachsen konnten aus dem Untergange der Provinzial-Wirthschaften. Auf diesem Wege sind die einsichtigen Nachfolger weitergegangen. Sie drückten dem preußischen Staate das Siegel der Macht auf die Stirn, und auch der Theoretiker der Freiheit mußte sich sagen, daß am Ende, wenn Staatsmacht und Volksfreiheit einmal gleichzeitig nicht zu haben sind, der Staatsmacht in alle Wege der Vorrang gebühre."

Im Verfolge der Rede kam Dahlmann sodann auf die politischen Bedenken, welche gegen das Steuerbewilligungsrecht erhoben wurden, zu sprechen. „Was stellt man demselben entgegen? Ich habe mich bemüht, scharf zuzuhören; mein Ohr hat in dieser Hinsicht nichts Anderes erreicht, als das immer wiederholte Schreckbild der Steuerverweigerung. Und welche Wahrscheinlichkeit erfindet man denn, daß dieses Schreckbild uns heimsuchen werde? Man führt die Steuerverweigerung der preußischen Nationalversammlung an und ungeachtet man bei der geringsten Prüfung dieser Anführung genöthigt ist, zuzugestehen, daß dieser Vorgang nun doch einmal ganz und gar nicht paßt auf die Erörterung, die hier in Frage steht, wird sie doch immer wieder und unaufhörlich angeführt. Man weist aber ferner auch auf die deutschen constitutionellen Staaten hin und wer wollte denn irgend in Abrede stellen, daß in diesen allerdings die Wände vielfach wiedergehallt haben von Drohungen mit Ministeranklagen und Drohungen mit Steuerverweigerung? Allein übersehen wir dabei nicht, in welches Menschenalter eben diese Drohungen fallen. Sie fallen in das Menschenalter der allgemeinen Geltung der Metternich'schen Politik; sie fallen in das Menschenalter, da allein die Politik der Unumschränktheit für die wahrhafte des Zeitalters würdige gelten durfte, da sogar das Christenthum zu einer Unumschränktheitslehre mußte umgestempelt werden. Gegenwärtig, da dieser bösartige Nebel zerstreut ist, da gewissenhafte Männer die Noth-

wendigkeit empfinden, zwischen Fürstenrecht und Volksrecht zu unterscheiden und beiden ihre Ehre zu sichern, jetzt muß gleichzeitig auch das Vorurtheil gefallen sein, daß in der Staatsregierung allein sämmtliche Staatsweisheit enthalten sei, daß aber in der Volksvertretung sämmtliche Saatsunvernunft sich concentrire. Denn allein baare Unvernunft könnte verkennen, daß die Steuern gegenwärtig nicht mehr der Regierung, sondern daß sie dem Staate, daß sie dem Bewilligenden selber bewilligt werden und daß Mißtrauensvota gegen die Minister an ganz andere Verhältnisse können und müssen geknüpft werden, als an die Steuern."

Es machte einen tiefen Eindruck, als Dahlmann in dem Augenblicke, wo des österreichischen Ministerpräsidenten, des Fürsten Felix Schwarzenbergs, dieses verworfensten und verderblichsten aller Staatsmänner, Ränke gegen Preußen immer offenbarer wurden, auf die Möglichkeit einer Steuerverweigerung hinwies. Nachdem er betont, daß ein Steuerbewilligungsrecht ohne Steuerverweigerungsrecht gar nicht denkbar sei: „Wer das Recht haben soll, Ja zu sagen, dem darf das Recht des Nein nicht verweigert werden", warf er die Frage auf: „Wollen wir denn wirklich in jedem äußersten Fall die Steuerverweigerung verwerfen? Denken wir uns in Preußen die Wiederkehr von Zuständen möglich, wie sie unter dem Vater des großen Churfürsten stattfanden; denken wir uns die Möglichkeit, daß die Zeit wiederkehre, da einem Ministerium „Schwarzenberg" gegenüber keine Landesehre bewahrt blieb, indem es sich nur darum handelte, daß ein Oesterreich so groß wie möglich und ein Preußen dagegen so klein wie möglich; denken wir uns die Wiederkehr von solchen Zuständen, würden wir dann eine Volksvertretung tadeln, welche einem solchen Ministerium die schrofffste Steuerverweigerung entgegenstellte? Würden wir Volksvertreter tadeln, die in einem solchen Falle Alles setzen an Alles?"

Die langen Winterwochen, durch die Trennung von Frau und Enkelin doppelt lang, schleppten sich hin, ohne daß die kümmerlichen, politischen Zustände, welche jede Lebensfreude lähmten und jeden frischen Athemzug hemmten, irgend eine erhebliche Aenderung erfuhren. „Der Credit des Ministeriums gesunken, und mit Recht, bemerkt Dahlmann einmal; dennoch kann man es auf seinen Sturz nicht anlegen,

denn ein noch schlechteres stände in Aussicht." Und ein anderes Mal (15. Nov.) schreibt er: „Hier stehen die Sachen fortwährend schlecht, so jedoch, daß trotz aller übeln Aussichten ein besserer Ausgang innerhalb der Möglichkeiten liegt. Offenbar laufen Richtungen, die, sobald sie sich kreuzen, sich einander auf Leben und Tod bekämpfen müssen, mit einander parallel in der Regierung; die eine will den Bundesstaat, die andere will eine Willfährigkeit gegen Oesterreich, die den Bundesstaat vernichtet. Die letztere hat das Interim geschlossen, welches eigentlich die ganze alte Bundesordnung wiederherstellt."

Die geringen Hoffnungen, welche Dahlmann auf eine fruchtbare Wirksamkeit der Kammern gesetzt hatte, schwanden mit jedem Tage mehr und mehr. Ohnedieß geneigt, sich nicht in den Vordergrund der Redner zu drängen, verhielt sich Dahlmann fortan schweigsam. Nur in einer einzigen Frage erhob er sich noch zu längerer Rede. Es handelte sich um die künftige Zusammensetzung der ersten Kammer. Weil sich für dieselbe kein natürlicher Boden vorfand, meinte Jedermann das Recht zu haben, irgend ein künstliches Gebilde zu empfehlen. Es gab keine Compositionsweise, welche nicht von dem Einen oder Andern wäre eifrig vertreten worden. Diese suchten das Heil in der Gründung einer erblichen Pairie, jene sprachen einer Repräsentation der Interessen und Corporationen das Wort; eine Wahlkammer, nur in anderer Art gewählt als die zweite Kammer, etwa durch die Provinzial- und Kreisvertreter, gewann eben so sehr Anhänger, wie ein von der Regierung völlig abhängiges Herrenhaus. Der Antrag, welcher Dahlmanns größte Bedenken erregte, war der von seinem alten Gegner Stahl eingereichte, welcher für die erste Kammer folgende Einrichtung vorschlug. Es sollen in derselben sitzen: die großjährigen Prinzen des königlichen Hauses, die volljährigen Häupter der reichsständischen Häuser, 60 vom König ernannte erbliche Pairs, die aus ihrem Landbesitz ein Einkommen von mindestens 8000 Thlr. beziehen, 60 Mitglieder der Großgrundbesitzer, 40 von den Kaufleuten und Industriellen gewählt, je ein Abgeordneter der größten Stadt jeder Provinz, acht Generalsuperintendenten, acht katholische Bischöfe und endlich ein Deputirter einer jeden Universität. Dieser Plan

erschien Dahlmann bedenklich nicht nur wegen seines Inhaltes, sondern auch wegen des Einflusses der Männer, welche ihn unterstützten, bei Hofe. Die Gefahr lag nahe, daß sie denselben durchsetzten. Gegen Stahl richtete daher Dahlmann vorzugsweise seine Rede.*)

„Bei uns in Preußen handelt es sich gegenwärtig darum, eine erste Kammer durch Abstimmungen zu schaffen. Das ist darum doppelt schwierig, weil zu den besonderen Schwierigkeiten in unserem Staate noch eine allgemeine kommt, die ich eine europäische nennen möchte. Fast überall haben nämlich die mittelalterlichen Standesunterschiede ihre alte Kraft verloren, indem der sogenannte Mittelstand fast überall zum Schwerpunkt des Staats geworden ist. Mag man als Ursache davon die Herzenshärtigkeit der Menschen anklagen und als ihren concentrirten Ausdruck die französische Revolution verfluchen, oder mag man, was meiner Ansicht näher kommt, in dieser ganzen Richtung ein höheres Gesetz der menschlichen Entwickelung erblicken, dem wir schwache Menschen uns nun einmal zu unterwerfen haben — die Thatsache bleibt darum unverändert dieselbe. Was nun aber Preußens Stellung zum Bau der ersten Kammer angeht, so wäre in der geistig gehobenen Zeit gleich nach dem deutschen Befreiungskriege es möglich gewesen, im preußischen Staate eine Pairie zu gründen, welche einen Theil der alten Ansprüche der Geschlechter mit dem Glanze neuer Verdienste verschmolzen hätte. Des Königs Hand, durch die öffentliche Meinung geleitet, hätte damals politische Wunder verrichten können. Was im Jahre 1815, was vielleicht sogar, ich sage vielleicht, noch im Jahre 1840 möglich gewesen wäre, ist jetzt zur wahren Unmöglichkeit geworden. Wo sind die vaterländischen Größen, die eine Pairskammer füllen könnten? Aus Thalerstücken werden sie nicht aufgebaut. Auch ist unter den unzähligen Vorschlägen zur Bildung einer ersten Kammer kein einziger gefallen, der sich auf eine rein erbliche Pairie hinauswagte. Dagegen bietet man uns mannigfache Bruchstücke einer erblosen Pairie. Ein solches Bruchstück, meine ich, würde zunächst immer eine verhaßte Kammer in der Kammer bilden. Es würde zweitens immer

*) Sitzung der ersten Kammer am 22. Nov. 1849.

nur zu seinem Nachtheile an England erinnern. Der englische Adel hat aus den Veraltungen der früheren Jahrhunderte, aus den Veraltungen seines Lehnwesens ein politisches Element der Aristokratie von dauerndem Werthe herausgeschält, indem er sowohl das Vorrecht des Erstgeborenen aus dem Lehnwesen erhielt, als die Untheilbarkeit des Grundbesitzes, und seine jüngeren Söhne nicht als Adelige betrachtete. Auf deutschem Boden konnte die echte Aristokratie zu keiner politischen, unserer Zeit gemäßen Geltung gelangen. Wo es sich bei uns in Deutschland von Aristokratie gehandelt hat, da sind leider immer die Antiquare und die Revolutionäre einander in verschiedener Richtung gegenüber getreten. Die Antiquare, die auch den trockensten Zweig unserer vaterländischen Eiche nicht wollten fallen lassen; denn Alles soll bleiben wie es gewesen ist; und dann die Umwälzer, die Alles, was hervorragt, grundsätzlich niederhauen wollen. Der deutsche Adel hat seine politische Zukunft verfehlt, weil er sich auf einem Vorzuge des Blutes weidete, der auch den jüngeren Söhnen zu Gute kommt. Der englische Adel ist ein politisches Erbamt, mit welchem der König jedes neue aufkeimende vaterländische Verdienst bekleiden darf. Vergessen wir aber doch vor allen Dingen die lebendige Hauptsache nicht, vergessen wir doch nicht, daß in dem englischen Oberhause zu jeder Zeit eine Anzahl erster, glänzender Größen gesessen hat, Größen solcher Art, daß sie die Vergleichung mit Größen jedes Zeitalters ertragen können. Unsere 8000-Thaler-Männer dagegen würden eine trübselige starre Kaste bilden."

Nachdem Dahlmann im weiteren Verlaufe der Rede noch vor dem Eintritt der Prinzen als eine Hauptquelle fortwährenden Zwiespaltes im königlichen Hause gewarnt und daß in Preußen höchstens die Elemente für einen Senat vorhanden sind, nachgewiesen, kam er noch auf die empfohlene Interessenvertretung in der ersten Kammer zu sprechen.

„Was die Interessenvertretung anlangt, die als ein Theil des (Stahl'schen) Planes übrig bleibt, so scheint mir diese durch eine künstliche Mühewaltung dasjenige ungefähr zu erzielen, was sich ohne solche Mühewaltung von selbst ergiebt. Mir fällt unwillkürlich der Maler von Ubeda bei Cervantes ein, welcher, als er einen Hahn

gemalt hatte, zum Ueberfluß darunter setzte: das soll einen Hahn bedeuten. Unser Hahn malt sich von selbst; denn wie die Zeit einmal steht, so finden wir in unserer Kammer, finden wir in unseren gegenwärtigen 180 Mitgliedern alle Interessen in Wahrheit vertreten, den Grundbesitz, die Industrie, den Handel, den Krieg, die Wissenschaft, die Religion und die Kirche, denn wer auch nicht gerade Theologe von Fach ist, wird dennoch sich ein Urtheil über kirchliche Dinge nicht abschneiden lassen. Um so schwerer begreife ich freilich die andere Kammer, welche die allgemeine Interessenvertretung verworfen hat, statt ihrer aber die Begünstigung eines einzelnen Interesses, des Interesses nämlich der höchst besteuerten Grundbesitzer beschlossen hat, welchem Beschluß auch die Majorität unseres Verfassungsausschusses, doch mit einer Modification, beigetreten ist.*) Ich konnte mich als Mitglied des Verfassungsausschusses damit nicht einverstanden erklären. Abgesehen von dem, was sich gegen ein gemischtes System überhaupt sagen läßt, nämlich daß das eine Drittel so, die zwei andern Drittel auf eine andere Weise gebildet werden sollen, widersprach ich hauptsächlich aus zwei Gründen. Erstens: es ist guter Grund vorhanden, die Wohlhabenheit mit politischen Rechten zu bevorzugen, weil eine gewisse Ausstattung mit sachlichen Gütern einmal unerläßlich für die höhere Bildung ist. Allein den Reichthum gerade principiell politisch zu begünstigen und zu bevorzugen, dazu kann ich keinen Grund entdecken; oft verschmäht der Reiche die Bildung, er hält sich ihrer unbedürftig. Mein zweiter Gegengrund war dieser: die Bevorzugung, immer verhaßt, ist in diesem Falle vollends überflüssig. In beiden Kammern sitzen bereits Männer, reichbegütert durch Grundvermögen und ihrer werden, sobald sie es nur wollen, ohne allen Zweifel immer mehr werden. Auch ist das in hohem Grade wünschenswerth, denn Niemand wird der Ehren-

---

*) Der Verfassungsausschuß schlug vor: „Die Mitglieder der ersten Kammer werden zu zwei Drittheilen von den Kreisvertretern gewählt; das letzte Drittheil wird von den höchstbesteuerten Grundbesitzern in der Art gewählt, daß in jeder Provinz diejenigen 200 Grundbesitzer, die mit der höchsten Grundsteuer belastet sind, die auf die Provinz nach der Bevölkerung fallende Zahl der Abgeordneten wählen.“

festigkeit, welche sich an ein Landleben vermögender Männer mit Bildung zu knüpfen pflegt, seine Anerkennung entziehen. Fehlt diesen Männern aber die Neigung, in politische Wirksamkeit einzutreten, vielleicht zum Theil veranlaßt durch ungünstige Vermögensverhältnisse, so ist mit ihren Wahlrechten nichts gewonnen. Denken Sie zu gleicher Zeit an die üble Nachrede, ich darf wohl sagen an den Haß, den in Frankreich das double vote der Höchstbesteuerten nach sich zog. Wie würde die am meisten staatsgemäße Auffassung die drücken, die erste Kammer aus den Provinzen durch die Wahl der zu bildenden Provinzialvertretung hervorgehen zu lassen."

Stahls Gegenrede bemühte sich, alle von Dahlmann vorgebrachten Gründe zu widerlegen, diesen des folgewidrigen Denkens, des Wechsels der Gesinnung zu überführen. Hatte doch Dahlmann noch in der neuesten Auflage seiner Politik allen Staaten, auch den deutschen mittleren und kleineren Maßes, dauerhafte, erbliche Bestandtheile einer ersten Kammer zugestanden, und in Hannover die Aufnahme der Prinzen in dieselbe empfohlen. Stahl erreichte nichts Anderes, als daß Dahlmann freimüthig seinen früheren Irrthum bekannte und durch dieses Bekenntniß, bei einem sonst so beharrlichen Manne doppelt schwer wiegend, den Eindruck seiner Rede noch verstärkte. „Ich trage kein Bedenken, hier öffentlich zu erklären, daß ich nach fortgesetzter Erfahrung und Nachdenken über den Gegenstand, und vielleicht noch durch besondere Erfahrungen, die durch eigene Lebensverhältnisse mir nahe getreten sind, seitdem zu einer anderen Meinung gekommen bin."

Dahlmann zählte diese Rede zu den eindringlichsten, die er gehalten, indem sie ruhig ihres Weges geht. Aber freilich, fügt er in dem Briefe an seine Frau (29. Nov.) hinzu, „ist sie zum guten Theil Schuld an den schlechten Geschäften, die wir heute gemacht haben. Wir haben über die Pairs- und Prinzen-Männer den Sieg davon getragen, aber sie haben ihres Theils auch nichts Anderes zu Stande kommen lassen."

Die Zusammensetzung der ersten Kammer kam im Januar 1850 noch einmal zur Berathung. Die Umstände lagen für den Sieg der Ansichten, welche Dahlmann vertrat, jetzt viel ungünstiger. Die

zweite Kammer hatte sich nun gleichfalls zu einer Pairskammer bekehrt und das Ministerium Manteuffel-Brandenburg dem Andrängen einer kleinen aber mächtigen Partei sich gefügt und seinen früheren Widerstand gegen eine Pairskammer aufgegeben. Diese trüben Aussichten lähmten nicht die Kampflust Dahlmanns. Sowohl im Verfassungsausschuß wie in öffentlicher Sitzung ergriff er das Wort, um auf die unleugbaren Schwächen und Schäden einer künstlich construirten Pairskammer aufmerksam zu machen. „Am letzten Dienstag, schrieb er seiner Frau (19. Januar), hielt ich in der Sitzung des Verfassungsausschusses, die von 10 Uhr Morgens bis gegen 5 Uhr dauerte, einen langen Vortrag gegen die Pairie und die Unthunlichkeit, ihre Nachtheile durch einige Nachgiebigkeit im Besteuerungsrecht zu beseitigen. Brandenburg und Manteuffel waren da und ich sagte ihnen geradezu: das Ministerium grabe sich selbst sein Grab zum Vortheile einer verderblichen Partei und die Lösung der deutschen Frage unter so nachtheiligen Vorgängen werde doppelt schwierig, vielleicht unmöglich. Uebrigens gefährde der ganze Plan die Krone statt sie zu stützen. Leider hat Camphausen sich zu einer Art Vermittler mit der Krone gemacht, obgleich er selbst auf die Pairie nichts giebt, und er machte dann den Versuch, mich zu widerlegen, allein er kam doch nicht weiter, als daß er darthat, manche meiner Befürchtungen gingen doch zu weit. Wie ich wegging, kam mir Graf Alvensleben nach und sagte mir: Wir alle im Ausschuß sind gegen die Pairie, den einzigen Witzleben ausgenommen. Warum er aber gegen seine wirkliche Meinung abgestimmt habe, das freilich erklärte er mir nicht. So siegte leider bei uns die Pairie mit acht gegen sieben Stimmen. Wie wenig das aber ernsthaft gemeint sei, zeigte wieder der Umstand, daß man Ammon, der gegen die Pairie gestimmt hatte, zum Berichterstatter wählte."

Scharf und einschneidend lautet Dahlmanns zweite Rede (29. Januar) gegen die Pairie. „Ich glaube nicht an die preußische Pairie überhaupt und nicht an die des Jahres 1850, am wenigsten an die des Jahres 1852.*) Wir machen eine Pairskammer, und

*) Nach dem Amendement des Grafen Arnim sollte das Provisorium noch zwei Jahre währen und die Pairie erst im August 1852 in das Leben treten.

darum gerade werden wir keine haben; eine Pairskammer läßt sich nicht machen, Natur und Geschichte lassen sich nicht spotten. Was würden Sie zu einem regierenden Herrn sagen, den das flache Terrain seines Staatsgebietes langweilte; er beschlösse ein Gebirgsland daraus zu machen? Sie würden sagen: der Herr wird es zu einer hübschen Parkanlage von waldigen Hügeln um sein Schloß herum bringen, nimmermehr zu einer große Gebirgsanlage. Er wird etwas zum Staate thun, aber nichts für den Staat. Das ist das Schicksal jeder gemachten Pairie. Die Pairie in England ist älter als die englische Dynastie, älter als die Staatseinheit von England. Beide, Dynastie und Pairie, lassen sich pflegen und fortsetzen, allein unendlich schwer sind sie zu begründen. Frage ich mich aber: welche Gründung von beiden denn die schwierigste? so antworte ich unbedenklich: die einer Pairie, denn das ist das Unverwüstliche im Königthum, daß sich die Staatseinheit in ihr verkörpert. Weil man diese nicht missen kann, gewinnt die unbeliebteste Dynastie doch am Ende die Herzen. Ganz anders mit einer Pairskammer. Wo diese als überlieferte Macht dasteht und frühere Ueberschreitungen verbessert hat, und was nicht zu vergessen, wirkliche politische Größen in sich trägt, da wird die Anfangs widerwillige Unterwerfung sich am Ende zu der Einsicht veredeln, daß doch die Selbständigkeit eines politischen Körpers, der zwischen Krone und Volk steht, für den Frieden beider Theile etwas werth sei und die Opfer wohl verdiene, die ihm von der Gemeinfreiheit zu bringen sind. Allein eine Pairie verpflanzen, wie eine Baumschule, — ein Gedanke dieser Art wird von keinem englischen Ministerium gefaßt, von keinem Volk, welches seine Würde kennt, ertragen werden."

„Haben wir denn nicht Erfahrungen darüber, wie solche Versuche ausschlagen? Sollen die in München und Stuttgart abgetragenen Kleider zur neuesten Berliner Mode werden? Alle Welt weiß, daß nichts so sehr der Geltung des Zweikammersystems, das wir doch nicht missen sollen in Deutschland, geschadet hat, als die im Pairiestyl errichteten ersten Kammern; ist es weise, die Zahl dieser Beispiele zu vermehren? und im mächtigsten deutschen Staat? und gerade jetzt? Ist es noth, die schon so heillos verwahrloste deutsche Frage

durch einen neuen hingeworfenen Feuerbrand vollends unslöbar zu machen?"

„Die Summe von Allem ist: die ächte Pairie trägt den Character der Selbständigkeit, sowohl der Krone als dem Volke gegenüber; die künstliche, mit welcher man uns bedroht, ihrer Natur nach unselbständig, hat im Volk keine Wurzeln; sie muß sich darum an die Krone anlehnen und wird nur in Sachen ihres Privatinteresses Selbständigkeit erstreben. Schon ist der Argwohn weit verbreitet im Lande, daß die agrarischen Gesetze, die Aufhebung der Grundsteuerexemtionen nebst der Gemeindeordnung fallen werden, sobald eine Pairie entsteht. Wir haben an unserer ersten Kammer, was wir gerade an ihr haben können, einen Senat, der nach seiner ganzen Zusammensetzung von allen Einflüssen frei ist, die der Krone Sorge erwecken dürften. Es ist keine tiefsinnige politische Schöpfung, allein warum denn ändern, was seinen Zweck erfüllt? Wir werden den Mann nicht preisen, der Hausmannskost für Conditorwaaren weggibt. Ich kann nicht dazu helfen, politische Kartenhäuser zu bauen, die der nächste Windstoß umwirft; ich könnte den inneren Vorwurf nicht ertragen, für eine Institution gestimmt zu haben, welche Krone und Volk gefährdet, die sie zu schützen verspricht."

Ueber den Eindruck der Rede schrieb Dahlmann (2. Februar) an seine Frau: „Manteuffel ließ sich offenbar von Hitze hinreißen, als ich gesprochen hatte. Denn mit sichtbarem Aerger sprach er namentlich die Schlußworte von der Partei der Doctrin*) aus, die auf mich bezogen, gar keinen Sinn haben. Doch ward viel Neckerei damit getrieben."

Das war Dahlmanns letzte parlamentarische Rede. Nicht mit

---

*) Die Schlußworte Manteuffels in seiner Rede vom 29. Januar lauteten: „Es sind in unserem Lande viele Parteien, die berechtigt sind. Ich erkenne vollkommen die Berechtigung der Demokratie, der verständigen, gesunden Demokratie, die leider durch eine Verbindung, welche sie eingegangen ist, in den Tagen größerer Aufregung sich entfremdet fühlt dem inneren Organismus des Staates. Der preußische Staat ist im wohlverstandenen Sinne demokratischer Natur; aber einer Partei erkenne ich weder Berechtigung noch eine Wurzel im Lande zu, es ist die Partei der Doctrinäre."

fröhlichem Auge durfte er auf seine Berliner Wirksamkeit zurückblicken. Kein Erfolg krönte seine Wünsche, der Sieg heftete sich nicht an seine Schritte. Seine Partei war geschlagen, das Ziel, das er angestrebt, verweht und für lange Zeit unfindbar. Sich und den Freunden zum Troste schrieb er bei dem Abschied von Berlin in das Stammbuch eines Parteigenossen, des späteren Tribunalrathes Frech: „In Frankfurt und ebenso in Berlin hielt ich die Meinung fest, daß fortan die Geschicke der Welt mehr durch das Gewicht der Sachen als das der Personen entschieden werden, und auch nach Erfurt bringe ich in eben diesem Sinne die Hoffnung: Non si male nunc et olim sic erit.“ Der Erfurter Reichstag, in den ersten Märztagen 1850 eröffnet, bot den Freunden Deutschlands einen letzten Lichtschein. Lange hatte es gewährt, bis endlich der Entschluß zur That gereift war. Man durfte meinen, Preußen werde nun endlich für das Verfassungswerk seine ganze Kraft einsetzen, es sei seiner Verbündeten, der Unionsregierungen, sicher und gewillt, den Widerstand Oesterreichs zu brechen. Auch Dahlmann, als er im November erfahren hatte, daß der deutsche Verwaltungsrath die Wahlen für den Erfurter Reichstag ausgeschrieben, weckte die bereits eingeschlafene Hoffnung und rief seiner Frau zu: „Das ist doch ein großer Schritt weiter.“ Er nahm die Wahl zum Mitglied des Staatenhauses, wozu ihn die preußische erste Kammer ausersehen hatte, an und ließ Frau und Enkelin kommen, gern dem Glauben huldigend, noch fröhliche Frühlingstage für das deutsche Volk zu erleben.

Ihn traf bittere Täuschung. Der Erfurter Reichstag war ein todtgebornes Kind. Alle Voraussetzungen einer erfolgreichen Wirksamkeit desselben fehlten. Weder besaß die preußische Regierung die Kraft und den ernsten Willen, die von ihr selbst vorgeschlagene deutsche Verfassung in das Leben zu rufen, noch war sie der verbündeten Regierungen sicher. Im Gegentheil lagen bereits mannigfache Anzeichen vor, daß die Union in voller Auflösung begriffen sei und der Wille Oesterreichs für Deutschland wie in der guten alten Zeit als Befehl gelten solle. Dieser erbärmlichen Politik ganz würdig war das Verhältniß der Regierungen zum Reichstag. Man sann ihm Dinge an, die sich nicht vereinigen ließen, und muthete

ihm widersprechende Beschlüsse zu, deren Nichtigkeit schon der nächste Tag an das Licht bringen mußte. Weder sollte er die von Preußen im Mai 1849 entworfene Verfassung en bloc annehmen, was doch vernünftiger Weise nur als ein Beweis unbedingten Vertrauens hätte aufgefaßt werden können, noch durfte er erfahren, von welchen Veränderungen die verbündeten Fürsten ihre Zustimmung abhängig machen. Mit andern Worten: die letzteren wollten weder die alte, noch irgend eine neue Verfassung. In stummem Grimme saß Dahlmann im Staatenhause. Dieses brachte es kaum auf ein Dutzend Sitzungen, in welchen meistens nur formale Dinge, Wahlangelegenheiten berathen wurden. Am 29. April ging der Erfurter Reichstag unverrichteter Sache auseinander.

Jetzt erst, nachdem auch diese letzte Hoffnung gescheitert, der letzte Nothanker gerissen war, brach auch Dahlmanns guter Muth zusammen und schwand sein Glauben an eine nahe Wendung der deutschen Geschicke.*) Der Mann, der sonst die zaghaften Freunde

*) Zahlreiche Wahlkreise wollten bei den bevorstehenden Neuwahlen sich Dahlmanns versichern und boten ihm ihre Stimmen an. Im Namen der ersten Berliner Wahlabtheilung fragte der Major Graf Oriolla (28. März 1850) bei Dahlmann an, ob er eine Wahl für die erste Kammer anzunehmen gesonnen sei. Die gleiche Anfrage stellte die Mehrheit der Wahlmänner im Brieg-Ohlauer Wahlbezirke, wo Vincke-Olberndorf abgelehnt hatte, weil er sich bereits für einen andern Bezirk entschieden. Im Bezirke Marienwerder-Graudenz wurde er ohne sein Zuthun in die erste Kammer gewählt. Graf Dohna zeigte ihm (4. April) die Wahl an mit der dringenden Bitte, sie anzunehmen und dem Bezirke die Ehre zu gönnen, der ihm zwar räumlich fern stehe, aber durch Uebereinstimmung in den Gesinnungen ihm längst enge verbunden sei. Den größten Eifer bewiesen seine alten Wähler im Siegkreise, auch fernerhin durch Dahlmann in den Kammern sich vertreten zu wissen. Sie hatten ihm die volle Anerkennung über seine Wirksamkeit bisher ausgesprochen, und daß er, ungleich anderen Abgeordneten, darauf verzichtete, mit seinen Wählern in ständiger Verbindung zu bleiben, in der Ordnung gefunden; denn, so schrieb ihm der Friedensrichter Heister in Siegburg: „Bei Ihrer Wahl war der Spruch maßgebend: mitte sapientem et nihil dicas." Bei der Wahl wurde er einstimmig wieder in die erste Kammer berufen. Dahlmann wies alle Anträge zurück und lehnte jede Wahl ab. Auch als sich das politische Leben in Preußen wieder mehr regte, bei den Neuwahlen im December 1858, wurde Dahlmann vom vierten Berliner Wahlbezirke als Deputirter, dieses Mal für die zweite Kammer vorgeschlagen. Auch jetzt beharrte er bei seinem Entschlusse, auf jede öffentliche Thätigkeit zu verzichten.

aufgerichtet, durch seine Zuversicht gehoben hatte, bedurfte jetzt selbst des Trostes und blickte trübe in die Zukunft. „Ich leide an der Erfolglosigkeit der letzten Zeit, klagt er seiner Schwester Hannchen, so oft ich mir auch früh und spät wiederhole, es sei einmal unmöglich, daß in wenigen Monaten verbessert werde, was in vielen Jahren verdorben worden." Die aufgewendete Mühe gereute ihn aber nicht und ebensowenig machte er sich Vorwürfe, daß er so und nicht anders gehandelt habe. „Soll es einmal sein, schrieb er (15. October 1850) an Ratjen, so will ich lieber am hitzigen, als am kalten Fieber sterben und ich kann den Ruck nicht beklagen, der endlich durch die Fibern der Nation gedrungen ist. Der Weg zur Rettung ist gewiesen."

Am deutlichsten enthüllt seine finstere Stimmung und zeigt, wie tief er sich verwundet fühlt, ein Brief, den er im Spätsommer 1850 an den Redacteur der Constitutionellen Zeitung in Berlin, an R. Haym richtete. Dieser hatte ihn aufgefordert, einen Aufruf an die deutsche Jugend, diese möge für Schleswig-Holstein, das hart bedrängte, verlassene, zu den Waffen greifen, zu richten. „Wenn ich glaubte, antwortete (8. September) Dahlmann, eine öffentliche Ansprache von mir sei zur Zeit an der Stelle, so hätte ich, dem diese Sache Tag und Nacht nicht aus dem Sinne kommt, die Mahnung nicht abgewartet. Wir stehen freilich in Bezug auf diese ganze Frage auf verschiedenem Boden. Vor nun gerade zwei Jahren hätte sie, das ist meine unwandelbare Ueberzeugung, zugleich mit der deutschen Frage entschieden werden können und sollen, und nur zu wahr habe ich damals geweissagt, daß die deutsche Nationalversammlung von dieser Niederlage, die sie sich selbst bereitet, ihr Haupt nie wieder erheben werde. Denn damals galt es, die undeutsche und absolutistische Partei in Preußen durch volle Einmüthigkeit in der gerechtesten Sache niederzuschlagen; ein Sieg von wenigen Stimmen konnte freilich nichts frommen und einen solchen hatte ich nie gewünscht, weßhalb ich auch auf alle die Faseleien wie vom Kampf des Hundes mit, ich weiß nicht welchem Fische, kein Wort erwiderte und gar nicht mehr auftrat. Man wollte nicht sehen, was schon damals hell am Tage lag, daß der Krieg von Anfang her unredlich mit

doppelten Instructionen geführt ward, während es ein Leichtes gewesen wäre, ihn durch die Eroberung von Jütland zu beendigen; ein Volksstamm, der gegen seinen Fürsten sich erhob, durfte nun einmal nicht siegen. Man wählte in Frankfurt den bequemeren Weg und schmählich getäuscht, that man es in Gotha zum zweiten Male, indem man sich dem Charlatan Radowitz in die Arme warf und nicht einmal für den Fall, daß die Dreikönigsverfassung nicht zu Stande komme, das Recht auf die Reichsverfassung dem deutschen Volke vorbehielt. Nachdem man in den für Gotha vorbereitenden Frankfurter Besprechungen mir schon so Vieles im Sinne völliger Nachgiebigkeit abgezwackt, strich man den Rest in Gotha aus der Vorlage, ehe sie an die Versammlung gebracht ward, worauf ich mich natürlich weigerte Berichterstatter in der Sache zu sein, was ich früher übernommen hatte, und mich ganz schweigend verhielt. Ich überwand mich und verließ die Versammlung nicht, habe sogar mit unterschrieben, denn Einigkeit schien mir vor allen Dingen noth. Derselben Ueberzeugung füge ich mich auch noch jetzt, und habe mich daher wohl in Acht genommen, über die begangenen verhängnißvollen Mißgriffe öffentlichen Tadel auszusprechen. Aber glauben Sie nur, daß es einem Manne, der so vielfach und nicht immer mit edlen Waffen angegriffen ist, schwer fällt, über Schleswig-Holstein zu reden, ohne dieser Dinge Erwähnung zu thun, ohne hinzuzufügen, daß es eine Zeit gab, da Rußland dem Reichsminister Gagern anbot, ihm mit Schleswig-Holstein freie Hand zu lassen, wenn man dagegen das Versprechen gebe, sich in die polnischen Händel nicht einzumischen, ohne hinzuzufügen, daß zwei Eingaben, von der schleswig-holsteinischen Landesversammlung an Dahlmann zur Uebergabe an den damals erkrankten Reichsverweser gesandt und die Dahlmann seinem Auftrage gemäß nun an Gagern feierlich übergeben und ausführlich vertreten wollte, unübergeben geblieben sind, weil Gagern viele Wochen lang jeden festgesetzten Tag wegen dringender Hindernisse wieder absagte. Heinrich Gagern schien mir damals in der Sache Schleswig-Holsteins ein Hinderniß der Anerkennung des deutschen Reiches von Seiten Englands zu sehen und mochte recht eigentlich nichts davon hören; er dient jetzt wunderbarer Weise einer Sache,

der er leider von Anfang her großen Schaden gebracht hat und deren rechtlichen Grund zu erforschen er sich niemals die Zeit nahm.“

„Glauben Sie mir, ich fühle, daß es Sie schmerzen muß, dieses zu lesen, aber nicht mehr, das weiß ich gewiß, als es mich schmerzt, der ich Gagerns Gaben und Character in hohen Ehren halte, es niederzuschreiben; allein ich mußte die Saite, die ich sprechend und schreibend ungern berühre, hier anschlagen, wenn ich Ihnen darthun wollte, daß nicht Apathie oder Trägheit die Ursache meines Schweigens sei. Warum ich aber insbesondere dem Aufruf zur Bewaffnung mich entziehe? Ich will Ihnen zugeben, daß er eben aus meinem Munde besondere Wirkung thun möchte, allein noch gewisser bin ich, daß eine solche Ansprache von mir ausgehend, der ich so ziemlich für den autor rixae gelte, den Regierungen und der preußischen voran, den willkommenen Vorwand geben würde, ein förmliches Verbot für ihre Unterthanen ausgehen zu lassen, in Schleswig-holsteinische Dienste zu treten. So lange die Schleswig-Holsteiner geschlagen werden, drückt man die Augen zu, läßt die Gelder hinfließen, und sieht es daneben ganz gern, daß mancher Brausekopf sich dort die Stirn einrennt; allein sobald die Sache anfängt, einen großen vaterländischen Schwung zu gewinnen, das deutsche Banner sich wieder zu entfalten droht, werden die Verbote nicht ausbleiben und ich kann mich nicht entschließen, diese durch einen solchen Schritt zu verfrühen. Gelingt es, den Winter zu erreichen, so ist dies für Schleswig-Holstein an sich etwas Großes und vielleicht gelingt es in der Frist auch durch die Ereignisse in Hessen, Würtemberg, Sachsen, vielleicht sogar durch das Erwachen der Ehre in den preußischen Kammern einen politischen Boden wieder zu gewinnen. Denn wir sind zur Zeit ganz eingesumpft.“

„Das also wäre in Kürze meine Ansicht der Dinge. Wir müssen uns auf schwere Wechselfälle gefaßt machen. Möge Schleswig-Holstein, wenn ihm der Untergang verhängt ist, mindestens durch die Würde seines Falles einen cimbricus terror verbreiten, der tief durch die Gebeine der Schuldigen dringt.“

Zum Schweigen hatte sich Dahlmann verurtheilt, da sein Wort

doch keine gute Stätte finden würde. Aber das Schicksal seiner braven Landsleute ergriff ihn doch zu mächtig, als daß er nicht doch noch einmal für sie Zeugniß abgelegt, nicht noch einmal warnend seine Stimme gegen die Fälscher des Rechtes und die Verderber der Freiheit erhoben hätte. In den letzten Monaten des Jahres 1850 hatte es einen Augenblick den Anschein, als ob Preußen, durch den Uebermuth der Wiener Regierung zum Außersten gebracht, endlich sich ermannen und lieber dem Schwerte die Entscheidung überlassen wolle, als fortgesetzt die ihm zugemuthete Selbstbeschimpfung dulden. Wieder regten sich leise Hoffnungen; denn man mußte annehmen, daß Preußen zum Kriege gedrängt, die Bundesgenossenschaft des deutschen Volkes annehmen, die Reichsverfassung in das Leben einführen werde. Dahlmann theilte diese Hoffnungen nicht. Sich selbst zur Erinnerung schrieb er am 25. November: „Weil man mich einmal drängt, will ich es sagen: So lange das jetzige Ministerium am Ruder ist und die vertrauten Umgebungen des Königs dieselben bleiben, wünsche ich keinen Krieg; denn das Ministerium bietet keine Garantie der Selbständigkeit seiner Grundsätze und der König hat genugsam gezeigt, daß ihm Alles daran liegt, daß Oesterreich seine vorherrschende Stellung in Deutschland nicht einbüße. Es ist aber widersinnig, eine demüthige Stellung, die man umsonst haben kann, durch Ströme Blutes erkaufen zu wollen."

Und als der Redacteur der Berliner Constitutionellen Zeitung seine Ansicht über den Stand der Dinge einholte, wies er in einem in der Zeitung später (23. November) abgedruckten Briefe*) die Beantwortung der Frage, ob die Vaterlandsfreunde den Kriegsmuth Preußens stärken müßten, kurz ab, schilderte vielmehr die verhängnißvolle Lage, in welche die verwerfliche Politik eines langen Menschenalters sowohl das deutsche Volk wie die deutschen Fürsten gestürzt hatte, in grellen Farben. Durch die Haltung des Bundestages in dem holsteinischen und hannoverschen Verfassungsstreite sei es leider dahin gekommen, daß das deutsche Volk die Ueberzeugung gewonnen, daß in Verfassungssachen keine Gerechtigkeit zu erlangen sei, alle Fragen dieser Art nach

*) S. Beil. Nr. 4.

österreichischen und russischen Einflüssen entschieden würden. Zwar sei jetzt Preußen in die Reihe der constitutionellen Staaten getreten, ob es aber die constitutionellen Grundsätze nach allen Seiten hin gleichmäßig vertheidigen werde, bleibe zweifelhaft.

„Jetzt treten abermals zwei Herzen und Nieren prüfende Fälle ein. Die Schleswig-Holsteiner haben, um ihr besseres Selbst zu retten, endlich zu den Waffen gegriffen. Mag Einer noch so erfüllt sein von der göttlichen Einsetzung der Fürsten, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat, und wenn er nicht, wer denn sonst? Schleswig-Holstein ist seinen eigenen Kräften überlassen und wäre, wie die Welt einmal steht, auch zufrieden, wenn man es sich selbst überließe. Aber nein! die Völker haben kein Recht auf ihre Rechte. Oesterreich und Rußland begehren unbedingte Unterwerfung. Die edle Mäßigung der Statthalterschaft, der Heldenmuth der Kämpfer, dem ganz Deutschland Bewunderung zollt, selbst die unermüdliche Kraft christlicher Duldung im Volke so vielem Phrasenchristenthum der Zeit gegenüber, sind nur ebenso viele Verbrechen mehr; es ist der Teufel der Revolution, der sich in das Kleid menschlicher Tugenden hüllt. Auf der anderen Seite stehen die Kurhessen. Ein Phrasenmacher vom Christenthum, aber von allen menschlichen Leidenschaften zerfleischt, bringt diesen ehrwürdigen Stamm an den Rand des Abgrundes. Mag nun Einer von dem Eide des Heeres auf die Verfassung denken, wie er wolle, (für den Nachdenkenden werden die Conflicte, die das Leben bringt, weder durch den Eid, noch durch seine Abwesenheit gelöst), gewiß ist, daß die Pflichttreue der kurhessischen Officiere die scharf gezogene Linie der Verfassung mit ziemlicher Sorgfalt einhält. Allein auch das darf ihnen nicht zu Statten kommen, denn Pflichttreue ist allein in der blinden Unterwerfung unter den landesherrlichen Willen zu finden, den Eid, der das verbietet, zu brechen, ist Pflichttreue. Es ist nicht anders, denn Oesterreich gebietet es. Deutschland soll auch die Kurhessen zur Unterwerfung zwingen, soll sich mit seiner linken Hand die rechte Hand, so nenne ich seine edelsten Stämme, abhauen! Wenn die Schleswig-Holsteiner und die Kurhessen dem Verderben überliefert werden und Preußen, was der Himmel gnädig verhüte, dem zusieht,

so wird eben damit erklärt, daß keine, auch beschworene Staatsverfassung eine andere Verbürgung habe, als die Willkür des jedesmaligen Herrschers, und das deutsche Volk weiß, woran es ist!"

In diesem schrillen Mißton schloß die letzte Ansprache, die Dahlmann an das deutsche Volk richtete.

Der Ausgang des Lebens.

1. Tod der zweiten Frau.

Geschädigt am Leibe, im Geiste verdüstert, kehrte Dahlmann nach mehr als zweijähriger Abwesenheit im Herbste 1850 wieder nach Bonn zurück. Die harte Arbeit der letzten Jahre, mit ihrem plötzlichen Wechsel zwischen gewaltigster Anspannung aller Kräfte und dann wieder bald kürzeren bald längeren Ruhepunkten dem an einen streng geregelten, gleichmäßigen Lebensgang gewöhnten Manne doppelt beschwerlich, hatte seine Gesundheit tief erschüttert, eine Wasserkur in Elgersburg bei Ilmenau sein Leiden wohl gemildert, aber nicht gehoben. Noch viel schwerer als an den körperlichen Leiden trug Dahlmann an dem Schmerze über die trostlose Lage der vaterländischen Dinge. Derselbe wurde durch den Eintritt in die alten Verhältnisse nicht gelindert. Im Gegentheil erhielt derselbe durch Alles, was Dahlmann in Bonn sah und hörte, eine peinliche Verschärfung, einen persönlichen Stachel. Als gefeierter Mann war er unter hellem Zurufe des Volkes, von der Gunst der Fürsten getragen, im März 1848 von Bonn ausgezogen. Vollkommen gewiß erschien sein Sieg, und unbedingt gesichert der Triumph der von ihm geführten Sache. Als geschlagener Mann, von den Demokraten verspottet, von den Fürsten scheel angesehen, an der Kraft der eigenen Partei verzweifelnd, kehrte er heim. Die Erfolglosigkeit seiner Politik galt Vielen als Beweis ihrer innerrn Unfruchtbarkeit, und daß Dahlmann dieselbe mit so zäher Beharrlichkeit verfochten, als ein Zeichen seines doctrinären Eigensinns.

In den engeren Universitätskreisen herrschte, wenn auch nicht gerade Schadenfreude über den plötzlichen Sturz des Collegen aus einer vielbeneideten Stellung, so doch ein gewisses selbstgefälliges Bedauern über seine großen Irrthümer; man gönnte ihm wohl Theilnahme, dankte aber insgeheim dem Himmel, daß man weiser und vorsichtiger gewesen als Dahlmann, und sich nicht in Frankfurt compromittirt habe. Denn mit ungünstigen Augen betrachteten gar manche Professoren die Thätigkeit der Frankfurter Nationalversammlung. Noch stand es mit unserer politischen Bildung vielfach so, daß historische oder juristische Gelehrsamkeit auszureichen schien, um auch in Sachen des Staates mitsprechen zu dürfen; ja es galt gar nicht selten die Politik für vogelfrei, an welcher Jedermann nach Belieben seine Kraft und Lust versuchen könne. Vortrefflich hatte Dahlmann dieses Uebel geschildert, als einmal von Thibauts Wunderlichkeiten in dessen alten Tagen die Rede war. „Das ist die Strafe, daß wir Deutsche leben kein großes Vaterland haben, keine Zustände, die uns überlegen sind. So kommt es, daß der Einzelne Alles umfassen und bedeuten will und am eifrigsten bei den Dingen wird, die er am wenigsten versteht." Die Frankfurter Nationalversammlung hieß das Professorenparlament. In der That war in demselben bei allen Parteien das gelehrte Element auffallend stark vertreten. Kein Wunder, daß die Fachgenossen sich besonders urtheilsfähig glaubten, daß ferner diejenigen, welche durch keine Wahl geehrt worden waren, nicht immer frei von eifersüchtigen Gefühlen blieben und sich jetzt nach dem trübseligen Ausgange der Frankfurter Versammlung für die vermeintliche Zurücksetzung durch herbe Kritik schadlos hielten.

Auch wo solche Beweggründe nicht walteten, war die Stimmung dem Frankfurter Parlament entschieden feindselig. Die Uebergriffe und Gewaltthaten der demokratischen Partei traten den Fernstehenden am deutlichsten entgegen, von der Partei des Centrums hörte man nur, daß sie sich mühsam gegen die Linke behaupte und oft eine größere Nachgiebigkeit zeige, als es sich eigentlich mit ihren Grundsätzen vertrug. Da die Republikaner es auch verstanden, sich überall in den südwestlichen Landschaften einen örtlichen Anhang zu schaffen und

durch gewaltigen Lärm und wüstes Geschrei die ruhigen Bürger schreckten, so empfing in den Augen der letzteren der politische Kampf der Vorjahre die Färbung einer demokratischen Bewegung, und Viele, welche in den Märztagen 1848 für die Rechte und Freiheiten des Volkes geglüht hatten, entdeckten 1850, daß die Macht der Regierungen nicht genug gesichert werden könne. Zu besonderer Loyalität forderte aber noch in Bonn die Anwesenheit der jungen Fürstensöhne auf, welche in großer Zahl gerade damals die Universität besuchten. Den Prinzen den Aufenthalt so heiter und angenehm als möglich zu machen, alle Erinnerungen an die trübe Revolutionszeit von ihnen fern zu halten, durch höfische Liebenswürdigkeit und einen leicht hüpfenden Ton den schweren Ernst des Lebens vor ihnen zu verbergen, erschien als die wichtigste Aufgabe. Dazu paßte nun Dahlmann schlecht mit seinen mürrischen Mienen, seinen bitteren Worten, seinem unverrückten Hinweisen auf die blutenden Wunden des Vaterlandes; gern wich man ihm aus und fand zuweilen die engeren Beziehungen zu ihm in demselben Maße unbequem, als man sich einige Jahre vorher durch die nähere Bekanntschaft mit ihm geehrt fühlte.

Schon Frau Dahlmanns Briefe, im Winter 1849 an ihren Mann nach Berlin gerichtet, sind voll von Klagen über den reactionären Geist, der in Bonn herrsche, über die ungerechten Anklagen, welche gegen das Frankfurter Parlament geschleudert werden, und über das geringschätzige Urtheil, das man geflissentlich, wenn von dem deutschen Verfassungswesen die Rede sei, zur Schau trage. Auch dem alten Arndt wurde es, seit er aus Frankfurt zurückgekehrt war, nicht warm um's Herz. Mußte er es doch erfahren, daß man seine Zornesworte, die er freilich in vornehmster Gesellschaft am wenigsten sparte, damit entschuldigte, er sei eben geistig bereits zurückgegangen. Er zog es vor, in seinem Häuschen am Rheinufer mit seinen Bäumen in gewohnter Weise zu sprechen, als den neuen höfischen Ton noch anzulernen. Nicht anders machte es Dahlmann. Seiner Natur entsprach ein großer Verkehr ohnedieß nicht, und geräuschvoller Geselligkeit fern zu bleiben, däuchte ihm keine Entbehrung. Mit großer Seelenruhe hörte er die Entschuldigung an, man könne ihn zu diesem

oder jenem Abendschmause nicht einladen, weil sich ein Prinz angesagt hätte; er ertrug es auch, daß man die Prinzen vor dem Besuche seiner Vorlesungen über Politik warnte, weil er in denselben revolutionäre Grundsätze predige. Er beklagte nur das Schicksal solcher Herren, „im Flüsterkreise der Frömmelei leben zu müssen" und dachte an den Goethischen Spruch: „Hier leben die Menschen mit einander, wie Erbsen in einem Sacke, sie reiben und drücken sich, es kommt aber nichts weiter dabei heraus, am wenigsten eine Verbindung." Dahlmann fügte auf dem Blättchen, auf welchem er diese Worte eingezeichnet hatte, hinzu: „So schrieb Goethe am 25. October 1780. Sind wir nach siebzig Jahren weiter gekommen?" Aber einen sittlichen Widerwillen gegen das kleine, unwürdige Treiben, das er in seiner Nähe schaute, konnte er nicht überwinden. Aus diesen Erlebnissen und aus den Erfahrungen, die er bei seiner Vertreibung aus Göttingen gesammelt hatte, baute sich das furchtbare Wort auf, das er gegen seine Standesgenossen in seinen letzten Lebensjahren einmal schleuderte: „Der Weg der Professoren ist meistens mit Gemeinheit gepflastert." Die Gegner rächten sich, indem sie Dahlmann als stumpf geworden darstellten.

Wie wenig stumpf er war, wie er bei aller Verbitterung und Gereiztheit sich dennoch die volle Kraft des Geistes und das Interesse an den Staatsdingen bewahrt hatte, wie er sogar wieder daran dachte, in literarischen Arbeiten Erholung und Kräftigung zu suchen, zeigt folgender Brief (2. Nov. 1850) an Reimer in Leipzig: „Da habe ich mich denn, lieber Freund, im Laufe dieser Woche wieder in meine Vorlesungen eingepferchet und da die Studenten noch immer thöricht genug sind, mich zahlreich hören zu wollen, so vertreibt mir diese Beschäftigung manche finstern Gedanken. Zugleich aber machen mir meine Vorlesungen doch recht viel zu schaffen, nicht allein die Politik, die doch in vielem Betracht jetzt anders angegriffen sein will, sondern, und noch mehr die neuere deutsche Geschichte, die ich dies Mal versprochen habe bis auf 1850 zu führen — und ich rüste mich dazu Wort zu halten. Das erfordert denn mannigfache Vorarbeit, die mir täglich zu schaffen macht; sie kann möglicher Weise noch künftig auch einmal zu einem Druckwerk führen, allein für jetzt

ist denn doch noch an nichts der Art zu denken. Auch muß ich, so leid es mir thut, alle andern Pläne, denen Sie nachfragen, vorläufig zurückstellen. — Dieser Tage war Frau Gervinus bei uns, die mit ihrem Manne aus London zurückgekehrt ist. Er ist einstweilen wieder nach Holstein gegangen. Für die wackern Männer dort ist, fürchte ich, das Messer schon geschliffen. Mögen sie denn, wenn einmal auch das ertragen werden muß, mit Ehren fallen, um dereinst, wenn die rechte Stunde kommt, wieder aufzuerstehen. So aber werden die einzigen Blüthen abgemäht, deren man sich als ächt Deutscher erfreuen konnte — Schleswig-Holstein und Kurhessen." Am nächsten Tage schloß Dahlmann erst den Brief: „Meine Frau konnte gestern Abend mit ihrem Brief an Ihre liebe Frau nicht fertig werden, da gab ich nach, die Absendung bis heute zu verschieben. Eine Stunde darauf brachte die Zeitung das Einrücken der Bayern und Oesterreicher in Hanau. Wenn irgend noch ein Rest von Ehre in Sanssouci ist, so ist das der Krieg. Traurige Hoffnung unter solchen Umständen. Eben lud mich der junge Prinz von Preußen, der meine Politik, in der es ungeheuer voll ist, hören will, für heute Mittag zum Essen ein. Wenn ich das Unglück hätte, preußischer Prinz zu sein, ich gäbe heute kein Mittagsessen."

Die literarischen Pläne, auf welche der Brief anspielt, beziehen sich auf eine Sammlung der kleineren politischen Schriften aus Dahlmanns Kieler und Göttinger Periode, welche er mit einer Zeitbetrachtung eingeleitet, herausgeben wollte. Reimer und Hirzel, die Besitzer der Weidmann'schen Buchhandlung, welchen Dahlmann seine Absicht mitgetheilt hatte, ließen es an Aufmunterung und freundlicher Mahnung nicht fehlen. „Es wäre mir eine große Freude, schrieb ihm Reimer (5. Sept. 1850), wenn Sie wieder in die Stimmung kämen, die Sammlung Ihrer Schriften mit der politischen Einleitung oder die Fortsetzung der englischen oder der französischen Revolution zum Drucke fertig zu machen. Sie haben mit den ersten Theilen vor 1848 viel gewirkt und würden gewiß auf die, welche nach politischer Verständigung suchen, mit der Fortsetzung mächtigen Eindruck machen." Und als Reimer ihm von einer Uebersetzung der französischen Revolution in das Französische Kunde gab, fügte er

(1. Nov.) hinzu: „Es ist kaum möglich, bei dieser Gelegenheit zu verschweigen, wie sehnlich wir der deutschen Fortsetzung der Revolutionsgeschichte entgegensehen. Das deutsche Publikum würde mit Heißhunger darüber herfallen. Wenn ich aber nach meinem Geschmacke wählen sollte, so würde mir fast noch lieber die verheißene Einleitung zu Ihren politischen Schriften sein. In dieser Zeit der traurigsten Abspannung würde ein kräftiges Wort außerordentlichen Erfolg haben. Ich würde mich außerordentlich freuen, wenn Zeit und Neigung Sie dahin kommen ließen."

Dahlmanns Beschäftigung mit der deutschen Geschichte that natürlich diesen Plänen Abbruch, erregte dagegen die Hoffnung, daß aus seinen Vorlesungen über deutsche Geschichte ein Buch erwachsen werde. „Der Ruf Ihrer Vorlesungen über die neueste deutsche Geschichte, meldete Reimer (30. Januar 1851) hat sich so verbreitet, daß man schon einige Male bei uns nach dem Buche gefragt hat. Als Hirzel neulich in Berlin war, war Jacob Grimms erste Frage an ihn, wie weit der Druck Ihrer deutschen Geschichte wäre. Als Hirzel ihm sagte, er wisse nichts davon, lachte Grimm ihn aus, daß er das Geheimniß nicht verrathen wolle." Dahlmanns Antwort (11. Februar) bestätigte die Hoffnung, wenn sie auch die Erfüllung noch vorläufig zurückschob. „Ein Berliner Schwätzer ist Ursache, daß das Geträtsche über meine deutsche Geschichte durch die Zeitungen läuft. Er fragte nach der Fortsetzung meiner Politik und ich sagte ihm: die möchte wohl zunächst als Fragment stehen bleiben oder ich schriebe sie einmal um, wie sie jetzt taugte, in einem stärkeren Bande, der das Ganze umfaßte. Doch sei mir jetzt dazu gar nicht zu Muthe, eher könnte ich mich, warf ich blos so hin, möglicher Weise einmal entschließen, eine deutsche Geschichte seit der Reformation herauszugeben. Nun hätte ich freilich vernünftiger davon geschwiegen; wer aber mag denn immer den Diplomaten spielen? — und nun wird plötzlich ein flüchtiger Einfall in Zeitungsartikeln herausgeschwatzt. Das hat mir denn eine ziemliche Zahl von Verlagsanträgen zugezogen."

„Gleichwohl ist doch auch etwas mehr an der Sache, denn es ist mir schon vor diesen schweren Zeiten oftmals durch den Sinn

gegangen, daß ich einen nicht unwürdigen Beschluß meiner Laufbahn dadurch machen könnte, daß ich meine vaterländischen Erfahrungen in solch einem Werke niederlegte. Es würde das drei Bücher und vermuthlich eben so viele Bände umfassen, das erste bis zum Westphälischen Frieden, das zweite bis zu dem Revolutionskriege (1792), das dritte bis auf die gegenwärtigste Gegenwart reichend. Die Behandlung einfach und allgemein faßlich. Auch habe ich diesen Winter schon einige Schritte zu diesem Ziele gethan, indem ich mich mit der Ausarbeitung einiger Capitel gerade aus der neuesten Zeit beschäftigte; ich möchte sagen, ich bin in's Wasser gesprungen, um mich vor dem unerträglichen Regenwetter der Zeitungsblätter zu retten. Auch habe ich mir für nächsten Sommer freiere Hand mit Vorlesungen geschafft. Bei dem Allen steht mein Beschluß noch keineswegs fest. Das Meiste wird auf geistige Stimmung ankommen und daß ich selbst erst Freude an dem Werke gewinne; dann aber steht doch auch von der andern Seite manche Ueberlegung im Wege. Ich bin einmal außer den Staatswissenschaften namentlich für deutsche Geschichte hier angestellt, und das ist nun einmal gewiß, lasse ich ein solches Werk drucken, so lese ich über diesen Gegenstand nicht wieder. Ein Stoff, der diesem an Anziehungskraft gleich käme, ist so leicht nicht gefunden und gewiß keiner von gleichem vaterländischen Werthe für die Jugend. Vortragen aber, was in meinem Buche steht, wäre mir unleidlich; ich weiß schon wie das in meiner Politik mich genirt, wo ich dann doch öfter gar nicht umhin kann, das zu thun. So steht die Sache und ich bin einstweilen zu keinem Entschlusse gekommen, der auch wohl erst erwachsen wird, wenn es nächsten Sommer geschehen sollte, daß mir unter der Arbeit die Sache an's Herz wüchse." „Die beste politische Schule für uns Deutsche ist sicherlich was wir erleben, nur daß es hart fällt, es erleben zu müssen. Wäre gegenwärtig die Glaubenstrennung nicht, so fiele ganz Deutschland in Oesterreichs Hände; denn von Preußen ist jeder Halt gewichen."

Einige Monate später kam Dahlmann nochmals auf den Gegenstand zurück. Am 9. Juni schrieb er an Reimer: „Vor allen Dingen lassen Sie sich nur sagen, daß ich sicherlich meinem Ge-

schichtsplane so leicht nicht untreu werde, vielmehr mich kaum mit etwas Anderem beschäftige; allein es ist einestheils durch den kläglichen Stand der vaterländischen Angelegenheiten der Frühling, möchte ich sagen, aus der Sache hinweggenommen und gewissermaßen jeder Standpunkt verrückt, anderntheils fühle ich es recht an mir, sobald ich die Feder ansetze, wie mir die Schwingen des Geistes beschnitten sind und noch gar nicht wieder nachwachsen wollen. Drittens sind wirklich sehr viele Quellenschriften gerade in den allerletzten Jahren erst erschienen, die ich mir nothwendig aneignen muß, und dabei bin ich denn recht thätig beschäftigt. Das Unternehmen wird jedenfalls langsamer vorwärts rücken, als ich früher wohl, von der Gegenwart mehr getragen, mir denken mochte; allein daß ich es an Beharrlichkeit werde fehlen lassen, wenn mir die Gesundheit leidlich zur Seite steht, glaube ich doch nicht."

Aus dieser Zeit hat sich ein Einzelblatt erhalten, welches beweist, daß Dahlmann nicht allein Quellenstudien eifrig trieb, sondern wirklichen Ernst machte, das Buch zu beginnen. Seitwärts oben auf dem Blatte liest man die von ihm an sich selbst gestellte Frage: „Wie wär's? Ein Buch von deutschem Hader und deutscher Eintracht?" und dann als Antwort in der sauberen, mit den Jahren immer fester und deutlicher gewordenen Handschrift folgende Sätze:

„Ich lege die Hand an dieses Werk vaterländischer Geschichte in einem Zeitpunkt, da die Hoffnungen für Deutschlands Sache tiefer gesunken sind, als leicht je. Große Gedanken waren der Verwirklichung nahe getreten, allein sie sind durch einen Schiffbruch im Hafen in kleinlichem Unverstand in eine Rückkehr zu alten Sünden, vermehrt durch Frevel neuester Art, zurückgegangen: Noch niemals waren sich in dem Grade alle Factoren deutscher Politik entfremdet und dennoch wird von einer baldigen Heilung Deutschlands die Entscheidung über die Frage abhängen, ob unser Welttheil seinen hohen Stand auf Erden Amerika gegenüber, welches ganz andere Wege geht, länger wird vertheidigen können. Unter solchen Umständen lohnt es sich schon zu reden."

„Der schöpferische Sinn, welcher im Alterthum aus Städten der Griechen und Römer Staaten der gediegensten Machtbildung

hervorrief, war bei den Germanen ohnehin nicht zu Hause und ward durch die christliche Lehre noch mehr abgeschwächt und seit die Volksstämme nicht mehr wanderten, weder im Vaterland, noch in die Ferne hinaus zu Kreuzzügen, als das Nebeneinander der Lehnsverfassung sich endlich erschöpft hatte und nun zwei Staaten des Abendlandes, England und Frankreich, das Beispiel gaben, wie eine kräftige Königshand es anzufangen habe, um zur Staatseinheit zu gelangen, war es für Deutschland schon zu spät dazu, hieran ein Muster zu nehmen. Denn hier ließen die Völkerschaften im Volke und hernach diese Staatenschaften im Staate nicht einmal zur Erblichkeit des Königthums kommen; vielmehr ging zu derselben Zeit da die Lehen erblich wurden, die schlecht befestigte Erbgewohnheit des deutschen Königthums für immer grundsatzmäßig verloren. Also krankte das deutsche Reich an zwiefachem Uebel: der Lehnsverfassung, welcher ihre zeitgemäße Umgestaltung nicht geworden war, und dem neuen Uebel des Wahlreiches, für dessen Dauer die deutsche Aristokratie vertraulich Hand in Hand ging mit den Päpsten. So geschah es, daß in demselben fünfzehnten Jahrhundert, in welchem England und Frankreich die Grundlage ihrer Heilung im Einheitsstaate fanden, das deutsche Reich von seiner chronischen Krankheit weder zu genesen, noch zu sterben verstand. Dazu kamen die Uebel im Kirchenwesen, deren tiefen Grund der Leichtsinn Kaiser Sigismunds nicht begriff; alle Mißstände aber trägt vollends die Regierung Kaiser Friedrich III. zur Schau, ein halbes Jahrhundert lang. Mit diesem Herrn waren die Wähler gleichsam unversehens zum Hause Habsburg zurückgekehrt."

Hier bricht das Fragment der Einleitung ab; nur eine einzige Notiz findet sich noch auf dem Blatte verzeichnet: „Vom deutschen Volk war nie die Rede, bis es unter Luther seine Stimme erhob." Scheinbar abgerissen und flüchtig hingeworfen verrathen diese Worte doch ganz deutlich den Kerngedanken, welchen Dahlmann in seinem Werke durchführen wollte. Die Reformation ist ihm eine nationale That, welche erst dem deutschen Volke die Fähigkeit verleiht, eine würdige, selbständige Stellung in der europäischen Staaten- und Culturwelt einzunehmen. Die Größe Deutschlands ruht nicht in seiner mittelalterlichen Vergangenheit, nicht in der unfruchtbaren Kaiser-

politik, die Mittagshöhe seiner Macht soll es erst ersteigen, die Aufgabe, das Reich in einen Staat zu verwandeln, noch erfüllen. Dieser Staat aber wird zwar nicht auf dem Grunde der evangelischen Kirche, wohl aber auf dem der protestantischen Bildung gebaut werden, eben so sicher, als im alten Reiche die katholische Sitte und Ueberlieferung vorgeherrscht hatte. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das Buch der deutschen Geschichte, von Dahlmann mit dem ihm eigenthümlichen sittlichen Ernst und in seiner eindringlichen Weise geschrieben, eine große Wirkung geübt und in den so furchtbar öden fünfziger Jahren sich als wahrer Herzenswecker und Herzenströster erwiesen hätte. Leider trafen die beiden Bedingungen nicht zu, von welchen die Ausführung des Planes abhängig war. Die gehoffte volle Genesung blieb aus; im Herbst 1852 überfiel ihn vielmehr eine schwere Krankheit, deren Folgen er nur langsam überwand. Die vaterländischen Angelegenheiten aber zeigten in den nächsten Jahren ein ganz unabsehliches Gewirre, welches historisch-politische Erwägungen beinahe vollständig ausschloß; es war schon viel, wenn die trostlosen Zustände in allen deutschen Ländern nicht zu trübseligen Schmerzgefühlen verleiteten und an der Zukunft Dentschlands verzweifeln ließen.

Man muß es Dahlmann nachsagen, daß er trotz aller herben Erfahrungen und bitteren Enttäuschungen sich den Glauben an künftige bessere Zeiten nicht rauben ließ; und wenn ihn auch manchmal Entmuthigung packte, wenn er zuweilen der Furcht Raum gab, die Gewaltthätigkeit der Regierungen werde die Bevölkerung zu brutaler Leidenschaft reizen, so behielt doch immer schließlich eine hoffnungsvolle Ueberzeugung ihr Recht. Auch Andern bemühte er sich dieselbe mitzutheilen. So that er, als der schleswig-holsteinische Kampf, diese seine Herzenssache, ein so trauriges Ende nahm, und dann wieder, als die von Gervinus aus Anlaß der Veröffentlichung seiner Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts erduldeten kleinlichen Verfolgungen diesen an Auswanderung nach der Schweiz denken ließen.

Die schleswig-holsteinische Statthalterschaft hatte die von ihr gestiftete Denkmünze auch Dahlmann, „dem tapferen Vorkämpfer für

die alten Rechte Schleswig-Holsteins" verehrt. In seinem Dankschreiben (28. December 1850) sagte Dahlmann: „Darf ich an meinen Dank eine Betrachtung anknüpfen, die mich in den letzten Tagen nicht loslassen will? Wenn es auf den Nachruhm allein ankäme, so steht es mit der Sache der Herzogthümer so gut wie man nur wünschen mag. Schleswig-Holstein hat seine Aufgabe, heimische Sitte und Recht vor der Ueberfluthung durch das Dänenthum zu retten, da das große Vaterland sich entzog, ohne Ueberhebung allein übernommen, und auch in den Tagen besseren Glückes, Dank der weisen Führung seiner Angelegenheiten, die vom Rechte vorgezeichnete Linie nicht in seiner Nothwehr überschritten. Schleswig-Holsteins Söhne sind in der Widerwärtigkeit zu Männern herangewachsen, die den Werth des menschlichen Lebens nach seiner Thätigkeit zu würdigen vaterländischen Zwecken messen, und wie auch die nächsten Würfel fallen mögen, das Lob kann ihnen nicht entgehen, der Zuchtlosigkeit und der Mattherzigkeit des Zeitalters gegenüber die Fahne alter strenger Ehre aufgepflanzt zu haben."

„Auch darf man, wenn man in die Ferne blickt, am schließlichen Gelingen nicht verzweifeln; ich wenigstens halte aus vielen Gründen an der Hoffnung fest, Deutschland werde trotz aller Hindernisse doch zu seiner Einheit gelangen und einem einheitlichen Deutschland kann Schleswig-Holstein nicht fehlen."

„Aber freilich die Aussichten auf das nächste Gelingen sind durch Mißgriffe, Mißgeschick und mannigfachen Frevel sehr zweifelhaft geworden und es knüpft sich daran die Zerstörung mancher edlen Saat. Nur will mich der Gedanke nicht loslassen, es müsse den Dänen endlich selbst klar zu machen sein, daß, wenn sie selbst volksfrei sein wollen, sie in dem Versuche nicht fortfahren dürfen, die Herzogthümer in Abhängigkeit zu bringen. Denn wer die Entwürfe Rußlands auch nur oberflächlich kennt, kann nicht bezweifeln, daß die dänische Verfassung die schleswig-holsteinische um kurze Frist überleben würde. Oder bedarf es, um die Augen zu öffnen, erst einer endlich einmal gelungenen kühnen Waffenthat von deutscher Seite? Wenn dem so ist,. so gebe der Himmel vollends im neuen Jahre seinen reichsten Segen dazu. Vor Allem aber fahren wir fort, an

die Sonne zu glauben, wie dick auch das Gewölke sein möge, welches sie unserem schwachen Auge verbirgt."

Den gleichen stärkenden Zuspruch wie den schmachvoll verlassenen Landsleuten gönnte er seinem Freunde Gervinus, als dieser unerwartet 1853 in einen politischen Proceß verwickelt wurde. Die Handhabe dazu bot die seiner Zeit vielbesprochene Einleitung, welche Gervinus seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts als selbständiges Heft voranschickte. Er hatte von dem neuen Werke Dahlmann in einem Briefe (10. December 1852) Kunde gegeben. „Ich schrieb Ihnen früher, daß ich, außer einem Abschnitte aus der Geschichte der neuesten Zeit selbst, eine etwas größere Einleitung, eine Uebersicht der Geschichte der drei bis vier letzten Jahrhunderte fertig hätte. Beseler, Häusser u. A. haben davon Kenntniß genommen und sie drangen in mich, sie schon jetzt drucken zu lassen. Ich hatte einige äußere Gründe, ihre Meinung zu theilen; die innere Ueberzeugung war, daß jetzt keine Zeit für dergleichen wäre. Auch glaube ich noch, daß es eitel verschossenes Pulver sein wird; übrigens habe ich nachgegeben; ich bin nicht eigensinnig und irre lieber einmal mit Anderen, als daß ich allein Recht haben will. Sie können in kurzer Zeit das Schriftchen in Händen haben. Ich wünsche, daß Sie Zeit finden möchten, es scharf zu prüfen, wozu genügt, daß Sie es einmal lesen."

„Es ist eine ganz geschichtliche Arbeit, deren gegenständliche strenge Haltung Sie fast fremd an mir finden werden. Ich habe keine Parteischrift schreiben wollen und ich fühlte bald, daß ich es in dieser historischen Form auch gar nicht gekonnt hätte. Ich habe doch zuviel wissenschaftliches Gewissen, als daß ich die Geschichte dazu mißbrauchen sollte. Was Sie also lesen, das sind Ueberzeugungen und Ansichten, die sich mir aus der gewissenhaftesten Erwägung und Betrachtung ergeben haben, ganz abgesehen von allen meinen eigenen Neigungen, Wünschen und Sympathien. Einige Gesichtspunkte sind darin, die ich selbst als neugewonnene bezeichnen muß, wie als verstoßend gegen meine politischen Neigungen. Auch Sie werden dergleichen darin finden und vielleicht mehreres als ich."

Als Dahlmann das Buch las, war er mit der Veröffentlichung

desselben wenig zufrieden und machte auch aus seinem Tadel weder den Freunden noch Gervinus gegenüber irgend ein Hehl. Dem Letzteren schrieb er (24. December 1852): „Vor dem Ablauf des Jahres noch ein paar Worte an Sie auf Ihren Brief. Gewiß das war ein peinlicher Jahresschluß. Zwei Monate krank, dann andere zwei Monate in halbem Genesen und weiter ist die Sache doch im Grunde auch jetzt nicht. Non sum, qualis eram."

„Für Ihr Buch vielen Dank! Wenn ich nicht viel Vernünftiges darüber sage, so müssen Sie es meiner gegenwärtigen Verfassung zu Gute halten. Wie ich nun es auf den ersten Blick ansehe, so hätte ich es lieber gesehen, wenn Sie dem, was Sie innere Ueberzeugung nennen, gefolgt wären, als den Rathgebern, die Sie nennen. Ueber solche allgemeine Darstellung, mit welcher Sie durch eine Anzahl Jahrhunderte gehen, läßt sich viel hin und her streiten; das Zeitalter bedarf tiefgehender Ueberzeugungen, die sich mit Thatsachen leichter verbunden hätten. Die Meisten werden sich an die anziehenden Schlußbogen halten, die aber mehr ausleiten, über das neunzehnte Jahrhundert, soweit wir es erlebt haben, hinaus — als einleiten. Und da gestehe ich Ihnen offen, daß ich mit den Massen und vor Allem mit dem vierten Stande nichts recht anzufangen weiß. Sobald die Massen, statt auf die öffentliche Meinung zu wirken, das Regiment selbst übernehmen, wird der Zustand zwischen Dictatur und Herrschaft der Menge schwanken, und wenn ich mich bemühe, mit dem vierten Stande einen klaren Begriff zu verbinden, so komme ich immer auf eine Standeslosigkeit, einen allgemeinen Volksstand hinaus, keineswegs aber auf einen vierten Stand, der neben drei anderen Ständen bestände. Was ich für unbedingt richtig und vortrefflich geltend gemacht halte, ist, daß mit jeder neuen Bewegung die Absolutisten Terrain verloren haben, nur daß man darum nicht sagen kann, daß das von ihnen eingebüßte Terrain für die Freiheit gewonnen sei. Doch ich glaube, wir würden über die meisten Punkte uns ziemlich leicht in einem Gespräche verständigen, am schwersten vielleicht über die kirchliche Spaltung der Gegenwart, welcher Sie in Bezug auf die Klippen der Gegenwart gar nicht gedenken. Und doch ist das gerade die gefähr-

lichste Wunde unseres Gemeinwesens, die nicht durch Verneinungen nach hier und dort geheilt werden kann. Beide Parteien, statt eine höhere Vermittlung zu suchen, scheinen mir sehr geneigt, einen Teufel durch den anderen zu vertreiben."

Gervinus hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß alle Parteien und Doctrinen über die Schrift und deren Verfasser herfallen würden, eine gerichtliche Verfolgung aber nicht geahnt. Als diese über ihn verhängt wurde, fand er bei Dahlmann die herzlichste Theilnahme. Obgleich kaum genesen, eilte Dahlmann nach Heidelberg, um dem Freunde beizustehen, und war in der Mannheimer Gerichtssitzung, die ein so überraschendes Ende nahm, selbst anwesend; er holte den Rath rechtskundiger Männer ein und freute sich, Gervinus melden zu können, daß nach ihrer einstimmigen Ansicht eine Verdammung ganz unmöglich sei. Ueber die Schrift selbst änderte er sein Urtheil nicht. „Ich fürchte, schrieb er Reimer (8. Februar 1853), man ruht nicht, ehe man ihn aus Deutschland hinausmanöverirt hat; was ich immer beklagen würde, allein ich fügte mich eher darin, wenn das als Erfolg seines historischen Werkes geschehen wäre; diese Einleitung aber wiegt in meinen Gedanken zu leicht, als daß ich mich leicht darin fände, sich so große Dinge daran knüpfen zu sehen. Was ich oft im Leben gefunden, kommt mir auch hier wieder in den Sinn: Man soll nicht sagen, ich will das thun, sondern gleich thun."

Als es den Schein gewann, daß die Verfolgungswuth der badenschen Regierung Gervinus in die Verbannung schließlich treiben wolle, war es namentlich Dahlmann, der vor jedem raschen Schritte in dieser Hinsicht eindringlich warnte. „Daß der Regierung ihr Plan nicht gelinge, schrieb er (17. März 1853) Gervinus, muß, denke ich, vor Allem Ihre Aufgabe sein. In der Schweiz hausend mag ich Sie mir nicht denken; denn die Schweizer haben ihr achtbares Stillleben für sich, sind für deutsche Interessen todt, waren das seit lange und sind es vollends seit 1848 geworden. Ich kann mir durchaus nicht denken, daß Sie dort irgendwie heimisch würden. Wie ich nun die Sachen vorläufig ansehe, halte ich es für klug, der Zeit etwas zu vertrauen. Es wäre rathsam, daß Sie vor der Hand wenigstens in Heidelberg Ihren Wohnsitz beibehielten. Könnten

Sie sich dann späterhin für Bonn entscheiden, so wissen Sie, welch eine große Freude das für uns sein würde. Auch könnte, wie ich glaube, für Ihr Werk keine Behinderung daraus erwachsen. Denn Sie werden selbst finden, daß jetzt vollends, da Sie sich im Allgemeinen grundsätzlich ausgesprochen haben, die lebendig hingestellten Thatsachen ausreichen, um ein Urtheil zu begründen."

„Ich wiederhole es: Wenden Sie vor allen Dingen Deutschland nicht den Rücken, so lange die Nothwendigkeit eines solchen Schrittes nicht vorliegt. So schlecht es steht, so ist doch noch immer viele gesunde Lebensluft hier vorhanden und die vaterländischen Kräfte werden nicht brach liegen. Ich würde tiefer eingehen, wenn ich nicht einige Sorge hätte, daß mit den übrigen Wohlthaten des Bundestages auch die Brieferöffnung an seinem Sitze wiedergekehrt sein würde."

Dahlmann athmete froh auf, als die badensche Regierung, auf ihren Mißgriff endlich aufmerksam geworden, den Proceß nicht weiter verfolgte, die Lage von Gervinus wenigstens die äußere Sicherung wiederfand und die gefürchtete Auswanderung in die Schweiz sich in eine gemeinsame Ferienreise verwandelte, welche die Genossen bis Graubünden führte und Dahlmann eben so sehr körperliche Stärkung wie geistige Befriedigung verschaffte. Der Verkehr mit Gervinus wurde seitdem noch lebhafter, die Summe der gemeinsamen Interessen, welche die beiden Familien verbanden, noch größer. Von allen Göttinger Sieben war Gervinus mit Dahlmann in den regsten Beziehungen geblieben. Standen diesem auch die Brüder Grimm am Herzen näher, galt jedes Wiedersehen mit ihnen als großes Fest, so brachte es schon die größere Nähe von Heidelberg und die rührige Natur von Gervinus mit sich, daß er öfter Dahlmann sah und von ihm hörte. Dazu kam, daß der politische Proceß, in welchen Gervinus verwickelt wurde, auf sein Urtheil über deutsche Zustände nicht ohne Einfluß blieb und jenes den alten, unverwüstlichen Ueberzeugungen Dahlmanns näherte. Es war ein wichtiges Zugeständniß, das Gervinus machte, als er Dahlmann (4. März 1853) schrieb: „Es ist nun merkwürdig, zu sehen, wie das Emporkommen Oesterreichs den ganzen Stand der Dinge in Deutschland in so kurzer Zeit völlig umgedreht hat. Früher war es der Süden, wo man politisch freier

athmete, jetzt ist in allen Ländern hier aber das ganz umgekehrt, und Braunschweig, Oldenburg, Thüringen, das sind die Staaten, wo man sich wohl in der Haut fühlt, wie Baiern und Schwaben früher ihren Zustand zu rühmen pflegten." Während man in Baden den jämmerlichen Proceß gegen Gervinus anstrengte und ihn rachsüchtig aus der Reihe der Heidelberger Professoren strich, ließ die preußische Regierung die Schrift von Gervinus ungehindert ihren Weg gehen und berief den von der sächsischen Regierung vertriebenen Professor Haupt an die Berliner Universität. Das verlieh Preußen wieder einen gewissen Glanz. „Man sieht an solchen Vorgängen, meinte Reimer (9. April), wie leicht es der preußischen Regierung werden müßte, die Stellung einzunehmen, die zu behaupten sie Deutschland schuldig ist; wenn man sich nur von den österreichischen und russischen Verpflichtungen zu befreien wüßte!"

Wenn es für Dahlmann erst solcher Thatsachen bedurft hätte, um ihn in seinem preußischen Glauben zu befestigen, dann wäre es mit der Kraft desselben schlecht bestellt gewesen. Diese Symptome besserer Selbsterkenntniß verschwanden gar bald bei der preußischen Regierung und gaben wieder der Politik freiwilliger Selbsterniedrigung Raum. Es war aber nicht das erste Mal, daß er seine Grundsätze gegen den Widerspruch der Thatsachen vertheidigen mußte und so trat er denn auch jetzt immer wieder für seinen preußischen Glauben tapfer ein, wenn derselbe angegriffen wurde.

Der Göttinger Bundesgenosse, der Theologe Ewald, hatte sich ihm nach vielen Jahren der Trennung wieder genähert und bei der Uebersendung neuer Hefte seiner Jahrbücher der biblischen Wissenschaft auch seinen bekannten politischen Schrullen Ausdruck gegeben.*) Er empfing von Dahlmann (10. December 1853) eine zwar freundliche, aber nichts desto weniger deutliche Zurechtweisung. „So viel sehe ich klar, wovon ich nach Manchem, was mir erzählt ist, schon die Ahnung hatte, daß wir in der Stellung zu den vaterländischen Dingen, was die Mittel zum Ziele betrifft, vielfach auseinander gehen. Denn von der Paulskirche ganz abgesehen, mit der ich übrigens nicht per-

*) Dahlmann hatte insbesondere den Aufsatz: „An die Deutschen" (IV. S. 184) im Sinne, als er gegen Ewald sich aussprach.

sonificirt werden möchte, Ihrer entschiedenen Antipathie gegen Alles, was Preußisch ist, kann ich eben so wenig beitreten, als freilich von der anderen Seite der imperturbabeln Selbstbewunderung, womit man hier die größten Nichtswürdigkeiten eigener Mache zuzudecken pflegt. Mir ist Preußen der Hauptsache nach der größeste Fetzen von Deutschland und zwar vom protestantischen Deutschland, und wenn ich aus Preußen als dem größesten Stücke deutschen Tuches den kräftigen Rock Deutschlands hauptsächlich zu schneiden dachte, so geschah das um Deutschlands, nicht um Preußens willen, was auch die eingefleischten Preußen von Anfang her gemerkt haben und mir eben so wenig verzeihen, als ich darnach frage, ob sie es thun."

„Für Friedrich den Großen habe ich von Haus aus nur so geringe Vorliebe, als ich für Gustav Adolf diese in hohem Maße habe; es hat mir eine lange innere Geistesarbeit gekostet, um dem Friedrich nur irgend gerecht zu werden. Allein bei dem hohen Sinne, in dem Sie das Christenthum auffassen, ist es mir geradezu unbegreiflich, wie Sie eine so mächtige, wenn gleich keineswegs liebenswürdige, noch sittlich geordnete Erscheinung immer nur als eine irreführende Scheingröße aufzufassen über sich vermögen können. Wenn Friedrich und Voltaire im Briefwechsel an die höchsten Fragen häufig anstreifen, so merkt man, meine ich, den Unterschied des tieferen Geistes von dem in der Fläche wurzelnden."

„So kann ich namentlich auch mit Ihrer Feindschaft gegen den Zollverein durchaus nicht fertig werden. Wenn Sie seine Entwicklungsgeschichte je verfolgt haben, so kann Ihnen nicht entgangen sein, daß er durchaus nicht im preußischen Gehirn ausgeklügelt, sondern aus dem gleichzeitig überall erkannten vaterländischen Bedürfnisse auf deutschem Grund und Boden erwachsen ist. In der That ist es das einzige deutsche Gelingen seit den Befreiungskriegen, dessen ich mich rein erfreuen kann, es ist die erste gemeinsame Haut, die über die zwiespältigen Stämme der Deutschen wieder gewachsen ist. Wenn uns Deutsche irgend etwas vor der Wiederkehr bürgerlicher Kriege sicher stellt, so ist es das Gesammtgefühl der wachsenden Zusammengehörigkeit, welches täglich zu uns aus dem Zollverbande spricht, und ich halte es als eine Gewissenssache nicht daran zu rühren."

Das dem Zollverein gespendete Lob war in jenen Tagen besonders wohl verdient. Auf dem Gebiete der Zollpolitik hatte sich die preußische Regierung noch einen Rest kluger Kraft gerettet; hier widerstand sie nicht allein beharrlich allen Zumuthungen Oesterreichs, eine gesunde, für Preußens staatliche Existenz unentbehrliche Einrichtung dem Phantom eines mitteleuropäischen Zollvereins zu opfern, sondern siegte sie sogar über das Wiener Cabinet, welches seine Ohnmacht in der deutschen Handelspolitik erkennen und es erdulden mußte, daß wenigstens das nationale Verkehrsleben der erdrückenden Umarmung Oesterreichs entzogen wurde. Aber freilich, eine eigentliche schöpferische Kraft wohnte dem Zollvereine nicht inne. Er hätte noch Jahrzehnte bestehen können, ohne daß der politische Einheitsdrang des Volkes erfüllt worden wäre; der Zollverein verhinderte höchstens, daß der bestehende Particularismus nicht noch weiter um sich griff, aber er hob ihn in der Politik und in der deutschen Verfassungsfrage nicht auf. Wird überhaupt die angestrebte Reichseinheit, die ersehnte Befreiung von allen Schranken des nationalen Lebens einfach durch unsere eigene Kraft erreicht werden? Niemand glaubte daran, Jedermann erwartete den Fortgang der seit 1849 unterbrochenen politischen Bewegung von irgend einem äußern Anstoße, und hoffte, daß Kriegsnöthen oder sonst eine Wendung der Weltlage auf die vaterländischen Dinge einen anregenden Einfluß üben würden.

Zwei Ereignisse waren es insbesondere, welche damals alle Politiker in höchste Spannung versetzten: Die Errichtung des Kaiserthums in Frankreich und der Krimkrieg.

Das Urtheil über Louis Napoleons Staatsstreich hat Dahlmann auf einem Blättchen Papier, um es sich auch in spätern Tagen vorhalten und seine Richtigkeit prüfen zu können, niedergeschrieben:

„Im December 1851. Der Präsident der französischen Republik löst die Nationalversammlung auf. Erster Eindruck: Siegt Louis Napoleon, so ist die Folge eine noch stärkere Reaction in allen Kreisen, mißglückt es ihm, vielleicht die rothe Republik.“

„26. December. Folgende Sätze stehen mir fest:

1) Aeschylus sagt bei Aristophanes:

Du darfst die Brut des Löwen nicht erzieh'n im Staat,
Thust du's, so schmiege ihrer Sinnesart dich an.

Das französische Volk zeigte durch die Wahl seines ersten Präsidenten, daß es die demokratische Republik nicht wolle.

2) Louis Napoleon verstand seine Wähler und gab von Anfang her zu erkennen, daß er von seiner Höhe nicht herabsteigen wolle. Es war unklug von der Nationalversammlung, ihm den gesetzlichen Weg dazu zu versperren.

3) Louis Napoleon wird um der Ordnung willen, die man zunächst von ihm verlangt, im Innern Strenge üben müssen. Man muß ihn bei der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten erwarten. Schließt er sich hier den absolutistischen Mächten an, so wird seine Bahn kurz sein und sein Ausgang schmählich."

Ein richtiger Instinkt sagte dem Emporkömmling, daß er sich vor Allem von den Ostmächten müsse gefürchtet machen, daß zunächst nur eine Verbindung mit England möglich, diese allein für ihn werthvoll, auch sofort für ihn zu gewinnen sei, wenn er eine kluge Interessenpolitik walten lasse. Louis Napoleon zeigte sich in den ersten Jahren seiner Regierung in der Behandlung der auswärtigen Angelegenheiten viel geschickter, als man von ihm erwartet hatte. Während des Krimkrieges stand er auf der Höhe seiner Macht. Es erschien unmöglich, daß derselbe nicht auch die deutschen Mächte in seine Bahnen ziehen, daß er nicht auch die deutschen Angelegenheiten wieder in Fluß bringen sollte. „Ich unterlasse nicht, schrieb Dahlmann (3. December 1853) an Gervinus, täglich nach Osten zu schauen und mich zu fragen, ob es ein bloßes Wetterleuchten oder ob es der Donner der nahenden Weltgeschichte ist, die ihr gegebenes Wort zu lösen kommt." Ihn peinigte vor Allem die Sorge, welche Entschlüsse Preußen fassen werde; er glaubte nicht, daß es sich von den Welthändeln fern halten könne, fürchtete aber, daß es seinen Vortheil übersehen würde und Oesterreich in die Hände arbeiten werde. Dieser Furcht giebt folgende Briefstelle (an Reimer, 30. März 1854) Ausdruck: „Ein gewaltiger Krieg steht nun jetzt entschieden vor der Thüre. So lange Oesterreich sich zurückhält, stehen, meine ich, die Erfolge Englands und Frankreichs noch sehr in Frage. Denn

es läßt sich schwer berechnen, wie weit die neuen Erfindungen im See- und Geschützwesen sich praktisch bewähren werden, und wie weit auch Rußland wenigstens in der Artillerie vorgeschritten sei. Aber mir ist doch, als müßte Oesterreich auch gar bald dahin kommen, gegen Rußland aufzutreten, es hat sonst Mazzini und was daran hängt, zu fürchten. Und Oesterreich wird nach alter Gewohnheit uns mit fortschleppen. Preußen wird so abermals um seine mächtigere Stellung in Deutschland kommen, die ihm nicht fehlen könnte, wenn es sich kraftvoll jetzt entschiede." Dieses Mal bewies sich Gervinus, mit welchem Dahlmann natürlich diese Dinge oft verhandelte, scharfsinniger. „Ich bin ganz trostlos, schrieb er diesem (23. September 1853) über die Kurzsichtigkeit der deutschen Presse, die Oesterreich auf Kosten Preußens in den Himmel hebt, wo nun selbst die fremden Blätter anfangen einzusehen, welch schmähliches Spiel dort mit der ganzen Welt getrieben wird. Ich verhehle nicht, daß ich mich freuen werde auf's Höchste, wenn diese allzu scharfe Schlauheit der Wiener Politik zuletzt schartig wird, was der Gang der Dinge wohl möglich machen kann. Inzwischen wollte ich, daß der schartige Witz der Deutschen ein bischen scharf würde. Wie viele Leute in Deutschland erwarten Wunderdinge von dem Anlehen für die österreichischen Finanzen, während einfache Bürger in Tirol (die ich auf meiner Fußreise sprach) die Sache so ansehen, daß man, um das Heer zu unterhalten, dem Lande alles vorgaukelt, was nie in Erfüllung gehen wird und daß nichts bei dem Handel sicher ist, als daß das Privatbedürfniß für lange Zeit nicht den geringsten Credit finden wird. Ich glaube vorauszusehen, daß eben die Finanzen der Punkt sein werden, wo sich die österreichische Politik schartig verhauen wird. Sie wollen Deutschland in den kriegerischen Schein mitreißen, um Rußland friedlich zu machen, und gerade dann werden sie Rußland ungeschmälert zu erhalten hoffen. Es ist nur zu erwarten, daß England und Frankreich einig bleiben und den Krieg so lange hinziehen, daß aller Reichthum an Pfiffigkeit in Oesterreich an dem Mangel an Mitteln zuletzt scheitert."

Der fromme Wunsch ging bekanntlich vollauf in Erfüllung. Ohne daß Oesterreich das Schwert aus der Scheide gezogen hatte,

sah es — durch Typhus — sein Heer decimirt und für die heillose Zerrüttung seiner Finanzen erntete es den Haß Rußlands, das Mißtrauen der Westmächte, und die Anerkennung Sardiniens als ebenbürtig im Rathe der europäischen Hauptstaaten. Da war allerdings Preußens Politik klüger gewesen. Es hatte seine Kräfte geschont und durfte die Schwächung Oesterreichs, insbesondere dessen Isolirung nach rechts und links als Gewinn anrechnen, aber freilich ehrenvoll und ruhmesreich konnte man diese Politik nicht preisen und wer in dem Krimkriege den Anstoß von Außen erwartet hatte, dessen Deutschland zu seiner politischen Wiedergeburt bedurfte, fand sich arg enttäuscht. Die thatenlose Zeit spann sich weiter fort, volle Muße war Jedermann gegeben zur inneren Einkehr, zu beschaulichen Gedanken, zum Sammeln von Erinnerungen.

Dahlmann wurde auch durch sein hohes Alter, er war den siebziger Jahren bereits ganz nahe gerückt, zu einem mehr in sich gekehrten Leben geneigt gemacht. Seit jeher hatte er die Sitte geübt, alle wichtigeren Ereignisse und Jahrestage im Hauskalender zu vermerken; in der letzten Zeit vermehrten sich diese Aufzeichnungen und erhielten auch eine größere Ausdehnung. Viele Einzelblätter haben sich von seiner Hand geschrieben erhalten, in welchen er gleichsam die Summe aus den Begebenheiten des Tages zog und den besonderen Thatsachen ihre grundsätzliche allgemeine Bedeutung entlockte. Gern vertiefte er sich jetzt auch in die Erinnerungen aus seiner Jugendzeit und begann zu wiederholten Malen sein eigenes Leben zu schildern. Unter allen diesen Aufzeichnungen erregt das größte Interesse ein Aufsatz, welcher: „Eine Auseinandersetzung, mit mir selbst gepflogen“, betitelt ist und als Motto die drei Namen: „Christus, Martin Luther, Gustav Adolf“ führt. Er ist im Anfange des Jahres 1854 geschrieben.*)

Wer Dahlmanns Entwicklungsgang und Geistesleben kennt, wird durch seine religiösen Bekenntnisse nicht überrascht werden. Er hatte den inneren Frieden längst gefunden, schwere religiöse Kämpfe wohl niemals durchgemacht. Als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts

---

*) S. Beilage Nr. 5.

wußte er nichts von der Einzwängung der religiösen Empfindung in eine fest bestimmte kirchliche Regel und hielt die Kraft des religiösen Gedankens nicht für gefährdet, wenn auch die Wissenschaft ihm eine neue Fassung und veränderte Bedeutung verlieh. Er nahm für sich den Namen eines religiös-gesinnten Mannes in Anspruch und schrieb doch ohne alles Bedenken in seiner Auseinandersetzung den Satz nieder: „Christus, der dem erhabensten und innigsten aller menschlichen Gedanken sein Leben widmete, ist mir erst ganz verständlich geworden, seit ich ihn einfach als den Sohn des Zimmermanns Joseph und der Maria fasse und selbst einigen menschlichen Tadel an ihn kommen lasse." Ihm genügt als Kern der christlichen Lehre die Ermahnung zur „Gottesliebe und Menschenliebe', den beiden Angeln aller Tugend", Vorschriften, welche allerdings im Christenthum eine hervorragende Stellung einnehmen, aber dasselbe gleichsam auf menschliche Grundlagen zurückführen. Denn sie waren schon vorchristlicher Weisheit nicht fernliegend. Die Thatsache, auf welche sich der Glauben beruft, unterwarf er willig der wissenschaftlichen Prüfung, den Glaubenslehren selbst gewann er vorzugsweise nur die sittliche Seite ab. Das hielt er für sein Recht. Aber er war weit entfernt von der Meinung, das Ende des Glaubens sei gekommen oder werde sobald kommen. Denn der Glauben stützt sich nicht allein auf die Lehre, sondern auch auf die Sitte, die viel stärker, viel dauerhafter ist, als jene. Die Lehre kann von der Wissenschaft erschüttert werden. Die christliche Sitte jedoch, welche die Abschnitte des Jahres gliedert, alle Lebensgewohnheiten durchdringt, unseren Empfindungen und Vorstellungen unwillkürlich sich beigesellt, schon in den Kindesgeist eingepflanzt wird, kann erst verschwinden, wenn die Grundlagen unseres Daseins, unser ganzes natürliches Leben sich geändert haben. „Eine Religion, schrieb Dahlmann, welche sich in goldene Lehren der Weisheit und Tugend aufgelöst hat, ist für die große Mehrzahl der Menschen eben darum keine Religion mehr; besonders für diejenigen nicht, welche mit langer Bedrängniß zu kämpfen haben. Der vielgeplagte Mensch will aus seiner Religion Bürgschaften und Verheißungen schöpfen, die ihn unmittelbar vom Staube des Elends zum Himmel aufrichten, und das leistet im vollen

Maße der Katholicismus, wenn er im unbedingt gläubigen, von keinem Wissensdrange berührten Gemüthe aufgefaßt wird, ohne alle Einmischung der traurigen Geschichte der Hierarchie. Die Theologie des Protestantismus erscheint ohne ihre Schuld nur als Menschenwerk gegen diesen Wunderbau, und ich begreife Niebuhr recht gut, wenn er in vertrautem Gespräch mir mehr als einmal wiederholte: „Wir bedürfen einer neuen Religion!“ Denn wie die Wissenschaftlichen der Zeit sich auch stellen mögen, eine Lücke bleibt in unserem Wesen und je weniger einer selbst sie fühlt, um so gewisser mag er sein, daß sie den Blicken Anderer nicht entgeht.“

Daß dieser naiv-kindliche Glauben in der römischen Kirche nicht gefunden werde, war Dahlmann wohlbekannt. Von ihrer Vergangenheit im Mittelalter urtheilte er: „Auf den Pfeilern des Unsinns wurden die Brücken zum Himmelreiche gebaut“, und für ihre Zukunft hatte er den Wunsch, „daß aus dem gesteigerten Unsinn des neunten Pius sich ein Widerstand des niedern Klerus, der der Wissenschaft zugänglich geworden ist, entwickeln möge.“ Immerhin achtete er die Thatsachen des Lebens viel zu hoch, als daß er nicht von der Pflicht, in Eintracht mit den Andersgläubigen zu bleiben, vollkommen erfüllt gewesen wäre. In Eintracht sollen die Deutschen verschiedener Bekenntnisse leben, nachdem nun einmal der klaffende Riß in unserem Vaterlande geschehen war, aber diese Eintracht darf nicht durch Abschwächung und Abschleifung der Gegensätze bis zur Characterlosigkeit erzielt werden, vielmehr so, daß die Rechte der klar und genau gesonderten Richtungen scharf abgegrenzt werden. Darum war auch Philipp Melanchthon mit seinen schwächlichen Versöhnungs-, richtiger Vertuschungsversuchen nicht Dahlmanns Mann, im höchsten Maße dagegen der beharrliche, unbeugsame Martin Luther. Dahlmann preist aber nicht allein Luthers Widerstandskraft gegenüber Melanchthon und dessen Vermittelungsvorschlägen, sondern rechtfertigt auch seine Härte gegen die Zwinglianer. „Eine Accommodation bloß um des äußern Friedens willen ohne innere Ueberzeugung hätte Luthern im Marke seines Wesens aufgezehrt.“ Diese starre Unbeugsamkeit des Geistes war Dahlmanns Natur wahlverwandt und daher verständlich; in der Sache selbst war er durchaus

der Ueberzeugung, daß aus politischen Gründen eine Einigung der beiden evangelischen Bekenntnisse erfolgen müsse.

„Erst vor König Gustav Adolf eröffnete sich unclausulirt die reiche Erbschaft der Ideen, die von Anfang her im Lutherthum lagen, die aber der Stifter lieber einstweilen verschüttet daliegen sah, als daß er vorschnell ihre Entwicklung gepflegt hätte. Jetzt aber war unter Leiden vollauf die Fülle der Zeiten erschienen. Lange genug hatte man Abgedroschenes abermals gedroschen; hohe Zeit war es, das reine Korn endlich einmal auf den Markt des Lebens mit vereinigten Kräften zu bringen, und der lutherische Gustav Adolf ersah sich in dem jungen Calvinisten Friedrich Wilhelm von Brandenburg seinen künftigen Schwiegersohn, und wäre Gustav Adolf, wie er es beabsichtigte, römischer König und endlich deutscher Kaiser geworden, so würde selbst der unduldsamste Jesuit den Segen einer Duldsamkeit empfunden haben, die über dem Streite der Parteien steht. Allein der Schwede, dessen Geist so hoch und so weit in die Ferne sah, erlag in Folge seiner körperlichen Kurzsichtigkeit auf dem Felde von Lützen und der große Kurfürst blieb in den westphälisch-märkisch-preußischen Sorgen sein Leben lang eingeklemmt."

Martin Luther und Gustav Adolf sind die vornehmsten Hausgötter Dahlmanns gewesen. Namentlich dem Letzteren widmete er einen Cultus so feurig und innig, wie er eben nur einem Helden gezollt werden kann, an dessen Namen die frühesten und zugleich die einzig holden Jugenderinnerungen haften. Kein anderer Held hat auch annähernd Dahlmanns Herz in dem Maße gewonnen, wie der große Schwedenkönig. Aber Dahlmann war billig genug, sein politisches Urtheil nicht von persönlichen Empfindungen der Neigung oder Abneigung beherrschen zu lassen. Sein Selbstbekenntniß, in welchem er von seinen Idealen sprach, seinen geheimsten Gedanken Ausdruck gab, seine Grundsätze wie seine Hoffnungen erläuterte, wäre lückenhaft geblieben, wenn er des preußischen Staates, „der auf den Thaten Luthers ruht", nicht gedacht hätte.

Seine Schilderung Friedrich des Großen entbehrt freilich der unmittelbaren Begeisterung; Jugendeindrücke, die er niemals vollständig bemeistern konnte, geben ihr einen kühlen, fast gedrückten

Ton, sie ist aber durchaus gerecht und sachlich begründet. „Welch ein strahlendes Gestirn Friedrich der Große auch war und wie viel das auch sagen wollte, was ihm gelang, Preußen binnen kurzer Frist als Großmacht in unsere Staatengesellschaft einzuschwärzen, Friedrichs Regierung ermangelte doch zu sehr des idealen Inhalts, um dem Charakter des deutschen Volkes ganz zuzusagen. Sieht man inzwischen vom idealen Inhalte ab, so übte der Preuße unter seinem zweiten und dritten Könige Vielfaches ein, was zur guten Lebensordnung gehört und in anderen Staaten durchaus nicht so achtbar zu finden war. Die Kräfte wurden wunderbar einexercirt in den nützlichen Werken des Krieges und des Friedens, und wenn Friedrich, der nur zu sehr Einzige, auf den Alles ankam, seinen Staat nicht auf dem festesten Grund baute, — was Treue in Noth und Tod leisten kann, das ward geleistet."

Desto unumwundener huldigte er einem andern preußischen Helden, der außerhalb Preußens in der Regel keine allzu zahlreichen Bewunderer zählt. „Ich halte besonders gern an der Wahrheit fest, daß, als es am Ende den Sturz Napoleons galt, es der knorrige, unliebenswürdige, im stärksten Sinne des Wortes altpreußische York war, der die Bahn dazu brach. Wenn einem Manne dieser Art in seiner inneren Drangsal ein Licht darüber aufging, daß die preußische Disciplin denn doch nicht für alle Fälle ausreicht, sondern ein höheres Element deutscher Freiheit die schließliche Entscheidung abgebe, so mußte das sicherlich so wahr sein."

Es mag auffallend erscheinen, daß eine Selbstbeichte, die mit der Prüfung der höchsten religiösen Wahrheiten beginnt, sich allmälig in das politische Gebiet verliert, daß sie von Christus zu erzählen anfängt und mit einer Würdigung Yorks und des achtundvierziger Jahres schließt. Dennoch ist ein innerer Zusammenhang vorhanden. Dahlmann ist auch die Staatsordnung eine heilige Sache, an welche er nur mit gehobener Empfindung denken kann. Die fromme Gesinnung, die Andere nur im religiösen Kreise bethätigen, trug er auch dem Staate entgegen. Für ihn war es daher kein Sprung, wenn er von religiösen Betrachtungen zu politischen Erwägungen überging; waren ja doch nicht nur der allgemeine Standpunkt, sondern

auch der feste Grund des Urtheils hier und dort die gleichen. Seiner gewissenhaften Natur war die ethische Seite im religiösen Glauben, so die sittliche Kraft in der politischen Thätigkeit vorzugsweise verständlich und ansprechend. Aus einer Stelle des Aufsatzes möchte man schließen, daß die Bitterkeit, welche er über den jämmerlichen Ausgang der achtundvierziger Bewegung empfand, noch immer mächtig in ihm lebte: „Das Jahr 1848 hat vollends gezeigt, daß es mit der politischen Einheit des deutschen Volkes nicht besser bewandt ist, als mit dem Werth und guten Willen seiner Fürsten. Es ließen sich bloß Ziele stecken, um deren Erreichung ein gehobeneres Zeitalter sich vielleicht abmüht. Dermalen ist die Jugend alt und kalt und das Alter frisch und hitzig in Geldspeculationen, am meisten das frömmelnde." In Wirklichkeit war aber allmälig bei Dahlmann eine friedlich ruhige Stimmung eingekehrt, welche ihn die öffentlichen Nöthen mit Gelassenheit ertragen, die kleinen Freuden des Lebens mit Behagen genießen ließ.

Den reichen Verkehr der früheren Jahre erblickte zwar das Dahlmannsche Haus — seit 1851 aus der engen Stadt in das Freie ganz nahe am Coblenzer Thor verlegt — nicht wieder. „Wir kalmäusern, schreibt Dahlmann einmal an Frau Gervinus, auch diesen Winter so ziemlich einsam zusammen, da mir die gewöhnliche Geselligkeit immer weniger zusagt, wenn ich mir auch manchmal vornehme, sie nicht ganz zu vernachlässigen." Nur die Zahl der Bekannten war eingeschrumpft, der Kreis der Freunde war nicht kleiner, das Band zwischen diesen durch die gemeinsamen politischen Leiden sogar noch enger geworden. Mit dem alten, immer lebendigen und frischen Arndt, mit dem leicht erregbaren und dann leidenschaftlich ausfahrenden Welcker wurde Vergangenes und Gegenwärtiges eifrig und fleißig besprochen. Wer die drei Männer nebeneinander sitzend beobachtete, wie der tapfere Arndt gegen die schlechten Kerle, die in der Welt herrschen, das während seiner Zornrede zusammengerollte rothe Sacktuch wie eine Keule drohend erhob und der ergrimmte Welcker bald so heiß fühlte, daß er seine Perücke weit auf den Hinterkopf zurückschob, wie Beide wetterten und donnerten, zwischen ihnen Dahlmann ruhig und gemessen nur wenige Worte

halblaut, besänftigend sprach, der hatte Mühe zu erkennen, daß schließlich doch Dahlmann von allen Dreien das tiefste politische Interesse besaß und der durch die Ereignisse in seinen Lebenszielen am meisten geschädigte Mann war. Auch mit den anderen altbefreundeten Familien wurde der gesellige Verkehr wieder angeknüpft, Gastfreundschaft gegeben und angenommen. Einen höchst erwünschten Zuwachs erhielt der Freundeskreis, als Otto Jahn nach Bonn berufen wurde.

Von Dahlmann hatte die Gräfin Rantzau schon in der Kieler Zeit gesagt: „Dahlmann kennt in der Freundschaft nur Grob-Courant, keine Scheidemünze.“ Aehnliches galt von Otto Jahn. Von Natur scheu und wenig geneigt, Umgang zu suchen, faßte auch Otto Jahn die Freundschaft, hatte er sie einmal eingegangen, im höchsten Sinne und wußte es nicht anders, als daß er dem Freunde das Beste geben müsse. Doppelt gern gab er es Dahlmann, den ihm nicht allein alte Familienbeziehungen nahe brachten, für welchen er auch eine innige Verehrung, wie nur für wenige andere Männer gefaßt hatte. Dahlmann auf dem gewohnten täglichen Spaziergange zu begleiten, ließ zwar Jahns Schwerleibigkeit nicht zu, dieses übernahmen die jüngeren Freunde, desto häufiger stellte sich Jahn am Abend ein, wo Dahlmann gern eine heitere Ansprache liebte und wenn die rechten Leute sich zusammenfanden, behaglich und munter die Freuden der Geselligkeit genoß. Durch Otto Jahn kam vor Allem Holstein, das Dahlmann stets am meisten am Herzen lag, als Gesprächstoff zu Ehren; durch ihn wurde auch das Interesse an der Musik, das seit Dorotheas Tode zurückgedrängt worden war, wieder belebt. An solchen Abenden ließ es Dahlmann an launigen Scherzen und harmlosen Neckereien nicht fehlen, da zeigte er gern seine große Kunst als Vorleser, da erging er sich willig in alten fröhlichen Erinnerungen und bewies den Freunden, daß ihm das gutmüthige Lachen durchaus nicht fremd geworden war.

Auch mit der äußeren Welt blieb Dahlmann in Verbindung. Die Lage von Bonn an der großen Rheinstraße brachte es mit sich, daß Fremde öfter vorsprachen und Freunde, auf einer Reise begriffen, den Weg zu Dahlmann nicht verloren. Politische angesehene Per-

sönlichkeiten hatten sich damals in größerer Zahl in Bonn niedergelassen, theils um von den Stürmen der letzten Jahre auszuruhen, theils um in stiller Zurückgezogenheit ihre Zeit zu erwarten. Sie traten selbstverständlich mit Dahlmann in nähere Beziehungen. Mit Heinrich von Arnim, mit Rönne tauschte er die Erfahrungen aus dem Jahre 1848 aus, er horchte theilnehmend auf ihre Klagen und ließ sich von ihren Hoffnungen erzählen; des Präsidenten der Seehandlung, Bloch, genaue Finanzkunde verschaffte ihm lehrreiche Unterhaltung; bei Tocqueville, welchen der Ekel vor der französischen Corruption und der Wunsch, die Grundlagen der deutschen Gemeindefreiheit kennen zu lernen, nach Bonn geführt hatte, fand er volles Verständniß für seine eigenen Anschauungen; an Roggenbach fesselte ihn der ideale Schwung, die reine Hingabe an alles Menschliche, die lautere Gesinnung des damals noch jungen Mannes. Nicht geringe Freude machte es ihm, als er im Herbste 1855 ganz unerwartet einem Jugendbekannten, den er sechsundvierzig Jahre nicht gesehen hatte, begegnete. General Pfuel, Dahlmanns und Kleists Reisegenosse vom Jahre 1809 her, hielt sich mehrere Monate in Bonn auf und nahm an Dahlmanns täglichen Spaziergängen fleißigen Antheil.*)

Von dem jungen Geschlechte stand ihm Otto Abel, der vielversprechende schwäbische Historiker am nächsten. Schon als Student (1846) hatte Abel viel im Dahlmannschen Hause verkehrt, die Achtung Dahlmanns, die mütterliche Neigung der Frau Dahlmann sich erworben. Seitdem blieb er mit Beiden in befreundeten Beziehungen.

---

*) Dahlmann erzählte die Begegnung (nach einer gütigen Mittheilung von Klaus Groth) mit folgenden Worten: „Heute habe ich etwas Merkwürdiges erlebt. Ich ging die Coblenzer Straße hinauf, als ich in der Nähe von Arndts Gartenpforte einen alten Herrn traf, der offenbar Fremder war und sich suchend umsah. Ich redete ihn darauf hin an und fragte: Sie suchen gewiß Arndts Haus? Nein, erwiderte der Fremde, dort komme ich her, ich suche den General Tuckermann. Dabei blickte er auf, sah mich an und rief: Dahlmann! und ich sogleich: Pfuel! Der war es, General Pfuel. Fünfundvierzig Jahre! rief Pfuel aus. Nein, sagte ich, ich bin Historiker, 46 Jahre. So lange hatten wir uns nicht gesehen. Denken Sie noch an Dresden, an Kleist, an das Kriegsspiel? Ob ich! Ich ging dann mit ihm bis an Tuckermanns Haus."

Dahlmann führte Abel, als es diesen 1847 nach Berlin zog, bei Grimms und Pertz ein, verfolgte aufmerksam seine Thätigkeit und seine Pläne, schaffte ihm für sein Erstlingswerk (Philipp von Makedonien) einen Verleger und ließ es weder an menschlicher Theilnahme noch an politischem Rathe dem von der Burschenzeit her für Kaiser und Reich begeisterten jungen Freunde fehlen.

Seitdem Abel sich in Bonn (1851) als Privatdocent niedergelassen hatte, verging selten ein Tag, der ihn nicht im Dahlmannschen Hause gesehen hätte. Der kleinen Luise, die den Landsmann zärtlich liebte, war er ebenso unentbehrlich, wie Dahlmann, den er gewöhnlich auf den Spaziergängen begleitete und über die kleinen Ereignisse des Tages unterhielt. Abels akademische und literarische Wirksamkeit begannen sich glänzend zu entfalten. Der reine sittliche Geist, Dahlmanns Erbschaft, der aus seinen Vorlesungen sprach, fesselte die Studenten und verhieß für spätere Jahre einen reichen Lehrerfolg. Sein Buch über König Philipp den Hohenstaufen brachte ihm zwar nur gerade so viel Honorar ein, daß er sich ein Clavier kaufen konnte, führte ihn aber sofort in die vorderste Reihe deutscher Geschichtsforscher. Da setzte eine tückische Krankheit seiner Laufbahn ein vorzeitiges Ziel. So jung auch Abel an Jahren war, so hatte er doch Vieles und Herbes erfahren. Der jähe Untergang aller politischen Hoffnungen lastete schwer auf ihm und auch sonst war sein Herz von bitterem Schmerze nicht unberührt geblieben. Große Fußwanderungen, zur Zerstreuung unternommen, aber nicht immer mit der nöthigen Vorsicht ausgeführt, brachten ein längst lauerndes Lungenleiden zum Ausbruche und zwangen ihn, Bonn zu verlassen und in der schwäbischen Heimath wenn nicht Heilung doch Linderung des Uebels zu suchen. Voll liebender Theilnahme lauten Dahlmanns Briefe aus dieser Zeit. „Ich trage, schreibt er an Ratjen (3. August 1854), immer schwerere Sorge um meinen jungen Würtemberger Freund, den lieben wackern jungen Mann, in dem ich gern hier meinen Nachfolger erblickte." Und Frau Dahlmann klagt in allen ihren Briefen, daß es „unserem" Abel noch immer nicht besser gehe. Er starb am 28. October 1854 dreißigjährig im Hause seines Vaterbruders des Diakonus Abel in Leonberg, von

Dahlmann laut als „der liebevollste Freund“ betrauert, „der uns die Treue eines Sohnes und Bruders bewahrte.“

Das war ein harter Schlag für Dahlmann. Ein noch ungleich härterer stand ihm bevor. Die Gesundheit der Frau Dahlmann gab schon lange zu begründeter Besorgniß Anlaß. Die tapfere Frau allein ließ sich nicht vom Schmerze und von ihren Leiden übermannen, sie blieb die emsige, rastlos wirkende Hausfrau, die liebenswürdige Wirthin, die hingebende Freundin, und bewahrte sich die Jugend des Herzens wie die Frische des Geistes, trotz aller Hemmungen, die ihr eine unheilbare Krankheit bereitete. Sie spendete wie in der besten alten Zeit die ganze Fülle mütterlicher Liebe, als Klaus Groth, von Caroline Hegewisch herzlichst empfohlen, in den Bonner Kreis eintrat, und verwandelte ihm das Dahlmannsche Haus in eine trauliche Heimat. Unter den vielen freundschaftlichen Beziehungen und menschenfreundlichen Verhältnissen, die sie unterhielt, kam auf den Einzelnen oft nur ein kleiner Theil und doch wie reich war dieser eine Theil, wie vortrefflich verstand sie es, sich in jede Persönlichkeit einzuleben und die Ueberzeugung zu wecken, daß sie ein ungetheiltes, volles und ganzes Interesse an derselben nahm. Dieses eigenthümliche Wohlwollen ihrer Theilnahme genoß unter vielen Anderen auch ein junges Ehepaar, das aus Oesterreich nach Bonn verschlagen wurde und der Dahlmannschen Freundschaft die Einführung in die beste deutsche Welt, Frohsinn in der Gegenwart und Muth für die Zukunft verdankte.

Wenige ahnten, um welchen hohen Preis sie diese ununterbrochene Thätigkeit für des Hauses und der Freunde Bestes erkaufte, welchen schweren Kampf ihre Empfänglichkeit für das Leben täglich mit dem widerstrebenden Körper bestand. Um so mehr gönnten ihr, als die Erkenntniß ihres lange verborgenen Leidens gekommen war, Alle die Freuden, welche ihr noch den Abend ihres Daseins sonnig machten. Sie jauchzte auf, als Hermann als wohlbestallter Kreisrichter im nahen Linz sich ansiedelte und der lang entbehrte regelmäßige Verkehr mit dem väterlichen Hause wieder eingeleitet wurde. Hermann kam nicht allein, er führte gar bald eine holde Frau als Tochter in das väterliche Haus ein, die mit zärtlicher Liebe auf-

genommen und namentlich auch von Dahlmann mit herzlicher Neigung begrüßt wurde. Eine kleine Enkelschaar machte in den nächsten Jahren das Familienglück vollkommen.

Noch einen andern Herzenswunsch hatte Frau Dahlmann die Freude erfüllt zu sehen. Ein Schatten hatte sich seit mehreren Jahren über das Verhältniß zu Hegewisch, das älteste und innigste, das Dahlmanns eingegangen waren, gelagert. Schmerzlich empfanden es Dahlmanns, daß sie ihren Ehrentag, die Feier der silbernen Hochzeit (3. April 1854) nicht in Gegenwart der besten Freunde begehen konnten. Als im folgenden Jahre (12. Februar) Hegewisch sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, da konnte Frau Dahlmann nicht länger ihre Sehnsucht bemeistern. „Wären wir nie aus Kiel gezogen, schrieb sie an Caroline und Lotte Hegewisch, ich habe niemals Menschen wie Euch wiedergefunden und kann sagen, daß ich über zwanzig Jahre leide an dem Abschiede aus der Heimath meines Herzens." Auch Dahlmann stellte sich unter den Gratulanten ein. „Von ganzem Herzen, lieber Hegewisch, schrieb er ihm (3. Februar) wünsche ich Dir zu Deinem Jubiläumsfeste Glück und knüpfe noch ein Paar besondere Wünsche an. Vor allen Dingen, daß Du mit den Deinen in körperlicher und geistiger Wohlfahrt, soweit diese Güter uns beschieden sind, Dich eines langen Lebens noch erfreuen mögest. Dann daß Du Deine vielfach gesegnete ärztliche Laufbahn nicht als jetzt abgeschlossen betrachten wollest, wodurch Du Dich selbst mannigfacher Befriedigung berauben würdest und manches Dankes derer, denen Du noch hülfreich zu sein berufen und im Stande bist; denn ich kann das Alter nun einmal durchaus nicht bloß als eine Einbuße betrachten. Mein letzter Wunsch geht uns Beide an. Er lautet: Mögen wir Beide noch ein genesenes Deutschland und in Folge davon eine Genesung Schleswig-Holsteins erleben. Der Erste, der dann froh nach Holstein kommt, der bin ich!" Es war Frau Dahlmanns Werk, daß die beiden Familien sich zu Ostern in Rothenhausen sahen und ihre Wiedervereinigung feierten; es war auch ihre letzte große Freude. Bereits im Sommer nahm die Krankheit eine bedenkliche Wendung, seit dem Herbste war sie an das Lager gebannt. Mit welcher Ergebung sie, als ihr die volle Wahrheit bekannt wurde,

ihr Schicksal ertrug, sagt der folgende an „alle vier Hegewisch's, besonders an Lotte" gerichtete Brief. Er ist, wie alle Briefe aus dieser Zeit, mit Bleistift geschrieben und konnte nur nach längeren Zwischenräumen (1. December) vollendet werden.

„Meine irdischen Flügel sind tief gebunden, aber ich halte den Kopf über Wasser (in doppeltem Sinne); ich hörte sonst immer das Gegentheil von den Wirkungen der Wassersucht, daß sie den ganzen innern Menschen verändere, durch Angstgefühl und Beklemmungen ganz muthlos und zaghaft mache; nein, so ist es nicht, ich sage Euch zum Troste: Es ist Kraft in mir, zu tragen, was ich leide und was mir noch bevorsteht. In den ersten Kämpfen hat mir mancher Spruch und Gesang in meinem alten Kieler Gesangbuche Thränen gebracht und getrocknet; keine Menschenseele ist allein und in den bittersten Augenblicken am wenigsten verlassen von unserem Herrn. — Es war eine bewegte Stunde, da ich Dahlmann bat, allein (unsern Hausarzt) Wolff zu sprechen und ihn zu bitten, offen und wahr wie bis dahin gegen mich zu sein; ich könnte Alles ertragen zu erfahren, nur nicht dieses Hinhalten. Das geschah. Dahlmann sagte ihm, sie ist klug genug, um zu wissen, daß Sie keine Kur mit Hoffmannstropfen und Pfeffermünzkügelchen an ihr machen wollen. So ward Alles gut und ruhig in mir. Wolff sagte: Hätte ich gewußt, daß Sie stark genug sind, nicht vor dem Namen zu erschrecken, hätte ich längst mit Ihnen gesprochen. — Ich habe Dahlmann und Hermann gelobt, ihnen das Leben nicht zu verbittern, auch geistig mich obenauf zu halten. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Ich will Euch Allen keine Schande machen und die trüben Stunden erheitern. Man möchte den Verstorbenen noch mehr Gutes erwiesen haben; ich meine, daß es Scheidenden näher liegt, den Ueberlebenden ein gutes Andenken zu hinterlassen."

Sie hielt tapfer und getreulich ihr Wort. Bis zu ihrem letzten Athemzuge blieb sie Trost und Stütze für ihre Angehörigen. Dieser letzte Athemzug kam leider zu bald. Am 16. Januar 1856 schrieb Dahlmann an Freund Reimer: „Meine arme Frau ist seit Monaten und jetzt leider unheilbar erkrankt; ich werde sie, sei's in Wochen oder in Monaten verlieren, daran ist kein Zweifel, auch

nach ärztlichem Urtheile, mehr. Sie trägt ihre unsäglichen Leiden mit Ergebung und Seelenstärke; auch ich werde ihren Verlust ertragen, denn der Mensch hat große Widerstandskraft, allein Sie werden, wenn wir uns einmal wiedersehen, ein tiefverödetes Haus in Bonn finden." Sie starb, umgeben von der Familie, in den letzten Tagen von der herbeigeeilten schwesterlichen Freundin Tina Wentorp noch liebevoll gepflegt, am 9. Februar 1856.

2. Die letzten Jahre.

Dahlmann hatte das siebenzigste Lebensjahr bereits überschritten, als ihm der Tod die zweite Gattin entriß. In diesem hohen Alter lag die Gewähr geduldiger Fassung. „Ich werde, schrieb er an Schwester Hannchen in Christiansfeld, mit Gottes Hülfe den harten Schlag ertragen. Wo hätte die Geistesruhe ihren Platz, wenn ihr nicht das Alter eine Stätte bietet?" Der beste Trost war, daß die kleine Luise auch fernerhin in seinem Hause verblieb. Reyscher wußte, wie innig sich der alte Mann an das liebliche Kind gewöhnt hatte, wie unentbehrlich ihm das muntere Wesen, das heitere Spiel Luisens geworden war; er verzichtete edelmüthig auf die Gegenwart des Töchterchens im väterlichen Hause zu Cannstadt und gönnte Dahlmann noch weiter die Freude, für ihre Erziehung zu sorgen. Eine Dame, die zu ihrer Aufsicht bestellt wurde, stand gleichzeitig dem Hause vor und machte es möglich, daß das äußere Leben sich auch jetzt in dem alten Geleise fortbewegte. Die Spuren des erlittenen schweren Schicksals blieben aber freilich dauernd eingegraben. Nicht gerade verschlossener gegen früher zeigte er sich den Freunden, wohl aber, daß er mit dem Leben abgeschlossen habe. Seine alten literarischen Pläne legte er endgültig zurück, jede Mahnung zu öffentlichem Wirken wehrte er gemessen ab. Er blieb fest überzeugt von der Wahrheit seiner Grundsätze; er sah aber für seine persönliche Thätigkeit keinen geeigneten Boden mehr. Gern führte er den Spruch des Sophokles im Munde:

„Erlerne, was gelernt sein will, erforsche was
Erforschbar, aber was erflehbar, fleh' von Gott!"

und gab ihm die Variante: „Alles andere stelle Gott anheim". Die Ergebung in das Unabwendbare artete jedoch nicht in geistige Stumpfheit aus. Je weniger er von dem politischen Treiben sich angezogen fühlte, desto lebendiger wurde sein Interesse an allen wissenschaftlichen Erscheinungen. Ihm war es nicht allein ein Labsal nach all dem trüben Nebeldunst, der in den letzten Jahren aufgestiegen war, die reine, klare Luft deutscher Wissenschaft zu athmen, es galt ihm auch als ein Beweis der gesunden Volksnatur und ließ seine nationalen Hoffnungen aufleben, daß der strenge Ernst der Forschung, die Ehrlichkeit wissenschaftlicher Gesinnung, der Eifer in dem Aufsuchen und Festhalten geistiger Güter sich nicht verloren hatten. Aus keiner Zeit haben sich so viele literarische Urtheile Dahlmanns erhalten, wie aus den fünfziger Jahren. Das ist nicht dem bloßen Zufall gut zu schreiben, sondern aus dem beharrlichen Fleiße zu erklären, den er in dieser Zeit der Muße als empfänglicher Leser entwickelte.

Seine alten philologischen Neigungen wurden wieder wach, als er von der Ausgabe der alten Classiker, welche die Weidmannsche Buchhandlung veranstaltete, Kenntniß erhielt. „Ihre Sammlung von Classikern mit deutschen Anmerkungen, schrieb er an Reimer (30. September 1853) kannte ich bisher nur dem Rufe und flüchtigem Ansehen nach. Nun kaufte ich mir neuerdings in München den Caesar de bello gallico von Kraner und habe bei dem Durchlesen auf der Reise mich so ungemein dadurch gefördert gefühlt, daß ich nicht unterlassen werde, nach und nach mit der ganzen Sammlung mich bekannt zu machen; denn es ist hier ein wirkliches Bedürfniß einfach menschlich verstanden und mit Einsicht befriedigt. Nun zeigt mir Ihr eingelegter Zettel noch eine ganze Phalanx von wichtigen Werken, die Sie als Stützen jener Sammlung vorbereiten, und keinen Augenblick zweifle ich, daß diese Werke von Männern dieser Auszeichnung ausgeführt, nicht bloß die Wissenschaft wesentlich und zeitgemäß fördern, sondern auch der Weidmann'schen Buchhandlung zur Ehre und zum Vortheil gereichen werden."

Auch für diese Sammlung von Handbüchern bewahrte Dahlmann dauerndes Interesse. „Ganz besonders, meldete er (16. Januar 1856), hat mich neuerdings die Arbeit Schömanns (Griechische

Alterthümer) gefreut; es tritt hier nicht das kühne Genie der Mommsenschen Leistungen hervor, allein es ist die Ausbeute eines folgerecht auf würdige Zwecke verwandten Gelehrtenlebens hier wohlgeordnet, überzeugend begründet und mit edler Wahrhaftigkeit dargelegt." Wie er über Mommsens Römische Geschichte dachte, wird schon aus dieser Stelle deutlich. Ein ausführlicheres Urtheil gab er in einem Briefe an Mommsen selbst (14. December 1856), der ihm auch menschlich nahe gekommen war, seitdem er sich mit Marie Reimer, der stillen Liebe Dahlmanns von Elgersburg her, vermählt hatte. „Das Jahr soll denn doch nicht zu Ende gehen, ehe ich Ihnen, lieber Professor, und Ihrer lieben Frau, meiner jungen Freundin, herzlich die Hand gedrückt und für so viele mir in der Stille bewahrte Theilnahme gedankt habe. Hätte dieses unbarmherzige Jahr, das mir Frau und Schwester genommen, mir nicht noch vor einer Woche auch die geliebte Schwägerin (Hegewisch's Frau in Kiel) geraubt, so hätte ich es schon früher gethan."

„Für das Geschenk Ihres erneuten Buches meinen wärmsten Dank. Mit welchem Ernst ich das Werk ergriffen und an seiner rüstigen Frische mich gelabt habe, wissen Sie wohl schon von Andern; mein Arzt diesen Herbst in Carlsbad machte mich jedesmal herunter, wenn er es in meiner Hand erblickte; dergleichen, hieß es, tauge für Carlsbad nicht. Wirklich, wenn ich etwas an mir rühmen kann, so ist es das, daß ich mich auch der unbequemen Wahrheit nie versperrt habe. Wenn ich sie freilich ganz willig aufnehmen soll, so gehört für mich dazu, daß sie nicht von einem bloßen Wisser komme, sondern der ganze Mensch sich damit zu schaffen gemacht habe. Und daran habe ich nie einen Mangel auf Ihren Feldern verspürt."

„Wenn ich nichts desto weniger mich in einigen Punkten noch nicht füge, worunter auch einzelne sein könnten, auf deren Nichtannahme Sie, um mich eines studentischen Ausdruckes zu bedienen, gewissermaßen einen dummen Jungen setzen, so kommt auch das nicht aus Herzenshärtigkeit, sondern eher weil ich etwas langsam mir die Sache anzusehen einmal gewohnt bin."

„In Ihre Gabe sollen mich die bevorstehenden Festferien näher

einführen. Uebrigens haben dieser Tage Jahn und ich auf einem Spaziergange eventuell schon auf Sie gescholten, für den Fall nämlich, daß Ihnen irgend eine neue Arbeit wichtiger erschiene, als die Fortführung Ihrer römischen Geschichte durch die Kaiserzeit. Bitten Sie Ihre liebe Frau mir ihr freundliches Andenken zu bewahren und bleiben Sie selbst mir gut. Der Himmel sei mit Ihnen und der Jugend Ihres Hauses."

Dahlmanns Aufmerksamkeit fesselten nicht die Bücher allein, welche in schwerer wissenschaftlichen Rüstung auftraten, auch die leichter geschürzten Werke der dichterischen Phantasie fanden an ihm einen eifrigen und dankbaren Leser. Freytags „Soll und Haben" legte er erst aus der Hand, nachdem er es bis zu Ende gelesen hatte, er nahm das ihm geliehene Exemplar nach Rothenhausen mit, um auch den dortigen Freunden den Genuß dieser köstlichen Schöpfung zu verschaffen, und hörte vergnügt zu, wenn man ihm später erzählte, durch wie viele Hände sein Exemplar gegangen sei. Ebenso bereitete ihm die von Prutz herausgegebene und Dahlmann gewidmete Uebersetzung der Holbergischen Komödien große Freude. „Ihren Holberg, sagt er in seinem Dankschreiben (28. October 1857), habe ich gleich bei Empfang hastig ergriffen und in einem Zuge durchgelesen. Sicherlich gedenke ich jener Gespräche noch, die wir in Jena öfter über Holberg gepflogen und habe ich den gesunden Menschenverstand, der jetzt fast die seltenste Waare zu sein scheint, seitdem noch höher schätzen gelernt, so ist wahrlich Holberg nicht dabei zu kurz gekommen. Auch die Dänen kann ich selbst jetzt in der Art nicht anfeinden, daß ich sie gering schätzte; es sind mindestens Leute, die an ihre Irthümer und Ungerechtigkeiten ihr Alles setzen, welche sicherste Weise, sie am Ende los zu werden, nicht an allen Völkern zu rühmen ist. Die Uebersetzungen, die Sie geben, haben mir sehr zugesagt; daß sich die deutschen Phrasen, welche der Dichter oft mit so komischer Wirkung ins Dänische mischt, nicht in der Art wiedergeben lassen, war nicht Ihre Schuld."

Neben Aeußerungen großen Wohlwollens kommen aber auch Urtheile von überraschender Schärfe. Häussers berühmte Deutsche Geschichte erregt ihm nur mäßiges Gefallen. „Den ersten Häusser'schen

Band habe ich noch immer nicht ganz durch, schrieb er an Gervinus (21. Mai 1854). Er übt durchaus keine anziehende Kraft, es ist leider ein lendenlahmes Buch. So wohl begabt der Verfasser ist, er hat, scheint mir, von historischer Composition gar keinen Begriff und die Entdeckungen, die er in handschriftlichen Documenten glaubt gemacht zu haben, dienen nur noch dazu, ihn von den gesunden Grundsätzen der Geschichtsschreibung immer weiter zu entfernen. Er kommt mir wie ein Landkartenzeichner vor, der jede Bucht, die er als Fußgänger durchmessen, nun auch auf seiner Karte anzubringen für Pflicht hielte. Ich schreibe das fürwahr nicht aus Tadelsucht, sondern aus wirklicher Bekümmerniß darüber, daß alle Leiden unserer Geschichte uns nun durch unsere Geschichtsschreiber wieder vorgeritten werden." Gegen die von Hirzel und Biedermann angeregte Sammlung von Werken über die neueste Geschichte hegte Dahlmann anfänglich auch große Bedenken. „An das Biedermannsche Unternehmen habe ich hauptsächlich deßhalb keinen rechten Glauben, weil die deutschen Schriftsteller sich nie einem gemeinsamen Plane unterordnen und im Raum beschränken." Doch befreundete er sich später mit dem Plane und bot Hirzel die wirksamste Hülfe zu dessen Ausführung. Noch einer seiner letzten Briefe galt demselben und war an Pauli in Tübingen gerichtet, um ihn zur Uebernahme der englischen Geschichte zu vermögen.

Man geht wohl nicht irre, wenn man der trüben politischen Stimmung, welche auf Dahlmann lastete, das Mißtrauen wesentlich zuschreibt, das ihn gegen alle auf die Erweckung des politischen Geistes gerichteten Bestrebungen erfüllte. Schon bei den Büchern, welche die Geschichte unserer Tage behandeln, erschien ihm der Erfolg der angewendeten Mühe selten entsprechend. Nicht der Mangel an Einsicht war es ja, der unsere öffentlichen Zustände so erbärmlich machte, sondern das Fehlen des starken Willens, der Alles auf einen Wurf einsetzenden Kraft. Vollends vergeblich däuchte ihm die unmittelbare politische Agitation durch die Presse. Als ihn Haym dringend bat und mit dem Aufwande der besten Gründe beschwor, an den neubegründeten preußischen Jahrbüchern mitzuarbeiten, erhielt er (6. December 1857) eine ablehnende Antwort:

„Ich habe Ihren Hegel soeben durchgelesen und daraus mit großer Freude ersehen, daß wir in der Politik eine ziemliche Strecke Weges werden mit einander gehen können. Indeß gestehe ich Ihnen unverholen, daß mir der Zweifel bleibt, ob überhaupt im gegenwärtigen Augenblick durch Schriftstellerei in unseren vaterländischen Angelegenheiten etwas auszurichten ist. Man soll, denke ich, ein Volk nicht freier machen wollen, als es selber zu sein Lust hat, und so lange die Frösche in ihrem Sumpfe lustig quacken, heißt es vielleicht sie an den Bedingungen des Lebens verkürzen, sobald man sie auf einen trockenen Boden versetzt."

„Möglich jedoch, daß ich in dieser Auffassung der Gegenwart irre gehe, und ich bekenne mit aller Aufrichtigkeit, daß, dieses Irrthums überwiesen zu werden, das Liebste wäre, was mir an der Grenze meines Lebens noch begegnen könnte. Verlangen Sie daher für den Augenblick keine bindende Zusage von mir, allein seien Sie sicher, daß, sobald ich meines Irrthums durch Ihre Jahrbücher inne werde, es auch an mir, soweit meine Kraft reicht, nicht fehlen und auch Ihre Forderung der Anonymität mich nicht schrecken soll, mit welcher ich sonst nicht einverstanden bin; denn mir gilt gerade in vaterländischen Dingen die Integrität des im Leben bewährten Namens für die Hauptsache und den Hauptschlüssel zum tieferen Verständniß."

Dem gleichen Zweifel von Seiten Dahlmanns begegnete der Plan, die Deutsche Zeitung wieder zu beleben. Gervinus hatte denselben im Frühjahr 1860 gemeinsam mit W. Beseler, Häusser und Jolly gefaßt und an Dahlmann mit der Bitte gemeldet, im Bonner Kreise Actionaire für die Zeitung zu werben. Er richtete an Dahlmann (8. März 1860) folgenden Brief: „Ich schreibe Ihnen heute nur wenige Zeilen, als ein Lebenszeichen von uns und um Ihnen die Beilage (das Zeitungsprogramm) zu schicken, deren Inhalt Sie wahrscheinlich überraschen und den Kopf schütteln machen wird. Ich habe an der Sache den Hauptantheil und gewiß aus den solidesten Motiven. Mich läßt es wirklich nicht schlafen, wenn ich in der Wirre und Flauheit der politischen Meinungen die Presse so haltlos und rathlos sehe, wie das Regiment. Ich halte die Zeit für die ange-

kündigte Unternehmung wirklich für viel geeigneter als früher. Und die Kräfte sind hier jetzt besser beisammen als damals." Dahlmanns Gegenrede (20. März) lautete: „Fürwahr, Sie verstehen es, Ihren Freunden Ueberraschungen zu bereiten. In der That, ich bin überrascht worden und an meinem Kopfschütteln hat es, wie Sie voraussahen, ebenfalls nicht gefehlt. Mir scheint nämlich, daß ich es nur geradaus sage, die Sache so zu liegen, daß für die Ordnung der deutschen Verhältnisse von dem gesetzlichen Wege nichts mehr zu hoffen ist; von der andern Seite aber würde eine Zeitung, die den ungesetzlichen Weg predigte, nicht die Dauer von vier Wochen haben. Die Namen, welche an der Spitze Ihrer Zeitung stehen sollen, sind von der vaterländisch-ehrenwerthesten Art, dabei vortrefflich nuancirt; gleichwohl will mir der Muth zu dem Unternehmen nicht kommen, auch finanziell nicht. Heidelberg ist eine Mittelstadt, da strömen keine Annoncen zu. Ich habe leider keine einzige Actie bis dahin gewinnen können; auch Jahn nicht, dem Beseler geschrieben hat und der eine viel größere treibende Kraft besitzt als ich, und weit mehr Verbindungen cultivirt."

Verhielt sich Dahlmann in diesem Falle ablehnend gegen die Pläne seines Freundes, so zollte er einer andern That desselben seinen vollen Beifall. Zwei literarische Unternehmungen waren es, an welchen sein ganzes Herz hing, deren endliche Ausführung zu seinen Lieblingswünschen gehörte: Grimms Wörterbuch und Gervinus Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von allem Anfange her hatte Dahlmann an dem Grimmschen Werke den innigsten Antheil genommen, keinen Anlaß versäumt, zur Verwirklichung desselben aufzumuntern, bald bei den Verfassern, bald bei den Verlegern angefragt, wie es denn mit den Vorarbeiten stehe und wie bald man auf das erste Heft hoffen dürfe. Als ihm Hirzel mittheilte, daß dazu nahe Aussicht vorhanden sei, athmete er fröhlich auf. „Alles, was Sie mir von dem Fortrücken des Grimmschen Wörterbuches schreiben, antwortete er (8. Februar 1852), ist mir höchst anziehend; nicht leicht hat mich eine literarische Unternehmung in dem Grade beschäftigt und ich bekenne mich zu der Schwäche, daß mich ein erster Bogen davon noch immer höchst angenehm

überraschen würde." Es war ein Fest im Dahlmann'schen Hause, als der erste Bogen endlich anlangte. — Dahlmann hatte sich die Gunst ausgebeten, daß ihm die einzelnen Aushängebogen gesendet würden. Nicht allein, daß er nicht ruhte, bis er jeden Bogen zu Ende gelesen hatte: versammelten sich am Abend die Freunde am Theetisch, so empfing sie gewiß Dahlmann mit der freudigen Nachricht, es sei ein Bogen wieder angekommen und theilte ihnen, was ihm am meisten behagt hatte, eifrig mit. „An dem Grimm'schen Wörterbuche, schreibt er an Gervinus, erquicke ich mich sehr, nicht leicht ist da ein Artikel, aus dem ich nicht etwas lerne." In heftigen Zorn versetzten ihn die kleinlichen Bemäkelungen, welche das Wörterbuch erfuhr. „Als die Brüder das Werk unternahmen, wußten sie recht gut, daß es ohne vielfältige Verstöße im Einzelnen nicht zu vollbringen sei. Statt ihnen das zum Verdienste anzurechnen, daß sie sich dadurch nicht schrecken ließen, bemühte man sich schadenfroh, es ihnen zu verleiden, was doch, hoffe ich zu Gott, nicht gelingen wird." Jede Verzögerung in der Ausgabe versetzte ihn in Unruhe und als im Jahre 1857 eine längere Stockung einzutreten drohte — Jacob, nachdem er die Buchstaben A—C vollendet hatte, wollte nun einige Zeit ausruhen, Wilhelm, welcher den Buchstaben D unternommen hatte, rückte nur langsam vorwärts — klopfte Dahlmann an Jacobs Thüre an und bat und mahnte, auf das Recht alter Freundschaft sich stützend, das so glänzend begonnene Werk nicht durch eine längere Unterbrechung zu schädigen.

Er empfing von Jacob (14. April 1858) folgende Antwort: „Sie ermahnen mich liebevoll und dringend zu eifriger Fortarbeit. Hirzels Briefe tropfen schon Jahre lang anhaltend auf denselben Fleck, zwar mit feinster Schonung, doch so, daß, wie wenn Frauen schreiben, dasselbe Anliegen immer darin enthalten ist, und auch, falls ich sie nicht läse, ich doch wüßte, was darin steht. Im Widerspruch mit diesen Stimmen und einer innern in mir selbst, mahnen mich alle übrigen, die hier in mein Ohr tönen, ab von angestrengter Arbeit und haben, wie Sie sich denken können, am Arzt ihren Hinterhalt. Ich werde dadurch nicht stutzig, noch unschlüssig, aber doch etwas gepeinigt. Stellen wir uns das Bild des Wörterbuches einmal

lebhaft vor. Ich habe in Zeit von drei Jahren für die Buchstaben A B C geliefert 2464 enggedruckte Spalten, welche in meinem Manuscripte 4516 Quartseiten ausmachten. Hier will Alles, jeder Buchstabe eigenhändig geschrieben sein und fremde Hülfe ist unzulässig. Wilhelm wird in den drei darauf gefolgten Jahren das D, obschon er es dem Plane entgegen zu sehr ausgeführt, in etwa 750 Spalten darstellen. Die Buchstaben A B C D erreichen noch nicht ein Viertel des Ganzen; es bleiben also, mild angeschlagen, noch gegen 13000 gedruckte Spalten oder nach Weise meines Manuscriptes 25000 Seiten zu schreiben. Fürwahr eine abschreckende Aussicht."

„Daß wir Beide zugleich das Wörterbuch arbeiten, hat auch äußerlich manches gegen sich. Die Menge von Büchern, die dabei gebraucht werden, müßten bald hier bald dort weggenommen werden. Da wir nicht in einer Stube sitzen, würde ein beständiges Laufen und Holen entspringen. Ich weiß nicht, ob Sie sich unsere Hauseinrichtung deutlich vorstellen. Fast alle Bücher sind an den Wänden meiner Stube aufgestellt und Wilhelm hat die größte Neigung, sie in seine Stube zu holen, wo er sie auf Tische legt, daß man sie schwer wiederfindet. Trägt er sie aber an die alte Stelle, so ist ein unendliches Thür-Auf- und Zuschlagen, das uns Beiden lästig wird. Dieß ist nur ein äußeres Hinderniß, das aus dem Zusammenarbeiten hervorgeht, die innern sind viel schwerer."

„Sie wissen, daß wir Beide von Kindesbeinen an brüderlich zusammenleben und einer ungestörten Gemeinschaft pflegen. Alles was Wilhelm arbeitet, geschieht mit fleißiger Sorgfalt und Treue, allein er geht langsam zu Werke und thut seiner Natur keine Gewalt an. Ich habe mir oft im Herzen vorgeworfen, daß er durch mich eigentlich in grammatische Dinge getrieben worden ist, die seiner innern Neigung fern liegen, er hätte seine Talente, ja Alles, worin er mir überlegen ist, besser auf anderen Feldern bewährt. Diese Wörterbucharbeit verursacht ihm zwar auch Freude, doch noch mehr Pein und Noth, dabei fühlt er sich selbständig und vereinbart sich ungern da, wo die Ansichten abweichen. So kommt es denn, daß die Gleichartigkeit des Plans und der Ausführung leidet, was dem Werke schadet, wenn es auch einigen Lesern sogar angenehm erscheint.

In seiner Ausarbeitung ist mir darum Einzelnes nicht recht, sowie umgedreht an der meinen ihm Einzelnes mißfallen mag. Ein solches Werk muß, wenn es rasch gedeihen soll, in einer Hand liegen. Ich muß aber noch weiter ausholen."

„Als mir 1838 oder 1839 von Weidmanns der Antrag geschah, so stand zunächst unsere damalige ungewisse, hilflose Lage, die wohl verleiten konnte, die Gedanken anderswohin zu wenden, als sie sonst gegangen wären. Die Wucht des Unternehmens stand mir wohl im Geiste vor und es war kein Leichtsinn, der mich in die Annahme des Vorschlages willigen ließ, es lag damals etwas Unausweichliches darin. Die Ausführung rückte zunächst in die Ferne, bis weitläufige Zurüstungen beendigt sein würden. Ganz andere Geschäfte lagen vor und wurden ergriffen. Es ist wahr, lange Zeit verstrich, ehe, von Leitung jener Materialien abgesehen, an's Wörterbuch Hand angelegt wurde. So lange das Material nicht beisammen war, ließ sich nicht beginnen; wäre die Unruhe von 1848—1849 nicht dazwischen getreten, hätte doch einige Jahre früher können angehoben werden."

„Denken Sie ja nicht, daß das Wörterbuch keinen Lohn und kein Behagen in sich trage und mit sich führe. Es zwingt mich, zahllose Einzelheiten vorzunehmen und zu entdecken, an die ich sonst nicht gedacht hätte, der Gewinn ist mir willkommen, allein ich erkenne auch, was ich im Ganzen dadurch einbüße. Ich empfinde weit mehr Lust, die Grammatik, der ich doch am Ende Alles verdanke, was ich erreichte, überhaupt zu vollenden, jetzt wächst sie über mich und ich muß sie unvollendet liegen lassen, vermag ihr nicht zu geben, was in meinen Kräften stände, wenn ich mich frei fühlte. Unterdessen auch haben sich manche andere und neue Gegenstände vor mir aufgethan, deren Behandlung mir weit näher zu Herzen ginge als das Wörterbuch; sie könnte ich erreichen, während das Ende des Wörterbuchs doch unnahbar steht."

„Manche Leute sagen und meinen, durch die beiden Bände werde dargelegt, wie die folgenden bearbeitet werden müssen, damit sei genug geschehen. Am Ende ist's auch fast einerlei, ob wir am dritten Bande sterben oder am sechsten, achten. Sie stellen sich kaum

vor, wie mir von Bekannten und den Nächsten im Hause zugesetzt und aufs Wörterbuch gescholten wird. Doch ich weiß, wozu ich verbunden bin, und habe bereits vor acht Tagen nach Leipzig gemeldet, daß ich noch diesen Monat anfangen will; ich werde also den Hals wieder unter das Joch beugen und erwarten, was die Zukunft bringt und wie sie es für mich ausgleicht."

Bei Gervinus bedurfte es keiner Werbung, um ihn zur rüstigen Fortführung seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts zu vermögen. Da hatte Dahlmann eher Mühe, mit der staunenswerthen Arbeitskraft des Verfassers gleichen Schritt zu halten. Jeden neuen Band empfing er mit frischer Freude, und genoß ihn mit sichtlicher Genugthuung über des Werkes stetig steigenden Ruhm, ohne deßhalb mit seinem Urtheile über das Mißfällige oder Tadelnswerthe zurückzuhalten. „Sie haben da, schrieb er nach Empfang des ersten Bandes (16. Juni 1855), ein weislich erwogenes, mit Festigkeit gehaltenes, tief einschneidendes Buch geschrieben, für welches Ihnen jeder Menschenfreund Dank wissen muß; es hat daneben den Vorzug, dem deutschen Glaubenssatze entgegenzuarbeiten, daß Geschichtswerke, um etwas zu taugen, vor allen Dingen langweilig sein müssen. Die Vermeidung von Fremdwörtern, da wo sie gemißt werden können, rechne ich Ihnen noch besonders zu Gute."

„Die hohe Haltung, die sonst durch das Buch geht, wird man vielleicht allein bei dem Abschnitt: M e t t e r n i c h vermissen, ein Fehler, wenn es einer ist, den ich, menschlich betrachtet, nicht wegwünsche, der Ihnen aber vielleicht zu schaffen machen kann. Lassen Sie mich auf einige Kleinigkeiten hinweisen. Daß Sie einem Kaiser die Mitführung seines Lieblingsweines mißgönnen, scheint mir eine kleine Gervinus'sche Schrulle. Eine Maitresse, die schwerer wiegt als der Weinbedarf des mäßigen Napoleon, würden Sie ihm stillschweigend gestattet haben. Bei der Dino würde ich das Epitheton „berüchtigte" weggelassen haben, da sie noch lebt; auch hat sie das Verdienst, bei einem Alter von zweiundsechzig Jahren noch immer schön zu sein. Bei Metternichs Schilderung störte mich am Schlusse die Vergleichung mit Richelieu und Mazarin, (worin vielleicht ein versteckter Ausfall auf Ranke liegt), nicht als ob sie nicht zu rechtfertigen wäre,

aber Richelieu war doch ein höchst arbeitsamer und in seiner Art schöpferischer Minister. Wenn ich nicht irre, sind übrigens die beiden letzten Bogen des Bandes nicht mit der Liebe geschrieben wie die früheren und die etwas gehäuften Einzelheiten über die Finanzen verdecken die Grundansicht."

„Doch das Alles nur zu Ihrer eigenen Erwägung und Beurtheilung. Vor allen Dingen lassen Sie mich Ihnen danken für Ihr Buch, das mich außerordentlich erbaut und gefreut hat, und das so leicht nicht vergessen werden wird."

Schon nach Jahresfrist (28. Juni 1856) konnte Dahlmann seine Eindrücke über die Fortsetzung des Werkes mittheilen: „An der eigentlichen Frische des Lebens fehlt es überall. Wenn ich diese auch in Ihrer ersten Hälfte des zweiten Theiles nicht gefunden habe, so wiederhole ich eigentlich nur Ihre eigenen Worte damals, als Sie mir die ersten Bogen gaben, und so liegt davon der Grund in Unzähligem, was theils dem Stoffe, theils gerade der gegenwärtigsten Gegenwart anhängt. Es wird mich sehr freuen, wenn die zweite Hälfte wirklich rasch nachfolgen kann; wenn Sie die Geduld haben, sie in ihre Sechsunddreißigstel von Miseren zu verfolgen, so wird sie uns mindestens einen nützlichen Grimm erwecken. Vielleicht irre ich, aber manchmal kommt es mir so vor, als ob der Gibbonsche Paragraphenzuschnitt Sie in Ihrer Eigenthümlichkeit ein wenig lähmte, indem er Ihnen den Zwang einer Art gleichförmigen Vollständigkeit auflegt. Und Sie haben sich ein Terrain gewählt, welches wider die gewöhnliche Ordnung der Dinge zugleich dornicht und sumpfig ist. Hoffentlich jedoch erleben Sie die Zeit, da auch Ihnen peracti labores iucundi sein werden."

Gervinus nahm diese Ausstellungen gutmüthig und freundlich auf. So schlimm aber wie Dahlmann dachte er über die Sechsunddreißigstel deutscher Miseren in den zwanziger Jahren nicht. Er antwortete (10. August): „Was Sie mir in Ihrem letzten Briefe über meinen zweiten Band (erste Hälfte) sagen, ist mir selbst aus der Seele. Ich weiß nur zu gut, was bei diesem Theile außer dem niederziehenden Stoffe noch Niederdrückendes in meinem Befinden störend und hemmend übel gewirkt hat. Auch die zweite Hälfte wird

höchstens stellenweise anders sein; der Stoff ist da noch kleiner und im Einzelnen weniger fesselnd. Gleichwohl kann ich kaum hoffen, Ihre Erwartung zu befriedigen und sehr auf Ihren „Grimm" zu wirken. Denn obgleich ich nichts schone und verschone, gewiß, und die Karlsbader und Wiener Dinge von 1819—20 elend genug sind, so ist doch das Bild der deutschen Dinge jener Jahre gegen alles Andere, was in der Welt vorging, noch weit das ansprechendste; und dies stellte sich mir zu meiner eigenen Verwunderung erst nach und nach so dar, ohne jede Voransicht und Vorbesicht, je mehr ich über den Stoff Herr wurde. Ich kann mich nicht überwinden, das Vielgestaltige und ganz Eigenthümliche in dem Leben der Deutschen Besonderheiten zu übersehen über seiner Kleinheit und über dem Eintrag, den es der Einheit thut. Ich wünsche diesen letzten Schaden überall gehörig betont zu haben, ohne gegen den ersten Vortheil darum blind zu werden. Gegen das französiche Kapitel vorher, das ein großes Volksleben in einer Hauptstadt und in dieser auf einen kleinen Kreis von Verschwörern und Intriguanten reducirt zeigt, nimmt sich das deutsche Wesen dieser Jahre, in allen seinen Theilen übersehen, wie ein Schauspiel voller Fülle und eigener Bewegung aus. Sie haben jene Zeit schon in ganzer Reife er- und durchlebt und ich bin sehr gespannt, was Sie sagen werden, wenn Ihnen die zweite Hälfte in die Hände kömmt."

Der Brief, in welchem Dahlmann das verlangte Urtheil über die zweite Hälfte fällt, hat sich leider nicht erhalten. Aber Gervinus äußert in einem spätern Schreiben (26. December): Dahlmann wäre auf das letzterhaltene Stück des zweiten Bandes schlecht zu sprechen. Offenbar hatte Dahlmann aus den Erfahrungen seines früheren Lebens über den Werth des deutschen Particularismus andere Folgerungen gezogen, als Gervinus aus seinen historischen Studien, die diesem Anlaß geben, das kleinstaatliche Leben in einem helleren Lichte zu erblicken, und gewiß auf die politischen Anschauungen seiner letzten Jahre einen bestimmenden Einfluß übten. Das war übrigens nicht der einzige Punkt, in welchem die Meinungen der Freunde auseinandergingen. Ihr Briefwechsel aus den fünfziger Jahren ist reich auch an politischem Inhalte. Mit Gervinus tauschte Dahlmann

lieber als mit jedem anderen Manne seine Gedanken über die vaterländischen Dinge und die öffentlichen Angelegenheiten aus. Es weckten nicht allein die altbewährten, freundschaftlichen Beziehungen, die nun schon in das dritte Jahrzehnt fortdauerten, sein Vertrauen, er hatte auch für Gervinus' reiches Wissen und weiten Blick große Achtung und von dessen lauterer Gesinnung die beste Ueberzeugung. Doch ließ er sich auch durch den Freund in seinen Grundsätzen nicht wankend machen. Man bemerkt in Dahlmanns politischen Aeußerungen eine große Bitterkeit, eine herbe Schärfe, aber dabei beharrte er unerschütterlich, daß die Monarchie allein uns zum Heile diene und daß die Zukunft Deutschlands, mag auch die nächste Gegenwart noch so niederdrückend wirken, keineswegs nur die wüsten Trümmer unserer Hoffnungen und berechtigten Wünsche zeige.

Am 27. Mai 1857 schrieb er an Gervinus: „Wie ich so hier bin, vereinsamt mit meinen Unterleibsplagen und neuerdings ins dreiundsiebzigste Jahr getreten, halte ich mich noch für jünger als die Mehrzahl unserer jetzigen so phantasielos eleganten Jugend. Was ich zu bedauern fortfahre, ist, daß der republikanische Hintergrund, in welchem Sie die Zukunft unseres Welttheils erblicken, Sie für solche, die an der constitutionellen Monarchie zu haften fortfahren, auf einen gewissermaßen fremdartigen Boden versetzt hat. Mir bleibt immer der Eindruck, daß den Deutschen vornämlich Macht nöthig sei, weit mehr als Freiheit, und wie die nöthige Macht im Welttheile uns auf anderem als monarchischen Wege zuwachsen soll, will mir nicht klar werden."

„Sonst wüßte ich denn freilich an unseren Monarchen nichts zu preisen, am wenigsten an den geistlichen, die es sein wollen. Vorgestern kam der Kölner Erzbischof hier vorbei auf seiner Rückreise von Rom und die albernen habsüchtigen Kölner, die den Katholicismus als eine ihrer Geldquellen pflegen, holten ihn in großen Schaaren ein. Der Erzbischof weigert sich, höre ich aus guter Quelle, durchaus zu dem Denkmal Friedrich Wilhelm III. den geringsten Beitrag zu zeichnen, in Erinnerung an das, was vor zwanzig Jahren einem seiner Vorgänger geschehen ist. Das wird die Berliner Schwachköpfe, die den Katholicismus durch Cajoliren ein-

zufangen hoffen, in Zorn und Schrecken setzen. Aber der Zorn wird leer und thatlos bleiben, wie Alles, was von dort kommt. Den Mommsen berufen sie, weil der König gesagt hat, es solle mit dem Corpus römischer Inschriften vorwärts gehen, obgleich sie den Verfasser der römischen Geschichte verabscheuen. Leider ist er nun einmal der einzige Mann, der dem Geschäfte gewachsen ist."

Gervinus glaubte sich rechtfertigen zu können. Als er (29. Juni) Dahlmann zu der gemeinsamen Ferienreise einlud, fügte er hinzu: „Dann wird sich wenigstens unter uns zweien der Bann auch einmal lösen können, den Sie durch meinen Republicanismus um mich gezogen sehen. Leider oder Gottlob befestige ich mich jeden Tag darin. Die ganze Stimmung der Welt über die Zeit, die jeder als ein großes, allgemeines Provisorium ansieht, bestärkt mich darin, daß die bestehende Ordnung tolerirt wird. Mir persönlich ist ein gewisser beengender Panzer von der Brust, seit ich mich im Einklang mit dieser Wendung der Dinge, wie ich sie voraus zu wittern glaube, befinde. Sie können es aus meiner Jugendarbeit über Ihre Politik noch wissen oder sehen, daß ich schon damals vor 20 Jahren dieselbe Witterung hatte, mich aber ihr noch nicht überließ, weil ich die Welt noch zu stark von dem constitutionellen Geiste bewegt sah. Das hat sich nun sehr geändert und in mir ist nichts, was dem zuwider wäre. Ich habe nie in meinem Leben das Bücken vor weltlichen Göttern weder verstanden noch geliebt."

„Sie wissen aus vielfältiger alter Erfahrung, antwortete (6. Aug.) Dahlmann, wie gern ich komme, und dieses Mal stellen Sie mir sogar eine politische Bekehrung in Aussicht. Nun, ich verdamme weder die Republik, noch fürchte ich sie, habe auch wahrlich keinen Grund mich über die Beschaffenheit unserer monarchischen Zustände zu täuschen. Allein ich setze wenig Vertrauen auf die Leistungen des deutschen Volks auf dem Felde der Republik, gar nicht davon zu reden, daß ich fortfahre, die richtig begrenzte Monarchie für die bessere Verfassungsform zu halten. Wenn ich republikanische Bestrebungen in Deutschland erleben sollte, so würde ich sie, wie ich einmal denke, als einen Zustand des Uebergangs betrachten."

So glaubensstark Dahlmann auch war, manchmal übermannte

ihn doch die Furcht, daß wir unseren Weg mitten durch furchtbare Stürme werden suchen müssen; schwere Sorge packte ihn, wenn er an die nächste Zukunft dachte, und Widerwillen gegen das gegenwärtige Geschlecht, das sich im flachen Lebensgenusse gefiel und als wäre das Haus trefflich bestellt und die öffentliche Ordnung auf unverrückbaren Stützen gebaut, den Vergnügungen des Tages nachjagte. „Wenn ich nicht irre, bekennt er (6. August 1858) Gervinus, stehen wieder große Umwälzungen in nicht weiter Ferne bevor. Das Regiment in Frankreich kann kaum lange zusammen halten; England ist für den Augenblick schwach geleitet und Ostindien bleibt von nun an eine stets offene Wunde. Deutschlands Chance steht in Bezug auf Rußland gegenwärtig besser, weil hier ein freilich höchst waglicher Versuch der inneren Fortbildung auf der Bahn der Freiheit gemacht wird, im Uebrigen aber steht auf deutschem Boden Alles unabsehlich. Nirgend von Oben Kraft und Entschluß. Mir kommt täglich, wenn ich auch das von Unten betrachte, mein alter Satz wieder in den Sinn: man dürfe ein Volk nicht freier machen wollen, als es selbst zu sein begehrt."

Diese gereizte Stimmung war es auch, welche Dahlmann den Absagebrief (18. Juli) an das Comité für das Steindenkmal in Nassau, welches ihn zum Mitgliede gewählt hatte, in die Feder eingab: „Wenn ich Bedenken trage, wie das entschieden der Fall ist, der mir zugekommenen, an sich ehrenvollen und von mir dankbar erkannten Aufforderung zur Mitwirkung am Stein'schen Denkmale mich anzuschließen, so beruht das auf dem Zusammenhange meiner vaterländischen Ueberzeugungen. Unsere vaterländischen Wunden lassen sich nun einmal mit Flittern nicht zudecken und ich theile den hitzigen Denkmalseifer unseres Zeitalters nach keiner Richtung hin. Ich frage: Können wir mit Ehren um das Denkmal eines Heros uns scharen, dessen bestes Wollen unaufhörlich in Frage gestellt wird? Wenn einmal Deutschland wieder zu verdienten Ehren gebracht ist, dann wird der Mann des Grundbaues, Stein, die erste Größe sein, deren wir Alle gedenken, und das in unserem Herzen ihm längst errichtete Denkmal möge dann auch in die Außenwelt treten. Bis dahin würde ich warten. Denkmale üben leider keine schöpferische Kraft.

Aus diesen eben so schmerzlichen, wie bitteren Empfindungen, welche ihn von aller Thätigkeit fern hielten und selbst den Gedanken die Richtung auf das bloße Verneinen, Befürchten und Bezweifeln zu geben drohten, rissen ihn die Ereignisse des Jahres 1859. Die Einsetzung der Regentschaft in Preußen, der Ministerwechsel daselbst ließen die Hoffnung aufkommen, daß endlich dem scheinheiligen, unmännlich schwachen Regiment, das nur den Feinden Preußens zu gute kam, werde ein Ende gemacht werden. In dem italienischen Kriege aber mischten sich in den Schlachtenruf Klänge, welche die Mächtigen der Erde längst verstummt glaubten, von der Freiheit der Völker und dem Rechte der Nationen. Ein frischer Luftstrom durchzog Europa, welcher alle Geister belebte und politische Erwägungen, Rathschläge und Warnungen wieder zur Hauptbeschäftigung aller Gebildeten machte.

Was Dahlmann schon viele Jahre hindurch unterlassen hatte, politische Ereignisse in seinem Kalender anzumerken, dazu fand er nun wieder Anlaß und auch ein Gedenkblatt liegt vor, in welchem er wieder seine Eindrücke und Beobachtungen einzeichnete, um später ihre Richtigkeit zu prüfen. Sie lauten:

„Ausgang Januar. Statt einer Adresse des Hauses der Abgeordneten, wie Simson sie entworfen und ohne Amendement durchgesetzt hat, wäre noth gewesen, in ehrfurchtsvollen und gemäßigten Ausdrücken dem Prinzen Regenten zu danken, daß er ein Ministerium entlassen habe, welches das Vertrauen des Landes nicht verdiente, und ein anderes an die Stelle gesetzt habe, dessen Mitglieder, was deren große Mehrzahl angehe, Gelegenheit gehabt hätten, sich bereits im Vertrauen des Landes zu begründen. Die angenommene Adresse lautet, als sei Alles vortrefflich gewesen und fahre fort es zu sein.“

„Ausgang April. Preußen und England haben leider in auswärtigen Angelegenheiten den ganz verkehrten Weg eingeschlagen. Sie wollten den europäischen Frieden erhalten und sind den Weg gegangen, der zum Kriege führt. Der rechte Weg wäre gewesen, dem Kaiser der Franzosen, der, aus welchen Gründen denn auch, die ganze Kriegsunruhe angefangen hat, mannhaft entgegenzutreten und auf eine Schilderhebung Frankreichs in Italien den Krieg mit

Preußen und England zu setzen. Statt dessen fing man an, daß man den Unfug Frankreichs und seine Kriegsrüstungen ignorirte und mit Oesterreich zu rechten begann, welches doch wahrlich den Krieg nicht wünschte und welches doch neuerdings in der Regierung über sein Italien Mannichfaches verbessert hatte. So ließ man den eigentlichen Friedensstörer unbeunruhigt, der offenbar darauf ausgeht, an die Stelle des österreichischen Einflusses nicht die Freiheit Italiens, sondern den französischen Einfluß auf Italien zu setzen, damit diese politische Großthat die schwankende Kaiserkrone befestige. Der vorgeschlagene und von Preußen und England eifrig unterstützte Congreß sollte für Frankreich Zeit gewinnen, seine Rüstungen zu vollenden. Da hat nun Oesterreich plötzlich ein Ende gemacht und den Knoten zerhauen. Der Krieg hat am 29. April begonnen — und ich kann Oesterreich deßhalb nicht tadeln."

„7. Mai. Wir befinden uns in einer äußerst sorgenvollen Lage; der italienische Krieg hat angefangen, allein man weiß bisher von keiner Entscheidung. Wenn nun Oesterreich glückliche Kriegsgeschäfte macht, so wird Preußen mit seinen neun in Rüstung begriffenen Armeecorps zwar nicht glänzend dastehen, vielmehr von beiden kämpfenden Theilen kalt betrachtet werden, aber doch zur Zeit ungefährdet bleiben. Geschähe es aber, daß Oesterreich einen Hauptschlag erlitte, wer steht dafür, daß es dann nicht sein Italien aufgiebt und sich dafür von Frankreich auf deutschem Boden entschädigen läßt?"

„25. Juli. Jetzt hat Oesterreich, nachdem es die Schlachten bei Magenta und Solferino verloren, am 12. Juli in den Frieden von Villafranca gewilligt. Es tritt den größten Theil der Lombardei ab. Der Kaiser der Franzosen hat freilich seine Zusage an die Italiener nicht einmal zur Hälfte erfüllt; allein die Flammen der Revolution drohten ihm in Italien und in Ungarn über den Kopf zu wachsen. Er löschte durch den Friedensschluß ein Feuer, das er selber angezündet, und hat, außer der Genugthuung, Oesterreich gedemüthigt und sich den großen Feldherren angereiht zu haben, die Freude, die innere Zwietracht der Deutschen noch gesteigert zu haben. Denn er unterläßt nicht die Masquerade zu spielen, als

hätten die deutschen Rüstungen ihn zu dem Friedensschlusse vermocht. Preußen mag sich nun doppelt vor Oesterreich in Acht nehmen. Frankreich ist jetzt wieder die gebietende Macht in dem furchtsamen Welttheile, und Preußen hat, ohne es zu wollen, dem Beherrscher von Frankreich in die Hände gearbeitet. Leider ist dem so."

Die Verdammung, welche Dahlmann in dem Gedenkblatt über die preußische Politik jener Tage ausspricht, drückt er in einem Briefe an Gervinus (31. März 1859) noch stärker aus. „Louis Napoleon spielt das alte Spiel, Deutschland durch innere Uneinigkeit zu verderben. Darum muß man Oesterreich gegen Frankreich helfen, was wir auch immer an Oesterreich zu rügen haben. Berlin und London hätten gleich von Anfang her erklären müssen: auf jede bewaffnete Einmischung Frankreichs in die italienischen Händel steht von unserer Seite der Krieg gegen Frankreich. Louis Napoleons Worte: „Preußen hat mich verstanden", bedeuten für mich nichts anderes als: Preußen ist willig sich von mir gängeln zu lassen. Wenn wir Frieden behalten, so verdanken wir es dem kühnen Eigensinn Oesterreichs und nicht den Schleinitzens und den Malmesburys. Die in einigen deutschen Kammern gegebenen Anregungen zum Widerstande haben mich gefreut. Frankreichs Macht ist weit furchtbarer als die Meisten sich denken und es fehlt ihm nicht an Generalen. Preußen hat jetzt leider keinen Mann, der durchschlüge."

Wir wissen jetzt, daß Dahlmanns Urtheil über die preußische Politik der Gerechtigkeit entbehrte, daß Oesterreich sich von Preußen nicht helfen lassen wollte und die preußischen Rüstungen in der Wagschale der Entschlüsse Frankreichs in der That schwerer wogen, als Dahlmann vermuthete. Wir dürfen aber gleichzeitig nicht übersehen, daß ausschließlich das deutsche und preußische Interesse seine Auffassung bestimmte, und weil dem so war, so bewahrte er den vollendeten Thatsachen gegenüber seine volle Unbefangenheit und zog aus denselben alsbald die rechten Schlüsse. Er war kein Doctrinär, welcher, wenn seine Voraussetzungen nicht in Erfüllung gehen, lieber vor den Ereignissen die Augen verschließt, als daß er den Irrthum seiner Lehrmeinung bekennen wollte, auch nicht so romantisch gesinnt,

um für die Fortdauer der kaiserlichen Herrschaft in Italien zu schwärmen. Die ernste Arbeit des italienischen Volkes, sich ein selbständiges, einheitliches Dasein zu erobern, nahm Dahlmanns höchste Theilnahme gefangen, und ebenso begriff er mit voller Klarheit die Wichtigkeit, welche ein gekräftigtes Italien für Preußen und Deutschland gewinnen könne. „Italien, schrieb er Gervinus (4. October 1859), kommt mir recht eigentlich nicht mehr aus dem Sinne und ich merke an mir selber, daß nicht bloß die Jugend das Feldlager überspannter Hoffnungen ist. Wenn es den Italienern gelänge, den Anschluß an Sardinien maßvoll festzuhalten und damit zugleich den Wust des Papstthums abzuschütteln, es wäre eine Lebensquelle in einer Wüste. Wie meiner Meinung nach die Welt steht, sollte Preußen den römischen Katholicismus, der seiner selbst überdrüssig geworden zu sein scheint, ruhig seinen Weg zum Ende gehen lassen und daneben durch die möglichste Verstärkung von Sardinien die Stütze gegen Frankreich zu gewinnen suchen, welche Oesterreich schwerlich mehr gewähren kann. Die Chancen stehen fortwährend, meine ich, vortheilhaft genug für Preußen, aber nur für ein Preußen, welches sich entschließen kann, den Cultus der Mittelmäßigkeit aufzugeben." Und in einem späteren Briefe (20. März 1860) äußert er sich über die Italiener also: „Sie übertreffen bis dahin alle meine Erwartungen weit. Sie scheinen wirklich das Aeschylische σωφρονεῖν ὑπὸ στένει gelernt zu haben. Von ihnen kann, wenn sie beharren, großer Trost für Deutschland ausgehen — wenn sie beharren und wir vernünftiger werden, als wir sind."

Gervinus war nicht der gleichen Ansicht. „Den Dingen in Italien, bekannte er (9. Juni 1860) dem Freunde, sehe ich mit mehr Verwunderung als Bewunderung zu. Da liegt doch sehr auf der Oberfläche Alles und ein Unfall in Sicilien wird in Toscana zunächst einen sichern Rückschlag nach sich ziehen. Auf den unmäßigen Jubel dort bei Empfang Victor Emanuels war nach 14 Tagen vollkommener Katzenjammer gefolgt und vor Garibaldis Expedition riethen alle Banquiers in Florenz den Fremden, die Stadt zu verlassen, weil ein Ausbruch unvermeidlich sei. Wenn die Turiner ihre Freiheit nicht

auf eine Art Republikenbund beschränken, mit vollständiger Erhaltung der localen Einrichtungen und Verwaltungen, so prophezeihe ich ein baldiges Ende des schönen Anfangs.“ Solchen trübseligen Meinungen widersprach Dahlmann ganz entschieden. „Was von Garibaldi schließlich zu halten sei, antwortete er (23. Juni 1860), wird man denn wohl abwarten müssen; vorläufig aber freue ich mich über jedes Bruchstück roher Despotie, das er zertrümmert, und halte es für weltklug, daß in so rüstiger Arbeit begriffen er stets auf den einen Vereinigungspunkt, welcher Allen sichtbar ist, den Victor Emanuel hinweist. Sie wissen, ich lege auf die monarchische Verfassung überhaupt etwas mehr Gewicht, als Sie gerade thun; allein ganz abgesehen davon, ist jetzt die Arbeit mit dem Schwerte die Hauptsache.“

„In Deutschland sind jetzt alle hohe Herren nur in der Liebe für den Hochgenuß einer friedlichen Mittelmäßigkeit einig, die ihnen gleichwohl nicht bescheert werden wird. Aber genug, so lange dieser Zustand dauert, darf nichts aufkommen, was höher hinauf geht. Das ist der Grund, weshalb ich von Anfang her ihren Zeitungsplan nicht für praktisch halten konnte. Auch der beste Rath, von nicht Mächtigen ausgehend, kann uns nicht mehr helfen; eine gebieterische That, woher denn auch kommend, muß vorangegangen sein.“

Sobald Dahlmann den Blick den heimischen Zuständen zuwendet, lagert sich ein dunkler Schatten auf die Hoffnungen, die er aus den Ereignissen in Italien geschöpft hatte. Keinen Brief schrieb er, in welchem er nicht über den Mangel an höherem Schwung, über den thörichten Wahn, die Lebensfragen Deutschlands mit den gewöhnlichsten Mitteln vollbringen zu können, bittere Klage führt. Die rauschenden Festlichkeiten, die öffentlichen Schmausereien, an welchen jene Tage so überreich waren, erregten seinen hellen Zorn. Um diesen auszuschütten, wartete er nicht die Gelegenheit eines Briefes ab. Er schrieb für sich auf ein Blättchen Papier (22. Juni 1860): „Ich werde, wie ich hoffe, in gutem Glauben an die deutsche Zukunft aus dem Leben gehen; allein ich gestehe es, die Hurrahs widern mich an, welche glauben machen wollen, als sei das schon da, was in bescheidener Erwartung zu erstreben ist. Bei uns

Deutschen darf niemand hoch leben, während Deutschland so niedrig lebt."

Bei aller zornigen Unzufriedenheit war denn doch aber die Stimmung Dahlmanns jetzt von dem dumpfen Hinbrüten weit entfernt, welches am Anfange der fünfziger Jahre seine geistige Kraft gefährdet hatte. Er ahnte, daß die Krisis, durch welche unsere politischen Zustände nun einmal hindurchgehen müßten, nahe, und besaß die Ueberzeugung, daß wenn auch der Bann noch nicht gelöst, so doch wenigstens die Fessel gelockert sei, die bisher die nationale Bewegung gehemmt hatte. Das Volksgemüth konnte noch nicht frohlocken: Es ist anders und besser geworden, es konnte aber doch aufathmen: Es wird anders. Während Dahlmann früher jede Aufforderung zur Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten spröde zurückwies, ließ er sich nun dazu willfährig finden. Mit der größten Entschiedenheit hatte er es zwei Jahre zuvor abgelehnt, dem Comité für Steins Denkmal sich anzuschließen. Als sich nach Arndts Tode in Bonn ein Comité für Arndts Denkmal bildete, trat er diesem bei und warb sogar um die Mitwirkung Jacob Grimms. „Was sein Wort über deutsche Gemüther vermag, schrieb er (19. Februar) an Auguste Grimm, hat mir seine Schillerrede kürzlich noch gezeigt und sicherlich wäre es ein gutes Werk, wenn Du, mein liebes Kind, ihn bätest, ein Wort zu Ehren Arndts und seines rheinischen Denkmals zu sagen. Ich trage zwar kein so großes Gefallen an dem Denkmalseifer unserer Zeit, zumal bei den Bildsäulen unserer Größen in der Regel fast nur der Kopf in Frage kommt. Aber hier zu Lande wird die Denkmalangelegenheit mit dem größten Eifer aufgefaßt, so daß die Hoffnung aufgeht, sie werde als eine Sache des gesammten deutschen Vaterlandes verfolgt und zu Ende geführt werden. Wirklich ist Arndt durch seine ganze wunderbare Art zu sein, der allgemein verständlichste Mann im Vaterlande geworden; in seinem Lobe vereinigen sich am Ende alle hindernden kirchlichen und politischen Parteien. Nun kann es freilich sein, daß mir die Gefahren, von welchen unsere nahe Zukunft bedroht wird, allzu lebhaft vorschweben; allein gewiß thut es Noth, gerade jetzt keinen einzigen von den Fäden fallen zu lassen, welche Deutschlands Bevölkerung an Preußen knüpfen.

— Der Rhein, von Arndts Standbild behütet, wird um eine feste Burg stärker sein."*)

Von Dahlmanns Umstimmung legt aber in noch weit höherem Grade Zeugniß ab die Wahl der Vorlesungen, welche er noch in seinem letzten Lebensjahre hielt. Dahlmann hatte überhaupt eine größere Neigung zum Lehrfache als zum Schriftsteller. Nur schwer entschloß er sich zu literarischer Thätigkeit; langsam bedächtig griff er zur Feder, sie fallen zu lassen, kostete ihm kein allzu großes Opfer. So ließ er auch den letzten literarischen Plan, an den er kurz vor dem Ausbruche des italienischen Kriegs bereits Hand angelegt hatte, unausgeführt. Er wollte gleichsam ein politisches Testament errichten, die hervorragendsten Augenblicke seines öffentlichen Wirkens, seine Bemühungen für das holsteinische Recht, seine Vertheidigung der hannoverschen Verfassung, seine Thätigkeit im Jahre 1848 schildern und mit den nöthigen Actenstücken, Briefen begleiten. Die Zeitgenossen sollten ihn kennen lernen, zugleich aber auch die Grundsätze, die ihn geleitet und an welchen er als Greis ebenso unwandelbar festhielt, wie in der Zeit, in welcher er in das Mannesalter getreten. Aber dieser „Rückblick auf sein politisches Leben" blieb Fragment, nur wenige Blätter davon hatte er wirklich zu Papier gebracht. Freimüthig bekannte er, als ihm die philosophische Facultät zu Halle das Doctordiplom erneuerte, welches er sich vor fünfzig Jahren in Wittenberg erworben hatte „daß seine literarischen Leistungen weit weniger an Zahl und Bedeutung geblieben sind, als man von einer so lange fortgesetzten Lehrerthätigkeit erwarten sollte." Viel freier und

*) Ueber Arndt selbst etwas zu schreiben, wozu er vielfach aufgefordert wurde, konnte er sich aber doch nicht entschließen. Eifrig las er aber Alles, was über Arndt veröffentlicht wurde. Und als ihm C. Labes in Jena sein frisches Arndtbüchlein sandte, erzählte er diesem als Gegengabe ein kleines Erlebniß mit Arndt: „Als in den vierziger Jahren der Erbprinz von Meiningen hier studirte und von seinem Vater, dem regierenden Herzog, besucht ward, waren unter Andern auch Arndt und ich zur Tafel eingeladen. Arndt war sehr belebt und erzählte mancherlei aus den großen Jahren. Plötzlich wandte er sich mit gehobenem Glase an mich mit den Worten: Ist es aber nicht eine wahre Schande, lieber Dahlmann, daß wir nicht längst Du mit einander sind? und brachte mir mit seiner nicht leisen Stimme förmlich Brüderschaft zu, zur unsäglichen Ergötzung des Herzogs und der sonst anwesenden Fürstlichkeiten. — So war er!"

ungebundener bewegte er sich in den akademischen Vorlesungen, die er nicht allein mit dem größten Eifer hielt, stetig nachbesserte und ergänzte, in welche er auch seine politischen Stimmungen vollständig hineinlegte. Daß die Wissenschaft dem Leben fern bleiben solle, konnte er niemals verstehen, daß die historische Erzählung „in die Gegenwart ausmünde", sah er den Studenten gegenüber, deren Kenntnisse er nicht nur bereichern, sondern deren sittlichen Charakter er auch bilden wollte, als eine wesentliche Aufgabe des Lehrers an. Noch mehr. Durchzog eine bestimmte politische Strömung den Volksgeist, weckten die Ereignisse des Tages für gewisse Länder und Zeiten ein sicheres Interesse, so brachte er gern seine Vorlesungen mit dem herrschenden Gedankenkreise in eine unmittelbare Verbindung.

Nach dem Jahre 1848 erzählte er ausführlich und eingehend von den jüngsten Schicksalen Dentschlands und führte die deutsche Geschichte bis zum Schlusse des Frankfurter Parlaments. Als der Krimkrieg die Aufmerksamkeit auf den Osten lenkte, las er über die Geschichte Rußlands seit Peter dem Großen. Diese Vorlesungen, von Dahlmann in seinem siebzigsten Jahre ausgearbeitet, gehören zu den besten, die er jemals gehalten hat. Mit großer Kunst zeichnete er die fremdartigen Zustände und die noch fremdartigern Persönlichkeiten, welche Rußland groß gemacht hatten, die rohen Kraftmenschen, deren Bestialität man verabscheut, deren Energie man aber dennoch anerkennen muß. Er hat das Wesen des Volkes scharf in das Auge gefaßt, er weiß die Naturen Peters des Großen, Katharina II., Paul I., Menschikows, Ostermanns, Suwarows farbig zu schildern und die Erzählung von den russischen Dingen durch die Verflechtung mit den europäischen Ereignissen anziehend zu gestalten.

„Rußland ist von den Blitzstrahlen unberührt geblieben, welche die Völker des europäischen Abendlandes geistig durchglüht und entzündet haben. Der Russe kennt keine Kreuzzüge, keinen Katholicismus mit seinem herrschenden Papstthum und folglich auch keine Reformation. Für das Alles konnte die geistlose Einförmigkeit der griechischen Kirche nur schwachen Ersatz geben; keine einzige Wissenschaft hat sich im russischen Volke entwickelt. Dazu kamen die muhamedanischen Tataren, welche Jahrhunderte lang dem alten freien

russischen Volksleben den Charakter der Dienstbarkeit aufprägten und die russischen Theilfürsten, die ihnen gehorchen mußten, auch zu Zwingherrn ihrer russischen Unterthanen machten, so daß der Russe, als die Tataren endlich wichen, nur von einer Zwingherrschaft in die andere überging. Was blieb für das russische Volk übrig? Eine gründliche Tapferkeit, die jedoch des ritterlichen Schwunges und dessen ermangelt, was wir anderen Europäer Ehre nennen und auch auf den (nicht zu knutenden oder zu schlagenden) Körper ausdehnen; ein in Dogmen erstarrtes Christenthum, welches den Weg zur Versöhnung von Glauben und Wissen nicht einmal versucht; im Uebrigen viele patriarchalische Gastfreundschaft, unbeschadet der Neigung Jedermann zu übervortheilen und der größesten Gewandtheit darin. In zwei Punkten excellirt der Russe. In der Beharrlichkeit die angewiesene Arbeit zu vollbringen wird der Altrusse von keinem Volke der Welt übertroffen und von wenigen Völkern auch in der Bereitwilligkeit, für die Gesammtheit, für das heilige Rußland Opfer zu bringen."

Ueber Peter den Großen urtheilte Dahlmann, daß er, „durch die Offenkundigkeit seines Wandels der Nachwelt gleichsam ein Daguerreotyp hinterlassen hat, welches jeden an ihm haftenden Makel wiedergibt, der seine Größe entstellt, aber darum nicht vertilgt hat." Und in Bezug auf Kaiser Alexander that er den Spruch: „Die Politik, in welche sich Rußland seit Jahrhunderten eingelebt hat, erlaubte nicht, daß es von einem reinen Character beherrscht werde. Der Jüngling Alexander bestieg mit würdigen Vorsätzen den Thron, aber dennoch befleckt mit einer, wenn schon unfreiwilligen Theilnahme am Vatermorde und als Vollender des Raubes von Georgien."

Dahlmann liebte Rußland nicht. „Es war eine kurzsichtige Politik, meinte er, welcher Dänemark, Polen-Sachsen, Preußen und England-Hannover folgten, als sie dazu halfen, die Eisenstangen des Käfigs zu zerbrechen, hinter welchen Schweden zur Zeit seiner Größe das Ungethüm des eisigen Ostens gefangen hielt." Und über die äußere Politik Rußlands fällte er das härteste Urtheil. „Wohl haben die Männer Recht, welche den Nationen vom Cultus des unbedingten Humanismus abrathen. Schon dem Einzelnen ist wenig zu empfehlen,

daß er seinen Backen für den zweiten Streich dem hinhalte, der ihm den ersten gab; vollends ist eine Nation zu demjenigen Egoismus berechtigt, ja verpflichtet, welcher der Gewichtigkeit seines Wesens entspricht; aber eben deshalb nicht zu dem entehrenden Egoismus des Wolfes, der Alles zerreißt, was ihm nahe kommt.“ Wölfisch erschien ihm die Politik Rußlands, gleichviel ob sie ihre Vergrößerungsgier einfach auf ihre größeren materiellen Mittel stützte, wie in der alten Zeit, oder ob sie ihr Eroberungssystem, wie seit Kaiser Paul, durch die Doctrin rechtfertigt, Rußland sei von der Vorsehung berufen, die Erhaltung der politischen und religiösen Ordnung in unserem Welttheil überall gegen die Theorien des Umsturzes zu wahren. Das hinderte ihn aber nicht, die Pflichten des Historikers gewissenhaft und mit sachlichem Eifer zu erfüllen und von der Entwicklung Rußlands ein Bild zu gestalten, das eben so sehr durch Gediegenheit des Urtheils und die behagliche Ruhe der Schilderung fesselt, wie es über die politische Bedeutung des Riesenreiches trefflichen Aufschluß giebt.

Noch einmal wählte Dahlmann für seine Vorlesungen einen Stoff im Einklange mit der herrschenden politischen Stimmung. Im Winter 1860 trug er die Geschichte Friedrich des Großen vor. Das war die letzte Vorlesung, die er entwarf, die letzte, die er hielt. „Man darf keinen Faden fallen lassen, welcher Deutschlands Bevölkerung an Preußen knüpft,“ war nach dem italienischen Kriege seine Mahnung gewesen. Dazu wollte auch er nun durch seine Vorlesung beitragen. Vollkommen hatte er am Abend seines Lebens die Abneigung überwunden, welche ihm Jugendeindrücke gegen den großen König eingeflößt hatten. „Der Verherrlichung Friedrichs, sagte er zwar in seinen Einleitungsworten, denke ich mich nicht vorzugsweise zu befleißigen, mir soll es genug sein, wenn der Wahrheit ihr Recht geschieht. Der Mann ist wie er ist, groß genug und kann gern auch einigen Tadel auf seine breiten Schultern nehmen.“ Aber was Friedrich der Große für Preußen, auch für das Preußen der Gegenwart bedeutet, war ihm vollkommen klar. „Wir bedürfen fürwahr einer Erinnerung an die Thatkraft des großen Friedrich, bedürfen einer entschiedenen Ablenkung von der Ohnmacht der Phrase,“ so hub er seine Erzählung

an, wie Preußen aus kleinen Anfängen sich durch die Klugheit und Kraft seiner Fürsten zur Größe erhoben hatte. Seine letzten Gedanken waren Preußen, seine letzten Wünsche der Wiedererstarkung dieses Staates und damit Deutschlands gewidmet.

Seinen Plan, die Geschichte Friedrichs des Großen zu erzählen, brachte er nicht zu Ende. Am 7. November 1860 hatte er die Vorlesungen begonnen, eingehend geschildert, mit Liebe und Einsicht dargelegt, wie der Staat Preußen durch den großen Kurfürsten und dessen Nachfolger gegründet worden war — da wurde seinem Leben ein Ziel gesetzt.

Oede und einsam war es allmälig um Dahlmann geworden. Der Tod hatte in seiner Familie, unter seinen Freunden große Lücken gerissen. Schwer hatte ihn namentlich der Tod Wilhelm Grimms getroffen. Von seinem Schmerze übermannt warf er sich laut weinend Welcker in die Arme, als er die Nachricht von diesem Verluste empfangen. Es war mit Wilhelm Grimm ein Stück seines eigenen Lebens zu Grabe getragen worden. Und so löste sich jetzt Stück für Stück von seinem Leben ab. Im Hauskalender häuften sich die Einzeichnungen von Todesfällen. Arndt, die „theure" Dora Hensler, Bunsen — die Notiz von Bunsens Tode war die letzte, welche Dahlmann eintrug — starben rasch auf einander. Auch die Körperkräfte sanken in letzten Jahren bedenklich. Zwar sein Haupthaar war dicht und schwarz geblieben, aber gebeugt wurde die Haltung, schwerfällig der Gang, die Schmerzen im Kopfe oft unerträglich. „Ich muß die Segel schon zusammenreffen," sprach er zu seinen Freunden. Eine Badecur in Carlsbad, im Herbste 1860, in Begleitung der Enkelin unternommen, brachte einige Erleichterung, ruhige behagliche Tage verlebte er im September noch bei den treuen, herzlich ergebenen Wentorps in Rothenhausen. Die Familie hoffte, er werde vielleicht den Winter überdaüern. Da warf ihn am Abend des 2. December ein Schlaganfall nieder. Mit dankbarer Liebe blickte er noch auf den rasch von Linz herbeigeeilten Sohn, auf Schwiegertochter und Enkelin; aber die Sprache und das volle Bewußtsein kehrten nicht wieder zurück. Schmerzlos verschied Dahlmann nach vollendetem fünfundsiebzigsten Jahre am 5. December 1860.

Auf dem Bonner Friedhofe steht Dahlmanns Denkmal: eine Granitstele mit dem erzgegossenen Reliefbilde Dahlmanns, von Afingers bewährter Künstlerhand geschaffen. Die Freunde, welche das Denkmal aus Erz und Granit errichten ließen, hatten dabei keine bewußte symbolische Absicht; dennoch sagt sich Jedermann unwillkürlich, daß in diesen Stoffen Dahlmanns innerste Natur sich wahrhaftig wiederspiegelt.

Dahlmann war kein weicher, beweglicher Geist, welcher die Eindrücke der Welt leicht in sich aufnahm und in raschem Wechsel in vielgestaltige Formen ausprägte, Dahlmann war kein reicher Geist, dem eine verschwenderische Fülle von Gedanken stetig zuströmte, eine erst durch das Lebensende begrenzte Entwicklung vergönnt war. Eine arme, freudenleere Jugend, die Einsamkeit bis zum reifen Mannesalter hatten ihn nicht allein karg im Ausdrucke gemacht, sondern auch in einen beschränkten Kreis, den er umfassen konnte, gebannt. Aber die Eingezogenheit hatte ihn gelehrt, sich zusammenzuziehen, jeden Gedanken, dessen Richtigkeit er erkannt, stark zu nähren, kräftig auszubilden und in die schärffste und reinste Form zu gießen. So eroberte er sich die unzerstörbare Härte und Treue der Ueberzeugung, die Gediegenheit und geschlossene Ganzheit des Wesens, die seinen Lebensgang schon an sich bedeutsam erscheinen läßt. Doppelt bedeutsam wird derselbe durch den inneren Gehalt seiner starken Gedanken, durch die Uebereinstimmung seiner Grundsätze mit den besten Wünschen und edelsten Zielen des deutschen Volkes.

Ein Mann des unmittelbaren großen Erfolges war zwar Dahlmann nicht. Sein historisches Hauptwerk wurde durch den entlegenen Gegenstand einem weiteren Leserkreise entfremdet, seine Lehre vom Staatswesen wurde nach eigenem Geständniß von den Ereignissen überholt und verlor ihre unmittelbare Geltung. Auch an sein öffentliches Wirken heftete sich nicht der Sieg. Dreimal war er in den Vordergrund der politischen Thätigkeit getreten. Er hatte in Kiel für die Rechte Schleswig-Holsteins gekämpft, in Hannover die brutal zu Boden geworfene Verfassung vertheidigt, in Frankfurt endlich die Kaiserpartei geführt. Und als Dahlmann starb, lastete auf Schleswig-Holstein der dänische Druck ärger als je, thronte in

Hannover noch immer das Geschlecht der Verfassungsbrecher und Deutschenfeinde, und lebte das deutsche Kaiserreich nach wie vor nur im Traume.

Dennoch durfte er sich wie nur wenige Männer einer wirkungsreichen Thätigkeit rühmen. Ohne eine historische Schule zu gründen, übte er auf die jüngeren Fachgenossen den nachhaltigsten Einfluß. Sie erbten von ihm die Kraft, auch mit warmer menschlicher Empfindung die Ereignisse zu betrachten, sie erbten die lebendige vaterländische Gesinnung und die liebevolle Achtung des eigenen Staates. Wenn unsere Geschichtsschreibung nicht mehr vaterlandslos ist, wenn sie den deutschen Geist bewährt, nicht allein durch gediegene Forschung und die wahrheitsgetreue Schilderung, wenn sie auch in dem Sinn national geworden ist, daß sich unser Volk in derselben wiedererkennt, sein Herz, seine Natur und seine Ziele hier abgespiegelt schaut, so verdankt sie es dem hervorragenden Beispiele Dahlmanns. Segensreich war auch die Wendung, welche er unseren politischen Grundsätzen verlieh. Während der größte Staatskünstler des sechszehnten Jahrhunderts mit einziger Klarheit erkannt hatte, daß die gewöhnlichen Regeln der Moral nicht auf die Beziehungen von Staat zu Staat anzuwenden sind, lehrte Dahlmann, daß dennoch auch hier ein ethisches Verhältniß walte und hat diese echt deutsche Lehre tief in das Volksbewußtsein eingegraben.

Es war Dahlmann nicht vergönnt, so lange er lebte, an den Früchten seines politischen Wirkens sich zu erfreuen, seine Ziele erreicht, seine Wünsche siegreich zu erblicken. Erst uns Ueberlebenden ist es gestattet, Dahlmanns Thätigkeit in ihrem ganzen Werthe ins Auge zu fassen. Wir vergessen nicht, daß Dahlmann es war, welcher die wohlbegründete Forderung Schleswig-Holsteins, vereint zu bleiben und deutsch zu werden, zuerst dem deutschen Rechtsbewußtsein nahe gerückt, die ersten Fäden mitgesponnen hatte, durch welche die Sache Schleswig-Holsteins mit den allgemeinen deutschen Interessen verwebt wurde. Wir vergessen nicht, daß er durch seinen Protest gegen die Vernichtung der Verfassung in Hannover dem Particularismus einen schweren Streich versetzt hat, von welchem sich dieser niemals wieder vollständig erholte. Die kleinen Regierungen erkannten wir seitdem

als unfähig zum Guten, aber als mächtig genug, Böses zu verüben. Am wenigsten vergessen wir, mit welcher beharrlichen Treue und mit welchem unerschütterlichen Eifer Dahlmann für Deutschlands Einigung unter Preußens Führung gestritten hat. Unter den Ahnenbildern des neuen Deutschen Reiches ist neben einem Stein, Arndt auch Dahlmann eine Stelle für immer gesichert, gesichert auch das ehrenvolle Andenken bei den kommenden Geschlechtern. Möge das Andenken lange lebendig bleiben. So lange uns Dahlmanns Bild nicht unverständlich geworden ist, so lange seine Characterstärke, sein unbeugsamer Wille, sein Rechtssinn uns Achtung gebieten und willig als Muster geehrt werden, so lange der Grundsatz bei uns waltet und herrscht, welcher den Kern seiner Natur bildete: Die besten Kräfte muß jeder Einzelne dem Staate hingeben, der Staat aber darf nicht versehren, was unser Dasein werthvoll, unsere Seele gottähnlich macht, unser sittliches Wesen — so lange steht auch nicht zu fürchten, daß die Größe Deutschlands die Mittagshöhe bereits überschritten hat.

Beilagen.

1. Erklärung in Sachen der Berliner Deutschen Zeitung.

An die verehrten Herren Unterzeichner des Zeitungs-Programmes vom 27. Juni dieses Jahres. (1846.)

Ihre gütige Aufforderung, mir von Herrn Prof. Lohbauer kürzlich überbracht, hat mich auf das wiederholte Studium Ihres Programmes und so auf drei Bedenken geführt, die ich Ihnen in aller Aufrichtigkeit mittheilen will. Erstens. Ihre Zeitung will Freundin der Regierung sein, daher zunächst Gegnerin der Opposition. Wenn Sie nun unter Opposition umwälzende Bestrebungen und vornehmlich solche, die es im Princip sind, verstanden wissen wollen, so kann jeder Wohlgesinnte das nur preisen; allein ich hoffe, die Deutsche Zeitung werde auch Freundin genug der deutschen Regierungen sein, um ihren Rathgebern in allen Fällen zu opponiren, wo diese selbst dahin gerathen, zu Recht Bestehendes zu vernichten und dadurch den Glauben an den Bestand der deutschen Staatsordnungen zu untergraben. Unter Bestehendem wird ja auch sicherlich nicht bloß verstanden sein, was am 27. Juni d. J. bestand, sondern alles, was, wenn Recht und Treue und die wesentliche Wohlfahrt des Ganzen gefördert werden soll, bei uns genesen, oder wenn unterdrückt, zum Wiederaufstehen gerufen werden muß. Erlauben Sie mir, zur Vermeidung jedes Mißverständnisses auf bestimmte Lebensfälle einzugehen. Wären 1822, als die gewiß bescheidenen Bitten der Holsteiner an den deutschen Bundestag kamen, diese zur Beachtung gelangt, so stände ein anerkannter Grund des Rechts in dieser wichtigen Sache fest, und der König von Dänemark befände sich nicht heute in der traurigen Alternative, entweder das gute Recht der Schleswig-Holsteiner oder die Liebe der Dänen zum Opfer bringen zu müssen. Noch schwerer wiegt die hannoversche Frage; denn wenn mich nicht alles trügt, so wird der künftige Geschichtschreiber Deutschlands sagen müssen: die weite Verbreitung des Unglaubens an eine friedliche Entwickelung unserer deutschen

Zukunft, welcher Unglaube den Ausländern, die unser Vaterland besuchen, einen so unheilverkündenden Eindruck macht, datirte sich von der Entscheidung, welche über diese Frage gefallen ist. Eine Verfassung von unzweifelhaft gesetzlichem Ursprung, beschirmt durch unzweifelhafte Bestimmungen der Wiener Schlußacte, hätte nicht fallen müssen, wie sie gefallen ist. Wie ich mir die Deutsche Zeitung denke, würde sie, damals schon bestehend, den deutschen Regierungen, welche keine allgemeine Stände besitzen, gerathen haben, das bestehende Recht überall zu ehren, auch das mißfällige, und eben dadurch vor aller Welt Augen ein hohes Beispiel der Gerechtigkeit aufzustellen; die Deutsche Zeitung würde den verderblichen Lehren der politischen Wochenblättler widerstanden haben. Ich will es nicht verhehlen, daß ich jede beruhigende Auskunft über diese wichtige Aufgabe in Ihrem Programme vermisse. Darüber darf keine Ungewißheit herrschen, ob die Deutsche Zeitung die sogenannten constitutionellen Staaten als an sich löblich verfaßt betrachtet, ich meine: ob sie das constitutionelle Princip mit voller Billigung anerkennt und allein dessen Mißbrauch tadelt. Erklärt sie sich gegen das Princip, so wird sie nun und nimmermehr eine Deutsche Zeitung werden; ihr Titel wird ihre Verurtheilung sein.

Zweitens. Das Programm stellt sich auf die Seite des positiven Christenthums und spricht die Ueberzeugung aus, daß fortan die letzten und höchsten Fragen des menschlichen Gemüthes nach Gott und göttlichen Dingen nicht mehr theoretisch durch die Philosophie, vielmehr durch die lebendige Theologie entschieden werden sollen. Ich will nicht untersuchen, ob die Seelenkräfte, welche den Menschen in Wissenschaft und Kunst bewegen, sich das Recht der Mitentscheidung über die höchsten Fragen der Menschheit werden absprechen lassen; allein lassen Sie mich es nur gestehen, daß mich, zumal bei dem Hinblicke auf die Mehrzahl der Unterzeichner, dieses starke Hervortreten des theologischen Elementes neben so geringer Entwickelung des politischen nicht wenig befremdet hat. An dieses Befremden knüpft sich bei mir einige Sorge. Es bedarf wohl, was mich angeht, nicht erst der Versicherung, daß ich mich nicht auf die Seite derer stelle, welche in der Verachtung des Glaubens unserer Väter die wahre Weihe der Kraft erblicken; wo ich auf meinem Lebenswege ächte Religiösität angetroffen habe, da bin ich mit Bewunderung und Erbauung stehen geblieben. Es ist mir das, muß ich hinzufügen, nicht gar häufig geschehen; wo es aber der Fall war, da ward ich stets an Platon's Philosophen erinnert, welche nur ungern und fast gezwungen

sich mit Staatsgeschäften zu schaffen machten, so sehr liebten diese Religiösen, sich von dem Weltgetümmel und seinen theuer bezahlten Freuden in die Stille des eigenen Gemüthes zurückzuziehen; und gleichwohl habe ich nirgend duldsamere Gemüther als unter den wahrhaft Religiösen gefunden. Allein in einem völligen Gegensatze zu dieser Innerlichkeit sehe ich die Kirchlichen des neuesten Stempels auftreten; ihnen kann es nirgend zu bewegt und unruhig sein, kein noch so hoher und gebietender Stand in dieser rauschenden Weltlichkeit, den sie nicht einzunehmen willig und beeifert wären. Ich gestehe, daß mich manchmal ein Grauen ergreift, sehe ich solch ein Gefallen an allem bunten äußerlichen Gelingen mit dem Gewande strengster Kirchlichkeit geschmückt und wie dann von der andern Seite eine leichtfertige Zunge mit den Worten: „Das ist einer von den Frommen," alles abzuthun glaubt. Mit einem Worte, ich fürchte daß das letzte Menschenalter die lange Liste der Gebrechen unserer bürgerlichen Gesellschaft mit zwei Lastern der schlimmsten Art vermehrt hat, mit Heuchelei und Leichtfertigkeit in Glaubenssachen. Sicherlich wird die Deutsche Zeitung den Weg der Verketzerung nicht gehen wollen; allein ich läugne nicht, daß ich auch selbst den äußeren Anschein vermieden wünschte, als sei die Absicht, hier ein Zeitungsblatt von starker theologischer Färbung zu gründen. Wenn die aufregenden Fragen der Gegenwart mit sittlichem Ernste, und ich darf sagen, mit jener religiösen Scheu besprochen werden, welche ächter Wissenschaftlichkeit stets zur Seite geht, so meine ich, ist ein Großes, bisher noch Unerreichtes geschehen; ein Eingehen in dogmatische Zwiste und Ausgleichungen, so wünschenswerth letztere sein mögen, würde, fürchte ich, unter den Mitarbeitern, deren Mehrzahl zu den Unausgeglichenen gehören wird, einen Hader erregen, der gefährlich auf die sonstige Haltung des Blattes zurückwirken möchte. Giebt es leider ein deutsches Walhalla, in welchem Martin Luther nicht gefunden wird, so darf es doch im Jahre 1846 keine deutsche Zeitung geben, bei welcher ein Justus Möser, ein Lessing nicht getrost eintreten dürfte, ohne am Thore um sein theologisches Glaubensbekenntniß befragt zu werden. Auch sind die neuerlichen Spaltungen in beiden Kirchen, so weit nicht politische Unzufriedenheit hinter ihnen lauert, gerade ja aus dem allzu eifrigen Trachten, die Gläubigkeit durch äußere Maaßregeln zu vermehren, hervorgegangen. An dem Gefallen aber, welches unsere Jugend an den kirchlichen Neuerungen findet, tragen wieder die neumodisch Altkirchlichen die Hauptschuld, welche die Irrlehre verbreiten, ein guter Christ und ein Freund politischer Freiheit sein, sei

ein Widerspruch. Johann Jacob Moser trug mehr lebendiges Christenthum, und, wenn es einmal so heißen soll, mehr lebendige Theologie in sich, als irgend ein mir bekannter Staatsmann der Gegenwart, und hat sie bewährt in grausamen Bedrängnissen; allein wenn es auf die Rechte der Unterthanen ankam, so fragte er bei dem lebendigen Staatsrechte nach und nahm sich wohl in Acht, durch gleißnerische Fictionen die hohe Stellung des Herrschers bis zur Göttlichkeit hinaufzuschrauben.

Endlich drittens. Ich halte es für eine gefährliche Maaßregel, eine katholische Politik einer protestantischen in der Art, wie es jetzt im preußischen Staate geschehen soll, in zwei verschiedenen Zeitungen erklärt gegenüber zu stellen. Wo die Mitglieder beider Kirchen auf deutschem Boden untermischt wohnen, da gestaltet sich allmälich aus dem Zusammenleben wie von selber eine Gesinnung wechselseitiger Duldung und Anerkennung, welche darum nicht minder christlich sein dürfte, weil sie weniger scharf confessionell ist. Hat die Durchbildung dieses Verhältnisses durch bekannte Ereignisse Störung erlitten, so darf man es doch den Provinzialständen des Rheinlandes zum Ruhme nachsagen, daß die Eintracht ihrer Berathung niemals durch die kirchliche Trennung gefährdet ward. Die Wendung aber, welche nunmehr diesen Dingen gegeben werden soll, bedroht uns mit einer Flamme, welche leichter zu entzünden als zu löschen sein wird. Ich habe mich in Bezug auf diesen Punkt ausführlicher gegen Hrn. Prof. Lohbauer ausgesprochen; auf die Deutsche Zeitung für sich hat er keinen Bezug. Wenn ich nun auf obenstehende Bemerkungen den Wunsch baue, daß die Deutsche Zeitung in einer öffentlichen, ihrem Erscheinen vorangehenden Erklärung ihr politisch-publicistisches Glaubensbekenntniß entwickelter und ohne Rückhalt aussprechen möge, so werden Sie hierin keine Anmaßung, sondern nur die Absicht erkennen, zu einem wichtigen Unternehmen, welches ohne großen Nachtheil für die öffentliche Wohlfahrt nicht mißlingen kann, nach dem geringen Maaße meiner Kräfte den Weg bahnen zu helfen. In schwierigen Zeiten soll man vor allen Dingen sich selber treu bleiben, und es wäre von meiner Seite ein unverzeihlicher Leichtsinn, mich durch eine Zusage an ein Unternehmen zu binden, über dessen Grundrichtung ich noch im Dunkeln bin.

Bonn, den 6. Aug. 1846.

Dahlmann.

2. Vorwort zum Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes.

Aus einem treulich fortgesetzten Bemühen ist uns am Ende eine Arbeit erwachsen, die der besonnenen Pflege und einer zeitigenden Frühlingssonne gar sehr bedarf, wenn aus ihr etwas zum Heile des Vaterlandes erblühen soll. Nicht bloß, daß wir die ungeheure Kühnheit, ja Vermessenheit empfanden, durch wenige scharf einschneidende Paragraphen tausendjährige Schäden heilen zu wollen, unter uns ergab sich, daß wir es nur geradezu gestehen, als wir den Hauptorganen der neuen Staatsbildung nachfragten, mannigfache Meinungsverschiedenheit, und es sind hochwichtige Entscheidungen allein durch Mehrheiten, überwiegende freilich, getroffen. Was uns indeß immer wieder zu neuer Gemeinsamkeit des Eifers zusammenführte, war unsere volle begeisternde Einstimmigkeit in einem Puncte. Dieses Deutschland, welches die vielhundertjährigen Strafen seiner Entzweiung getragen hat, muß seine Volks- und Staatseinheit jetzt erreichen, unverzüglich bevor noch das zweite Jahrhundert seit jenem Frieden abläuft, welcher seine Schwäche heilig spricht. Niemand in der Welt ist so mächtig, ein Volk von über vierzig Millionen, welches den Vorsatz gefaßt hat, sich selbst fortan anzugehören, daran zu verhindern, Niemand auch dürfte nur wünschen es zu sein, und wenn durch Ereignisse, in welchen wir Alle die Waltung einer höheren Hand verehren, Vieles von dem, was früher allein die Sehnsucht des Vaterlandsfreundes erreichte, heute in die nächste Nähe gerückt ist, — wehe der Staatskunst, die in solchem Augenblicke die alten Netze der Täuschung wieder auswerfen wollte, sie würde sich ihr eigenes Grab graben. Darum sind die Artikel über die Bedeutung des Reichs, über die Grundrechte des deutschen Volks und die Competenz des Reichsgerichts mit großer Einmüthigkeit genehmigt. Allein die Nothwendigkeit, welche in den Sachen belegen ist, führte die Mehrzahl der Versammlung einen starken Schritt weiter. Niemand in ihrer Mitte verbarg sich, daß in jener Zerstückelung, welche für unser Vaterland so traurige Früchte getragen hat, dennoch zugleich vielfältige Keime verborgen liegen, welche unzertreten bleiben müssen, wenn unsere Zukunft fröhlich gedeihen soll. Die Bedeutung unserer Dynastien ist durch die Stürme weniger Wochen nicht entblättert, und eine edle Scham hat uns Deutsche behütet, denen zur Seite zu treten, welche aus dem Mißbrauche der Macht, wozu die Versuchung in jeder Menschenbrust liegt, die Nothwendigkeit folgern wollen,

jede hervorragende Größe als ein Hinderniß der Freiheit zu beseitigen. An unsere Fürstenhäuser knüpft sich nicht bloß die Gewohnheit des Gehorsams, welche sich durchaus nicht beliebig anders wohin übertragen läßt, sondern in Wahrheit die einzige Möglichkeit, dieses weitschichtige, vielgestaltige Deutschland allmälich in die Staatseinheit einzuführen, die sich aus höheren Gründen nicht länger entbehren läßt. Wenn es gewiß ist, daß eine Einheit in der Art, wie sie in andern europäischen Reichen obwaltet, sich auf deutschem Boden nur durch eine unabsehliche Reihe von Gewaltthaten und Freveln, deren Verantwortlichkeit kein reiner Vaterlandsfreund auf sich nehmen möchte, erreichen ließe, so würde eben so gewiß am erreichten Ziele das Gefühl einer völligen Verödung und Rathlosigkeit die deutschen Gemüther überwältigen; denn es wäre ein plötzlicher leichtsinniger Bruch mit unserer ganzen Vergangenheit. Steht so die Erblichkeit nicht bloß in der Gewissenhaftigkeit und der Gesinnung der Deutschen, sondern auch in ihren politischen Ueberzeugungen fest, so hat sich doch über die Frage, ob das künftige Oberhaupt Deutschlands ebenfalls erblich zu berufen sei, die Versammlung der Siebenzehner nicht zur Einstimmigkeit vereinbaren können. Die Auffassung der Mehrzahl aber, die im Fortgange der Berathung stärker anwuchs, ist diese: Von der Zeit an, da ein Reichsgrundgesetz dem deutschen Volke die Reichseinheit und seinen einzelnen Staaten eine Fülle der edelsten Freiheiten, wie sie noch kein Volk der Erde in so kurzem Kampf erwarb, gewährleistete, Freiheiten, deren noch weiteren Fortschritt nichts hemmen wird, es wäre denn die eigene Besonnenheit, von dieser Zeit an muß für jeden Vaterlandsfreund die Bewahrung solcher unschätzbaren Güter vor umwälzenden Strebungen die Hauptsache sein. Knüpft sich nun unser vielverzweigtes Volksleben wesentlich an den Fortbestand der Dynastieen Deutschlands, so darf das Reichs-Oberhaupt, welches über dem Ganzen zu walten berufen ist, ebenfalls nur ein gleichartig erbberechtigtes sein. Verlassen von dieser Eigenschaft, welche die Wurzel jeder menschlichen Macht bildet, würde es ungleich denjenigen gegenüber stehen, welche um der Wohlfahrt des Ganzen willen die Verpflichtung anerkannt haben, ihre Erbmacht seiner Hoheit unterzuordnen. Es würde eben darum, wenn von Haus aus mächtig, das Reichs-Regiment als eine vergängliche Nebenaufgabe, nur allenfalls zu Hauszwecken nutzbar, betrachten und behandeln; ohne Hauslande aber an den höchsten Platz gestellt, wie könnte ein solches bloß mit den Fictionen der Macht bekleidetes Reichs-Oberhaupt nur anders, als in den erblichen Dynastien seine geborenen Gegner erblicken?

Je kraftvoller ein solches Reichs-Oberhaupt auf den ihm übertragenen Rechten hielte, um so gewisser sähe sich das deutsche Volk in den verderblichsten inneren Zwiespalt, den gefährlichsten Kampf der Pflichten hinein gerissen. Nicht unwahrscheinlich würde die eine und untheilbare Republik mit einem Präsidenten an der Spitze den Sieg davon tragen, aber sicherlich nur auf einem mit deutschem Bürgerblut bespritzten Pfade; denn es ist eine Fabel, die allein in der verzehrenden Unruhe der letzten Wochen vorübergehenden Glauben finden konnte, als sei aus den Herzen der Deutschen die Geltung ihrer Fürstenhäuser auf einmal verschwunden. Diese werden vielmehr in dem Volksbewußtsein eine um so freundlichere Stätte finden, weil sie dem allgemeinen Wohle schmerzliche Opfer gebracht haben. Darum darf der Anfang unserer neuen Ordnung keineswegs mit der Bestellung eines wechselnden Oberhauptes gemacht werden, und die Mehrzahl unserer Versammlung hat, indem sie §. 5 genehmigte, mit sicherer Ueberzeugung jede Richtung zu diesem Ziele hin aus ihrem Plane entfernt, denn der Gedanke, daß sich späterhin wohl auf eine Bahn zurückkommen lasse, die man, in schwankender Zeit schwankend gesinnt, jetzt zu betreten zagt, gehört den verderblichsten aller Täuschungen an. Was in dieser Richtung gelingen soll, muß unverzüglich geschehen. Wenn Deutschlands einträchtiger Fürstenrath der großen Maiversammlung zu Frankfurt a. M. einen deutschen Fürsten seiner Wahl als erbliches Reichsoberhaupt zur Annahme zuführt, dann werden Freiheit und Ordnung auf deutschem Boden sich versöhnt die Hände reichen und fürder nicht von einander lassen.

---

3. Rede über die Oberhauptsfrage.

(22. Januar 1849.)

Ich habe mit neun Gesinnungsgenossen im Verfassungsausschuß ein Minoritäts-Erachten aufgestellt, welches also lautet:

> „Diese Würde ist erblich in dem Hause des Fürsten, dem sie übertragen worden; sie vererbt im Mannesstamme nach dem Recht der Erstgeburt."

Dieses Minoritäts-Erachten zu vertheidigen, zu rechtfertigen, bin ich hierher getreten, wiewohl ich Ihnen gestehe, daß das Geschäft, welches ich übernommen habe, mir nicht unähnlich dem Geschäfte zu sein pflegt,

als hätte ich es übernommen, dem Einmaleins eine Lobrede zu halten. Denn gerade wie es mit dem Einmaleins bewandt ist, daß sich diesem gar nichts besonders Scharfsinniges oder gar Liebenswürdiges nachsagen läßt, sondern immer nur einfach soviel, es sei richtig damit, es lasse sich dem gar nicht widersprechen, es sei gar nicht auszukommen in Haus und Hof ohne das Einmaleins: gerade so ist es im Staatswesen mit dem Erbrechte beschaffen, welches ich hier zu vertheidigen übernommen habe. Da läßt sich freilich auseinandersetzen, vor welchen Uebeln das Erbrecht uns bewahrt, wie es bewahrt vor den mannigfachen und schwer empfundenen Uebeln des Zwischenreiches u. s. w. Aber am Ende kehrt es doch immer auf das Allereinfachste zurück, und wir müssen zugestehen, daß gerade da das Erb-Recht sich am Unliebenswürdigsten beweist, wo es am meisten staatsmännisch auftritt, indem es nämlich in seiner vollkommenen Ausbildung auf höchst ungalante Weise alle Frauen ausschließt von dem Throne, so lange noch Einer vom Mannesstamme vorhanden ist, indem es alle Jüngeren ausschließt, alle jüngeren Prinzen, so lange noch ein Aelterer da ist, indem es endlich keinem Prinzen einen Theil am Genusse der Herrschaft gönnt, bis die Reihe an ihn gekommen ist, überhaupt aber jedem Erbberechtigten nur das Ganze des Staates übrig läßt, indem es ihn jedes Anrechts an einen Staatstheil beraubt. Und dennoch hat dieses System der Erbherrschaft neben so vielen Herbigkeiten auch seine zarte, in das Innere der Menschheit dringende Seite. Nachdem es vor allen Dingen den Staat sicher gestellt hat, denn der Staat muß in alle Wege die Hauptsache bleiben, führt es in das Staatswesen die Wärme der Familie ein, indem es die Herrschaft an ein regierendes Haupt knüpft. Ich weiß gar wohl, daß ich hiermit, wenn ich das Lob der Erbherrschaft rede, eine Saite anschlage, die in den Augen Vieler von Ihnen längst gesprungen ist. Das aber hindert mich auf keine Weise. Erlauben Sie, daß ich eine schlichte Thatsache schlicht erzähle, wie sie sich zu Ende des Jahres 1812 in Mittel-Deutschland begab. Damals war der erste Strahl der Hoffnung nach Deutschland gedrungen, daß wir wohl des fremden Regiments erledigt werden möchten. Da fanden sich in Mittel-Deutschland Volksversammlungen zusammen, vornehmlich von Landleuten und Bauern. Man beredete sich, wie es zunächst werden solle. Darin waren Alle einig, die Fremden müßten vertrieben werden, aber solle man den alten Fürsten wieder aufnehmen, das war die Frage. Es begab sich, daß auch in einem Lande, ich will es lieber nicht nennen, wo der alte Fürst

keineswegs gelobt und sonderlich geliebt war — man wußte ihm Manches, was nicht zum Frieden diente, nachzureden — in der Schenke eines Dorfes die Sache verhandelt ward. Viel war hin- und hergesprochen worden; das Nein schien zu überwiegen. Da erhob sich unter den Vielen ein Greis, der bisher nicht gesprochen hatte, und rief: „Wahr ist's, ein alter Esel," so drückte er sich aus, „ein alter Esel ist er, aber auf den Thron seiner Väter soll er doch wieder." Sie lachen darüber, und ich sah dies so ziemlich voraus, und ich selber habe wohl auch darüber gelacht. Dennoch aber sehe ich in dieser einfachen Geschichte etwas Tieferes. Ich sehe doch darin das Gewicht eines erblichen Fürstenhauses, wie dieses die Schwächen, die Fehler, ja selbst die Laster des Individuums im Volksglauben zu überbieten vermag. Ein Haus gilt mehr als ein Individuum. Ja, nehmen Sie den Völkern, nehmen Sie dem Volksleben seine tieferen Anhänglichkeiten, die sich wohl beobachten aber keineswegs willkürlich modeln lassen; ich gehe weiter, nehmen Sie selbst dem Einzelnen seine edleren Täuschungen, so nehmen Sie das Leben selbst, sie tödten das Leben ab; Sie verwandeln damit in eine Wahrheit den melancholischen Ausspruch eines großen Dichters, der in der Wiege des Menschen nur den umgekehrten Sarg erblickt, und selbst Ihr Freiheitsjubel, von solchen Täuschungen — nennen Sie es immer so, — nicht getragen, verwandelt sich in eine leere Chimäre. Allein ich verlasse immerhin den allgemeinen Standpunkt, um auf das, was dem Vaterland jetzt noth thut, einzugehen. Sie haben durch Ihre letzte Abstimmung ein Reichsoberhaupt genehmigt, das genommen wird aus der Zahl der in Deutschland regierenden Fürsten, und haben damit zuvörderst der Einheit ihre billige Ehre gegeben, demnächst aber auch anerkannt, daß diese Einheit mit einer gewissen Machtausstattung versehen sein müsse, welche sie zur Herrschaft hinzubringt. Das war ein wichtiger Schritt zum Heile. Denn in der Einheit Deutschlands ist die Zukunft Deutschlands. Ich weiß gar wohl, daß ich in Deutschland verschrieen bin als ein arger Unitarier, als entschlossener Einheitsmann. Darf ich Ihnen sagen, wie ich das geworden bin? Ganz gewiß nicht aus Theorieen der Schule, die man mir vielleicht sonst zuschreiben möchte. Ich bin Das geworden, was ich in dieser Hinsicht bin, durch eine Kette bitterer, vaterländischer Erfahrungen in einem langen Leben. Ich bin gegeboren in einem nördlichen Winkel Deutschlands, an der Ostsee, in der Stadt Wismar. Diese ward vor nun 200 Jahren durch den westphälischen Frieden ausgeschnitten aus dem Hause Mecklenburg und mit

einer Zugabe von ein paar Quadratmeilen der Krone Schweden übergeben. Seitdem sank die frühere Blüthe der Stadt. Die Krone Schweden benutzte Wismar, um ihre Hochverräther, Staatsverschwörer und vornehmen Verbrecher, woran sie nie Mangel hatte, dahin zu entsenden. Aus Mecklenburg liefen die armen leibeignen Bauern hin, um dort ihre Zuflucht zu finden vor der Tyrannei ihrer Gutsherren. Dennoch mußten sie, einem Cartell mit der Krone Schweden gemäß, wieder ausgeliefert werden. Wie manche Aufstände habe ich als Knabe erlebt, wenn mitleidige Bürger vergeblich jene armen Bauern zu schützen trachteten; wie oft habe ich von meinem Vater gehört: „Kein Heil für uns, als in der Wiedervereinigung mit Mecklenburg." Als ich ein Knabe war, fing jene bonapartische Siegesperiode an, davon ward bei uns vernommen wie von Vorgängen in einem andern Welttheile. Höchstens, daß zu der Zeit, als das deutsche Blut in Strömen floß, sich einmal der Sorgenruf kund gab: „Wenn nur nicht der Krieg bis hierher vorwärts dringt." Nachgehends, als ich zum Jünglinge erwachsen, schlangen sich die Bande der napoleonischen Herrschaft schon fester und fester um das arme Vaterland. Das war keine leichte Zeit für einen jungen, vaterlandslosen und doch deutschen Mann, der doch einige Kraft in sich fühlte, seinen ersten Anker in der menschlichen Gesellschaft auszuwerfen in dieser Periode das allgemeinen Mißmuths, des allgemeinen Verstummens und der allgemeinen dumpfen Bekümmerniß. Hierauf endlich dieser Rettungsstrahl, jener Anfang der Erhebung in den Jahren 1812 und 1813. Wie sehr wünschte jeder Jüngling, wie sehr wünschte auch ich mein Blut daran wagen zu dürfen, daß Deutschland befreit würde. Ich war damals Professor an der Universität Kiel; Dänemark aber stand mit Napoleon im Bunde; durch diese unglückselige Zertrennung Deutschlands war ich, wie manch Anderer mit mir, von dem Kampfe für das deutsche Vaterland ausgeschlossen. Jeder Schleswig-Holsteiner, der das gethan hätte, würde von seiner Regierung als Hochverräther bezeichnet worden sein. Nun die Zeit, die darauf folgte, die Zeit der furchtbaren Täuschung aller wahren Vaterlandsfreunde. Ich will sie nicht erneuen die Schmerzen, will nicht kommen auf die schleswig-holsteinsche Sache, der ich so lange mein Dasein gewidmet; ich will nicht der hannoverschen Sache erwähnen, die mir so tief in das Herz gedrungen ist. Aber glauben Sie, daß der Mann, der das Alles erlebt, der so viele Erfahrungen unseres vaterländischen Lebens durchgemacht hat, daß der weiß, wie tief die Uebel in Deutschland wurzeln, weiß, was zu heilen ist, und

daß wir die rechte Zeit der Heilung nicht vorüber gehen lassen dürfen. Aus diesen schweren Lebensjahren habe ich die Erfahrung geschöpft, daß wir vor allen Dingen einer einheitlichen Gewalt bedürfen, einer Einheit, der das Ganze des Vaterlandes Eins und Alles ist. Alles, was ich früher in Deutschland erblickte, alle jene sogenannten kleinen Ganzen, die waren nur dazu da, um das große deutsche Ganze gründlich todtzuschlagen. Uns thut ein Herrscherhaus noth, welches gänzlich sich unserem Deutschland widmet, gänzlich in Deutschland lebt und in nichts Anderem. Ein solches Herrscherhaus kann Oesterreich uns nicht sein, es kann es nicht, denn es hängen diesem Oesterreich, bei allem seinem verdienten Ruhme, zu viele außerdeutsche Sorgen an. Oesterreich krankt an seiner Stärke ebenso sehr, wie andere Staaten an ihrer Schwäche. Die schwersten Sorgen Oesterreichs werden erst dann beginnen, wenn es den langen Lauf seiner Siege vollendet hat. Oesterreich kann uns, wie die Dinge gegenwärtig stehen, nicht vollständig angehören, es kann es nicht. Jene von Ihnen beschlossene Unterhandlung mit Oesterreich, sie kann ein Großes leisten, denn ein Großes ist schon enthalten in der glimpflichen Verständigung zweier so nahverwandter Mächte mit einander; aber ich bezweifle, daß sie zu einem praktischen Ziele wird führen können in einer langen Dauer der Zeiten. An den Hohenzollern Preußens können wir ein solches Herrscherhaus nicht nur haben, sondern mit dem schlechtesten und dem besten Willen kann es kein Sterblicher dahin bringen, daß wir es nicht an ihm hätten. Es ist gar keine Zukunft für Deutschland möglich ohne Preußen. Hier kommt es also durchaus nicht darauf an, eine Wahl zu treffen, sondern lediglich uns dieses Hauses von Anfang an dergestalt zu versichern, daß wir die Gewißheit haben, es widme sich gänzlich dem deutschen Vaterlande, alle seine Kraft und Sorge, nicht bloß als Nebengeschäft. Das ist aber keineswegs so leicht, wie Viele unter uns glauben wollen. Nicht wenige und einflußreiche und in ihrer Art auch hochverdiente Männer in Preußen sind der Meinung, daß Preußen durchaus nicht wohlthue, seine sichere Größe, seinen festen Bestand an eine unsichere deutsche Zukunft zu geben; viele solche Männer sind der Meinung, Deutschland als Ganzes sei einmal dem politischen Elende geweiht, es sei einmal, wie ein alter Dichter sagt: „unglückselig von Natur", Preußen dürfe das Opfer seines sichern Daseins nicht für eine ungewisse deutsche Zukunft bringen. Diese Männer vergessen dabei freilich etwas Großes, sie vergessen, daß die Grundlage, auf welche der große Kurfürst und Friedrich II bauten, daß diese Grundlage, nament-

lich die der absoluten Herrschaft, für immer verschwunden ist; sie vergessen, daß damals, als Preußen so tief gesunken war, Deutschland mit ihm sank; sie vergessen, daß damals, als Preußen wieder erstand und herrlich erstand, Deutschland mit ihm erstand, und daß beide Größen nicht ohne einander wieder erstanden wären. Ich will meine Meinung unbekümmert sagen, wie übel sie auch von verschiedenen Seiten aufgenommen werde. Ihr dämpfet das Feuer der Anarchie in Deutschland nicht. Ihr dämpfet dieses zerstörende Feuer weder in den kleinen Staaten noch in den mittleren, noch in den großen endlich und in dem größten der rein deutschen Staaten, als nur auf einem Wege, nur auf dem Wege, daß Ihr eine kraftvolle Einheit einsetzet, und durch diese Einheit die Bahn für die deutsche Volkskraft eröffnet, die zur Macht führt. Die Bahn der Macht ist die einzige, die den gährenden Freiheitstrieb befriedigen und sättigen wird, der sich bisher selbst nicht erkannt hat. Denn es ist nicht bloß die Freiheit, die er meint, es ist zur größeren Hälfte die Macht, die ihm bisher versagte, nach der es ihm gelüstet. Deutschland muß als solches endlich in die Reihe der politischen Großmächte des Welttheils eintreten. Das kann nur durch Preußen geschehen, und weder Preußen kann ohne Deutschland, noch Deutschland ohne Preußen genesen. Und so komme ich denn doch am Ende wieder auf Das, was ich das Einmaleins nannte, zurück. Denn das ist denn doch wohl ein ganz Einfaches, daß eine Macht wie Preußen, nicht auf die Probe berufen werde. Man kann einen Theil seines Wesens allenfalls hingeben an ein anderes, man kann allenfalls mithelfen zur Herrschaft, man kann das politische Pfuscherwerk einer Trias oder eines Turnus mit aufputzen helfen; allein sein ganzes Wesen, das giebt man nicht für 3, 6 oder 12 Jahre hin, sein ganzes Wesen giebt man nur hin, um in ein höheres Wesen für alle Dauer der Zeiten überzugehen. Ich verdamme Niemandes Abstimmung, allein, was mich persönlich angeht, ich würde glauben, gebrochen zu haben mit Allem, was mir vaterländisch theuer und heilig ist, gebrochen zu haben mit meinem Vaterlande, wenn ich anders meine Stimme abgäbe, als für die Einheit Deutschlands, für die erbliche Krone meines deutschen Vaterlandes. So bin ich gesonnen und werde so gesonnen bleiben und bis an mein Ende den Glauben festhalten, daß eine unbegreifliche Barmherzigkeit des Himmels uns vielgeprüften Deutschen endlich die Rettungsbahn geöffnet hat, die wir einschlagen müssen, wenn wir das Heil unseres Vaterlandes finden wollen.

4. An den Redacteur der Constitutionellen Zeitung in Berlin.

23. November 1850.

Sie verlangen meine Meinung über den Stand der Gegenwart, und ich sehe keinen Grund damit zurückzuhalten.

Ich verstehe aber Ihr Begehren so, daß es die Frage: Krieg? oder kein Krieg? außer dem Spiele läßt. Der Krieg ist nur ein Mittel zum Ziele. Wer seinen Zweck auf friedlichem Wege erhalten kann, und stürzt sich doch in den Krieg, ist entweder rasend oder ein Bösewicht. — Kann Preußen, ohne das Schwert zu zücken, sich selbst und Deutschland gerecht werden, so sei die Hand gesegnet, welche die Friedenspalme bietet.

Die Sache liegt übrigens nicht so verwickelt, wie Viele wähnen. Der ganz einfache Grundsatz, dem gefolgt zu sein, noch keinen Sterblichen gereut hat, der Grundsatz, daß Redlichkeit und Ueberzeugungstreue die menschlichen Dinge zusammenhalten, reicht vollkommen aus, um ihre Knoten zu lösen, ohne eine Milde der Beurtheilung auszuschließen. — Niemand nämlich, der die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur kennt, wird es den Mächtigen der Erde so schwer verargen, wenn sie fortwährend geneigt sind, die französische Revolution und was ihr Verwandtes voran geht oder nachgefolgt ist, als isolirte Ereignisse zu betrachten, die durch klugen Gebrauch der Gewalt wohl hätten vermieden werden können; haben ja doch große Denker, die ihr ganzes Leben der Betrachtung des Weltganges widmeten, diesen verhängnißvollen Irrthum nicht vermieden! Und so möge kein herber Tadel den hingeschiedenen König unseres Staates treffen, weil er, seines redlichen Willens sich bewußt, die Erfüllung von politischen Zusagen verschob, die seinem inneren Sinne widersprachen. — Allein es gab eine Grenzlinie des Verneinens, die ungestraft nicht überschritten werden konnte. — Als die Holsteiner am Bundestage um Schutz für die schleswig-holsteinische Verfassung bitten mußten, auf deren Grund ihr Herrscherhaus vor Jahrhunderten zur Herrschaft berufen ward, als dann der König von Hannover eine Verfassung aufhob, die sein Vorfahr gegeben und er selbst gebilligt hatte, und die Hannoveraner die Hülfe des Bundestages anriefen, da war man an dieser Grenze angelangt. Es lag nahe genug, eben hier, den nach andern Richtungen so oft ausgesprochenen Grundsatz zu bethätigen, daß das bestehende Recht, welches Inhalts es auch sei, in alle Wege aufrecht erhalten werden

müsse. Die Gelegenheit war gegeben, eine glänzende Bewährung deutscher Redlichkeit aufzustellen, die auch dem politischen Gegner das Geständniß hätte abnöthigen müssen: „Was auch aus deutscher Freiheit werde, die Gerechtigkeit ist uns geblieben.“ Allein das Gegentheil geschah, die königliche Gewissenhaftigkeit ward durch schlechte Rathgeber überwunden, und beide Verfassungsrechte mußten zurücktreten vor dem Trugbilde einer von Gott verliehenen landesherrlichen Machtvollkommenheit, die so wenig in der deutschen Vorzeit als im Christenthum begründet ist. — Wer aber den Gang der öffentlichen Meinung in Deutschland verfolgt hat, weiß, daß seitdem in unserm Vaterland die traurige Ueberzeugung wurzelte, es sei in Verfassungssachen keine Gerechtigkeit mehr zu erlangen; alle Fragen dieser Art würden nach österreichischen und russischen Einflüssen entschieden. Die Folgen dieser tiefen Verwundung des deutschen Volks und der Staatsehre reichen bis in den 13. März 1848 hinein, und sie entschieden am 12. Juli desselben Jahres das Schicksal des Bundestages.

Die deutsche Revolution war ausgebrochen; wo aber Revolution waltet, da steht immer der Staatsstreich lauernd hinter der Thür. Die Staatsstreiche werden gleich den Revolutionen durch den äußersten Drang der Dinge entschuldigt, und durch eine weise Benutzung der erlangten Vortheile endlich auch gerechtfertigt; auch habe ich nichts einzureden gegen den 9. November, als daß der Sieg von den Siegern zu weit verfolgt ist. — Seitdem hat die preußische Verfassungs-Urkunde gewisse Grundsätze festgestellt, von welchen sich die Staatsregierung nicht entfernen darf; sie ist vom Könige beschworen. — Gerade jetzt aber treten abermals zwei Herzen und Nieren prüfende Fälle ein. — Die Schleswig-Holsteiner haben, um ihr besseres Selbst zu retten, endlich zu den Waffen gegriffen. — Mag einer noch so erfüllt von der göttlichen Einsetzung der Fürsten sein, den will ich noch sehen, der mir beweist, daß der böse Feind die Völker eingesetzt hat, wenn aber er nicht, wer denn sonst? Auch ward die Gerechtigkeit der schleswig-holsteinischen Sache von der preußischen Regierung anerkannt und mit der That und den Waffen unterstützt; hernach aber hat dieselbe Regierung ihre Hand zurückgezogen und durch einen Frieden mit Dänemark den andern deutschen Regierungen den Weg gebahnt, ein Gleiches zu thun. Schleswig-Holstein ist seitdem seinen eignen Kräften überlassen, und wäre, wie die Welt einmal steht, auch zufrieden, wenn man es sich selbst überließe; nun aber begehren Oesterreich und Rußland, es solle durch deutsche Kräfte unter das Joch von Däne-

mark zurückgeführt werden. Gleichwohl steht fest, daß durch den Frieden vom 2. Juli dieses Jahres noch kein Recht der Herzogthümer vergeben ist, wie das auch nicht geschehen durfte; ferner, die Schleswig-Holsteiner erkennen in dem Könige von Dänemark ihren Herzog an, sie sind willig in die alten Unions-Verträge wieder einzutreten und große materielle Opfer zu bringen; ferner: Dänemark selbst wird seit 1849 nicht mehr unumschränkt beherrscht, und der König-Herzog tritt schon dadurch den Deutschen näher, deren natürliche Freunde durch Volksart und Landeslage die Dänen sind. — Alles ließe sich mithin auf dem Grunde der Gleichstellung durch freundliche Dazwischenkunft schlichten, aber nein! die Völker haben kein Recht auf ihre Rechte. Oesterreich und Rußland begehren unbedingte Unterwerfung. Die edle Mäßigung der Statthalterschaft, der Heldenmuth der Kämpfer, dem ganz Deutschland Bewunderung zollt, selbst die unermüdliche Kraft christlicher Duldung im Volke so vielem Phrasen-Christenthum der Zeit gegenüber, sind nur eben so viele Verbrechen mehr; es ist der Teufel der Revolution, der sich in das Kleid menschlicher Tugend hüllt. — An der andern Seite stehen die Kurhessen. — Ein Phrasenmacher vom Christenthum, aber von allen menschlichen Leidenschaften zerfleischt, bringt diesen altehrwürdigen Stamm an den Rand des Abgrundes, indem er die Volksvertretung einer Steuerverweigerung beschuldigt, die gar nicht stattgefunden hat. — Mag nun Einer von dem Eide des Heeres auf die Verfassung denken, wie er wolle (für den Nachdenkenden werden die Conflicte, die das Leben bringt, weder durch den Eid noch durch seine Abwesenheit gelöst), gewiß ist, daß die Pflichttreue der kurhessischen Officiere die scharfgezogene Linie der Verfassung mit peinlicher Sorgfalt einhält. — Allein auch das darf ihnen nicht zu Statten kommen, denn Pflichttreue ist allein in der blinden Unterwerfung unter den landesherrlichen Willen zu finden, den Eid, der das verbietet, brechen, ist Pflichttreue. Es ist nicht anders, denn Oesterreich gebietet es; Deutschland soll auch die Kurhessen zur Unterwerfung zwingen, soll sich mit seiner linken Hand seine rechte Hand, so nenne ich seine edelsten Stämme, abhauen. — Was habe ich noch zu sagen? Wenn die Schleswig-Holsteiner und die Kurhessen dem Verderben überliefert werden und Preußen, was der Himmel gnädig verhüte, dem zusieht, so wird eben damit erklärt, daß keine, auch beschworne, deutsche Staats-Verfassung eine andere Verbürgung habe, als die Willkür des jedesmaligen Herrschers, und das deutsche Volk weiß, woran es ist. — Dieses Mal findet kein Irrthum, keine Beschönigung irgend statt. Redlichkeit und Ueberzeugungs-

treue werden der nimmersatten Gier und Unumschränktheit zum Opfer gebracht. Und die Folgen? Lassen Sie mich immerhin wiederholen, was ich in finsterer Ahnung schon voriges Jahr an einem anderen Orte aussprach: Ich rühme mich keiner Prophetengabe, allein ich spreche ohne Scheu aus, was mein inneres Gemüth mir sagt: Sollte diese große Bewegung an dem Uebermuthe der Könige von Napoleons Gnaden scheitern, und das Heil unseres Volkes sich noch einmal zur Nebensache verflüchtigen, so hemmt, wenn es abermals fluthet, kein Damm die wilden Gewässer mehr, und der Wanderer wird die Reste der alten deutschen Monarchie in den Grabgewölben ihrer Dynastien aufsuchen müssen.

---

5. Eine Auseinandersetzung mit mir selbst gepflogen.

Christus. Marthin Luther. Gustav Adolf.

10. Januar 1854.

Ich will zu meiner eigenen Stützung einige Gedanken über große Fragen zu Papier bringen, wohl bewußt übrigens, daß das, was dem Einen Beruhigung gewährt, einen Andern leicht in Unruhe versetzt.

Jede große Idee, welche die Welt befruchtet, trägt neben dem Lichte, welches von ihr ausgeht, auch eine Zuthat von irdischer Flamme in sich, welche Zuthat zwar gar sehr dazu dient, dem trägen Menschengeschlecht das unvergängliche Brandmal dieser Idee aufzuprägen; allein die Flamme schlägt leicht weiter um sich zum verderblichen Brande, dessen Rauch das Licht verdunkelt.

Mögen Andere nun den vergleichenden Maßstab an die Ideen selbst legen, mir ist es wichtig überall nach dem schützenden Leuchter zu sehen, der jeder Idee unterzubreiten ist, damit ihr Zündstoff unschädlich werde. Wer das aus dem Grunde versteht, ist der größeste Wohlthäter der Menschheit. Allein freilich, je gewaltiger die Idee, um so schwerer den irdischen Träger derselben auszufinden.

Christus, der dem erhabensten und innigsten aller menschlichen Gedanken sein Leben widmete, ist mir erst ganz verständlich, seit ich ihn einfach als den Sohn des Zimmermanns Joseph und der Maria faßte und selbst einigen menschlichen Tadel an ihn komme lasse. Es ist eine

häßliche Vorstellung, daß Maria, nachdem sie einen Gottessohn geboren, sich nun dem Zimmermann in gewöhnlicher Ehe gesellt habe und ihm eine Menge von Brüdern und Schwestern geboren habe, und ich verarge es den Katholiken durchaus nicht, daß sie der mystischen Auffassung folgend ungeachtet der klaren Aussprüche der Evangelisten*) von jenen Geschwistern Jesu nichts wissen wollen. In Absicht der vielen Wunder Jesu aber bescheide ich mich nicht zu wissen, wie weit die Macht einer von göttlichen Dingen ganz durchdrungenen, ihrer höheren Sendung vertrauenden Persönlichkeit über menschliche Gebrechen gehe, wiewohl mir die Mehrzahl dieser Wundergeschichten eher lästig als erbaulich ist. Für den Kern der Lehre Jesu halte ich die Worte, die er selbst als solchen bezeichnet: „Du sollst den Herrn deinen Gott lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deinem ganzen Gedanken! Dies ist das große und erste Gebot. Ein anderes aber ist ihm ähnlich: Du sollst lieben deinen Nächsten wie dich selbst. In diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.''**) Also Gottesliebe und Menschenliebe, die beiden Angeln aller Tugend. Daß der Mensch seinen nächsten Nächsten, sich selbst lieben werde, wird als natürlich vorausgesetzt und darum nicht geboten, nur als Maßstab der Nächstenliebe einfach hingestellt. Gewiß aber wäre es höchst tadelnswerth, wenn der Mensch in der Liebe zu sich selbst zurückbliebe. Er soll sein Selbst nicht bloß materiell erhalten, sondern auch mit Tugend und Erkenntniß ausstatten, wozu wieder auch materielle Bildungsmittel erforderlich sind. Darum ist mir die Zurückweisung immer hart und unverdient erschienen, welche der junge Mann von Christo erfährt, der, im Uebrigen auf unsträflichen Wegen, nur seine Habe nicht den Armen geben will.***) Kann sein, daß Christus erkannte, daß das Herz des Jünglings doch übermäßig an seinem Reichthum hange, allein der Evangelist faßt offenbar die Armuth selbst als ein Verdienst auf, was diese keineswegs ist; vielmehr gehen täglich wohl eben so viele Menschen durch Armuth sittlich zu Grunde als durch die verweichlichenden Genüsse des Reichthums. Und aus eben dieser schiefen Auffassung stammt die übermäßige Empfehlung der Almosen, welches doch die unbedachteste Weise der Armenunterstützung ist, und von da ist wieder der Weg nicht weit zu allen den Abquälungen

*) Matth. 13, 55—57.

**) Ev. Matth. 22, 37—40. Ewalds Uebersetzung.

***) Matth. 19, 16 ff. Marc. 10, 17 ff.

der Menschennatur, sei es durch zurückgezogene Büßungen und Lebensweisen aller Art, sei es durch das lärmende Treiben der Kreuzfahrten, deren Geschichte so reich an Narrheit und an Seelengröße ist. Auf den Pfeilern des Unsinns wurden die Brücken zum Himmelreiche gebaut. Einmal (im Jahre 1213) zogen sogar auf den Spruch hin: Lasset die Kindlein zu mir kommen, 20,000 Kinder aus, um Jerusalem wieder zu gewinnen; die Mehrzahl aber von ihnen ging schon in Italien und Frankreich zu Grunde oder wurde zu Sclaven verkauft. Wenn ich Dichter wäre, so würde ich eins von diesen Kindern, welches in der Sclaverei der Ungläubigen lebt, gänzlich abfallen lassen vom Christenthum, aber es auch den Weg wieder zurückfinden lassen zu dem Kerne der gereinigten Lehre. Wirklich bewahrt Christus seine Lehre insofern vor den drohendsten Verirrungen, als er die weltlichen Schranken ehrend dem Kaiser befiehlt zu geben was des Kaisers ist, und als er ferner alle Hoffnung auf irdische Größe seinen Anhängern abschneidend auf den innern Trost und das Jenseits hinweist, und endlich für die Fülle dieser Ueberzeugungen sich als Opfer hingiebt.

Man muß indeß zugestehen, daß eine Religion, welche sich in goldene Lehren der Weisheit und Tugend aufgelöst hat, für die große Mehrzahl der Menschen eben darum keine Religion mehr ist, besonders für diejenigen nicht, welche mit langer Bedrängniß zu kämpfen haben. Der vielgeplagte Mensch will aus seiner Religion Bürgschaften und Verheißungen schöpfen, die ihn unmittelbar vom Staube des Elends zum Himmel aufrichten; und das leistet im vollen Maße der Katholicismus, wenn er im unbedingt gläubigen, von keinem Wissensdrange berührten Gemüthe aufgefaßt wird, ohne alle Einmischung der traurigen Geschichte der Hierarchie. Die Theologie des Protestantismus erscheint ohne ihre Schuld nur als Menschenwerk gegen diesen Wunderbau, und ich begreife Niebuhr recht gut, wenn er in vertrautem Gespräch mir mehr als einmal wiederholte: „wir bedürfen einer neuen Religion." Denn wie die Wissenschaftlichen der Zeit sich auch stellen mögen, eine Lücke bleibt in unserm Wesen, und je weniger einer selbst sie fühlt, um so gewisser mag er sein, daß sie dem Blicke Anderer nicht entgeht.

Allein man kann sich nun einmal keine Flügel künstlich ansetzen; aber Jedermann hüte sich einen einfachen Herzensglauben zu stören und befleißige sich in Eintracht mit Andersgläubigen zu leben. Dazu hat auch der Mann, der den gewaltig klaffenden Riß im Vaterlande verursachte, den Grund mit tiefer Einsicht gelegt.

Denn eben wie Martin Luther von Anfang her Sorge trug, daß nicht durch die kirchliche Bewegung der weltliche Grund der Staaten erschüttert werde, so leuchtete ihm auch bei wachsender Erfahrung ein, es sei nach Lage der Dinge, da Kaiser und Reich sich gegen die Kirchenverbesserung erklärt, unmöglich den Katholicismus gänzlich vom deutschen Boden wegzutilgen. Darum konnte er dem Bemühen Melanchthons, in der Augsburgischen Confession den Unterschied zwischen beiden Bekenntnissen so wenig schroff als möglich hervortreten zu lassen, seinen vollen Beifall nicht geben. Denn seit die neue Lehre durch Kaiser und Reich verurtheilt war, konnte sie nicht mehr zur Verbesserung des alten Kirchenglaubens benutzt werden; sie mußte entweder untergehen oder sich das Recht, neben der alten Kirche geduldet zu werden, durch einen förmlichen Staatsvertrag erwerben, wie das wirklich wenige Jahre nach Luthers Tode durch den Augsburger Religionsfrieden geschah. Daß dem so sei, erkannte Luther mit völliger Klarheit, und eben diese Einsicht bildet einen mächtigen Bestandtheil seiner Ueberlegenheit in allem äußeren Thun, während Melanchthon, eben so rein in seinen Beweggründen, über die Schwäche nicht hinauskam, da durch Gründe und Nachgiebigkeit versöhnen zu wollen, wo allein durch beharrlichen Widerstand etwas auszurichten war. Es ist freilich wahr, daß Luther durch seine Härte gegen die Zwinglianer dem politischen Gewichte seiner Partei sehr geschadet hat, allein eine Accommodation bloß um des äußeren Friedens willen ohne innere Ueberzeugung hätte Luther im Marke seines Wesens aufgezehrt, und die ihm durchaus fremde Auffassung, daß ja die Aussagen der Evangelisten am Ende unsern Glauben nicht binden, würde auch noch heute von evangelischen Bevölkerungen nicht ertragen werden. Die gläubigen Herzen würden lieber zur vollen (mündlichen und schriftlichen) Tradition zurückkehren, als eine solche Freiheit des Glaubens theilen, ja auch nur gestatten.

Erst vor König Gustav Adolf eröffnete sich unclausulirt die reiche Erbschaft der Ideen, die von Anfang her im Lutherthum lagen, die aber der Stifter lieber einstweilen verschüttet daliegen sah, als daß er vorschnell ihre Entwickelung gepflegt hätte. Jetzt aber war unter Leiden vollauf die Fülle der Zeiten erschienen. Lange genug hatte man Abgedroschenes abermals gedroschen, die Freiheit des menschlichen Willens, die leibliche Gegenwart Christi im Abendmale; hohe Zeit war es, das reine Korn endlich auf den Markt des Lebens mit vereinigten Kräften zu bringen, und der lutherische Gustav Adolf ersah sich in dem jungen

Calvinisten Friedrich Wilhelm von Brandenburg seinen künftigen Schwiegersohn, und wäre Gustav Adolf, wie er es beabsichtigte, römischer König und endlich deutscher Kaiser geworden, so würde selbst der unduldsame Jesuit den Segen einer Duldsamkeit empfunden haben, die über dem Streite der Parteien steht. Allein der Schwede, dessen Geist so hoch und so weit in die Ferne sah, erlag in Folge seiner körperlichen Kurzsichtigkeit auf dem Felde von Lützen und der große Kurfürst blieb in den westphälisch-märkisch-preußischen Sorgen sein Leben lang eingeklemmt.

Schied nun aber auch der Schwede von dem unvollendeten Werk davon, sein Geist wirkte fort; mit der Verweltlichung der geistlichen Territorien ward rüstig vorwärts geschritten, trotz der päpstlichen Protestation. Selbst der Wiener Hof ließ sich im westphälischen Frieden die Neuerung lieber gefallen, als daß er eines seiner Hauslande zur Entschädigung hergegeben hätte; er fand auch mit der Zeit selbst Gefallen an der Erwerbung solcher verweltlichter Lande, und so verschwand mit dem Jahre 1803 auch die letzte Spur geistlichen Staates vom deutschen Reichsboden. In demselben Sinne wie Gustav Adolf die störenden Residuen des Mittelalters wegräumte, bildete der große Kurfürst aus seinen herzoglichen Preußen, seinen Märkern, Magdeburgern, Westphalen einen preußischen Staat heraus; niemand in seinem Gebiete durfte mehr fragen, was geht unsern Herzog ein Krieg des Kurfürsten von Brandenburg an? Blieb dabei auch eine Menge halbveralteter landständischer Verfassungen auf dem Wahlplatze, war es auch eine große Schwäche des Herrn, daß er am Ende seiner Laufbahn gern eine Anzahl seiner nachgeborenen Söhne auf Kosten der frisch errungenen Staatseinheit zu regierenden Herren gemacht hätte; nun in der großen geschichtlichen Rechnung muß man die kleineren Brüche fallen lassen. Die großen Gesetze über die Bewegung der Himmelskörper, welche Kepler ausfand, bestehen ja leuchtend fort, obgleich derselbe Kepler dem Wallenstein das falsche Horoskop stellte, er werde im 70. Lebensjahre am Fieber sterben.

Dem preußischen Staate, der auf den Thaten Luthers ruht, ist offenbar eine große Bestimmung vorgezeichnet, mit der es aber nicht recht zur Erfüllung kommen will. Denn welch ein strahlendes Gestirn Friedrich der Große auch war, und wie viel das auch sagen wollte, was ihm gelang, Preußen binnen kurzer Frist als Großmacht in unsere Staatengesellschaft einzuschwärzen, Friedrichs Regierung ermangelte doch zu sehr des idealen Inhalts, um dem Charakter des deutschen Volkes ganz zuzusagen. Zwar Duldung vollauf, aber neben ihr nahm die

Gleichgültigkeit gegen alle Tröstungen der Religion Platz, und auch der Spott drängte sich ein. Ferner: man kann sich ganz klar darüber sein, daß, wer das Heil von Millionen wahrzunehmen hat, den Muth haben müsse, manche Tugend des Privatmanns und manches Privatglück niederzutreten, und gleichwohl sich durch das Behagen verletzt fühlen, mit welchem der Held des Jahrhunderts von einem Bündnisse zum andern hinüberspringt, durch das Wohlgefallen daran selbst manchmal über seinen wahren Vortheil hinausgetrieben. Still hier von den polnischen Theilungen; allein sich mit Katharinen von Rußland im Geheimen dahin verbünden, daß ja Polen und Schweden ihre schlechten Verfassungen mit nichtiger Königsmacht behalten müssen, das heißt dem nächsten Vortheil die Grundfesten der Monarchie aufopfern, das heißt die enttäuschten Völker in Revolutionen einüben.

Sieht man inzwischen vom idealen Inhalt ab, den der Deutsche nun einmal auf die Dauer nicht missen kann, so übte der Preuße unter seinem zweiten und dritten Könige Vielfaches ein, was zur guten Lebensordnung gehört und in andern Staaten durchaus nicht so achtbar zu finden war. Die Kräfte wurden wunderbar einexercirt in den nützlichen Werken des Krieges und des Friedens, und wenn Friedrich, der nur zu sehr Einzige, auf den Alles ankam, seinen Staat nicht auf festestem Grunde baute, was Treue in Noth und Tod leisten kann, das ward geleistet.

Als freilich der Einzige von der Erde ging und selbstzufriedene Mittelmäßigkeit an seine Stelle trat und die so Kleinen sich lauter machten als je der Große gethan, da fingen die Nachbarn sich zu fragen an, wie es denn mit der neuen europäischen Großmacht stehe? Und zwanzig Jahre nach Friedrichs Tode fiel das Gebäude Friedrichs in Trümmer durch eine Menschenkraft, die sich ebenfalls der Einzigkeit rühmen konnte.

Ich halte aber besonders gern an der Wahrheit fest, daß, als es nun am Ende den Sturz des Uebermüthigen galt, es der knorrige, unliebenswürdige, im stärksten Sinne des Worts altpreußische York war, der die Bahn dazu brach. Wenn einem Manne dieser Art in seiner innern Drangsal ein Licht darüber aufging, daß die preußische Disciplin denn doch nicht für alle Fälle ausreiche, sondern ein höheres Element deutscher Freiheit die schließliche Entscheidung abgebe, so mußte das sicherlich so wahr sein. Das Uebrige habe dann, trotz aller Unfähigkeit Schwarzenbergs und des übeln Willens von Bernadotte, Blücher und Gneisenau, Bülow und wieder York gethan, durchaus nicht zu vergessen den durch

Stein stets bei der Stange gehaltenen Alexander, den einzigen der Monarchen, der es gründlich auf den Sturz Napoleons abgesehen hatte.

Denn der Sturz Napoleons mußte nothwendig erstrebt werden von den Deutschen, deren politische Lage durchaus keine Ausgleichung mit diesem verführerischen Geiste ertragen konnte, allein im höchsten Grade wünschenswerth wäre es für das deutsche Volk gewesen, hätte es dieses Ziel erst durch die Ertragung mehrerer Kriegsjahre erreicht. Wie es nun durch den Abfall der Franzosen von ihrem Abgotte überrasch ging, blieb die Rheinbundsacte das Muster für die deutsche Bundesacte, nur daß der Protector nicht mehr im Auslande gesucht wurde. Jetzt war Deutschland beisammen, aber niemand schützte Deutschland; denn Oesterreich und Preußen schützten nur, was ihren eigenen Neigungen und Interessen entsprach.

Das Jahr 1848 hat vollends gezeigt, daß es mit der politischen Einsicht des deutschen Volkes nicht besser bewandt ist, als mit dem Werthe und guten Willen seiner Fürsten. Es ließen sich bloß Ziele stecken, um deren Erreichung ein gehobeneres Zeitalter sich vielleicht bemüht. Dermalen ist die Jugend alt und kalt und das Alter frisch und hitzig in Geldspeculationen, am meisten das frömmelnde.

Gewiß scheint: die Frömmelei wird den Sieg nicht davon tragen über den geschlossenen Phalanx der den Deutschen vertrauten Wissenschaft; und nicht unwahrscheinlich, daß aus dem gesteigerten Unsinne des neunten Pius sich ein Widerstand des niederen Klerus, der der Wissenschaft zugänglich geworden ist, sich entwickelt.

Dagegen bleibt wenig Hoffnung, daß sich das deutsche Volk einmal mit vereinten Kräften für seine politische Wiedergeburt anstrengen werde. Es bedarf dazu einer nachhaltigen Anregung von Außen her. Hierzu könnte es kommen, wenn man in England sich endlich einmal klar machte, daß die britische Macht, wie sie schon in den andern Welttheilen durch die nordamerikanischen Freistaaten beengt ist, so in Europa vollends und Asien schwer bedroht wird, sobald Frankreich und Rußland dauernd zusammenhalten. Ein durch politische Einheit mächtiges, volksfreies Deutschland kann hier allein aushelfen.
